

**Göttingische**  
**gelehrte Anzeigen.**

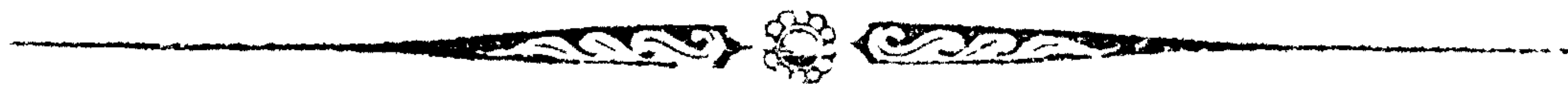
Unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

**Der zweite Band**

auf das Jahr 1845.



**Göttingen,**

gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.

# öttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1845

---

by unknown author

Göttingen; 1845

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

69. 70. Stück.

Den 1. Mai 1845.

---

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'Plantae javanicae rariores, descriptae iconibusque illustratae, quas in Java legit etc. Th. Horsfield. Descriptiones et characteres plurimarum elaboravit J. Bennett; observationes structuram et affinitates praesertim respicientes passim adjecit Rob. Brown.'

Das Carpellarblatt ist als Rhaphe beschrieben, das atrop hängende Ei ist für aufrecht und anatrop angesehen. Hieraus geht hervor, daß Podocarpus, wie auch Dacrydium, nicht zu den Taxineen gehören, sondern wahre Abietineen darstellen, deren weiblicher Zapfen auf eine oder wenige Blüten beschränkt ist. Hierfür sprechen auch die zweifächerigen Antheren und die Strukturverhältnisse des Pollens, welcher genau mit dem von Pinus übereinkommt. Der Unterschied von Dacrydium und Podocarpus beschränkt sich nach Rob. Brown darauf, daß in der erstern Gattung der auswachsende Samen die Testa durchbricht und an Größe übertrifft, während die letztere beständig

von zwei Samenschalen und einerseits von der Carpellleiste eingeschlossene Samen besitzt. Bennett fügt zu diesen Bemerkungen über *Podocarpus* noch einige wichtige Beobachtungen über die Pollenformen der Coniferen im Allgemeinen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß, wo die Antheren zweifächerig sind, die Structur des Pollens der von *Pinus* gleicht; und *Larix* mit großem, kugelförmigen, von zwei Membranen umgebenen Pollen stehe in dieser Beziehung ganz isoliert da: eine dritte Membran, welche Mohl beschreibt, leugnet er. Die mehrfächerigen Antheren der Coniferen besitzen hingegen einen kugelförmigen Pollen, dessen äußere Membran durch Endosmose von Wasser leicht zerrissen wird, worauf das Korn in eine Schleimmasse eingebettet erscheint, worin die innerste Membran mit körnigem Inhalte nur einen kleinen Raum einnimmt: und der Bau von *Araucaria* ist ihm noch zweifelhaft.

Ausgeführte Monographien hat R. Brown von den beiden Gruppen der Gyrtandreen und Sterculieen gegeben. Die erstere ist besonders dadurch merkwürdig, daß der Verf. entschieden gegen die zumahl in Deutschland neuerlich verbreiteten Ansichten über den Antheil der Nere an der Fruchtbildung auftritt und sich ausführlich über die Gründe verbreitet, welche ihn bestimmen, bei der Theorie zu verharren, daß die Eier aus den Carpellblättern entspringen. Sogar der Meinung Fenzl's und Anderer, daß nicht bloß der Rand, sondern in vielen Fällen auch der Mittelnerve des Carpophylls Eier erzeuge, ist er abgeneigt und gesteht diese Bildung nur bei den *Hydropeltideen* zu. Von hieraus kann die Ciproduction sich über die Fläche des Carpophylls ausbreiten, aber auch diesen Fall nimmt Brown nur bei den *Nymphaeaceen*, *Butomeen*

und Cardizabaleen an. Dasselbe kann jedoch auch bei der Marginalplacentation eintreten, wie ich es bei den Swertieen nachgewiesen habe. Da jedoch R. Brown ausdrücklich angibt, daß bei den Gentianeen die Axt des Carpellblatts niemahls Eier erzeuge, so scheint er den Bau von Menyanthes nicht so zu verstehen, wie ich ihn beschrieben habe. Von dieser Gattung abgesehen aber darf ich bemerken, daß ich in R. Browns eingeschalteten Bemerkungen über die Gentianeen und Drobancheen nichts dem Ergebnis meiner Untersuchungen Widersprechendes finde. Den Hauptgrund, daß die Carpophyllränder überall (außer den angegebenen Fällen) die Eier erzeugen, sieht der Verf. mit Recht in denjenigen Monstrositäten von *Sempervivum tectorum*, *Salix oleifolia*, *Tropaeolum majus* und *Cochlearia Armoracia*, wo Staubgefäße in Ei tragende Carpelle verwandelt waren. Die Schriftsteller, welche eine spätere Verbindung von Axttheilen mit den Carpellblättern annehmen, scheinen in der That nicht zu berücksichtigen, daß während der Eierzeugung an diesen Vegetationspunkten noch keine Gefäßbündel gebildet sind. Wenn sich diese später bis zur Chalaza verzweigen, so ist es ganz willkürlich, ob man dies so ausdrücken will, daß dieselben von der Axt ausgehend als Theile derselben anzusehen sind, oder vielmehr, daß diese Gefäße sich im Carpophyll selbst bilden. Das Letztere ist gewiß der naturgemähere Ausdruck, indem alle Gefäßbündel der blattartigen Blütenorgane vom Torus aus in dieselben eintreten. Ob sich inzwischen wirklich alle Fälle von centraler Placentation mit der Brownschen Theorie vereinigen lassen, wird sich erst beim weitem Fortschritt unserer Kenntnisse von deren Entwicklung ergeben: aber merkwürdig ist es gewiß, daß eine solche

Autorität wie die R. Brown's, ohne Zweifel gestützt auf Forschungen dieser Art, den Satz in voller Allgemeinheit gelten läßt, indem über die Placenta centralis die Worte des Textes lauten: the supposed inflected portions (des Carpophylls nämlich) being removed or reabsorbed so completely in a very early stage of its development as to leave no trace of their existence either on the walls of the cavity or on the surface of the central placenta, which may either be polyspermous, or produce only a smaller and definite number of ovula having a relation to its supposed component parts, or, lastly, in some cases be reduced to a single ovulum. Hiermit ist der Satz in aller Entschiedenheit bis zu den Plumbagineen hin ausgesprochen, des Ovarium inferum geschieht keine Erwähnung, aber auch die Ansichten Fenzl's über die den Gyrtandreen nahe stehende Familie der Bignoniaceen erscheinen hierdurch von R. Brown's Seite abgelehnt.

Bei den Sterculieen hat R. Brown eine Anomalie in der Entwicklung des Embryo wahrscheinlich gemacht, welche bis jetzt ohne Beispiel im ganzen Pflanzenreiche dasteht. In dieser Gruppe scheint auch da, wo die Radicula vom Hilum abgewendet ist, demohngeachtet eine anatrope Einkrümmung Statt zu finden. Bei mehreren Arten von *Sterculia* beobachtete Brown das Foramen dicht neben dem Insertionspunkte des Eies, während im Samen der gerade Embryo gegen diesen Punkt mit der Plumula gerichtet ist. Bis jetzt gab es keine Beobachtung, wo die Richtung der Radicula unabhängig von der Lage des Foramen sich gezeigt hätte. In einer Gattung liegt der Embryo quer und in andern hat er die normale Lage der

Radicula neben dem Hilum. In allen diesen Fällen ist R. Brown geneigt eine anatrophe Einkrümmung anzunehmen. Die abgewendete Radicula besitzt nur Sterculia, von welcher Gattung Brown beinahe 50 Arten charakterisiert; die Querlage zeigt Firmiana mit 2 Arten; die übrigen Gattungen der Gruppe mit normaler Lage des Embryo sind Brachychiton, Pterygota, Hildegardia, Scaphium, Pterocymbium, Courtenia, Cola, Heritiera, an Artenzahl etwa nur den vierten Theil der obigen bildend. Die unveränderlichen Charaktere, welche diesen Gattungen gemein sind, bestehen in der Trennung der Geschlechter, der fehlenden Blumenkrone, dem gefärbten, klappig aestivierten Kelch, hypogynischer Insertion, zweifächerigen Antheren und bei der Reife völlig getrennten Carpodien.

Dr Grisebach.

### L o n d o n.

John Murray 1843. Letters on South-America; comprising Travels on the banks of the Paraná and Rio de la Plata, by J. P. and W. P. Robertson. In three Volumes. Band 1 XI und 320 Seiten, Bd. 2 300 Seiten und Bd. 3 345 Seiten in Octav.

Die Verfasser dieser Briefe erklären in der Einleitung, daß der große Beifall, den ihre in der That sehr werthvollen Briefe über Paraguay (Letters on Paraguay comprising an account of 4 years' residence in that Republic, under the Government of the Dictator Francia, 2 Theile und Francia's Reign of terror, 1 Bd. London 1836 — 39) gefunden, die Hauptveranlassung zur Herausgabe dieses Werkes gegeben habe. Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn die Verf. mit

derselben Offenheit auf dem Titel ihres Werkes bemerkt hätten, daß die dort genannten Reisen zu einer Zeit gemacht worden, die schon über ein Vierteljahrhundert zurück liegt. Denn wer das Werk seinem Titel nach in der Meinung zur Hand nimmt, hier eine neuere Reisebeschreibung und neuere statistische und geographische Nachrichten zu finden, könnte leicht in dem Uumuth über die erfahrene Täuschung das Werk wieder weglegen ohne, wie erst mit einem weitem Eindringen in dasselbe der Fall sein kann, zu der Einsicht zu gelangen, daß dies Werk gleichwohl zur Kenntniß der socialen und politischen Verhältnisse eines sehr wichtigen Theils von Südamerika einen höchst schätzbaren Beitrag liefert und in der That mit zu den unentbehrlichen Quellen zur richtigen Würdigung der gegenwärtigen Zustände jenes Landes gezählt werden muß.

Um den Leser im Allgemeinen mit dem Inhalte der vorliegenden Briefe bekannt zu machen, müssen wir die Bemerkung voraus schicken, daß die Verf., zwei Brüder, zu der großen Anzahl derjenigen unternehmenden britischen Kaufleute gehören, welche gleich beim ersten Anfange der politischen Bewegungen in den spanisch-amerikanischen Colonien sich nach den neu geöffneten Häfen begaben, um dort ihr Glück zu versuchen. Unsere Verf., beide noch sehr jung, gingen nach Buenos-Ayres, dem großen Stapelplatze der Erzeugnisse eines reichen unermesslichen Binnenlandes. Hier aber war noch nichts organisiert. Sie mußten um Producte zu erhalten, diese selbst bei den Producenten aufsuchen, sie mußten im Innern auf den Estancias das Vieh kaufen, dessen Häute sie exportieren wollten, sie mußten den Eigenthümer durch Vorschüsse zur Lieferung seiner Erzeugnisse in den Stand setzen,

mußten diese aus dem Innern an die Ufer des Paraná schaffen, hier an verschiedenen Orten Niederlagen halten und den weiteren Transport nach dem Seehafen besorgen. Ihre Thätigkeit und Kühnheit wurde mit Erfolg belohnt und ihr Geschäft ward immer großartiger. Eben so schwierig aber wie die Organisirung ihrer kaufmännischen Operationen war die Beschützung derselben bei den damaligen politischen Zuständen des Landes. Vom Schutz der Geseze konnte keine Rede sein, ein Jeder mußte für sich selbst sorgen und so mußten auch sie zum Schutz ihres Lebens und ihres Eigenthums sich auf ihre eigenen Mittel verlassen. Sie hatten die tapfersten, die wildesten Gauchos behufs ihrer Handelsunternehmungen in Dienst und Sold und, wo damals Keiner ohne Lebensgefahr reisen konnte, da eskortierten sie sicher große Transporte von Waaren und Summen baaren Geldes von hohem Betrag. Auf diese Weise lernten unsere beiden Verfasser einen großen Theil des Landes genau kennen, sie erhielten Einsicht in dessen statistische Verhältnisse, sie kamen in die engste Berührung mit den verschiedensten Classen der Bevölkerung, nicht selten aber auch in unglückliche Collision mit den Parteigängern der oft wechselnden Machthaber, welche im Namen der Freiheit als Räuberhefs das Land plündernd und mordend durchzogen. Doch muthig bis zur Tollkühnheit, ausdauernd, flug und dabei redlich und gerade, wußten die beiden Brüder nicht allein immer den Kopf oben zu halten, sie wußten auch jede ihnen dargebotene Gelegenheit zur eigenen Belehrung über geographische, statistische und sociale Verhältnisse des Landes zu benutzen, kurz, sie zeigen sich überall als zwei würdige Repräsentanten desjenigen intelligenten und thatkräftigen Kaufmannsstan-

des, der den Britten die gründlichsten Kenner fernere Länder und die umsichtigsten Agenten zur Ausbreitung ihrer commerciellen und politischen Macht über den Erdboden liefert. Dies bezeugen auf das Klarste die hier mitgetheilten Briefe, in denen die Verfasser uns Erinnerungen aus ihrem Leben in Südamerika, Berichte über die demahligen politischen Ereignisse in der argentinischen Republik und Betrachtungen über die Veranlassung und die Folgen jener Ereignisse mittheilen. Die Briefe sind an den bekannten General, jetzt peruanischen Feldmarschall Miller gerichtet, dem Verf. der interessanten *Memoirs of Gen. Miller in the service of the Rep. of Peru*, einen der Männer, welche am eifrigsten für die Sache der Republikaner in Südamerika gekämpft haben und der bis in die neueste Zeit eine bedeutende und ehrenvolle politische Rolle in Columbien, Bolivia und Peru gespielt hat, und daß unsere Verfasser von diesem gründlichsten Kenner der neuesten Geschichte des spanischen Amerikas die Erlaubnis erhalten haben, sich mit ihren Mittheilungen an ihn zu wenden, scheint uns ebenfalls als ein Zeichen für die Bedeutung dieser Mittheilungen angesehen werden zu können, wie denn auch aus Allem hervor geht, daß die Verfasser auch nach ihrer Rückkehr ins Vaterland im lebendigen Verkehr geblieben sind mit dem Lande, in welchem sie ihr kräftigstes Mannsalter in saurer aber großartiger Berufsthätigkeit verlebt haben.

Der Manigfaltigkeit des Inhalts wegen lassen sich die vorliegenden Briefe nicht durch Auszüge hinlänglich charakterisieren. Dem größeren Theile nach sind es so genannte Lebensbilder, und in der That treue Bilder und voll Leben. Sehr oft wird der Leser glauben einen Roman vor sich zu haben und vielleicht mögen auch zuweilen die Verfasser



die Situationen etwas frei gewählt haben, indes nirgends findet man Veranlassung an der historischen Treue derselben zu zweifeln. Ihr Charakter ist so fern von allem Extravaganzen, von aller Gasconade, ihre Schilderungen tragen zu unverkennbar das Gepräge der localen Wirklichkeit, als daß man sie mit solchen Phantasiegemälden vergleichen möchte, wie sie uns als Lebensbilder aus fremden Ländern heut zu Tage von Literaten von Fach vorgeführt zu werden pflegen. — Des bezeichneten Inhalts ist besonders der erste Band und ein Theil des zweiten Bandes. Die Erzählung fängt mit der Ankunft zu Corrientes, der Hauptstadt der argentinischen Provinz Entre Rios an und umfaßt die Erlebnisse der Verfasser während eines beinahe zweijährigen sehr wechselnden Aufenthaltes an den Ufern des Paraná und in den benachbarten Ebenen. Der 26ste Brief (Band 2 S. 35 ff.) beschreibt die Rückreise von Goya (am Paraná), wo die Verfasser längere Zeit ihr Quartier aufgeschlagen hatten, nach Buenos-Ayres, wo sie zu Ende des Jahrs 1816 eintrafen. Der 27ste Brief schildert die große vortheilhafte Veränderung welche die genannte Stadt seit dem Jahre 1810, in welchem sie zuerst dahin kamen, nicht sowohl durch die Revolution als durch den Verkehr mit Fremden erhalten hatte. Mit diesem Briefe unterbrechen die Verf. die Erzählung ihrer persönlichen Erlebnisse, welche sie bisher abwechselnd, jeder der Brüder für sich dem General Miller mitgetheilt hatten, und lassen nun eine Reihe gemeinschaftlich abgefaßter Briefe (Br. 28—40. S. 73 bis 253) folgen, in denen sie theils nach eigener Anschauung, theils nach Mittheilungen einflußreicher Theilnehmer eine Skizze der Revolution von Buenos-Ayres entwerfen. Hier erscheint nun zwar

manches Bekannte, die gründliche Art und Weise jedoch, in welcher die Verfasser, so vertraut mit den Verhältnissen des Landes und mit den meisten der Persönlichkeiten, die in der Revolution eine Rolle gespielt haben, die mitgetheilten Thatsachen zu beleuchten wissen, wird auch dem, der die Geschichte dieses Unabhängigkeitskrieges kennt, diese Skizze von bedeutendem Werth machen. Die fünf letzten Briefe des zweiten Bandes bringen noch einige statistische und meteorologische Nachrichten über Buenos = Ayres, welche jedoch nach den hierüber neuerdings von Núñez, Sir Woodbine Parish und Ad. Brunel bekannt gemachten Beobachtungen weniger erheblich sind, als die vielfachen statistischen und geographischen Notizen, welche beiläufig in den Briefen des ersten Bandes vorkommen.

Der dritte Band führt uns, gewis jedem Leser unerwartet, nach — England und Schottland. Der ältere Bruder reiset nach Hause, theils um nach langer Abwesenheit die geliebte Heimath wieder zu sehen, theils um daselbst Geschäfte einzuleiten für das neue Haus, welches beide Brüder gemeinschaftlich in Buenos = Ayres zu etablieren beabsichtigten. Wir folgen dem Hrn S. P. Robertson nicht auf diese Reise, über welche er übrigens einige sehr interessante Briefe (S. 1—48) mittheilt, sondern begleiten lieber den jüngeren Sohn William der in Buenos = Ayres zurück geblieben war, bald aber, ungewohnt der Ruhe, welche ihm in dieser Stadt das längere Ausbleiben der durch seinen Bruder erwarteten Ladungen gewährt, sich aufmacht, um wieder seine alten Freunde im Innern zu besuchen. Im 48sten Briefe beschreibt er uns seine Reise über Santa = Fé und Goya nach Corrientes und in den folgenden vier Briefen (S. 60—99) erhalten wir wieder sehr anziehende Schilderungen des

Lebens und Treibens in Corrientes und Goya, wo der Verf. sich wieder in Geschäfte einläßt um dem Gouverneur Waffen und Munition zu einem unüberlegten Angriff der Brasilianer in Uruguay zu verschaffen, und in große Gefahr geräth sammt allen seinen Landsleuten in das Hauptquartier des wilden Artigas geschickt zu werden, weil der, allen Ausländern nicht gewogene Alcalde von Corrientes unter den in der Proclamation des Artigas genannten Européos auch die Engländer mit einbezogen glaubte, ein Irrthum, welcher, wie Artigas sich später ausdrückte, 'nur einem solchen burro (Esel) wie dem Alcalden von Corrientes begegnen könnte.' — Der 52ste Brief führt uns wieder nach Buenos = Ayres, wohin Hr. J. W. Robertson im December 1817 zurückkehrt, um die Geschäfte des dort neu etablierten Hauses zu eröffnen. Derselbe verweilt hier bis zum Jahre 1820 seinen Berufsarbeiten hingegeben, jedoch zugleich in reger Theilnahme an allen politischen Ereignissen in der Hauptstadt, wo Revolution und Contrerevolution an der Tagesordnung waren, wobei er auch näher befreundet wird mit dem edlen San Martin, der durch seinen kühnen Kriegszug über die Andes nach Chile berühmt geworden ist (S. 100—195). Darauf besucht er nach siebenjähriger Abwesenheit sein Vaterland, überrascht in Liverpool seinen Bruder und schiffet sich dann nach sechswochentlichem Aufenthalt nach Buenos = Ayres wieder ein, wo er nach einer Reise von 65 Tagen, welche durch die Schuld eines unerfahrenen Capitains zu einer sehr widerwärtigen Reise wurde, wieder anlangt (S. 196 bis 230). Ihm folgt bald sein Bruder auf einem andern, mit einer reichen nach Valparaiso bestimmten Ladung, befrachteten Schiffe, landet damit in Buenos = Ayres, schickt dasselbe dann, beladen mit allen Ele-

menten englischen Comforts, weiter um Cap Hoorn und macht dann, 'brennend vor Verlangen, die Länder zu besuchen wo das Reich der Inkas blühte, wo Pizarro focht und wo Encilla seine großartige Araucana sang, sich auf, um zu Lande nach Peru und Chile zu gehen und in der Hauptstadt St. Yago ein ausgebreitetes Etablissement zu gründen. Hier nimmt der Verf. Abschied vom Leser mit dem Versprechen in einer anderen Sammlung von Briefen seine Erlebnisse und Beobachtungen in Chile und Peru 'den interessantesten aller Länder, welche er je besuchte,' vorzulegen, wenn er von seinen Lesern dazu Aufmunterung erhalten sollte. — Nun folgt (S. 235—313) die Fortsetzung der im 2ten Bande abgebrochenen Geschichte des südamerikanischen Freiheitskampfes, welche besonders interessante Nachrichten über den Krieg in Peru bringt, so wie über den den Verfassern persönlich befreundeten General San Martin, durch welchen Chile von den Spaniern befreit wurde. Ein Anhang von Bemerkungen und historischen Notizen des Don Manuel de Moreno, gegenwärtigen Gesandten am britischen Hofe, Bruders des Dr Mariano de Moreno, des eigentlichen Urhebers der argentinischen Revolution (S. 314—345), schließt dieses interessante Werk, welches gewiß kein Leser unbefriedigt aus der Hand legen wird. Anspruchlos wie es auftritt, bildet es gleichwohl einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der socialen Zustände des spanischen Südamerikas, ohne welche die gegenwärtigen politischen Verhältnisse der wichtigen noch durch fortwährende Bürgerkriege zerrütteten Staaten des Rio de la Plata nicht zu begreifen sind. Wir zweifeln nicht an einer günstigen Aufnahme dieser Briefe in einem weiten Leserkreise und ge-

ben uns deshalb der Hoffnung hin, bald die versprochene Fortsetzung erscheinen zu sehen.

Wappäus.

### P a r i s,

bei Fortin 1844. Du Climat et des Maladies du Bresil ou Statistique médicale de cet empire, par J. F. X. Sigaud, Médecin de S. M. l'empereur Dom Pèdre II. 591 Seiten in Octav.

Durch die Verbindung eines französischen Prinzen mit einer brasilianischen Prinzessin hat Brasilien ein besonderes Interesse für Frankreich erhalten, und diesem Umstande mag gegenwärtige Topographie ihren Ursprung verdanken, welche, wenn gleich sehr umfangreich und nicht ohne belehrenden Inhalt doch im Ganzen nicht viel Neues und Eigenthümliches enthält.

Sie zerfällt in 4 Sectionen, wovon die erste in 6 Kapiteln die Climatologie, die zweite in 7 die Géographie médicale, die dritte in 11 die Pathologie intertropicale, die vierte in 12 die Statistique médicale abhandelt.

Alles, was das Naturhistorische des Landes betrifft, ist aus den bekannten neueren Schriften (darunter die vom prince Maximilian New-Yeid S. 10) ziemlich oberflächlich ausgezogen. Manche eigene Beobachtungen finden sich im medicinischen Theil.

Seit 1834 bringen die Nordamerikaner Schiffe mit Eis befrachtet aus ihrem Lande regelmäßig nach Fernambouc und Bahia, welches von Liebhabern, aber auch von Kranken viel genossen wird (S. 93).

Viele Indianer gebrauchen einen Wurm (oder

eine Larve, die Bezeichnung ist ungenügend S. 114: le bicho da Taquerá) als schlafmachendes Mittel. Ein gewisser Stamm erhält sich durch Mäßigkeit und dadurch daß er die Speisen lange kaut (ebendas.: l'habitude de mâcher longtems leur nourriture) sehr stark und gesund.

Die Syphilis macht große Verwüstungen unter den nomadisierenden Indianern, und der Verf. hält es für ausgemacht, daß dieses Uebel unter ihnen bestanden, noch ehe sie in Berührung mit Europäern gekommen (S. 117).

Viele Fälle von den schlimmen Wirkungen des Fadenwurms werden erwähnt. Einen über drei Fuß langen sah er aus dem Unterkiefer einer Negerin ausziehen (S. 135).

Er klagt über die Zunahme der After-Aerzte in Brasilien, setzt aber, nicht mit Unrecht hinzu: wie ist das zu verwundern, lorsqu'on voit en Europe l'envahissement que les charlatans font chaque jour sur le domainq de la médecine (S. 156).

Der endemische Kropf nehme im südlichen Theile des Kaiserreichs, so wie die Bevölkerung wachse, auf eine unbegreifliche Weise zu, so daß wo vor 20 Jahren kaum ein Fall dieses Uebels vorgekommen, jetzt ganze Städte davon befallen wären (S. 162).

Der Aussatz ist auch daselbst sehr zu Hause. Der Präsident von St. Paul sagt in seinem Bericht an die Provinzial-Versammlung, daß er auf seiner Reise von Rio-de-Janeiro nach St. Paul im Jahre 1840 ganzen Schaaren von damit Behafteten begegnet sei. In jeder Stadt finde sich eine Art Hütte als Zuflucht für diese Auswürflinge der Gesellschaft (S. 166).

Die natürlichen Pocken, welche öfters arg wüthen, werden, wie der Verf. nachweist, immer von

Neuem durch die Schlavenschiffe aus Afrika eingebracht (S. 182).

Die so schön gelegene (und beinahe wie Rom auf 7 Hügel gebaute) Residenz Rio-de-Janeiro ist, wie der Verf. umständlich darlegt, in vieler Hinsicht ungesund. Aber die Ursachen sind von der Art, daß sie durch Sorgfalt und Umsicht entfernt werden können, wie namentlich die Sümpfe in der Nähe der Stadt, die stehenden Wasser in den Straßen, das mangelnde Gefälle in den Abzug=Gräben, das Begraben der Leichen in den Kirchen und noch so vieles Andere (S. 221).

Das gelbe Fieber finde sich nicht in Brasilien. Dem Verf. sind nur wenige sporadische Fälle und fast nur von Ausländern vorgekommen (S. 257).

Die Lungenschwindsucht fordert in Brasilien nicht weniger Opfer als in Europa, indem sie, nach den Berechnungen des Verfs in den Seestädten jährlich mindestens ein Fünftel der Bevölkerung weg-rafft (S. 264).

Die ganze Bevölkerung des Landes beträgt (nach S. 441) jetzt etwa 5 Millionen, die der Hauptstadt 210,000. Ein großer Fortschritt in der Beförderung des physischen Wohls der Bewohner ist im Jahre 1813 durch die Gründung und seitdem durch die Erweiterung der Akademie der Medicin und Chirurgie zu Rio und Bahia gewonnen worden. Der Verf. gibt ausführlich ihre Einrichtung, ihren Lehrplan, den Stand des Lehrer=Personals, ihre practischen und wissenschaftlichen Leistungen an.

### M a r a u und T h u n,

bei J. J. Christen 1844. Historisch dramatischer Sonetten=Cyclus über die wichtigsten Momente der Vorzeit. Von Alois Businger. 194 S. in Octav.

Hundert biblische Sonette, von denen 50 auf den Erzählungen des alten, 50 auf den Erzählungen des neuen Testaments beruhen; hierauf 50 mythologische Sonette, die in ihrem Faun und Satyr, in ihren Horen und Sirenen an Gefänge über das Pflingstfest und die Gründung des Reiches Gottes auf Erden sich anreihen; in 50 Sonetten ziehen sodann griechische Gestalten, von Prometheus bis auf den macedonischen Alexander, in eben so vielen römische Lebensbilder ab urbe condita bis zur Begründung der Alleinherrschaft von Octavian an uns vorüber. 50 Sonette verbreiten sich über Lehre und Thaten der Moslim, von der Zeit, wo der Prophet gläubige Jünger um sich sammelte, bis zu dem Einzuge Muhameds II. in Constantinopel; 50 Gefänge endlich, denen als Zugabe noch 15 andere beigelegt sind, führen die Ueberschrift 'romantische Sonette' und behandeln die Erscheinungen des Ritterthums bis auf Bayard.

In dieser kurzen statistischen Uebersicht ist, nach der Meinung des Ref., stillschweigend eine Seite der Kritik über das vorliegende Buch enthalten. Ref. fügt noch hinzu, daß, wenn der Vf. unleugbar mit nicht gewöhnlicher Gewandtheit die Sprache handhabt, andererseits von ihm mit Willkür über die Metrik geschaltet wird; daß dieser Kranz von Poesien weder an Petrarcha noch an Rückerts geharnischte Sonette erinnert; daß, wenn in einzelnen Sonetten der poetische Werth unverkennbar hervor tritt, die meisten nur eine gereimte Prosa geben, was namentlich bei den biblischen Dichtungen verlegend auffällt. Man vergleiche z. B. jenen mit wunderbarer Gewalt ergreifenden Psalm: 'An den Wasserbächen zu Babel saßen wir 2c.' mit dem Sonett S. 28, oder stelle mit den unendlich zarten Erzählungen des neuen Testaments über den englischen Gruß und die Geburt des Erlösers die Sonette S. 32 u. 33 zusammen.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 71. Stück.

Den 3. Mai 1845.

---

### S o l o t h u r n ,

bei Sent und Gaßmann 1844. C. Cornelius Tacitus de Germania. Recognovit, isagoge instruxit, commentario illustravit, et lectionis varietatem indicesque adjecit M. Weishaupt, graecarum literarum professor in collegio Solodorensi. LXVI und 582 Seiten in Octav.

Auf so vielen Seiten könnte man allerdings eine Arbeit erwarten, die nach so vielen Untersuchungen und Streitigkeiten alter und neuer Zeit Text und Erklärung dieses wichtigen Büchleins auf den Standpunct der Gegenwart setzte; statt dessen aber bedarf es nur eines Blickes, um sich zu überzeugen, daß wir es hier nur mit einer wüsten Compilation zu thun haben, aus der der deutsche Philologe gar keine, und auch der sonstige Gelehrte, der sich für diesen Gegenstand interessiert, nur zweideutige und ungenügende Belehrung schöpfen wird. Der Verf. hat zwar eine außerordentliche Menge von Titeln der Ausgaben und sonstigen Schriften zusammen-

getragen, aus welchen für die Germania Rath zu holen sei, und keine geringe Anzahl derselben wirklich benutzt; daß er aber von der Art und dem Zwecke solcher Benutzung keinen Begriff gehabt habe, lehrt jede Seite und auch der wohlwollendste Beurtheiler kann es nur aufrichtig beklagen, daß ein so redlicher Fleiß von keinem besseren Geiste geleitet worden ist. Von welcher Art mitunter die Anmerkungen sind, die das Buch zu solcher Dicke angeschwellt haben, mögen Beispiele zeigen wie zu Kap. 2: Asia: intellige occidentalem, inprimis eam, quae dicta est Asia minor. Hanc orbis partem ab Asia Promethei matre dictam esse Lycophron testatur. Graecum ἄσιος, α, ον significat limosus, a, um; oder zu Kap. 22: Mensa (i. e. μέσα, quod in medio poneretur, Varro) a metior, mensus sum, q. d. extensa. Lennep. Hoc loco ferculum (francog. mets) significat. Extra convivia foeminae una cum viris cibum cepisse videntur; und wo er auf das Sachliche eingeht, finden wir Citate wie zu Kap. 30 u. 32 über die Sitze der Gatten und Uspier Schoppers neue Chorographia und Historia teutscher Nation, Frankf. 1582, Ferrarii Lex. geographicum, Isenaci 1677, und Pirckheymer's Germaniae perbrevis quaedam explicatio, woneben sich dann wieder Namen wie Mannert, Grimm, Schafarik seltsam genug ausnehmen. Auch wo vorzugsweise neuere Forschungen benutzt und erwähnt sind, geschieht es mit der gedankenlosesten Inconsequenz und Confusion, wie z. B. Kap. 40, wo zwar Nerthus wieder in den Text gesetzt und erläutert, daneben aber auch andere auf die alte Hertha bezügliche Stellen excerpiert sind, ohne daß der Leser auch nur ein Wort über das Verhältniß dieser bei-

den Namen erführe, deren letzterer sogar in dem kritischen Commentar nur in folgender Weise aufgeführt ist: Rhen. habet Hert ham. Beat. Rhen. in edit. 1519 in textum recepit Nerthum, in margine vero annotavit: legendum putamus Hert hum u. s. w.; und während er ganze Seiten mit unfruchtbaren Etymologien über die Namen der germanischen Völker u. dgl. anfüllt, werden wir über die agri decumates mit einer dünnen Verweisung auf Hofmanns Alterthumswissenschaft abgefunden! Seine hauptsächlichsten Quellen, aus welchen er bisweilen ganze Seiten wörtlich abschreibt, sind Meiners Geschichte der Menschheit, Mannerts und Hummels Geographie, Grimms deutsche Mythologie und Rechtsalterthümer, Klemms Handbuch germanischer Alterthümer, und Ludens Geschichte des deutschen Volkes, gegen welchen letztern er auch in seiner Isagoge die Vertheidigung der Germania versucht hat; daneben aber vermischen wir nicht nur Ufers Germanien, das vielleicht schon zu spät in seine Hände gekommen ist, sondern auch die bereits 1837 erschienenen Werke von Hermann Müller: die Marken des Vaterlandes, und Kaspar Zeuß: die Deutschen und die Nachbarstämme, ja nicht einmahl Cluveri Germania erinnern wir uns angeführt gelesen zu haben, und wo ein so geflissentlicher Citatenprunk mit alten und neuen, großen und kleinen Büchern getrieben ist, durften auch Abhandlungen wie C. Reischer de locis quibus Tacitus et Caesar de veteribus Germanis inter se differunt, Kempten 1831, Hering über die Kenntniß der Alten von dem Lande und den Völkern auf der Südseite der Ostsee, Stettin 1833, Middendorf die Wohnsitze der Bructerer, Gössfeld 1837, Rabus de dea

Hertha, Flugsbürg 1842 u. s. w. nicht fehlen. Noch schlimmer ist es übrigens, daß der Verfasser viele der citirten Bücher nicht einmahl selbst in Händen gehabt zu haben scheint, wie ihm denn die fleißige Ausgabe von Dilthey, die er bald deutsch bald lateinisch citirt (S. 392. 435), offenbar nur aus fremden Erwähnungen, namentlich Grubers, dem er überhaupt sehr Vieles verdankt, bekannt gewesen ist; und wenn davon an sich schon eine gänzliche Unbekanntschaft mit dem Stande und den Bedürfnissen der gelehrten Erklärung seines Schriftstellers die Folge sein mußte, so erreicht diese ihren höchsten Gipfel in der erwähnten Isagoge, wo ihn selbst die Citate im Stiche lassen, und die Schülerhaftigkeit der ganzen Auffassung, die bereits im Commentar in den Verweisungen auf Krebs Anleitung, Ramshorns Synonymik, Freunds Wörterbuch, Herzog zum Cäsar u. dgl. sichtbar wird, in ihrer ganzen Nüchternheit und Trivialität hervortritt. Am Brauchbarsten ist vielleicht noch die Varietas lectionis, wo sich wenigstens die Lesarten der Handschriften und Ausgaben mit ziemlicher Vollständigkeit zusammengestellt finden; daß aber auch darauf nicht immer zu rechnen ist, kann schon die obige Bemerkung über Hertham zeigen, wo kein Wort davon steht, daß dieses eine geraume Zeit hindurch die herrschende Schreibung war; und jedenfalls hätte sich der Verf. einen ungleich größeren Dank verdient, wenn er statt der ausführlichen Angabe jener größtentheils veralteten oder irrelevanten Abweichungen aus den einzelnen kritischen Abhandlungen, die er selbst in der Vorrede anführt, die Conjecturen von Selling und andern vollständig ausgezogen hätte, welchen leßtern tüchtigen Kenner tacitinischer Latinität wir nur ein ein-

ziges Mahl S. 69 erwähnt finden. Was unter solchen Umständen von dem Bestreben des Verfs, ut quantum posset, primigenium Auctoris textum exhiberet (Borr. S. VI) zu erwarten ist, bedarf keiner längern Ausführung; von selbständigen Aenderungen legt er besonderes Gewicht auf die Correctur gelida für calida in Kap. 22, die er sogar in den Text gesetzt hat, obgleich dieselbe gewis längst gemacht worden wäre, wenn nicht die Herausgeber eingesehen hätten, daß auch Naturmenschen warmen Bädern keineswegs abhold sind (vgl. Plut. V. Mar. c. 19), für kalte Flußbäder aber lavari den ausdrücklichen Zusatz fluminibus, wie bei Cäsar B. G. IV. 1, fordern würde. K. Fr. H.

### S t u t t g a r t ,

bei Steinkopf. Die Zukunft der protestantischen Kirche in Deutschland. Vom Standpunct der württembergischen Verhältnisse aus. Eine kirchenrechtliche Abhandlung von K. Wolff, Pfarrer in Beinsstein. VIII u. 382 Seiten in Octav.

### B l a u b e u r e n ,

bei Mangold 1842. Die Gebrechen und Heilmittel der protestantischen Kirche in Württemberg. Mit Berücksichtigung der Schrift: Die Zukunft der protestantischen Kirche in Deutschl. v. K. Wolff. — Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage über die Trennung der Kirche vom Staat. Von G. Süßkind, Pfarrer in Suppingen. 47 Seiten in Octav.

### E b e n d a s e l b s t .

Der Organismus der protestantischen

Kirche. Ein Versuch über die kirchlichen Zustände in Württemberg, von G. Süßkind. (Non igitur commiscendae sunt potestates ecclesiastica et civilis. Conf. fidei in comitiis Augustae). 1843. 96 Seiten in Octav.

### K a r l s r u h e ,

bei Holzmann 1843. Zustände der evangelisch=protestantischen Kirche in Baden. Von K. Bittel, evangelisch=protestantischem Pfarrer in Bahlingen, Abgeordnetem der zweiten Kammer der badischen Landstände. XIII und 307 Seiten in Octav.

### G b e n d a f e l b s t.

Was thut unserer Kirche noth? Mit Rücksicht auf die Schrift: 'Zustände der evangelisch=protestantischen Kirche in Baden, von K. Bittel, evang.=protest. Pfarrer in Bahlingen, Abgeordnetem der zweiten Kammer der badischen Landstände &c. —' zu beantworten versucht von K. Mann. 1843. IV und 111 Seiten in Octav.

Vorstehende Schriften gehören zu den bisher eben nicht sehr zahlreichen Stimmen aus dem südlichen Deutschland, die aber von dem auch dort erwachten kirchlichen Leben und namentlich dem Streben, den Bedürfnissen der evangelischen Gemeinschaft umfassendere Abhilfe zu erringen, Zeugnis geben, und sich den viel zahlreicheren Zeugnissen in gleichem Sinne aus dem nördlichen Deutschland, besonders dem preussischen Sachsen und noch mehr der schlesischen Landeskirche sehr würdig anschließen. Während aber in dem nördlichen Deutschland, nach den Verhältnissen der Landeskirche, namentlich in Schle-

sien, mehr oder doch mit besonderem Eifer die dogmatischen Fragen über Symbole und Union verhandelt sind, fassen die Schriften aus Württemberg und Baden mehr die practischen Fragen, das Verhältnis der Kirche zum Staate, den Organismus beider in ihrer Wechselbeziehung, und die auf diesem Gebiete liegenden Gebrechen und Heilmittel ins Auge. Den Anfang machte

**Wolff:** 'Die Zukunft der protest. Kirche in Deutschland u. c., mit der entschieden ausgesprochenen Tendenz, die Kirche aus ihrer Abhängigkeit vom Staate zu befreien. Er ging dazu zuerst die Grundprincipien von Staat und Kirche durch, wies die gänzliche Abhängigkeit der Kirche in der Gliederung ihrer gegenwärtigen Verfassung nach, und beurtheilte nicht nur die bisher gemachten Vorschläge zur Hebung des kirchlichen Lebens und der Kirche, sondern suchte auch selbst bessere Heilmittel der öffentlichen Beachtung vorzuführen. Aber in seiner Erörterung über das Verhältnis von Kirche und Staat durfte man wohl mit Recht das positive Element entschiedener Klarheit über die rechten Principien und damit den wahren Inhalt und Gehalt von Kirche und Staat vermissen, und sein Resultat, daß die Kirche noch, wie vor der Reformation gänzlich verweltlicht sei, ist wenigstens in seinem nothwendigen inneren Unterschiede und damit in seiner Wahrheit nicht nachgewiesen und begründet, wir meinen, in so fern die Verweltlichung der Kirche vor und nach der Reformation eine ganz andere ist, dort in der Kirche selbst, später nur in der Verbindung mit dem Staate ihren Grund hat. Mit den anderen oben angedeuteten Fragen bewegte sich Wolff mehr auf practischem Gebiete, und theils in dem mehr historischen Theile

über die gegenwärtige Verfassung, theils in dem positiven über die Hebung der Kirche war von ihm sehr Beherzigungswerthes gesagt. Er hielt als Hauptgrundsatz fest, daß die christliche Kirche ihre Hilfe in sich selbst finden müsse, und empfahl, auf dem Boden der Schleiermacherschen Grundanschauung, die Wiedergewinnung und Darstellung der innigsten christlichen Gemeinschaft, die, in so fern die einzelnen Persönlichkeiten völlig in Christo aufgegangen wären, den vollkommenen Leib Christi bildete und darstellte. Doch darf man mit Recht besorgen, daß bei dieser Grundanschauung das Recht der persönlichen Eigenthümlichkeit gefährdet werde, daß es nur zu einem Nebeneinander von Bruchstücken, nicht zu einer wahren Gemeinschaft, wie viel weniger zu einer Kirche komme, so wie endlich, daß überall das empfohlene Heilmittel, obwohl die Hauptsache und das tiefste innerliche Moment der christlichen Kirche, doch zu wenig mit der äußeren Erscheinung und dem wirklichen Organismus der jetzigen Kirche verglichen und eben als Heilmittel nachgewiesen und begründet sei. Sonst war aber viel Vortreffliches über die frommen Gemeinschaften und Vereine zur Hebung und Förderung des religiösen Lebens gesagt, wie überall dem achtungswerthen Pietismus sehr verständig das Wort geredet. Auf Wolff folgte

Süskind: 'Die Gebrechen und Heilmittel der protest. Kirche u.', worin der Vf. ganz übereinstimmt mit Wolff in der Ansicht über das Wesen der evangelischen Kirche, ihre Geschichte, und dem Resultate der Verweltlichung, namentlich auch in dem Hauptheilmittel einer Erneuerung des echten Protestantismus durch den allein rechtfertigenden Glauben zu einer wahren Geistes- und Le-



benzgemeinschaft der Glieder der Kirche als des Leibes Christi im Geiste der Liebe zu Christo als ihrem Haupte, jedoch den Pietismus bekämpft, dagegen die relativ zeitliche Berechtigung der speculativen Theologie unserer Zeit zu erweisen sucht, und keine völlige Trennung von Staat und Kirche, sondern nur eine strengere Scheidung beider und ein selbständigeres freieres Leben der Kirche, namentlich durch eine zweckgemäßere Stellung und schärfer begrenzte Wirksamkeit des Pfarrers, des Decans und der Oberkirchenbehörde empfiehlt, immer auf dem Grunde freiwilliger Vereinigung christlicher Gesinnung und christlichen Lebens, woraus Wesen, Rechte und Stellung der Gemeinde sich ergeben. Seine Gedanken erörtert und begründet derselbe Verf. noch genauer in der Schrift:

‘Der Organismus der protestantischen Kirche u.’, worin er nun eben nicht allein die jetzigen Mängel der Gestaltung der evangel. Kirche, namentlich in ihrem Verhältnisse zum Staate noch schärfer und genauer enthüllt, sondern auch die Gliederung und den Organismus, kurz die Gestaltung unserer Kirche vorführt, wie sie sein sollte, immer auf dem Grunde, daß die Kirche der Leib Christi sei, und vor allem einen lebendigeren Diöcesenverband, ein gemeinschaftlich berathendes und beschließendes Collegium, aber auch die Realisirung der Idee vom allgemeinen Priesterthum empfiehlt, etwa durch einen Familienrath, der mit den Geistlichen zugleich die Erziehung, wie das ganze sittliche Leben der Gemeinde überwache und so dem Geistlichen eine wahre Seelsorge möglich mache, wogegen in der obersten Kirchenbehörde die weltlichen Rätthe sich nur auf das Juridische und Administrative beschränken, alle rein christlichen und

kirchlichen Angelegenheiten aber einem Collegio wissenschaftlich und kirchlich tüchtiger Theologen überlassen bleiben müßten. Gewiß liegt viel Wahres in diesen Postulaten, wenn man auch nicht verkennen kann, daß Manches wohl unausführbar sei, Anderes schon, so weit ausführbar, bestehe.

An die obigen Schriften in Württemberg schloß sich an:

**Zittel**, Zustände der evangel. protestant. Kirche in Baden u. Der Verf., als Mitglied der zweiten Kammer hinlänglich bekannt, protestiert in der Vorrede mit Recht dagegen, daß man nicht seine dortige Stellung auf den kirchlichen Boden übertrage, doch dürfte es ihm nicht ganz gelungen sein, den Charakter der Debatte zu vermeiden, der sich auch in dem Tone der Darstellung, selbst in Ironie und Spott, wenn auch immerhin nicht zum Schaden seines Strebens, zu Tage legt. Er behandelt in 4 Abschnitten 1) das Kirchenregiment, 2) Glauben und Lehre, 3) Cultus, 4) Kirchenzucht. Stimmt der Verf. mit den obigen Schriften auch in die Klage über die Beengung und Unterdrückung der kirchlichen Freiheit durch den Staat überein, so tritt uns doch hier eine ganz andere Grundanschauung entgegen, 'daß alles christliche Leben in der persönlichen Ueberzeugung des Individuums, also auf dem Boden der vollkommensten geistigen Freiheit wurzele.' Das Individuum kommt zur Gemeinschaft durch den dem Christenthum einwohnenden Geist der Liebe: daraus das Bedürfnis eines gegenseitigen Verkehrs, aus dem Bestreben, der Gesellschaft eine Form ihres Daseins und dem christlichen Verkehre eine geordnete Richtung zu geben, die Kirche. Obwohl

man nun sehr versucht ist, in dem Begriffe des Verfs von der Kirche nichts als kirchliche Ordnung zu finden, zumahl er ausdrücklich verneint, eben so wohl, daß die Kirche eine Anstalt, als daß sie eine Gesellschaft sei, so hat er in Wahrheit doch ein höhere Meinung von der Kirche. Er faßt sie nämlich doch als eine Anstalt, und zwar als ein Institut von einem höher autorisierten Stifter, außer und vor dem kirchlichen Vereine. Aber er meint nun andererseits wieder, daß die Kirche erst in die Gesellschaft und durch dieselbe in das Leben trete, und also auch erst durch freieren, auf persönliche Ueberzeugung gegründeten Zusammentritt entstehe, offenbar alles nur in der wohlgemeinten Absicht, alle äußere Gewalt in der Kirche von dem Gesamtwillen der Gemeinde abzuleiten, wie denn der Verf. auch thut. Gleichwohl können wir in seinem Begriffe der Kirche doch nur eine Mischung des Wahren und Falschen finden. Die Kirche ist, vom christlichen und d. h. nur dem Standpuncte der Wahrheit, entschieden ein göttliches Institut, mit göttlicher Einsetzung des Lehramtes, aber auch göttlicher Position des zu Lehrenden, so aber, daß der Begriff der Gemeinde als der zu belehrende Theil als ein nothwendig integrierender Theil zur Kirche gehört, der nicht etwa, wie die römische Anmaßung will, bloß als ein annexum des göttlich privilegierten Priesterstandes zu betrachten ist. Darnach ist denn, wie das Lehramt eingesetzt wurde, so auch die Gemeinde mit gesetzt, und in beider untrennbarer Cohärenz das ganze institutum divinum beschlossen, so daß nun der Lehr- und Priesterstand nur die Verwaltung der göttlichen Geheimnisse hat, aber andererseits auch die Kirche nicht mehr durch freiwilligen Zu-

tritt erst entsteht, wie der Verf. will, sondern jeder höchstens zu dem ewigen göttlichen institutum hinzu treten kann. Nach dem mangelhaften Begriffe des Verfs erklärt sich denn auch die so grelle Behauptung des Vfs, daß die badische Kirche kein Glaubensbekenntnis habe und auch keines bedürfe, daß die Kirche überhaupt nichts glaube, sondern ihre Glieder die Glaubenden seien, und daß man, wenn man so wolle, was in ihnen jetzt von christlichem Glauben sei, ihren gegenwärtigen Glauben nennen könne. In seinen Forderungen und Wünschen stimmt sonst der Verf. im Ganzen mit den obigen Schriften überein, uns will nur bedünken, als werde von ihm ein zu großes Gewicht auf die Reform der Verfassung und des Cultus gelegt, oder vielleicht richtiger, das doctrinelle Element der Kirche und das unmittelbar fromme Leben zu wenig zu seiner Bedeutung gebracht, wohin wir die Behauptung rechnen, daß der protestantische Cultus an einem unverhältnismäßigen und den religiösen Bedürfnissen unserer Zeit durchaus nicht mehr entsprechenden Vorherrschenden des doctrinellen Principis leide, denn auch hier muß ja der Grundsatz gelten: das Eine thun, und das Andere nicht lassen. Aber mit großem Rechte urgiert der Verf. die Nothwendigkeit der Kirchenzucht, die der Kirche als Gesellschaft zukommt, und wir unterschreiben unbedingt seinen Satz: wer der Kirche die Kirchenzucht nimmt, der macht sie lahm an allen Gliedern.

Auf die Schrift von Zittel folgt und nimmt nun Rücksicht die vorstehende Schrift von Mann: Was thut unserer Kirche noth? u. Der Verf. gibt auf die Frage, was thut unserer evangelischen Kirche noth? die Antwort: 1) Verstän-

digung darüber, was sie ist, 2) darüber, worin ihre Kraft besteht, 3) darüber, wie unsere Kirche aufs Leben wirken könne und solle. Hier ist aber nicht allein stäte Rücksicht auf Mittel, sondern auch viel Berichtigung, und so klare als gläubige Entscheidung auf festem kirchlichen Grunde. Die Kirche ist dem Verf. die durch die gnadenreiche Versöhnung in Christo aus der Finsternis und Sünde zur Liebe Gottes gebrachte und nun in der Welt von Jesu dem einzigen Heilande zeugende, sich in ihm heiligende und in die selige Ewigkeit erhebende Gemeinde des Herrn, objectiv das Reich Gottes, subjectiv die Gemeinschaft der gläubig gewordenen und im Glauben wandelnden Menschen. Das evangelische Princip ist: das siegreiche Offenbarwerden des seit Jahrhunderten gegen die Macht eines immer mehr in Formen erstarrten Kirchenthums ankämpfenden Geistes der wahren christlichen Kirche, die Grundlage der evangelischen Kirche allein die heilige Schrift, ihre Pulsader die Lehre von der Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden durch den Glauben an Christum, protestantisch ist sie nur, in so fern sie gegen Menschenwahn und Zwang protestiert, ihre Mission ist, die Eine Hauptlehre von der freien Gnade Gottes zu ihrem Rechte zu bringen, in ihr liegt die Hoffnung der dereinstigen Versöhnung und Einigung aller christlichen Kirchenparteien, und nach drei Jahrhunderten schweren Kampfes hat sie gegenwärtig begonnen, weltumfassend zu werden, und gießt bereits reichlich ihren Segen aus über die Christenwelt, wie über die Heidenwelt. Ihre Macht liegt im wahren Glauben nach Gottes Wort, ihre Kraft darin, diesen Glauben zu predigen, aber es ist nöthig, die Ein-

heit der Lehre fest zu halten; diese liegt in dem apostolischen Zeugnis wie der Augsburger Confession. Das Symbol stellt nur in kurzer Summe zusammen: was den gesammten alten Vätern der Kirche und was den Vorkämpfern der erneuerten als Lebensprincip unerschütterlich fest stand. Als Hauptheilmittel der Noth der evangelischen Kirche erweist sich in der ganzen Verhandlung des Verfs der Satz: das Wort Gottes durchdringe wieder unsere Kirchen und Schulen, dann wird es wieder unser Familienleben heiligen, und so endlich unser bürgerliches Leben durchdringen. Der Verf. hat damit gewis die Hauptsache recht getroffen, nur dürfte er doch vielleicht andererseits wieder die äußeren Hilfsmittel zu gering anschlagen. Es ist wahr, mit bloßer Reform der Verfassung und des Cultus wird der evangelischen Kirche nicht geholfen, und alle Form bleibt ohne den Geist todt, aber eben so entschieden bedarf der Geist, um wirklich segensreich wirken zu können, wenigstens in dieser Erscheinungswezt, der Hülle und Form, und wird um so segensreicher wirken, je vollkommener die Form ist, in der er sich bewegt.

Köllner.

### P a r i s ,

bei Roret 1842. Théorie positive de la fécondation des Mammifères, basée sur l'observation de toute la série animale par F. A. Pouchet. VIII und 161 Seiten in Octav.

Hr Pouchet stellt in seiner interessanten Schrift folgende 10 Grundgesetze der Zeugung auf, welche er in eben so viel Abschnitten ausführlicher erläutert. 1) Der Mensch ist von den gewöhnlichen

Gesetzen nicht ausgenommen; die Erscheinungen seiner Erzeugung folgen Gesetzen, die denen analog sind, welche bei den verschiedenen Thieren gelten, aber vollkommen übereinstimmen mit denen der Säugethiere. 2) Die Fortpflanzung geschieht bei allen Thieren durch Eier; nur einige niedere Thiere machen davon eine Ausnahme. 3) In dem gesammten Thierreiche bestehen die Eier vor der Befruchtung. 4) Physische Verhältnisse verhindern, daß bei den Säugethieren der Samen mit den Eichen in Berührung kommen kann, so lange diese noch in den Graasschen Bläschen enthalten sind. 5) In dem gesammten Thierreiche stößt der Eierstock, ganz unabhängig von der Befruchtung, seine Eichen aus. 6) Bei allen Thieren werden die Eichen in bestimmten Zeiträumen, und zwar zur Zeit der periodischen Aufregung der Geschlechtsorgane ausgestoßen. 7) Bei den Säugethieren kann Befruchtung nur Statt finden, wenn der Austritt der Eichen mit der Gegenwart des Samens zusammen trifft. 8) Die Menstruation entspricht den Phänomenen der Brunst der Thiere und besonders der Säugethierweibchen. 9) Die Schwängerung steht in einem bestimmten Verhältnis zum Menstrualfluß; auch ist es leicht beim Menschengeschlecht genau denjenigen Zeitraum zwischen zwei Menstruationsperioden zu bestimmen, wann Schwängerung physisch unmöglich ist, und wann sie noch wahrscheinlich ist. 10) Es gibt keine eigentliche Eierstockschwangerschaft. — Diesen 10 Grundgesetzen fügt der Verfasser noch drei accessorische Gesetze bei: a) Die Befruchtung geschieht bei den Säugethieren normal im Uterus. b) Die Bauch- und Trompetenschwangerschaft beweiset weder, daß die Be-

fruchtung normal im Eierstock Statt hat, noch daß der Austritt der Eier aus dem Eierstock Folge der Befruchtung sei. c) Die normalen Contractionen der Trompeten äußern sich nur in der Richtung von dem Abdominalende zum Uterinende, und zwar um die Eichen gegen den Uterus hin zu leiten.

Das wichtigste Gesetz ist ohne Zweifel das 6te, wonach der Mensch und das Säugethier von den übrigen organischen Wesen, welche ihre zur Reise gebrachten Eichen oder Keime ohne Zuthun männlicher Individuen ausleeren, nicht abweicht. Was hierüber schon früher Haughton, Oken, Blundell, C. F. Weber, U. F. Hausmann, in jehiger Zeit aber Lee, Jones, Paterson, Régrier, Duvernoy, Raciborsky, besonders aber Th. L. W. Bischoff gesagt und durch Experimente erwiesen haben, hat Referent in seiner Schrift 'Ueber das Gesetz der Schwangerschaftsdauer, Göttingen 1844.' S. 20 bis 34, ausführlicher auseinander gesetzt. — Daß die Befruchtung der Eichen erst im Uterus erfolge, wie Pouchet und Frühere meinten, ist durch Hrn Bischoffs Untersuchungen über die Entwicklung des Kanincheneies widerlegt, die von der Begattung unabhängige periodische Reifung und Loslösung der Eier der Säugethiere und des Menschen aber nicht mehr zu bezweifeln. Berthold.

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

72. Stück.

Den 5. Mai 1845.

---

B e r l i n .

Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin 1844. Beiträge zur Britischen Irrenheilkunde, aus eigenen Anschauungen im Jahre 1841 von Dr. N. S. Julius. Nebst zwei lithogr. Tafeln. VIII und 344 Seiten in Octav.

Der um das Wohl der Menschheit so sehr bemühte Verfasser, dessen Namen überall, wo es einem philanthropischen Zwecke gilt, mit Ehren genannt werden muß (vergl. z. B. die Arbeiten desselben über Gefängnisse u. s. w.), hat in vorstehendem, dem Andenken Esquiroi's gewidmeten Buche einen wichtigen Gegenstand zur Kenntniß seiner Landsleute gebracht, welchen es nicht vergönnt ist, den Zustand der Irrenheilkunde in Großbritannien an Ort und Stelle einsehen zu können, und sicher kann er auf unseren vollen Dank den gerechtesten Anspruch machen. Da das Buch seinem Inhalte nach nicht allein im ärztlichen, sondern auch in weiterem Kreise lebhaftes Interesse erregen muß, so steht Ref. nicht an, in

einer dem Zwecke dieser Blätter entsprechenden Anzeige über das schätzbare Werk selbst Kunde zu geben. — Der Verf. eröffnet sein Buch mit einer Geschichte der britischen Irrenheilkunde, und führt dabei zuvörderst an, daß diese im Königreich England mit Einschluß von Wales erst in sehr neuer Zeit, und bei Weitem später, als in den europäischen Ländern diesseits der Alpen beginnt. Im Jahre 1547 ward Bedlam für die Irren in London gestiftet (durch Eduard VI., welcher die Reformation in England einführte), welches Institut freilich nicht sämtliche Irren des Königreichs in sich schließen konnte, was um so weniger möglich war, da mindestens in neuerer Zeit sehr strenge Vorschriften für die Aufnahme und Entlassung in dieser fast allein dastehenden Regierungs-Anstalt gelten. Es werden nämlich keine über ein Jahr alte Fälle aufgenommen, keine aus andern Krankenhäusern ungeheilt Entlassenen, keine Blodsinnigen, Gelähmten, tobsüchtige oder Krämpfen unterworfenen Irren, oder die gleichzeitig an andern gefährlichen Krankheiten leiden. Endlich bleibt, mit Ausnahme der verbrecherischen Irren, kein Kranker länger als ein Jahr im Hause, nach dessen Ablauf er unnachsichtlich entlassen wird, er mag geheilt sein oder nicht. Trotz allen diesen großen Beschränkungen ist Bedlam bis auf eine kleine Irrenanstalt für (etwa 120) Seelengestörte des Heeres in der Nähe von Chatham wie für die der Flotte (gegen 200) in Haslar bei Portsmouth und Fort Pitt bei Chatham fast bis auf unsere Tage die einzige öffentliche Irren-Anstalt des Königreichs geblieben. Auch die Gesetze, welche Irrenbehandlung und Irrenfürsorge betreffen, sind sehr sparsam gegeben worden: 1774 ward ein kurzes Gesetz erlassen, in Folge dessen die Besitzer von Pri-

vat = Irrenhäusern, welche bei dem Mangel an öffentlichen Anstalten allmählich entstanden waren, verpflichtet wurden, alljährig einen Erlaubnißschein für Haltung derselben zu lösen, und 1799 erschien eine Verordnung über verbrecherische Geistesranke, deren etwa 60 beiderlei Geschlechts in zwei Häuschen aufbewahrt werden, die man in London an der Rückseite des Bedlam erbaut hat. Im Jahre 1840 war gestattet worden, daß wahnsinnig erkannte Gefangene auch in Grasschafts- oder andern Irrenhäusern verwahrt werden dürften. Tadelnswerth, wie ein solcher Zustand ist, steht derselbe dennoch hoch über dem in Frankreich, wo allein durch mangelnde Pflichterfüllung, der, dort die Mittel ganz in Händen habenden Regierung, fortwährend Tausende schuldloser Irren, in Gefängnissen mitten unter Verbrechern weilen müssen, und natürlich immer tiefer sinken. Seit 1812 bis 1841 sind 15 Grasschaftshäuser für Irre entstanden, woraus hervor geht, daß der größte Theil der 52 Grasschaften in England und Wales, diese nothwendige Einrichtung noch immer entbehrt. Im Jahre 1842 ist kein neues englisches Grasschafts-Irrenhaus in Thätigkeit getreten: wohl aber wird solches, wie der Verf. anführt, im Jahre 1843 mit einem für die Grasschaft Devon bei Exeter der Fall sein, dessen Plan der Verf. auf der ersten Tafel seiner Schrift mitgetheilt hat. Erwägt man, daß sich die Zahl der unvermögenden Geistesranken und Blödsinnigen des Königreichs aber auf 12000 belaufen mag, und daß im Jahre 1841 nicht mehr als 7311 in Irrenhäusern aller Art, sowohl grasschaftlichen als andern gefunden wurden, so mußten die übrigen, mindestens 4000 an der Zahl, in Werk- und Armenhäusern aufbewahrt werden, wo sie nicht gar ohne alle Beschränkung

umher wandeln. Ohne Beaufsichtigung bleiben aber die vielen Privat-Anstalten für zahlende Geisteskränke, und in diesen sind in der That schreckliche Gräuel verübt worden, welche Parlaments-Untersuchungen verschiedener Jahre aufgedeckt haben (S. Gers. und Jul. Magaz. 16. Bd. S. 5). Irrenhaus-Commissionen wurden zwar ernannt, welche die Beaufsichtigung über die Institute führen sollten, allein sie gingen mit großer Schläffheit zu Werke, und erst 1841 ward die Wirksamkeit der Commissionen erweitert, ihre Gewalt vermehrt, und es steht zu hoffen, daß sie die ihnen auferlegten Pflichten vollständig erfüllen werden. Um einen Begriff von der Beschaffenheit der Irrenhäuser zu geben, reicht es hin anzuführen, welcher Art, Herkunft, Gewerbes und Wohnorts die Inhaber waren, unter denen die, öfter als die Männer, Liebe zu solchem Berufe zeigenden weiblichen Eigenthümerinnen, ganz und gar nicht die schlechtesten abgaben. Es wurden nämlich unter 30 von diesen Häusern gehalten: durch 3 in ihnen wohnende ärztliche Inhaber, durch 4 Londonsche Aerzte in Clapham, Ober-Clapham, Chelsea und Fulham, durch 16 in ihnen wohnende nichtärztliche, und 7 nicht in ihnen wohnende Eigenthümer. So wurden also eilf von diesen 30 Privat-Anstalten nicht durch ihre Eigenthümer bewohnt, sondern von Verwaltern derselben, und nur 7 gehörten Aerzten an. Die 23 von Nicht-Aerzten geleiteten Häuser, brauchen aber gefeklich, erst wenn die Irrenzahl auf 100 steigt, einen im Hause wohnenden Arzt zu haben. Zu den durch bloße Verwalter der Eigenthümer geleiteten Anstalten solcher Art, gehören auch die 3 über 1200 Arme in sich schließenden, sämmtlich einem gewissen Warburton gehörigen, aber in neuerer Zeit doch gegen ihren früheren

schauerhaften Zustand wesentlich verbesserten. Traurig ist der unerfreuliche Maßstab der Wirkungen dieser Privat-Anstalten, welcher wiederum zu den betrübendsten Rückschlüssen auf deren Ursache berechtigt, daß nämlich in ihnen zwei ganz verschiedene Sterblichkeitsverhältnisse Statt finden. Während ihre zahlenden wohlhabenden Irren in keinem größeren Verhältnisse sterben, als die in dem für Arme bestimmten Grasschafts-Irrenhause zu Middlesex in Hanwell, ist die Sterblichkeit der armen Irren in den Privat-Anstalten zwei bis dreimahl so groß, als im Hanwellschen Hause. Freilich ist diese weite Kluft, welche Vermögens-Unterschiede in solchen Privat-Anstalten zwischen die pflichtmäßige Sorgfalt für wohlhabende oder andere Irre gerissen haben, aus einem Stücke mit der noch größeren gesetzlichen Leichtigkeit, diese letzten in Grasschafts-Irrenhäuser zu sperren. Es bedarf nämlich hierzu bei einem Armen, der sieben Tage lang seinem Kirchspiel zur Last fiel, nur eines einfachen Befehls zweier Friedensrichter, der auf das Zeugniß irgend eines Arztes, Wundarztes oder Apothekers erlassen wird, welcher angibt, der fragliche Arme scheine ihm seelengestört zu sein. Allen solchen Mißbräuchen wird aber in England nicht eher Einhalt geschehen, als bis dieses Königreich gleich Irland, General-Inspectoren der Irrenhäuser erhält, oder bis diese Anstalten, unter eine ähnliche Regierungs-Beaufsichtigung gestellt worden sind, wie sie seit einigen Jahren für sämtliche Gefängnisse eingetreten ist. — In Schottland gibt es gar keine öffentlichen Irren-Anstalten. Alles bleibt daselbst in dieser Hinsicht der Privat- Wohlthätigkeit in Errichtung von Stiftungs-Irrenhäusern, oder der Gewinnsucht der Begründer und Inhaber von Privat-Irrenhäusern überlassen. Bis jetzt besitzt da-

her dieses ganze Königreich, in welchem der Wahnsinn in Folge der nachdenklichen und grüblerischen Natur der Nation noch häufiger als in England ist, mit Ausschluß der nicht zahlreichen Privat-Anstalten nicht mehr als sieben Irrenhäuser. Diese liegen in Edinburgh, Glasgow, Perth, Dundee, Aberdeen, Montrose und Dumfries, und sind in Folge der glücklichen Wahl ihrer Vorsteher, sämmtlich der Art, daß man sie im Ganzen genommen höher, als die englischen Anstalten dieser Art stellen muß. — Ganz anders ist das Verhältnis in Irland, wo die Regierung glücklicher Weise bei den Irrenhäusern, wie bei den Gefängnissen, weil zuvor in beiderlei Hinsicht wenig oder gar nichts geschehen war, freie Hand behalten hat, gleich etwas Vollkommeneres, den Fortschritten der neueren Zeit Entsprechenderes zu begründen, und für dessen Erhaltung zu sorgen. Irland hat jetzt außer dem von dem berühmten Dichter Swift in Dublin für 160 Kranke gestifteten St. Patrick's Irrenhause und der Richmond'schen Anstalt daselbst 10 Bezirks-Irrenhäuser, welche 1337 Betten enthalten: auch die Stadt Cork besitzt ein Irrenhaus für 300 Geisteskranke, so daß im Ganzen 4000 Leidende untergebracht werden können. Man darf zwar schwerlich erwarten, daß die bis jetzt bestehenden Bezirks- und andern Irrenhäuser Irlands auch späterhin für alle Geisteskranke ausreichen werden. Sie bedürfen einer Erweiterung und Vermehrung, insbesondere für Unheilbare, deren jetzt noch immer fünf bis zehn in jedem Gefängnisse des Königreichs gefunden werden. Ist indessen dieses einmahl erreicht, so wird man mit wahrer Befriedigung sagen können, daß der am spätesten bei der Regierung in Erwägung gekommene Zustand der Irren in Irland, im Ganzen genommen,

ein beßerer als in den beiden andern Schwester-Königreichen ist, und daß die Letzten die Ersten geworden sind. — Der Verf. läßt hierauf einen Bericht über die besten britischen Irrenhäuser und deren Einrichtungen folgen, wie er solche auf seiner Reise im Jahre 1841 gefunden hat. Es sind deren 13 an der Zahl, welche er in möglichster Gedrängtheit näher beschrieben hat, mit dem Bedlam in London beginnend. Trotz der großen Summe, welche dessen Erbauung und Ausschmückung gekostet hat, gehört es keinesweges zu den musterhaften Irrenhäusern. Der einzige bemerkenswerthe Fortgang, den dasselbe in der neuesten Zeit zu machen im Begriffe steht, zeigt sich darin, daß man dasselbe auch zu klinischen Vorlesungen für die Studierenden der Heilkunde in der Hauptstadt benutzen will. Sehr zu loben ist aber die in diesem Irrenhause bestehende Einrichtung, daß man die Irren, welche bereits seelengestört ein Verbrechen begangen haben, von denjenigen Geisteskranken trennt, welche vor einer solchen Missethat behütet blieben. 2) Hanwell, für die Grafschaft Middlesex bestimmt, den 16. Mai 1831 eröffnet. Die Anstalt, zur Aufnahme von 900—1000 Irren erweitert, ist viel zu groß und in dieser unüberschaubaren Größe liegt ihr Nachtheil. 3) Springfield,  $1\frac{1}{2}$  deutsche Meilen südwestlich von London belegen, bildet die Anstalt für die ärmsten Irren der Grafschaft Surrey. 4) Lincoln, das trefflichste Irrenhaus im britischen Reich, und eins der besten in der ganzen Welt. Es liegt auf dem Schloßberge bei Lincoln, und hat dadurch eine ausgezeichnet schöne Lage mit vortrefflicher Aussicht, und was so sehr wichtig ist, es erfreut sich der größten Ruhe und Stille. Wie nothwendig beruhigende Stille in den Umgebungen eines Irrenhauses sei,

zeigt wiederum das Beispiel von Hanwell, in welchem die 1840 erfolgte Eröffnung der großen westlichen Eisenbahn, deren dampfende Maschinen und Wagenzüge man täglich ein Duzend Mal in nicht sehr großer Entfernung von der Anstalt aus, deutlich auf einer zwei Hügel verbindenden, auf hohen Bögen ruhenden Wegleitung (Viaduct) wahrnehmen kann, viele Irre erschreckte, in Unruhe versetzte, ihren Zustand verschlimmerte, und gegen welche sie, so wie die Neuaufgenommenen, erst allmählich durch Gewöhnung abgestumpft werden müssen. 5) Wakefield, für den westlichen Bezirk der Grafschaft York, das größte in England, 1815 erbaut, durch seine wegen des wachsenden Andrangs aber vorgenommene Erweiterung ebenfalls beeinträchtigt. 6) Quäker-Irrenanstalt bei York. Gestiftet 1792 und 1796 eröffnet. Sie enthält jetzt etwas über 90 Kranke und soll auf nicht mehr als 100 gebracht werden, was gewis sehr zu ihrem Vortheile gereicht. 7) Stiftung-Irrenhaus in York. Ursprünglich für zahlende, wohlhabende und ärmere Geistesfranke bestimmt, hat es im zweiten Jahrzehend dieses Jahrhunderts zu großen, selbst gerichtlichen Untersuchungen wegen in demselben vorgefallener Grausamkeiten, Anlaß gegeben. Seit jener Zeit aber, und insbesondere durch freundliche Mitwirkung Samuel Luke's, dessen Namen man im britischen Reiche allenthalben findet, wo die Leiden dieser Classe von Unglücklichen zu mildern sind, gehört es gewis zu den besten dieser Art im Lande. Es ist das einzige Irrenhaus Englands, in welchem sich die auf dem Festlande Europas so häufige Einrichtung eines abgesonderten Baues für Tob-süchtige, Unreinliche u. s. w. in Wirksamkeit findet.

(Schluß folgt.)



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

73. 74. Stück.

Den 8. Mai 1845.

---

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Beiträge zur Britischen Irrenheilkunde, aus eignen Anschauungen im Jahre 1841 von Dr. N. H. Julius.'

8) Das Irrenhaus zu Edinburg, Schottland zeichnet sich vor England, vielleicht in Folge des tiefsinnigeren Charakters der Nation durch eine größere Anzahl Geisteskranker aus. In Folge davon findet sich auch in diesem Lande verhältnißmäßig eine größere Menge von Irrenhäusern als in England, nämlich in Glasgow, Perth, Dundee, Aberdeen, Montrose und Dumfries. Nur Edinburg mit einer Einwohneranzahl von 150,000 Menschen, war in dieser Hinsicht bisher zurück geblieben, und besaß bloß eine kleine Anstalt für 55 Kranke, eine gute halbe deutsche Meile südwestlich von der Stadt, in Morningside. Diese Anstalt, in welcher durchschnittlich ohngefähr 30 Geisteskranke aufbewahrt gewesen sind, erhält gegenwärtig eine große Erweiterung und Ausdehnung. 9) Irrenanstalt in Dundee, eine der schönsten

in dem schönen Schottland. Sie hat Raum für 200 Irre und ist auch in ihrem Innern vortreflich eingerichtet. 10) Die Irrenanstalt bei Perth, errichtet 1837. Sie ist im Stande 150 Irre aufzunehmen, über welche Zahl hinaus man sie gewis zu ihrem Besten nicht ausdehnen will. Unter den Spaziergängen hat der für Fallsüchtige bestimmte die beachtenswerthe Eigenthümlichkeit, daß er bloß mit Rasen bedeckt ist, damit etwa die den Abhang herabrollenden Kranken sich nicht auf den Steinplatten beschädigen. Als ein Beweis der in Großbritannien allgemeinen, wo es den wahren Nutzen einer Anstalt gilt, löblichen Nichtachtung erster Auslagen für einen wünschenswerthen Zweck, führt der Verf. an, daß man, um Gasbeleuchtung in die Gebäude zu bringen, sich nicht gescheut hat, Gasröhren aus der gegenüber liegenden Stadt Perth, unter dem Flußbette weg und den ein paar hundert Fuß hohen Hügel hinan, in dieselben zu leiten. 11) Das Irrenhaus zu Glasgow Dies neu erbaute Haus gibt im britischen Reiche das erste Beispiel von einem Neubau für Irre, bei dem dessen künftige Bestimmung als durchgängig maßgebend betrachtet worden ist. Es hat bekanntlich, da dessen Baumeister die Uebersichtlichkeit des Ganzen für das Wichtigste hielt, und es daher panoptisch einrichtete, die Gestalt eines Andreas-Kreuzes. Die ursprünglich etwa für 200 Kranke erbaute Anstalt, hatte bei ihren Erfolgen, von denen ihre Jahresberichte regelmäßig und ausführlich Zeugnis ablegten, schon früh nicht Raum genug für die ihr zuströmenden Irren. Die Sicherheit des Hauses ist auch dadurch bedroht, daß der unterirdische Sonnenweg (Tunnel) der Edinburg-Glasgower Eisenbahn, der längste bisher auf Erden versuchte, unter einem Theil desselben weg-

geht. Es soll daher die Anstalt verlegt, und nach einem größeren Maßstabe neu erbaut werden. 12) und 13) Die Richmondsche und das St. Patrick's Irrenhaus in Dublin. Diese bieten nur geringen Stoff zu nutzbringenden Bemerkungen, da sie sich noch fast in dem nämlichen unvollkommenen Zustande befinden, in welchem sie der Vf. bereits 1825 gesehen hatte. — Unter der Ueberschrift: Neueste Fortschritte des Irrenwesens im britischen Reiche, zusammengestellt in einer Angabe der Hauptpunkte des nutzbar befundenen, hinsichtlich auf sächliche Einrichtung, wie auf Irrenbehandlung, faßt der Verf. dasjenige zusammen, was er als wichtig in den britischen Irrenhäusern wahrgenommen hat. Die zu betrachtenden Gegenstände vertheilt er unter 10 besondere Gesichtspunkte, 1) mit der Trennung der Geschlechter beginnend. Als Ergebnis der in England gewonnenen Erfahrungen tritt ein doppeltes hervor: zuerst daß man in bloßen Pflegeanstalten für Irre, vom Mitsein beider Geschlechter nur sehr wenig zu befürchten habe. Demnächst aber, daß in Irrenanstalten zwar größere Vorsicht, und insbesondere völlige Entfernung Seelengestörter aus geschlechtlichen Ursachen oder Mitwirkungen, vor dem Anblicke des andern Geschlechts bewahren müsse, daß man aber im Allgemeinen, ohne Gefahr, Einiges von der Strenge der Trennung und der ununterbrochenen Aufrechthaltung derselben, nachlassen dürfe. Für die Verwaltung größerer Irren-Anstalten, in welchen die Verhältniszahlen beider Geschlechter manchmahl rasch wechseln, möchte die Benutzung dieses Umstandes, oft sehr erleichternd wirken, wobei aber freilich Alles der jedesmahligen Einsicht und Umsicht des dirigierenden Arztes überlassen bleiben muß. 2) Absonderung Lär-

mender, Tobsüchtiger, Unreinlicher u. s. w. Diese hat sich in England erst in der neuesten Zeit Geltung und Eingang zu verschaffen gewußt, und als ersprießlich gezeigt. In allen oben beschriebenen Irren-Anstalten fand der Verf. erst in einer einzigen dieselbe in Wirksamkeit, doch ist sie in andern beschlossen und in der Ausführung begriffen. Mit Recht macht der Verf. darauf aufmerksam, daß ein solches den Tobsüchtigen u. s. w. gewidmetes kleines Gebäude, dessen Erdgeschos die Kranken einnehmen müssen, in dem obern, stäts von einem Hilfsarzte nebst den für jene bestimmten Dienstboten, welche selbige durch gläserne Ochsenaugen leicht beobachten können, bewohnt werden sollte.

3) Zurückgezogene Balkone, eine der sinnreichsten und nützlichsten Erfindungen in den britischen Irrenhäusern. Man denke sich einen, mit seiner Längenrichtung, theilweise eine Seite des Hauses, und zwar gewöhnlich die südliche einnehmenden Saal, dessen ganze äußere Längenmauer nebst Fenstern, von der Decke bis etwa zu einer Höhe von 5 Fuß vom Fußboden hinweg genommen ist, offen steht, und an deren Stelle zwei bis drei eiserne Säulen gesetzt sind: so hat man das, was im Gegensatz gegen die gewöhnlichen, ein zurückgezoener Balkon genannt werden dürfte. Sie dienen zum Spaziergang der Irren bei Regenwetter oder bei sehr starker Sonnenhitze.

4) Aufenthalt im Freien. Alle Anstalten haben darin die lobenswertheften Fortschritte gemacht: mit den größten Opfern ist solches erreicht worden, und die größten Schwierigkeiten hat man überwunden. Was noch erfreulicher ist, bleibt die geschickte Benutzung der erworbenen oder schon besessenen Grundstücke zu Arbeiten, Spielen im Freien und Gartenanlagen, da die englische Nation ungeachtet ihrer

Befähigung für die bildende Kunst gerade in der großartigsten Landschaftsmalerei, der in der Natur statt auf der Leinwand, allen andern Völkern vorangeht. 5) Beschäftigung. Pinel schrieb die denkwürdigen Worte nieder: 'Es ist eine nicht mehr der Lösung bedürftige Aufgabe, es ist die allgemeinste Erfahrung, daß in allen öffentlichen Irrenhäusern, in Gefängnissen und Versorgungsanstalten der sicherste, ja vielleicht der einzige Bürgen für Erhaltung der Gesundheit, guter Sitten und Ordnung, in einer strengen Befolgung der gebotenen Arbeit besteht.' Immer mehr wurde daher die Beschäftigung als Heilmittel der Kranken angewendet, freilich in England später als auf dem Festlande. Die öffentliche Meinung steht in England hindernd im Wege, und es ist hier das Vorurtheil der höhern Classen, daß ein Mitglied, ein Gentleman, durch befohlene Arbeit erniedrigt werde, fast unbeflegbar. Weiter als bis zum Spielen im Freien, zu Spazierfahrten oder Spaziergängen, hat man es selbst in den besten Irrenhäusern bei derlei Kranken nicht zu bringen vermocht: daher sind die wohlhabenden Irren schlimmer daran als die ärmern. Die Art der Arbeit selbst betreffend, so muß sich diese vorzugsweise nach den jedesmaligen Krankheitsursachen, nach den früheren Gewohnheiten und Beschäftigungsweisen richten. Indessen können nach des Verfs scharfsinnigen Bemerkungen davon Ausnahmen Statt finden, in so fern vielen Irren, besonders melancholischen nichts wohlthätiger sein kann, als gerade die bei der Erlernung einer neuen Beschäftigung unrrlässliche Anstrengung und Aufmerksamkeit. Auch macht der Verf. darauf aufmerksam, daß bei Arbeiten im Freien, der Bebauung des Bodens durch den Spaten der Grund, warum

gerade diese Beschäftigung so heilbringend wirkt, darin liegt, daß im Verhältnisse zur Einwohnerzahl die größte Menge Geisteskranker unter den Städtern gefunden wird. Darum haben die für den Ungewohnten gewiß nicht wenig anstrengenden Garten- und Feldarbeiten eine so heilsame Wirkung auf die der Mehrzahl nach, in geschlossenen, engen, schlecht gelüfteten Stuben und Räumen zu leben gewohnten Irren geübt, neben denen nur eine geringe Beimischung von Landleuten oder Arbeitern in freier Luft gefunden wird. Zunächst solchen Garten- und Feldarbeiten dürften freilich wohl verstanden immer nur für die Mehrzahl der männlichen Irren, Gewerbe und Handwerke stehen, die im Freien betrieben werden können oder beträchtlich ermüden. Dagegen dürfte es mit Ausnahme der an die Beschränkung des Hauses gewöhnteren Frauen, bei nicht sehr vorsichtiger Anwendung gefährvoll sein, die Mehrzahl aller arbeitsfähigen Irren, wie es leider in Dundee und Wakefield geschieht, mit Weberei zu beschäftigen, wenn gleich wiederum die bei diesem Gewerbe nöthige Aufmerksamkeit, dessen Anwendung wohl empfiehlt. Am wenigsten möchte aber die in gar vielen britischen Irrenhäusern betriebene Schusterei häufig anzuwenden sein, und zwar aus den nämlichen Gründen, weshalb gerade unter den Schustern, so viele Seelengestörte gefunden werden. So allgemein giltig aber die gegebenen Grundsätze sind, so gibt es doch auch Ausnahmen, deren Unterscheidung dem umsichtigen Irrenarzte überlassen bleiben muß. 6) Zwang. Eine wichtige Streitfrage, welche besonders in Großbritannien alle Gemüther beschäftigt, betrifft die größere oder geringere Anwendung oder Entfernung von mechanischen Zwangsmitteln bei der Irrenbehandlung. Wenn es auch gerade in Groß-

britannien schwer halten möchte, aller Zwangsmittel bei Irren zu entbehren, indem hier besonders der Hang zum Selbstmorde vorwaltet, so hat man doch schon früh in der durch Milde der Behandlung sich auszeichnenden, ja fast allein stehenden Quäker-Anstalt bei York eine größere Verminderung des Zwangs versucht und eingeführt. Weiter noch ist man in dem Irrenhause zu Lincoln gegangen, wo innerhalb vier Jahren unter mehr als 100 Irren kaum ein namenswerthes Beispiel mechanischen Zwanges mehr Statt gefunden hat. Wichtig bleibt dabei eine zahlreiche, wohlbezahlte, selbst bei den Frauen aus großen Kräftigen und den Irren Achtung einflößenden Wärterinnen bestehende Dienerschaft, der die mildeste Behandlung zur strengsten Pflicht gemacht ist, und die nur selbstvertheidigend sich ihrer Kräfte bedienen darf. Das Beispiel zu Lincoln wirkte, und auch in andern Irren-Anstalten kam man von den Zwangsmitteln immer mehr zurück, und zahlreiche an den verschiedensten Orten gemachte Erfahrungen zeugen gleichmäßig für die Entbehrlichkeit sächlicher Zwangsmittel und für eine Behandlung, durch welche, wenn sie auch keine beträchtliche Vermehrung gänzlicher Heilungen bewirkt, doch die Anzahl der durch sie zu Gliedern der lebenden geistigen Welt erhobenen, und eines großen Antheils von Glückseligkeit genießenden Irren unermesslich vermehrt wird. Freilich bedarf es zuvörderst einer Vermehrung und sorgfältigen Auswahl der Dienerschaft, und insbesondere eines geistigen Mittels, der Einsamkeit. Verschwiegen darf aber auch nicht bleiben, daß einige sehr ehrenwerthe Irrenärzte Großbritanniens es noch nicht für rathlich erachtet haben, in den ihnen anvertrauten Anstalten so weit zu gehen. 7) Einsamkeit. Diese ist eins der Haupt-Ersatz-

mittel für den sächlichen Zwang. Diese Abgeschlossenheit von der Außenwelt trägt ein stilles aber ununterbrochenes und wahres Beruhigungsmittel der Sinne, des Gemüthes und Geistes in sich, sie befriedet und heilt. In der neuesten Zeit ist sie nicht nur bei dem Missethäter, dessen Verbrechen aus der ungezügelter Herrschaft der Leidenschaften und bösen Neigungen, und manchemahl auch aus, eine falsche Richtung nehmenden Vorstellungen stammt, mit großem Erfolge angewendet worden, sondern auch bei dem Geisteskranken. Bei diesem bildet sie einen schönen Uebergang von dem bei der Irrenbehandlung so lange hergebrachten plumpen, sächlichen Zwange durch Werkzeuge aller Art, zu der in Deutschland zuerst vielseitig ausgebildeten geistigen Behandlung, der so genannten psychischen Methode, deren hoher Werth bei gehöriger Uebung, auch in Großbritannien immer mehr erkannt und verbreitet wird, wo sie den in zweifachem Sinne richtigen, bedeutungsvollen Namen der sittlichen Mittel (*moral means*) empfangen hat.

8) Gottesdienst und religiöse Einwirkung. Man findet in allen öffentlichen Irrenhäusern regelmäßigen Gottesdienst und in Hamwell auch noch Religions-Unterricht. An letzterm Orte wird wegen der großen Anzahl der Irren, Sonntags zweimahl Gottesdienst gehalten: diesem wohnt über ein Drittheil der Irrenzahl bei. Am ausführlichsten spricht sich Dr Conolly von dem wohlthätigen Einflusse solcher Sonntagsfeier aus: 'Keine Vertrautheit mit diesem Anblicke vermag das Ergreifende seiner Wirkung zu schwächen. Hin und wieder finden wohl einmahl Seltsamkeiten des Benehmens und kleine Unregelmäßigkeiten Statt, aber das Betragen der ganzen Gemeinde ist höchst ausgezeichnet. Für die Frauen wird der Sonntag



durch kleine Nachgibigkeiten im Anzuge und andere nichts kostende Aufmunterungen zum Tage des Wohlergehens und vernünftigen Genusses. Die Sauberkeit, und das anständige und zufriedene Aussehen einiger weiblichen Kranken in der Capelle, welche der Arzt früher in einem, an Stumpfsinn oder Thierheit grenzenden Zustand kannte, muß man gesehen haben, um sie gehörig würdigen zu können.' 9) Wärter und Wärterinnen. Auch hier ist in Großbritannien Achtungswerthes geschehen: man hat sich in diesem, sonst an Werken christlicher Liebe so reichen Lande längst überzeugt, daß weltliche Motive nicht hinreichen, dem Geisteskranken das zu geben, was ihm am meisten fehlt, unablässige Wartung, Pflege, Theilnahme und Zuspruch eines frommen weiblichen Gemüths, und es haben sich treffliche Frauen in einzelnen Irrenhäusern als Oberaufseherinnen mit dem besten Erfolge an die Spitze gestellt, so wie man durch reichliche Besoldung eine höhere Classe für den Dienst als Wärter und Wärterinnen herbei zu ziehen gewußt hat. Das Wichtigste bleibt aber doch, für Erwerbung einer Aufseher- und Dienerschaft zu streben, die aus höheren, nicht in der Erde Boden wurzelnden Beweggründen, sich ihrem schweren Berufe widmet: solche Sorgsamkeit und Pflege-Erfahrung ist aber nicht an einzelne kommende und gehende Individuen geknüpft, sondern an eine dauernde, engverbundene, fromme Körperschaft, in welcher durch Ueberlieferung alle theuer erkauften Erfahrungen erhalten und fortgesetzt werden, und in der Verdienstlichkeit nicht durch irdische, selbst unverlangte Ehre, beeinträchtigt, vergiftet und getödtet wird. 10) Fürsorge für die Entlassenen. Zu den manigfachen Ursachen, welche in unsern Tagen und allenthalben, wo gute Irren-

häuser errichtet wurden, den Andrang zu diesen über alle Erwartung steigerten, gehört unstreitig auch die abnehmende Scheu vor denselben, und vor Allem das Schwinden der früheren Ansicht, als sei es eine Schmach, mit einem Seelengestörten verwandt zu sein. Gänzlich ist aber diese, früher zur Verbergung oder Verheimlichung führende Scheu noch nicht gewichen. Vor Allem macht sie sich schmerzlich fühlbar bei dem Rücktritte geheilter Irren aus der Sorgenlosigkeit und liebevollen Pflege des Irrenhauses in die unruhige und lärmende Welt mit ihren Bedürfnissen und ihrer mehr als theilnahmlosen Nichtachtung. Zu diesen, den neuen Bürger der Gesellschaft, in seiner größeren Reizbarkeit verletzenden Aeußerungen der Scheu, des Mißtrauens, der Lieblosigkeit, ja des Hohnes, tritt nun noch die öftere Zerrüttung oder gänzliche Störung des früheren kleinen Haushaltes und Erwerbsbetriebes des entlassenen Genesenen. Diese allenthalben sich zeigenden und beim Armen doppelt gefährvollen Erscheinungen waren es, welche den zu früh verstorbenen Sir Will. Ellis bewogen, schon in dem ersten von ihm geleiteten Irrenhause, dem zu Wakefield, auf Bildung eines Unterstützungsfonds für die aus demselben geheilt Entlassenen, bedacht zu sein. Als er später an die Spitze des großen Armen = Irrenhauses in Hanwell gestellt ward, veranlaßte er einen in London lebenden Bürger Wakefield's, Namens Harrison, zu einem Vermächtnisse für ähnliche Zwecke in Hanwell. Von Ihrer Majestät der verwittweten Königin in Schutz genommen und unterstützt, ist so neben der Anstalt in Hanwell, ein nach ihr benannter besonderer Adelaide = Fond entstanden, aus dem schon viele Unglückliche bei ihrem Rücktritte ins Leben die Mittel empfangen haben, durch Beseitigung der

nächsten großen Gefahr mit diesem von Neuem zu zerfallen, in geistiger und leiblicher Gesundheit eine frische Bahn einzuschlagen, und sich eine neue noch so bescheidene Heimath zu gründen. So wie nun durch die eben geschilderte Fürsorge für die zahlreichsten hergestellte entlassenen Bewohner der Irrenhäuser, der Uebergang ihres dortigen Aufenthaltes, ins bürgerliche Leben vermittelt wird, eben so sind auch Viele der gleich ihnen von deren Mauern Umschlossenen, nämlich die Irrenärzte, gegenwärtig eifrig bemüht, die Frucht derselben auf den Markt des Lebens zu bringen. Es hat nämlich zuvörderst Dr Conolly das Verdienst in Hantswell, durch die Eisenbahn nur noch eine Viertelstunde von London entlegen, zuerst im vorigen Jahre mit Erlaubnis der Anstaltsbehörde in ihr klinische Vorträge über Seelenkrankheiten, für die Studierenden zu London eröffnet zu haben. In selbst in Bedlam und St. Lucas ist erfreulicher Weise von deren Verwaltungsräthen den Ärzten gestattet worden, dort klinische Vorträge zu halten. Es läßt sich erwarten, daß die übrigen Irrenhäuser, besonders in Edinburg, Glasgow und Dublin, als Universitätsstädte, bald nachfolgen werden. Die andere Maßregel, vermittelst welcher die britischen Irrenärzte in neuester Zeit versucht haben, ihre Erfahrungen zusammenlegend, diese allgemein nutzbringend zu machen, besteht in Jahres-Versammlungen der Irren-Ärzte an einem oder dem andern, ein Irrenhaus besitzenden Orte. Die erste Zusammenkunft dieser Art fand am 5. Nov. 1841 in Nottingham Statt, die zweite 1842 in Lancaster, und die dritte sollte 1843 in London sein. Ein Besuch dieser gewis heilbringenden Zusammenkünfte, durch einen oder mehrere deutsche erfahrene Irren-Ärzte würde nicht nur höchst anziehend,

sondern auch für beide Völker nützlich, und bei den jetzt so häufigen Dampfverbindungen auch leicht thunlich sein. Noch wichtiger wäre freilich die Bildung eines ähnlichen Vereines in Deutschland, dem dann leicht Anknüpfung und Austausch mit dem britischen folgen könnte. — Vorstehenden höchst anziehenden Mittheilungen hat der Verf. noch die Uebersetzung zweier Schriften angereicht: 1) Samuel Luke's Einleitung zur Uebersetzung des Jacobischen Werkes über die Einrichtung und Verwaltung von Irrenhäusern; und 2) John Thurnam's statistischer Bericht über das Quäker-Irrenhaus bei York, seit dessen Stiftung im Jahre 1796 bis auf unsere Zeit, und über einige andere ähnliche Anstalten, welche beiden Schriften zur Bestätigung und Erläuterung des vom Verf. Aufgestellten dienen sollen. Interessant sind besonders die zur zweiten Schrift beigegebenen statistischen Tabellen S. 273 — 315, welche der neuesten Zeit angehören. Endlich hat der Verf. noch als Beilagen die Geschichte der Hinrichtung eines Wahnsinnigen in Indiana aus dem Americ. Jurist and Law Magazin, welches in Boston erscheint, und die allgemeinen Pflichten der Wärter zu Hanwell aus dem Report of the visiting Justices of the County Lunatic Asylum at Hanwell (1841) beigegeben. Die beiden lithographierten Tafeln stellen Risse des Irrenhauses der Grafschaft Devon bei Exeter und des neuen Irrenhauses bei Edinburg vor. v. S.

### M a d r i d.

Establecimiento tipografico 1842. Antonio Perez. Estudios historicos por Don Salvador Bermudez de Castro. 409 S. in Octav.

Es ist die erste umfassende und von den gründlichsten Studien zeugende Bearbeitung des Lebens eines Mannes, der zur Zeit der höchsten Macht

der spanischen Monarchie in dieser, nächst seinem Herrn und Könige, den ersten Platz einnahm, der Einzige, dem Philipp II. seine geheimsten Pläne in Bezug auf Politik, mehr noch, die Regungen seines Herzens mittheilte, der Geliebte der Eboli, Zeitgenosse eines Alba und Don Juan d'Austria, ein Mann, der von dem Höhepunkte der Macht jäh herab gestürzt, seiner Reichthümer und Kunstschätze beraubt, gefangen, gefoltert, von weltlichen und geistlichen Richtern mit der Tiefe spanischen Hasses verfolgt, als Flüchtling die Freundschaft Heinrichs IV. von Frankreich, Elisabeths von England, des schönen Grafen Essex gewann, dann vergessen, von Freunden und Beschützern verlassen, auf dem Todtbette kein weiteres Wünschen kannte, als das Brandmahl der Ketzerei von seinem Namen getilgt zu sehen. Wird der Leser schon von diesem Gesichtspuncte aus ein Werk mit Freuden begrüßen, dessen Verf. sich inmitten der Fiebergluth, die seit fast vierzig Jahren das gesammte spanische Leben schüttelt, in die Geschichte des Hofes zu Madrid und Aranjuez im 16. Jahrhundert versenkt, so verbürgt Ref. andererseits aus der Lectüre desselben einen mehr als vorübergehenden Genuß. Ein großartiger Gegenstand, mit Feinheit und Schärfe aufgefaßt; eine rasche, von fester Hand zeugende Zeichnung, in welcher über den Staatsmann Antonio nie der Mensch vergessen wird; ein treues Mühen nach Wahrheit und Unparteilichkeit und deshalb, anstatt in das geltende und wahrlich nicht leichtsinnig gebildete Urtheil der Geschichte über Philipp II. einzugehen, ein Wieder aufnehmen und abermahliges Beleuchten der eigensten Persönlichkeit desselben.

Und eben dieses Ringen nach Wahrheit, die Absicht, sich von der feststehenden Auffassung dieses Regenten nicht gefangen nehmen zu lassen, gibt,

wenn Ref. nicht irrt, den Grund ab, daß der Vf. in der Anerkennung des Strebens und der Leistungen Philipps II. zu weit geht. Eine zweite Erklärung für diesen Umstand findet sich darin, daß der Verf. nicht umhin kann, Antonio Perez als schuldig hinzustellen, während derselbe bis dahin fast ohne Ausnahme als ein Opfer der Rachsucht des Königs bezeichnet wurde. Hieraus aber ergibt sich andrerseits, daß Alba eine günstigere Charakteristik findet, als die Geschichte sie gestattet, und daß man namentlich die Worte über ihn (S. 30): 'Tranquilo con el testimonio de su conciencia etc.' schwerlich jemahls wird unterschreiben können; so wie daß Don Juan d'Austria, dessen Streben am Ende kein so eitel höchmüthiges war, wie hier geschildert wird, und der sich wahrlich zu keiner Zeit eines 'hermano generoso' zu rühmen hatte, in seiner Stellung zum Könige keinesweges immer so richtig aufgefaßt wird, wie solches in dem unübertrefflichen Gemälde geschieht, welches uns Leopold Ranke von ihm gibt.

So bedeutend immerhin diese Ausstellungen erscheinen, so gewiß treten sie bei dem Reichthum an neuen Ansichten, den dieses Werk bietet, bei dem scharfen Durchdringen der verwickeltsten Verhältnisse und der fein gesponnenen Intriguen, bei der Lauterkeit des nie überfüllten und doch mit unzähligen Personen belebten Gemäldes in den Hintergrund.

Antonio ist psychologisch = historisch geschildert. Auch die kleinsten Züge und Nebengestalten weiß der Verf. zu benutzen, um, gleich niederländischen Künstlern, ein bis ins Detail abgeschlossenes Bild ins Leben zu rufen. Nichts ist angedeutet, nichts hingeworfen, Alles mit Sauberkeit und nach festem Plane ausgeführt. Die Sprache ist edel, elegant, mit spanischer Gemessenheit, aber immer ohne Zwang;

der Knoten mit gewandter Hand geschürzt und gelöst; der Verfolg der verwickeltsten Verknüpfungen, das Einschneiden von scheinbar unbedeutenden Ereignissen trefflich gehalten. Wie in einem Drama steigt mit jedem Kapitel die Spannung, bis endlich der Sturz des Ministers erfolgt. Von dem Augenblicke wächst die Schwierigkeit der Aufgabe, das erweckte Interesse zu halten, nachdem Antonio seine hohe Stellung verloren hat und er aus dem Zustande gebietender Thätigkeit in die des Duldens übergegangen ist. Aber auch hier begegnen wir der glücklichsten Lösung. Das Interesse des Lesers erkaltet nicht, es bleibt bis zum Schlusse, vornehmlich in Folge der psychologischen Studien, des gewandten Auffassens aller hervorragenden Charaktere, welche in die Scene gezogen werden, der sinnreichen Gruppierung derselben, des Zusammenstellens der Contraste.

Die Bedeutsamkeit, welche einem solchen Werke unter allen Umständen zugesprochen werden muß, besonders aber der Umstand, daß dasselbe von der modernen Richtung der Historik in Spanien ein beredtes Zeugnis ablegt, möge die Ausdehnung der nachfolgenden Relation entschuldigen.

Der zu Monreal de Ariza geborene Antonio, Sohn von Gonzalo Perez, der vierzig Jahre lang als erster Rath einem Carl V. und Philipp II. zur Seite stand, wurde, kaum zum Jünglinge herangereift, von seinem Vater nach Alcalá, damals der berühmtesten Universität Spaniens, gesandt und begab sich von hier ins Ausland, um sich an fremden Höfen mit den politischen Wissenschaften zu befreunden. Mit der erforderlichen Grundlage von Kenntnissen versehen, vom Vater mit Empfehlungen an die einflußreichsten Staatsmänner ausgestattet, wißbegierig, von durchdringendem Scharfsinne, mit frankem, fröhlichem Wesen einen unbe-

grenzten Ehrgeiz verhüllend, wurde es dem Jüngling nicht schwer, Menschenkenntnis zu sammeln und die Richtung der Höfe zu erspähen. Der Vater kannte den sichern Blick und das besonnene Urtheil Antonios; er hoffte durch das Anschauen fremder Verhältnisse, durch das Belauschen des ruhelosen Lebens hochstehender Männer den Ehrgeiz desselben zu dämpfen. Darin trog sich der ergraute Hofmann. Antonio gehörte nicht zu den Menschen, die vor dem Glanze erzittern; ihn zog das gefahrreiche Leben in der Nähe von Souverainen an, weil er durch den Reichthum seines Geistes den Sieg gesichert wähnte. Lange weilte er in Italien, an dessen Höfen damahls raffinierte Unsittlichkeit vorherrschte. Dort gewann er die Ueberzeugung, daß in der Politik jedes Mittel nur nach Maßgabe des Erfolges Billigung oder Verwerfung finde; dort legte er den Grund zur Liebe für ungemessene Pracht. In Rom und Venedig horchte er Tages auf die Gespräche der Staatsmänner und studierte Nachts die Bücher von Tacitus und Macchiavell. Bildete sich in Rom mit dem Verstandnisse der Künste die Liebe zu denselben in ihm aus, so fand er die Sitte venetianischer Nobili nicht unziemlich, sich von ermüdenden Geschäften im Bacchanal zu erholen. Im Verkehr mit Dichtern und Künstlern und den glatten Großen der Tiberstadt lernte er die höfisch feine Sitte und die Anmuth belebter Unterhaltung. Als Antonio nach mehrjähriger Wanderung heimkehrte, fand er den Vater nicht mehr am Leben. Er, dem von diesem nichts als ein unbescholtener Name geblieben war, mußte sich selbständig seine Bahn brechen. Es gelang ihm, die Gunst des einflußreichen Ruy Gomez de Silva, Prinzen von Eboli, zu gewinnen. Durch diesen wurde er dem Könige vorgestellt und empfohlen.

(Schluß folgt.)



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

75. Stück.

Den 10. Mai 1845.

---

M a d r i d.

Schluß der Anzeige: 'Antonio Perez. Estudios historicos por Don Salvador Bermudez de Castro.'

Philipp II., dessen Gedächtniß und gründliches Wissen im Gebiet der Geschichte und Theologie oft seine nächste Umgebung in Verlegenheit setzte, gab viel auf eine leichte, mit Klugheit geführte Unterhaltung. Ihn überraschten die ehrerbietigen und genauen Antworten, die Antonio auf die Fragen nach Stellung und Richtung der von ihm besuchten Höfe ertheilt. Eine solche Reife der Bildung, eine so feine Beobachtungsgabe hatte er noch bei keinem Jünglinge gefunden. Seit der Stunde war Antonio's Loos entschieden. Mit 25 Jahren wurde er Staatsminister, er konnte sich der Freundschaft des Königs rühmen, dem er bei der Messe und auf Spaziergängen zur Seite bleiben mußte. Scheinbar unbefangen, aber mit überlegter Vorsicht, wie mit der Sonde in der Hand, bewegte er sich am Hofe.

Durch schmiegsames Eingehen in die Gedanken Philipps und durch strenges Ueberwachen seiner eigenen Leidenschaften hatte sich der betagte Ruy Gomez in seinem hohen Amte behauptet; ihn hatte kein Sturm am Hofe geknickt, weil er stäts der Richtung desselben gefolgt war. Um Alles hätte er sich nie einen Widerspruch gegen den König erlaubt. Seine Gemahlin, Doña Ana de Mendoza, jung, hochfahrend, prachtliebend, beherrschte den Hof durch Schönheit und Luxus. Sie wurde vom Könige mit einer Gluth der Leidenschaft geliebt, wie solche nur selten seine starre Seele erfaßte, und der Gemahl war weit entfernt, das ihm bewußte Verhältnis beider zu stören. Diese Eboli war die einzige Frau, welche lange eine hohe Gewalt über Philipp ausübte. Zu stolz, um das Geflüster des Hofes zu beachten, gleichgiltig gegen Sitte, ging sie ihren Weg; glühend, verstellt, bald heftig und durchgreifend, bald vorsichtig, schlau, durch Sanftmuth einnehmend, in ihren Worten bald erhaben, bald zur cynischen Derbheit herabsinkend, blieb sie allen Hofleuten ein unauslösbareß Räthsel.

Mitunter kam der Herzog von Alba aus fernen Provinzen nach Madrid. Der König hörte über die schwierigsten Gegenstände gern seine Meinung, sowohl wegen der Erfahrung, als wegen der offenen, energischen Art, mit welcher dieser merkwürdige Mann sich aussprach. Gewissenhaft in der Ausführung der ihm übertragenen Befehle, als Vasall von unerschütterlicher Rittertreue, wußte er, daß er der Schmeichelei nicht bedürfe, und kümmernte sich nicht um die Intriguen des Hofes. Durch stätes Befehlen hatte sein Wesen eine gebieterische Strenge angenommen. Einen Gleichgestellten zur Seite duldete er nicht; aber am Kö-

nige, dessen geistige Ueberlegenheit und Unbeugsamkeit des Willens er anerkannte, hing er mit fast abergläubischer Verehrung. Er durfte, weil Philipp sein Inneres kannte, sich in den bittersten Sarcasmen über die speichelleckenden Hofleute und über die heuchlerische Frömmigkeit der Hofgeistlichen auslassen. — Als Beichtvater des Königs galt Diego de Chaves, früher Gewissensrath des unglücklichen Don Carlos, nur Theologe, ein Spielwerk in den Händen Philipps, der sich seiner wohl zum Ausgleichen kleiner Zerwürfnisse bediente, aber ihn von Politik nicht mehr wissen ließ, als für irgend einen bestimmten Zweck räthlich schien. Das waren, außer Don Juan d'Austria und dem Grafen Chinchon, der, weil er mit dem Könige aufgewachsen war, von diesem gern gehört wurde, die einflußreichsten Männer, als Antonio an den Hof kam. Die übrigen Secretarien (Minister), welche verschiedenen Zweigen der Verwaltung vorstanden, als der Erzbischof von Toledo, der Cardinal Granvella, Hernando de Escobar, Rodrigo Vasquez und der Marques de los Veles, erfreuten sich nie in dem Maße wie die Obengenannten einer bleibenden Bedeutsamkeit. Fürsten aus Böhmen und Deutschland, Flüchtlinge aus Frankreich und England, Große aus Italien und den Niederlanden, die irgend eine Angelegenheit ihres Hauses persönlich betrieben, alle unruhigen Elemente der Hauptstadt der Welt begegneten sich am Fuße des Thrones von Philipp, und zwischen so manchem gebrochenen Ehrgeiz, im Ringen mit mächtigen Nebenbuhlern, unter geschmeidigen und verläumderischen Granden behauptete sich der junge Staatsminister ohne andere Stütze als die seines Talents und seiner Kühnheit und des augenblicklichen Wohlwollens eines klugen und gefürchteten Gebieters.

Raum eingeführt, errieth Antonio auch schon mit Leichtigkeit alle Persönlichkeiten und Geheimnisse des Hofes; nur der Charakter Philipps entging ihm theilweise. Es war der König gewissermaßen, sagt der Verf., *la encarnacion del hombre en el monarca*. Sein Privatleben ging in der wunderbaren Thätigkeit für den Staat auf. *Gobernar era su destino, la prosperidad del estado su objeto, la conveniencia publica su guia* (?). Häufig schien er in Widersprüchen befangen, während er mit Consequenz seine geheimen Absichten verfolgte. In Folge heftiger Leidenschaften, denen er in der Jugend gefröhnt hatte, war sein Körper zerrüttet. Frauenliebe blieb ihm stäts Bedürfnis, aber wie seine Neigungen nur selten beim Publicum verlauteten, so bekamen die Favoritinnen nie Einfluß in Staatsangelegenheiten. Die einzige Eboli beherrschte eine Zeitlang diese starre Seele. Durch keine Widerwärtigkeit erschüttert, dienten seine melancholischen Züge niemahls der Seele als Spiegel. Es konnten Leidenschaften in ihm toben, ohne daß Auge oder Lippen sie verrathen hätten. Für sich verschmähte er die Pracht; bei seinen Untergebenen duldete er sie gern. Aus Gewohnheit und Ueberzeugung hing er am Glauben seiner Väter; aber er opferte nicht das Wohl des Staats einem blinden Fanatismus und hielt deshalb die Ansprüche der Geistlichkeit stäts in Schranken; er beschützte die Inquisition, weil er in ihr ein bequemes Werkzeug der Regierung erkannte, aber er entzog ihr Amerika; er duldete keine Capuziner in Castilien, bevorzugte keinen Jesuiten; es sei, klagte er, zu befürchten, *que abundasse el mundo mas en religiones que en piedad*. Verbrechen, welche er nicht strafen wollte, pflegte er völlig zu übersehen. Im Geschäftsleben

Kannte er keine Nachsicht. In den zur Unterzeichnung ihm vorgelegten Schriften, die er jedesmahl bedächtigt durchlas, verlangte er vor allen Dingen Klarheit und Kürze. Während er selbst sich nur selten aussprach, hatte er es gern, wenn die im Volke verbreiteten Gerüchte und Ansichten ihm mitgetheilt wurden. Man wußte, daß der König, dem das Geheimniß als heilig galt, keine Indiscretion verzieh.

Die ersten Jahre des Ministeriums von Antonio verfloßen ohne Störung. Die Feinheit, mit welcher er die diplomatische Correspondenz besorgte, befestigte ihn in der Gunst des Königs, dessen versteckte Leidenschaften den Gegenstand der Studien seines ersten Dieners abgaben. Er diente seinem Herrn, den er fürchtete und liebte, mit Treue und sah sich dafür mit Reichthum und Ehre überhäuft. Seitdem stieg seine Liebe zur Pracht, der zu genügen, die laufenden Einnahmen nicht ausreichten. Schon damahls schlich das Gespräch am Hofe, daß der Günstling für Vertheilung von Aemtern Geschenke entgegen nehme, daß Fürsten und Staaten Italiens gegen Geld oder Uebersendung von Kunstschätzen für ihre Wünsche Gehör bei ihm zu finden wüßten. Aber der Beweis dieser Anschuldigungen war zu schwer, die Stellung Antonios schien zu gesichert, als daß man jene Gerüchte zu den Ohren des Königs zu bringen gewagt hätte. Mit Gold und Steinen überladen trat Antonio täglich in das Arbeitszimmer des stäts in schwarze Seide gekleideten Königs; eine Menge von Edelleuten bildete sein Gefolge; seine Landhäuser wetteiferten an Ueppigkeit und Reichthum von Kunstschätzen mit den Villen der Caraffa und Orsini, und mehr als eine Dame des Hofes vergaß in den verlockenden Gemächern Antonios ihrer uralten

Grandeza. Man wußte, daß der schöne, durch die Feinheit der Unterhaltung verführerische Mann allen Frauen für unwiderstehlich galt, daß ihn häufig Eitelkeit zur Verführung trieb und er sich hinterdrein für den dabei angewandten lästigen Zwang durch zügellose Bacchanale entschädigte. Man verzieh dem Eitlen nicht, daß er sich darin gefiel, Jedermann seine geistige Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Antonio, der von einem großen Gedanken mit Begeisterung erfaßt werden konnte, vermochte es nicht, ihm auf die Dauer seine Sinnlichkeit unterzuordnen.

Das ausgelassene Leben des Ministers verdroß den König, aber er liebte in ihm die aufopfernde Hingebung des Dieners, der über seiner Genusssucht den Herrn nicht vergaß und nach durchschwelgten Nächten mit gleicher Unverdrossenheit arbeitete. Dazu kam, daß Philipp ihm, was er gegen Wenige gethan, seine Seele erschlossen, ihn zum Minister, dann zum Förderer seines Verständnisses mit der Eboli gemacht hatte. Und während Antonio zu der schönen Frau über Philipps Liebe sprach, trieb ihn die Berwegenheit seines Herzens, den Nebenbuhler seines Freundes und Königs abzugeben. Seinen Erzählungen, seinem Humor, seiner feinen Ironie widerstand die Prinzessin nicht. Bald gab dieses Verhältnis Antonios den Gegenstand des Gespräches am Hofe ab. Philipp wähnte, daß der Diener nur dem ertheilten Geheiß nachkomme, wenn er häufig nach der Straße Almudena schleiche. Nun starb Ruy Gomez. Seitdem sahen sich Antonio und Ana häufiger noch und ungestörter und indem sie in ihrer Leidenschaft des mächtigen Herrn nicht gedachten, den sie beide betrogen, verschmähten sie immer mehr die äußeren Rücksichten.

Ueber die im vierten Kapitel enthaltene Charakteristik Don Juans d'Austria haben wir uns schon oben ausgesprochen. Die heimlichen Pläne desselben in Bezug auf Maria Stuart sind bekannt, nicht so dessen Stellung zu Elisabeth von England. Es handelte sich für Don Juan bereits nicht mehr um die Hand der gefangenen Maria, sondern der gebietenden Elisabeth, deren Uebertritt zur katholischen Kirche der Papst durch Vermählung mit dem Helden von Lepanto zu erreichen hoffte. Schon war dieser Plan zwischen Rom und dem Statthalter der Niederlande bis ins Kleinste erwogen, ohne daß Philipp davon erfahren hätte. Letzteres geschah erst dann, als Antonio, welchem der Nuntius sich mittheilte, weil er der Unterstützung desselben nicht entbehren konnte, darüber zum Könige sprach, welcher in dem Treiben seines Halbbruders nur den verderblichen Einfluß Escovedos zu erkennen glaubte. Andernseits steht unbezweifelt fest, daß Don Juan mit Antonio im unmittelbaren Briefwechsel stand und von diesem die Zusage erkaufte, den Abmarsch der spanischen Regimenter aus den Niederlanden verhindern zu wollen. Der Briefwechsel zwischen Don Juan und Elisabeth ging durch die Hände Draniens, der seinerseits für Veröffentlichung des Geheimnisses sorgte, um die Brüder zu entzweien und durch Abberufung Don Juans sich seines gefährlichsten Widersachers zu entledigen. Und während solchergestalt Dranien und der Papst, die Häupter des Protestantismus und Katholicismus sich gegen den katholischen Philipp die Hand boten, wurde Letzterer durch seinen Gesandten in London von den Einzelheiten des Planes in Kenntniß gesetzt. Unter diesen Umständen kam Escovedo nach Madrid, um für Don

Juan die Absendung der erbetenen Geldsummen zu betreiben.

Während zwischen Antonio und Escovedo scheinbar noch das frühere Einverständnis vorwaltete, näherten sich beide einander nur mit der höchsten Vorsicht. Antonio wollte für den Fall einer Ausgleichung zwischen Philipp und Don Juan den Freund des Letzteren nicht zum Feinde haben; Escovedo aber verkannte nicht, daß Antonio die ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilten Geheimnisse theilweise dem Könige ver-rathen habe. Er kannte des Letzteren Mißtrauen und Nachsicht und richtete deshalb seinen Blick mit verdoppelter Aufmerksamkeit auf alle einflußreichen Persönlichkeiten, auf alle Intriguen und Gerüchte am Hofe. In Folge dessen gelang es ihm, das Verhältnis Antonios zur Eboli zu durchschauen. Seitdem hielt er seine Stellung für gesichert; er glaubte beide durch angedrohte Veröffentlichung zur Willfährigkeit für seine Wünsche gezwungen zu haben. Aber während die Eboli der Drohung so weit trotzte, daß sie weniger als je ihre Liebe zu Antonio verhehlte, sann dieser nur darauf, den schlaunen Widersacher zu beseitigen und legte zu dem Behufe einen Theil der Correspondenz desselben dem Könige vor. Der in Folge dessen beschlossene Tod Escovedos erfolgte 31. März 1578 durch drei von Antonio erkaufte Mörder.

Bald bezeichnete die öffentliche Meinung Antonio und die Eboli als Anstifter des Mordes. Man entsann sich der Sarcasmen, der Drohungen, die Escovedo gegen beide ausgestoßen hatte. Einer wagte es, zum Könige über das Verhältnis des Ministers zur Prinzessin zu reden; es war der älteste Sohn Escovedos. Von dem Augenblicke an sprach sich der Haß des Hofes gegen den Günst-



ling in Vorwürfen jeder Art aus. Der König nahm jede Anklage kalt entgegen, ohne scheinbar auf eine derselben einzugehen; in seinem Verhältnisse zu Antonio ließ er äußerlich keinerlei Aenderung eintreten. Aber die Beweise von der Untreue des Dieners lagen in seinen Händen; er sah, daß er, trotz seiner Menschenkenntnis, zum Spiel einer unsinnigen Perfidie geworden war, übergab die gegen Antonio eingereichten Anklagen dem Rath von Castilien und wies Matheo Vasquez nicht zurück, als dieser sich erbot, den Beweis zu führen, daß der Mord auf Anstiften Antonios geschehen sei.

Daß ihm der König die erbetene Entlassung nicht gewährte, bestärkte in Antonio das Gefühl der Sicherheit. Ununterbrochen setzte er seine Besuche bei der Eboli fort; er kannte die hiermit verbundene Gefahr, ohne die Kraft zu besitzen, ihr zu entgehen. Die Prinzessin aber, erbittert über die von Seiten des Hofes ihr bewiesene Hintansetzung, beschloß, Alles auf einen Wurf zu setzen und schrieb in ihrer Weise, hastig, von Leidenschaft getrieben, an den König. Letzterer antwortete nicht; er konnte, während seine Seele litt und alte Liebe zu der, die ihn betrogen hatte, noch mächtig in ihm rang, die kälteste Gleichgiltigkeit heucheln. In nächtlichen Stunden verließ er mitunter heimlich den Palast und schritt durch die Straße Almudena, als müsse er sich selbst von der Untreue der Geliebten überzeugen. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß er Antonio aus dem Hause der Eboli schleichen sah. Seitdem stand die Rache fest beschlossen; aber sie sollte weder seinen Ruf kränken, noch ein öffentliches Vergehn wecken. In der Nacht auf 28. Julius 1579 wurden Antonio und die Eboli verhaftet.

Erst in der Einsamkeit der Gefangenschaft begriff Antonio den Abgrund, der sich vor ihm öffnete; er kannte die Welt hinlänglich, um zu wissen, daß er auf wenige Freunde werde zählen dürfen und schon damahls beschloß er, sich schlimmsten Falls auf die Vorrechte von Aragon zu berufen, deren sich seine Familie erfreute. Das von Vasquez geführte Zeugenverhör bot allerdings keinen Beweis, daß Escovedos Tod auf Anstiften von Antonio erfolgt sei, lieferte aber eine Menge von Aussagen über des Ministers Käuflichkeit; eine sorgfältige Durchsichtung der Registratur bestätigte dieselbe und zog überdies die heimliche Correspondenz desselben nach den Niederlanden und manche verfälschte Actenstücke ans Licht. Doch wagten die Untersuchungsrichter nicht, sich auf letztere zu stützen, weil sie mit Recht voraussetzten, daß das Verfahren Antonios nicht ohne die Mitwissenschaft, oder gar den Befehl des Königs erfolgt sei. Schon fürchtete der Hof die Freisprechung des Gefangenen, als Vasquez dem Könige mittheilte, es sei durch Antonio das Gerücht verbreitet, daß Escovedo auf allerhöchsten Befehl gemordet sei. Philipp erschrak, aber sein Entschluß war schnell gefaßt; in einem Handschreiben an Vasquez gestand er, den Mord Escovedos wegen der gegen diesen von Antonio erhobenen Beschuldigungen geboten zu haben; darum möge Letzterer jetzt, zur Beruhigung des königlichen Gewissens, die damahls vorgebrachte Anklage noch ein Mahl begründen.

Antonio, welcher in der an ihn hiernach gerichteten Aufforderung zum Geständnisse nur eine List seiner Gegner zu erkennen glaubte, verharrte auch jetzt noch beim Leugnen. Da wird der Unglückliche trotz seiner Berufung auf die Vorrechte

seiner Familie, auf die Folter gelegt. Ueber den schönen, lebensstarken Mann beugt sich der dem Grabe nahe stehende Vasquez, den nur noch das Verlangen nach Rache ans Leben fettet; er schwelgt im Genusse des Augenblicks, indem er mit zitternder Stimme Fragen an Antonio richtet, die dieser stark und ungebeugt beantwortet. Aber die Folter wird wiederholt, verstärkt; über die Kraft der Seele siegt der mürbe Leib, und mit freudeligem Auge hört Vasquez das Geständnis des Mordes. Er habe bisher geleugnet, setzt der Gefolterte hinzu, weil ihm von seinem Könige Stillschweigen auferlegt sei. Seine einzige Bitte, ihm ein menschliches Wesen im Kerker beizugeben, weil ihm der Gebrauch seiner durch die Folter zerrissenen Glieder nicht gestattet sei, wurde gewährt. Seitdem theilte sein edles Weib mit ihm die Haft. In ihrer Kleidung gelang ihm Flucht.

Kaum in Salatayud, der Grenzstadt Castiliens, angelangt, traf hier auch der Befehl zu seiner Verhaftung ein. Antonio floh in das Dominicanerkloster, gegen die ihm nachfolgenden Häscher setzten sich die Mönche zur Wehr; von hier aus sandte er den in der Treue bewährten Gil de Mesa nach Saragossa, um für sich den Schutz der Gesetze von Aragon zu ersuchen. Trotz des strengen Befehles von Philipp II., den Flüchtling nicht über den Ebro gelangen zu lassen, kam dieser, geschützt von Bürgern und Studenten, glücklich nach Saragossa. Haft wurde ihm auch hier zu Theil, aber Haft unter den Fueros von Aragon. Eben dahin wurden von Madrid die Proceßacten gesandt, vermehrt durch die Anklagen auf Unterschleif, Verfälschung wichtiger Documente, Verrath gegen König und Staat; man sah der Fällung des Spruches in der Hauptstadt Aragon's entgegen. Mehr-

sach wandte sich Antonio an den König mit der Bitte, den Proceß nieder zu schlagen, weil er widrigenfalls zu gefährlichen Eröffnungen gezwungen sein werde. Diese Drohung fand keine Beachtung, weil man im Besitze aller Originaldocumente zu sein vermeinte. Nun schrieb Antonio seine Vertheidigung, belegte sie mit Originalschreiben vom Könige, von Don Juan d'Austria, Escovedo, Belege, welche einen tiefen Blick in das geheimste Verfahren Philipps gestatteten, so daß es eines starken Gegenbeweises bedurfte, wenn der Gefangene schuldig befunden werden sollte. Deshalb trennte der König seine Sache von der des Staats; als Verräther gegen letzteren sollte über Antonio zunächst entschieden werden und dann erst wollte der König selbst als Privatkläger auftreten. Zugleich bediente er sich auch hier der Inquisition, welche die Auslieferung des Flüchtlings verlangte, weil derselbe heimlich mit Protestanten im Einverständnisse gelebt habe.

Die an dieses Ereignis geknüpften Bewegungen in Saragossa, die gewaltsame Befreiung Antonio's aus den Händen des Glaubensgerichts, der Volksaufstand am 24. Mai 1591, die vom Justicia und der Diputacion ergriffenen Mittel, um die Fueros zu schützen — Bewegungen, welche bekanntlich den Untergang der höchsten Vorrechte Aragon's zur Folge hatten, werden in den Capiteln 11 bis 13 mit einer Lebendigkeit geschildert, die den Leser inmitten des nationalen Lebens von Aragon, seiner Verfassung, seiner Gerichtsformen versetzt. Als das königliche Heer den Ebro überschritt, flüchtete Antonio über die Pyrenäen. Zu Pau, am Hofe Katharinas von Bourbon, der Schwester Heinrichs IV. fand er die zuvorkommendste Aufnahme, während in Saragossa der

Justicia mayor unter dem Schwerte des Nachrichters endete.

Von Bearn, von wo aus er einen erfolglosen Einfall in Aragon betrieben hatte, begab sich Antonio nach Paris, wohin ihn Heinrich IV. berufen hatte. Hier gab er den Mittelpunkt des Hofes ab; Alle fesselte seine Persönlichkeit, die Erzählung seiner Schicksale, der Ruf seiner Talente. Ein vom Könige ihm angebotenes Jahrgeld schlug er aus, theils um sich nicht jeden Weg zur Rückkehr in sein Vaterland zu verschließen, theils aus Besorgnis, die Lage seiner gefangenen Familie dadurch zu erschweren. Die Flucht Antonios zu den Bourbons diente indessen der Inquisition in Saragossa als Vorwand, die Ketzerei desselben als unbezweifelt hinzustellen. In einem feierlichen Auto-da-se wurde er als hartnäckiger Ketzer in effigie verbrannt, seine Güter eingezogen, die Infamie über seine ganze Nachkommenschaft ausgesprochen.

Nicht minder wohlwollend als in Paris war die Aufnahme, welche Antonio 1592 am Hofe Elisabeths fand. Die Königin vergalt ihm, daß einst sein Vater hintertrieben hatte, daß sie, dem Wunsche ihrer Halbschwester gemäß, als Gefangene nach Castilien gesendet werde. Ihr Anerbieten, die Gemächer des königlichen Schlosses zu beziehen, schlug Antonio aus; aber den dringenden Bitten des Grafen Essex, mit ihm die Wohnung zu theilen, konnte er nicht widerstehen. Die Eleganz seines Ausdrucks, sein feines, von jeder steifen Abgemessenheit freies Wesen, die treffenden, oft beißenden Mittheilungen über den Hof in Madrid und über fast alle hervorragenden Persönlichkeiten der diplomatischen Welt Europas ergöhten Elisabeth, die ihm nur ungern 1595 die Erlaubnis ertheilte, nach Paris zurückzukehren, wo er abermahls den Gegenstand der

Aufmerksamkeiten des Königs und der Großen abgab. Seine belebte, heitere Unterhaltung im Louvre verrieth nicht, wie oft er in der Celle seines Beichtvaters über das Schicksal der gefangenen Gemahlin, der entehrten Kinder seinen Schmerz ausweinte, wie er Nächte hindurch an seine geliebte Tochter Gregoria schrieb, in der heiligen Schrift, in den Kirchenvätern Trost für sein gebrochenes Leben suchte. Der damals von ihm unter dem angenommenen Namen Rafael Peregrino (Raphael-Pélerin) abgefaßte Bericht über seine Schicksale wurde in London, Paris und Rom verschlungen, vielfach übersezt, die in ihm enthaltenen Sentenzen zusammengestellt, einzeln abgedruckt und unter dem Titel *Las sentencias doradas de Antonio Perez* verkauft.

In diesem Leben scheinbaren Glanzes und heimlichen Grames vergingen mehrere Jahre, während welcher Antonio mit seinen Freunden in England, namentlich mit Essex, in ununterbrochenem Briefwechsel stand. Da weckte der Tod Philipps II., die Gnade, welche dessen Nachfolger der gefangenen Juana und den Bürgern von Saragossa erwies, vor allen Dingen der Sturz des rachsüchtigen Vasquez, im Herzen Antonios neue Hoffnungen. Aber er vergaß, daß es leichter sei, bei Philipp III. Verzeihung zu finden, als bei der Inquisition. Seine Stellung in Paris war nicht mehr die alte; der Reiz der Neuheit war von ihm gewichen, und in gleichem Grade als Frankreichs Verhältnis zu Spanien sich freundlicher gestaltete, nahm Heinrichs IV. Theilnahme für ihn ab. Hatte der an verfeinerte Genüsse gewöhnte Antonio früher das angebotene Jahrgeld verschmäht, so lebte er jetzt in drückender Armuth. Sein einziger Trost bestand in dem brieflichen Verkehr mit Frau und

Kindern. Die Nachricht vom Tode seiner geliebten Gregoria brach sein Leben; ihm blieb nur noch der einzige Wunsch, die über seine Familie ausgesprochene Ehrlosigkeit zurückgenommen zu sehen. Nun fiel Heinrich IV. durch Meuchelmord. Antonio zählte 61 Jahr; sein ältester Sohn, Gonzalo, wandte persönlich in Rom alle Mittel an, um des Papstes Fürsprache bei der Inquisition zu gewinnen, damit der Vater auf spanischer Erde sterben könne. Letzterer lebte nur noch im Gebet; als er entschlossen war, sich in Saragossa vor das Glaubensgericht zu stellen, warf ihn Krankheit darnieder. Unter der Versicherung, stets ein treuer Diener der katholischen Kirche gewesen zu sein, ging er 3. November 1611 aus dem Leben. Französische Erde deckte seine Gebeine; am Hofe im Louvre war sein Name vergessen.

Zum Schlusse gibt der Vf. die Erzählung von der endlich durch die Söhne erreichten rehabilitacion de la memoria de Antonio Perez, eine Reihe von interessanten Briefen und Actenstücken desselben, endlich eine Abhandlung über die politische Richtung und die literarischen Leistungen des merkwürdigen Mannes. Dieser letztgenannte Abschnitt zeigt sich ungleich weniger erschöpfend als die vorangegangenen. Handelt es sich namentlich um den bedeutenden Einfluß, welchen Antonio Perez auf die Richtung der französischen Literatur ausübte, so ist dieser Gegenstand gründlicher und umfassender von Philarète Chales in der *Revue des deux mondes* und nach diesem in dem mit großem Fleiße ausgearbeiteten Werke von Puibusque (*histoire comparée des littératures espagnole et française*. Paris 1844. T. II. S. 101.) behandelt.

Hav.

## B e r l i n ,

bei Dümmler 1844. *Descriptiones animalium, quas in itinere ad maris australis terras per annos 1772, 1773 et 1774 suscepto collegit observavit et delineavit Johannes Reinoldus Forster.* Nunc demum editae auctoritate et impensis Academiae literarum Regiae Berolinae curante Henrico Lichtenstein. XIII und 424 Seiten in Octav.

Obgleich in Georg Forsters Reisebeschreibung zahlreiche und wichtige zoologische Beobachtungen enthalten sind, so hatte doch die Wissenschaft von Reinhold Forsters trefflichen zoologischen Beobachtungen und Untersuchungen auf der zweiten Cookschen Reise fast keinen Gewinn. Der Unstern, welcher über dem Schicksal dieses Mannes in so manigfaltiger Weise waltete, traf auch sein naturhistorisches Diarium. Nach vollendeter Reise sollte dieses zugleich mit eigenen und seines Sohnes Georgs Abbildungen erscheinen, indes, während er diese Abbildungen verpfänden mußte, und selbige nicht wieder zurück erhielt, schien er auch nach und nach an der ferneren Ausarbeitung des Diariums die Lust verloren zu haben, und das Manuscript gelangte im Jahre 1800 in die königliche Bibliothek zu Berlin. Hier wurde dasselbe von einzelnen spätern Naturhistorikern, z. B. von Schneider bei der Bearbeitung von Blochs *Systema piscium* benutzt, wie denn auch die verpfändeten Abbildungen, welche sich später in der Bankschen Bibliothek wieder fanden, von Kul, Temminck und mehreren Andern benutzt worden sind. Es ist wahr, wäre das Werk bald nach vollendeter Reise heraus gegeben, so würde schon damals eine große Zahl von Thieren bekannt geworden sein, welche viele Decennien später von englischen und französischen Reisenden entdeckt worden sind. Aber auch noch gegenwärtig enthält das Manuscript viel Neues und Interessantes, — und so müssen wir es Herrn Lichtenstein Dank wissen, daß er nicht allein einen correcten Abdruck davon besorgte, sondern diesen auch mit mehreren wichtigen Anmerkungen bereicherte und mit einer interessanten, besonders das Schicksal des Manuscripts betreffenden Vorrede und einem den Gebrauch des Werkes sehr erleichternden Namen- und Synonymenregister begleitete. Berthold.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

76. Stück.

Den 12. Mai 1845.

---

H a m b u r g,

bei Friedrich Perthes 1845. Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. Achter Theil. Auch unter dem Titel: Geschichte der christlichen Philosophie. Viertes Thl. XVI und 723 Seiten in Octav.

Dieser Band führt die Geschichte der Philosophie im Mittelalter zu Ende, d. h. bis zu dem Abschnitte, wo in der Mitte des 15. Jahrhunderts die so genannte Wiederherstellung der Wissenschaften auf die Philosophie einzuwirken begann. Die Fortsetzung des 11ten Buches beschäftigt sich mit den Arabischen Aristotelikern, deren Lehren einen bedeutenden Einfluß auf die Systeme der christlichen Theologie im 13. Jahrhundert ausgeübt haben, welche überdies wichtig sind, weil sie anfangs im Geheimen, später offenbar eine Gegenwirkung der physischen Ansicht der Dinge gegen die einseitig ethische Richtung der Theologie nährten. Die Geschichte der Arabischen Philosophie hat nur aus Uebersetzungen gezogen werden können, welche un-

streitig sehr unvollkommen sind, und nicht einmahl diese sind vollständig zur Hand gewesen. Der Vf. kann daher nicht hoffen in diesem Theile seines Werkes etwas geleistet zu haben, das nicht alsbald übertroffen und von einem glücklichern Nachfolger völlig beseitigt werden könnte: dennoch glaubt er aus mangelhaften Hilfsmitteln einen Zusammenhang in der Geschichte der arabischen Aristoteliker nachgewiesen zu haben, welcher, indem er ihren Sinn enthüllt, sie von bisheriger, unverdienter Verachtung befreien wird. Ihn zu erkennen, dazu wird die hier eingeführte Unterscheidung zwischen orientalischen und spanischen Arabern dienen. Es ist merkwürdig, daß die neuern Orientalisten fast nur den Lehren Algazel's ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, welcher doch nur den Verfall des orientalischen Aristotelismus bezeichnet. Die Metaphysik des Avicenna, des Averroes ist in arabischer Sprache noch nicht gedruckt, in neueren Zeiten nicht wieder übersetzt worden. Eben so steht es mit den psychologischen Schriften dieser Männer. Und doch läßt die Philosophie der arabischen Aristoteliker nur aus diesen Werken sich erkennen und auch nur aus ihnen der Skepticismus Algazel's sich erklären. Mögen unsere fleißigen Orientalisten nicht zu lange vor jenen Schätzen vorüber gehen. Zum ersten Versuche schlage ich ihnen vor die kleine Metaphysik des Averroes (epitome metaphysices) heraus zu geben und zu übersetzen, ein Werk von nicht sehr großem Umfange. Die scharfsinnigen Lehren dieses Mannes über die in der Materie liegenden Keime aller Dinge, über Früheres und Späteres, Immaterielles und Materielles, über die Einheit des leidenden und des thätigen Verstandes, über die unvergängliche Speculation auf Erden u. s. w. genauer ermittelt zu

haben, wird reichlich die Mühe verlohnen. Noch einen andern Wunsch kann ich hierbei nicht unterdrücken. Unter den arabischen Philosophen wird *Alvicebron* aufgeführt, wahrscheinlich ein verdorbener Name, ausgezeichnet durch eigenthümliche Philosophie. Seine Schrift *de forma et materia sive de fonte vitae* findet sich gewiß noch in Bibliotheken verborgen, wenn nicht im arabischen Originale, doch in Uebersetzungen. Wer sie herausgäbe, würde sich ein Verdienst erwerben. Schon eine Nachricht über sie würde mich verpflichten.

Bei den großen theologischen Systemen, welche hauptsächlich das 13. Jahrhundert hervor brachte, war Beschränkung des allzu reichen Stoffes nothwendig. Im 12. Buche habe ich mich begnügt die Systeme *Albert's des Großen*, des *Thomas von Aquino* und des *Duns Scotus* auseinander zu setzen. *Alexander von Hales*, *Heinrich von Gent*, *Bonaventura* sind nur nebenbei erwähnt worden. Der erstere könnte als Begründer der scholastischen Systeme einer sorgfältigern Beachtung werth scheinen; doch ist seine Summe erst nach seinem Tode von seinen Schülern vollendet und heraus gegeben worden, und die philosophischen Gedanken sind bei ihm nicht in gleichem Grade vorherrschend, wie bei *Albert dem Großen*. So weit ich die Werke *Heinrich's von Gent* und *Bonaventura's* habe durchsehen können, schienen sie mir von keiner entscheidenden Bedeutung für die Bewegung ihrer Zeit zu sein. Doch mögen spätere Forscher auch aus ihnen Licht über manche noch dunkle Streitpunkte dieser noch zu sehr vernachlässigten Geschichte ziehen. Mir ist es hauptsächlich darauf angekommen die allgemeinsten Züge der philosophischen Entwicklung heraus zu heben, durch welche die wissenschaftliche Bildung des Mittelalters ihre

höchste Blüte erreichte. Diese geben unstreitig die drei genannten Männer ab, deren Schriften eine so große Fülle von Gedanken enthalten, daß ich nur über die Auswahl verlegen gewesen bin. Im Einzelnen meinen Gegenstand vollständig zu behandeln habe ich nicht streben können. Theils fehlten mir dazu die Hilfsmittel, indem ich manche seltene Schriften der Scholastiker ungern entbehrt habe, theils habe ich, um die Last der Arbeit mir nicht unerträglich zu machen, mich darauf beschränken müssen die Hauptschriften aus den bändereichen Werken der Scholastiker zu lesen. Bei dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Gelehrsamkeit schien es mir nöthig zu sein nur eine Grundlage für weitere Forschungen zu geben, und damit Andere das Mangelhafte meiner Arbeit leichter ergänzen könnten, habe ich gewissenhaft bei jedem einzelnen Schriftsteller angegeben, was ich von ihm benutzen konnte oder wollte. Mit dem 13. Jahrhundert tritt der Einfluß der Aristotelischen und arabischen Philosophie ein. Die Vorurtheile, welche über ihn verbreitet sind, mußten berichtigt werden; es war also zu zeigen, daß man den Aristoteles und die Araber im Ganzen recht gut verstand, aber auch keinesweges geneigt war weder dem einen noch den andern eine unbedingte Autorität einzuräumen. Auch wurde die Platonische Philosophie darüber nicht ganz vergessen, vielmehr gestand man ihr in wichtigen Punkten eine richtigere Einsicht vor der Aristotelischen Lehre zu; doch war das Ansehen der letztern im Wachsen und diente dazu den Gegensatz zwischen natürlicher und übernatürlicher Erkenntnis zu steigern. Durch den Einfluß der Araber wurde erst jetzt die Lehre vom intellectus infusus, doch nicht ohne Abweichungen ausgebildet. Ein glänzender Beweis, wie wenig

die Autorität der Kirche die freie Forschung ausschließen konnte, ist der Versuch des Duns Scotus in der übernatürlichen auch die natürliche Erkenntnis nachzuweisen. Doch geht dies in einem viel weitern Umfange aus der Freiheit der metaphysischen Untersuchungen in diesem Zeitraume hervor. Als Abweichungen von der systematischen Ausbildung der Theologie, welche ihn vorherrschend beschäftigten, sind noch die Lehren des Roger Bacon, des Raimundus Lullus, des Bonaventura und Meister Eckhart's in ihrer Beziehung zur Philosophie untersucht worden.

Mit dem 14. Jahrhundert beginnt der Verfall der mittelalterlichen Philosophie, von welchem das 13. Buch handelt. Nicht durch äußere Einwirkungen wurde er herbeigeführt, sondern weil die hierarchische Richtung der früheren Zeit sich überlebt hatte und jetzt nur noch in grellen Uebertreibungen gegen das Emporstreben des weltlichen Bewußtseins sich zu behaupten wußte. Daher die Maßlosigkeit, mit welcher im 14. und 15. Jahrhundert der Gegensatz zwischen natürlicher und übernatürlicher Erkenntnis geltend gemacht wurde. Ihr diente der Nominalismus dieser Zeit, welcher darauf abzweckte zu zeigen, daß wir in natürlichem Wege die Wahrheit der Dinge nicht, sondern nur Zeichen oder Erscheinungen der Dinge zu erkennen im Stande sind, daß aber die übernatürliche Erkenntnis uns alles lehrt, was zu unserm Heile dient, oft im graden Widerspruche mit den Grundsätzen des natürlichen Verstandes. Wilhelm Durand von St. Pourçain und Wilhelm Occam hoben diesen Gegensatz am schneidendsten hervor, weniger die Späteren. Bei diesen hatte sich, weil der theoretischen Vernunft alle Kraft abgesprochen wurde, die Untersuchung auf die practische Vernunft gewor-

fen, eine Richtung, welche der ethischen Natur der Kirche entsprechend schon von Duns Scotus in das hellste Licht gesetzt worden war und zu den Untersuchungen des Indifferentismus in der Freiheitslehre geführt hatte. Diese setzte Buridanus fort, welchen man fälschlich für einen Anhänger des Determinismus gehalten hat. Bei Gerson führte diese Richtung zum Mysticismus, der erst jetzt eine völlig practische Wendung nahm und von der wissenschaftlichen Forschung sich abwandte, weil der Nominalismus zu der Behauptung geführt hatte, daß die theoretische Vernunft von der übersinnlichen Wahrheit doch nichts zu erkennen vermöge. Doch blieb diese practische Richtung noch ganz in den Grenzen der kirchlichen Ascese, nur der Bildung der frommen Gesinnung zugewendet; zu einer gerechten Würdigung des weltlichen Lebens und Handelns konnten die hierarchischen Bewegungen des Mittelalters nicht gelangen. In diesem letzten Abschnitte der mittelalterlichen Philosophie ist das geistige Uebergewicht, der Fortschritt in der Entwicklung auf der Seite der Nominalisten. Daß jedoch der Realismus von ihnen keinesweges ganz verdrängt wurde, dafür steht hier zum Beweise die Lehre des Raimund von Sabunde, welcher jedoch auch zeigt, daß die feineren und gründlicheren Untersuchungen des Systems einer schwachen Wahrscheinlichkeitslehre gewichen waren und daß die practische Richtung der Kirchenlehre auch bei den Realisten den Sieg über die theoretische Forschung davon getragen hatte. Allgemeine Betrachtungen über den Gang der Philosophie im Mittelalter schließen das Buch.

Fast gleichzeitig mit diesem Theile ist der 10. Band von Neander's Kirchengeschichte erschienen, welcher einen großen Theil derselben Geschichte be-

handelt, welche im 7. und 8. Bande meiner Geschichte der Philosophie enthalten ist. Ich habe es sehr bedauert dies gründliche Werk nicht benutzen und mit den Ergebnissen meiner Untersuchungen vergleichen zu können. Verschiedenheiten der Auffassungsweise würden sich dabei heraus gestellt haben und hätten sich, wenn sie auch nicht überall zur Ausgleichung gekommen sein sollten, so besprechen lassen, daß ich der dankbaren Verehrung gegen meinen Lehrer dadurch nicht zu nahe getreten wäre.

H. Ritter.

### M a i n z.

Verlag von Kirchheim, Schott und Thielmann 1844. Liturgik, oder wissenschaftliche Darstellung des katholischen Cultus. Von Dr Joh. Bapt. Lüft, erstem katholischen Stadtpfarrer, bischöflichem Decan und Großherzogl. Hessischem Oberschulrath zu Darmstadt. Erster Band: Allgemeine Liturgik. XIV und 518 Seiten in gr. Octav.

Was einer Kirche das geschriebene Wort Gottes ist, und welche Bedeutung daneben die Ueberlieferung für sie hat; ob und wo sie in ihrer geschichtlichen Bildung stehen geblieben oder in ungehemmtem Fortschritte auf geschichtlichem Grunde begriffen ist; insbesondere aber wie sie sich unter den gewaltigen geistigen Bewegungen des sechszehnten Jahrhunderts verhalten hat, ob theilnehmend oder theilnahmlos, ob hingebend oder widerstrebend: das kommt nirgends deutlicher als in ihrem Cultus zur Erscheinung. Denn der Cultus ist die That ihres Glaubens, der Leib ihres Dogma, das Resultat ihrer Geschichte. Jede Liturgik oder wissenschaftliche Darstellung des Cultus einer Kirche, und zwar vom Standpuncte dieser Kirche aus, wird nun zunächst dem Interesse dieser Kirche dienen und dar-

stellen, wie sich der ursprüngliche christliche Cultus seinem ganzen Wesen, seinen dogmatischen Grundlagen und allen seinen Hauptformen nach in dieser Kirche erhalten und am vollkommensten ausgebildet hat, nicht weniger, wie er auf eine seiner Bestimmung entsprechende Weise innerhalb dieser Kirche auszuführen ist. Doch wird die Liturgik bei dieser Darstellung die Existenz anderer Cultusformen nicht ignoriren können, und dem Interesse ihrer Kirche auch nach Außen hin apologetisch dienen, mithin auch ein Wort zu den Auswärtigen reden müssen. Dazu kommt noch, daß die verschiedenen Kirchengemeinschaften nicht nur ihre gemeinschaftliche Wurzel in derselben Religion, sondern auch ihre gemeinschaftliche Bildung in derselben Kirche, und eben daher auch bis auf gewisse Abzweigungen ihre gemeinschaftliche Geschichte haben. Es wird deshalb für jede Kirchengemeinschaft nicht anders als erspriesslich sein, von den gegenseitigen Leistungen auf dem Gebiete der Liturgik Notiz zu nehmen.

Die extensive Reichhaltigkeit des katholischen Cultus zeigt sich nicht nur in seiner reichen liturgischen Literatur, sondern auch in dem Umfange, den eine wissenschaftliche Darstellung desselben erfordert, um ihrer Aufgabe zu genügen. Von der vorbezeichneten Liturgik des Hrn Dr Lüft enthält der erste Band auf 518 Seiten nur die Einleitung und erste Abtheilung der allgemeinen Liturgik, nämlich die allgemeinen Grundlagen und Principien des katholischen Cultus, deren zweite Abtheilung, die einzelnen allgemeinen Bestandtheile und Formen des Cultus enthaltend, im zweiten Bande, die Vollendung des Ganzen aber in drei Bänden versprochen ist.

(Schluß folgt.)

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

77. 78. Stück.

Den 15. Mai 1845.

---

M a i n z.

Schluß der Anzeige: 'Liturgik, oder wissenschaftliche Darstellung des katholischen Cultus. Von Dr. Joh. Bapt. Lüst.'

Nach dem vorliegenden ersten Bande zu urtheilen, ist diese Liturgik, sowohl durch die Fülle des zusammengestellten liturgischen Stoffes, als durch die wissenschaftliche Vermittelung und Auffassung desselben, nicht bloß eine namhafte Vermehrung, sondern auch eine wirkliche Bereicherung der bezüglichen Literatur. Es ist nicht die Absicht dieser Anzeige, dieses Urtheil durch eine ausführliche Relation des Inhalts zu erweisen. Von einem anderen kirchlichen Standpunkte aus beschränkt sich das Interesse auf diejenigen Partien eines solchen Werkes, die auf der Seite kirchlicher Differenz liegen und am deutlichsten den Geist bezeugen, der durch das Ganze waltet. Für einen Anhänger des protestantischen Cultus möchte es aber wohl in einer wissenschaftlichen Darstellung des katholischen Cultus kaum eine interessantere

Partie geben, als die, welche das Verhältnis desselben in seiner durch das Tridentinum fixierten Gestalt zu den urchristlichen Cultus = Elementen und Formen behandelt. Beruft man sich hier und ohne Weiteres nur auf die Tradition, wie Tertullian von den Tauf- und Abendmahlsgewohnheiten sagt *de coron. milit. c. 4: Harum et aliarum hujusmodi disciplinarum si legem expostules scripturarum, nullam invenies. Traditio tibi praetenditur auctrix, consuetudo confirmatrix, fides observatrix* —, so beurkundet sich damit doch innerhalb der katholischen Kirche ein ganz anderer Geist als der, welcher den Nachweis versucht, daß die katholische Kirche nicht nur alle Elemente des urchristlichen Cultus sich angeeignet und in sich bewahrt habe, sondern daß in ihr auch die augenfällige Erweiterung des Cultus über das Maß des urchristlichen hinaus nur durch Ausbildung und Vervollkommnung der urchristlichen Cultuselemente geschehen sei. Der Geist, der diesen Nachweis versucht, hat die Hauptaufgabe wissenschaftlicher Darstellung des katholischen Cultus erkannt. Denn die Lösung dieser Aufgabe würde nicht nur die glänzendste Apologie des katholischen, sondern zugleich auch die schlagendste Confutation des protestantischen Cultus sein. Sehen wir, welcher Geist uns in dem Werke des Hrn Dr Lüft begegnet! Bei der Darstellung der allgemeinen Grundlagen und Principien des katholischen Cultus wird von dem Begriff des Cultus im Allgemeinen ausgegangen, das Verhältnis desselben zur Religion bestimmt, als Grundgedanke aber des christlichen Glaubens und Lebens die Erlösung durch Christus, so wie als Grundbedingung zur Erlangung der Gnade und Frucht der Erlösung die innige Gemeinschaft mit Christus hervorgehoben.

‘In diese innige Gemeinschaft mit Christus — sagt der Hr Verf. — Kommen wir zunächst durch den Glauben, der in der Liebe thätig ist, durch das gottselige christliche Leben, indem Christus, sein Gehorsam, sein Leben, der Geist seines Opfers in uns Gestalt gewinnt; ferner durch das Gebet; auf eigenthümliche und reale Weise aber durch die christlichen Heilsgüter, die Sacramente, und vorzugsweise durch das große Sacrament, die Feier der Eucharistie.’ Noch bestimmter tritt die katholische Anschauung hervor nicht sowohl in der der Kirche vindicirten Bestimmung für die Erhaltung und Fortführung des Werkes Christi, als in der Darstellung der Kirche selbst, als eines großen, göttlich geordneten Organismus, ‘in welchem die einzelnen Glieder, die Gläubigen, unter ihrem sichtbaren Oberhaupte zu einer großen Gemeinschaft vereinigt sind, von der Christus das unsichtbare Haupt, und der heilige Geist die alles belebende Seele, die Liebe aber das bindende Princip des Ganzen ist.’ Weil nun die Kirche die angegebene Bestimmung durch den Cultus als eines ihrer wesentlichsten Institute erfüllt, so werden zunächst die Elemente des urchristlichen Cultus, wie er sich durch Christus und die Apostel gestaltet hat, zusammengestellt. Daß sich aber hier neben Gebet und Gesang, Vorlesung der heiligen Schrift und Predigt, Taufe und Abendmahl, auch, und mit beständiger Hinweisung auf die bezüglichen Schriftstellen, die unterschiedenen Gebehrden des Gebets und der Anbetung, die Segenspendung und Handauslegung, die Würde und Heilighaltung des Gotteshauses, die feierliche Erleuchtung des Versammlungsraumes u. a. m. zusammengestellt finden, und eben so die Anordnung eines besonderen Priesterthums, das heilige Abendmahl als Repräsentation des als

Opfer für uns hingegebenen Christus, ja als Opfer im eigentlichsten Sinne, als Gipfel- und Mittelpunkt des Gottesdienstes, ferner die Firmung u. a. m. aus der Schrift zu erweisen versucht wird: das ist als bloßer, ja selbst als mißlungener Versuch, doch ein erfreuliches Zeugnis erkannter Nothwendigkeit, den Cultus der kathol. Kirche seinen Grundlagen nach aus der Schrift zu rechtfertigen. Wie daher durch eine sorgfältige, citatenmäßige Zusammenstellung der Elemente des urchristlichen Cultus eine Gesamtanschauung desselben erzielt wird, so tritt für die nachfolgende Darstellung der Geschichte des christlichen Cultus die Aufgabe hervor, die weitere Ausbildung desselben durch die Kirche als auf dem Grunde seines urchristlichen Daseins nachzuweisen. Der erste Zeitraum dieser Geschichte von dem apostolischen Zeitalter bis auf Gregor d. Gr. umfaßt die allmähliche Ausbildung des Cultus. Die ältesten Zeugnisse über den Cultus werden hier ausführlich behandelt, weil sie mit den biblischen Zeugnissen für die ganze folgende Geschichte desselben die Grundlage bilden. Hatte sich der Cultus bereits nach allen seinen Theilen sehr manigfaltig unter dem äußeren Druck ausgebildet, so trat mit der Erlangung äußerer Freiheit und freier Oeffentlichkeit durch Constantin d. Gr. ein neues Entwicklungsmoment ein zu reicherer Ausbildung desselben, namentlich in seinen äußeren Formen und Hilfsmitteln, wodurch er ein um so viel glänzenderes Aussehen gewinnen mußte. Mit dem Eintritt des zweiten Zeitraums von Gregor d. Gr. bis auf das Concilium zu Trient hatte, wie der Hr Verf. bemerkt, das kirchliche und christliche Leben alle Situationen durchlaufen, die zur Gestaltung des Cultus eine wesentliche Beziehung darbieten kön-

nen. Drei Jahrhunderte lang hatte man nach seinen inneren, gleichfalls drei Jahrhunderte nach seinen äußeren Beziehungen hin seiner freien Entwicklung Raum gelassen. Jetzt war es nöthig, demselben eine stehende Form zu geben, das, was allen Liturgieen gemeinsam und echt christlich war, beizubehalten und das Ganze abzurunden und auszugleichen. Diese endliche Hauptrevision der Liturgie wurde durch Gregor d. Gr. vorgenommen. So entstand das Gregorianische Sacramentarium oder die römische Liturgie, deren allgemeine Einführung im Abendlande die Einheit des Cultus erzielte. Die Darstellung der Schicksale des christlichen Cultus durch das Mittelalter hindurch leitet der Hr Verf. mit der Bemerkung ein, daß diese als eintretende Modificationen, welche theils in der fortschreitenden Entwicklung der Kunst, theils in der Eigenthümlichkeit und dem Bedürfnisse des kirchlichen Lebens, theils auch in der Natur der Sache ihren Grund hatten — nicht von kirchlichen Bestimmungen, sondern vom kirchlichen und Volksleben von selbst ausgingen. Daß sie 'Schicksale' genannt werden, klingt doch fast wie eine Klage der Kirche über sie und wie ein theilweises Zugeständnis der Anklage von protestantischer Seite. Auch in einer vom katholisch kirchlichen Standpunkte geschriebenen Geschichte des Cultus während des Mittelalters ergibt sich die Nothwendigkeit der Reformation, selbst dann, wenn Ausschweifungen, wie die mittelalterlichen Narrenfeste, als solche erwiesen werden, die keinesweges dem Gebiete des Cultus angehören. Wenn an die Stelle der wirklichen die s. g. geistliche Communion trat; wenn es Gebrauch wurde, dem Volke das Abendmahl unter einer Gestalt zu reichen; wenn die Privatmessen in solchen Mißbrauch ausarteten, daß ein

und derselbe Priester mehrere, ja bisweilen fünf-, sieben- und gar neunmahl das heilige Opfer darbrachte — so war das und Anderes doch nichts weniger als Ausbildung des urchristlichen Cultus auf dem Grunde seines ursprünglichen Daseins. So viel Wahres und Treffendes der Hr Vf. auch sowohl gegen eine einseitige Auffassung und Uebertreibung der Schattenseiten des mittelalterlichen Cultus, als zur Erinnerung an das Gute, Schöne und Große vorbringt, das uns auf dem Gebiete des Cultus jener Zeit und in seinem Gefolge begegnet; die Nothwendigkeit einer durchgreifenden und nachhaltigen Verbesserung, oder vielmehr Herstellung des Cultus in seiner ursprünglichen Reinheit ergibt sich ihm unwidersprechlich. Er findet diese Reformation durch das Concilium zu Trient vollzogen, indem dasselbe auf der einen Seite die durch die Protestanten angefochtenen oder verworfenen Institute und Grundlehren des christlichen (katholischen) Cultus neu begründete und bestätigte, auf der anderen Seite aber mit eben so entschiedenem Ernste aller willkürlichen und abergläubischen Beimischung und allen Mißbräuchen entgegen, befahl, sich an den allgemeinen kirchlichen Cultus streng zu halten, das Volk darüber gründlich zu belehren, und denselben im Geiste der Kirche würdig zu verwalten. Läßt es sich nun auch nicht wohl in Abrede stellen, daß das Concil eine für den Cultus beziehungsweise reformatorische Thätigkeit entwickelt hat, so hat es doch im Großen und Ganzen nicht reformiert, ja durch seine gegenreformatorische Tendenz gegen eine aus dem Schrifte worte hervorgegangene und ihm zuvorgekommene Reformation den mittelalterlichen Cultus nicht bloß restauriert, sondern auch fixiert. So wenig aber der katholische Cultus in seiner durch das Tridenten-

tinum bestimmten Gestalt sich am Schriftworte als eine reine und völlige Ausbildung des urchristlichen Cultus rechtfertigen kann, so wenig vollzieht sich die geschichtliche Fortentwicklung des christlichen Cultus innerhalb der christlichen Kirche auf Seiten der katholischen Kirche. Sie hat an ihrem Cultus ein Gewordenes und in sich Abgeschlossenes; die protestantische Kirche ein auf dem Grunde des urchristlichen Gewordenes, werdendes und sich zu weiterer Ausbildung Erschließendes. S—a.

### P o t s d a m ,

bei Ferdinand Riegel. Elemente der Arithmetik und Algebra in System, Commentar und Anwendungen als Lehr- und Übungsbuch für die mittleren Classen höherer Lehranstalten und zum Gebrauch für Hauslehrer und beim Selbstunterricht dargestellt von Focke Hoissen Müller, Dr der Phil. und K. Professor am Gymnasium zu Brandenburg a. d. H. 1. Thl. 1839. 2. Thl. 1841.

Indem wir hier ein Werk zur Anzeige bringen, wovon der erste Theil schon vor sechs, der andere vor vier Jahren veröffentlicht worden, müssen wir unser Bedauern aussprechen, nicht bereits früher mit demselben bekannt geworden zu sein. Unter den Lehrbüchern der mathematischen Elemente, welche seit längerer Zeit erschienen sind, möchten wenige im gleichen Maße eine allgemeinere Aufmerksamkeit und namentlich in diesen Blättern eine ausführlichere Besprechung verdienen. Sein Verfasser gehört zu den Schülern jenes geistvollen Lehrers der Georgia Augusta, der für das Studium der mathematischen Wissenschaften an derselben eine beispiellose Theilnahme zu erregen wußte, und mit Vergnügen begegnet man in der Schrift, welche

uns hier dargeboten wird, den in Thibauts anziehenden Vorträgen ausgestreueten Ideen, jedoch in so eigenthümlich ausgeprägter Fassung und practischer Durchbildung, daß man bald inne wird, wie man es hier mit einem durchaus selbständigen Bearbeiter der Wissenschaft zu thun hat. Ueber das Verhältniß, in welchem das dem theoretischen und practischen Unterricht gewidmete Lehrbuch zur Wissenschaft stehen und inwieweit es sich deren strengeren Anforderungen entziehen soll, um seiner eigentlichen Aufgabe und Bestimmung zu genügen, spricht sich die Vorrede des Buchs mit eben so viel Klarheit als pädagogischer Einsicht aus. Sie rechtfertigt damit zugleich die vom Verfasser vorgenommene Sonderung des Inhalts in dreierlei Bestandtheile, in System, Commentar und Anwendungen. Das erstere, als Gesamtheit der zu einer wissenschaftlichen Einheit verbundenen Sätze, das eigentliche Lehrobject, hat das Buch im Wesentlichen mit andern bessern Schriften seiner Art gemein; der Commentar dagegen ist das ihm (wenigstens in solcher Ausdehnung) Eigenthümliche, worin wir hauptsächlich den besondern Werth des vorliegenden Lehrbuchs anzuerkennen haben. Er besteht nach des Verf. eigenen Worten 'in einer fortlaufenden Besprechung über das System und dessen einzelne Sätze, dazu bestimmt, das Verständnis des Einzelnen und die Einsicht in dessen organische Verzweigung und Gliederung zu erleichtern, in Vor- und Schlußbemerkungen, die Ausichten eröffnen, Rückblicke veranlassen, in Beispielen zur Erläuterung und Fragen zur Anregung eigener Thätigkeit und selbständigen Fortschritts. Man hat sich mit andern Worten darunter erweiterte Scholien zu denken, deren Aufgabe es ist, die Gedankenentwicklung, die eigentliche Ge-



neß der einzelnen Sätze im Systeme nachzuweisen. Solche Scholien treten zu den Definitionen und Voraussetzungen in ein Verhältnis, wie es die Demonstrationen zu den Lehrsätzen und Aufgaben haben.' Zu bedauern ist, daß die Rücksicht auf den Preis des Buchs den Verf. bewogen, mit manchem schon Aufgenommenen namentlich auch historische Notizen über Bord zu werfen, da gerade diese vielen Lesern höchst willkommen gewesen sein würden, wie sie z. B. in Egen's Handbuch der allgemeinen Arithmetik eine sehr schätzbare Zugabe bilden.

Mit dem vollsten Rechte erklärt der Verf., 'bei einer kritischen Durchmusterung des Vorhandenen sich aufs entschiedenste genöthigt gesehen zu haben, von einem System abzuweichen, das seit Nothe in Aufnahme gekommen, auf dem Standpunkte des Kantischen transcendentalen Schematismus erwachsen, die Zahl zum bloßen Schema der auf das Continuirliche eingeschränkten Quantität herabsetze und durch Aufhebung des Gegensatzes zwischen discreten und continuirlichen Größen so wie durch einige geschickt vereinfachte Mechanismen allerdings dem Denken viele Mühe erspare und sich den Beifall der Menge, namentlich in den Regionen des populär Practischen zu erwerben gewußt habe.' Für nur wenige Leser wird die Notiz erforderlich sein, daß hier kein anderes als das berühmte Dhm'sche System gemeint ist, dessen mechanische Methode nicht verfehlt hat in unsern Tagen einen ansehnlichen Kreis von Anhängern zu gewinnen. Solchem Verfahren gegenüber, unter welchem die Wissenschaft zu einem Complex von Theoremen und Corollarien (nach Weise der Euclidischen Elemente), zu einem regelrechten Mechanismus erstarrt, erscheint die Behandlung, welche

ihr von unserm Verf. widerfährt, im Gegentheil als eine wahre Flüssigmachung des in systematischer Vereinzelnung dargebotenen Stoffes. Dabei verfährt er eben so naturgemäß als wissenschaftlich, indem er seine Betrachtungen stäts mit dem concreten Falle anhebt, vom Einfachsten ausgeht, um sich erst allmählich zum Allgemeinen zu erheben. Sehr bestimmt spricht er sich in dieser Beziehung durch Aufstellung folgender Vorschriften aus (Th. II, S. 239): '1) Man mache sich an Beispielen vertraut mit der Bedeutung jedes neuen Zeichens und Kunstausdrucks noch bevor von demselben Gebrauch gemacht wird. 2) Man suche sich die Vorstellung von dem Inhalt jedes neuen Satzes noch vor dem Studium seines Beweises möglichst geläufig zu machen, indem man an einfachen Einzelfällen seine Probe macht. — Jede solche Probe ist eine Erfahrung, und aufmerksam angestellte Proben führen oft den Anfänger auf den Weg, den der Beweis einzuschlagen hat. 3) Man beweise Lehrsätze nicht sofort in der Allgemeinheit, wie sie die Theseis aufstellt, sondern bereite sich zu dem allgemeinen Beweise durch Beweise von Specialfällen vor. — Indem man so überall von dem Einzelnen durch das Besondere zum Allgemeinen aufsteigt, fürchte man nicht, einen Umweg zu machen; es ist der kürzeste Weg, wenn man mehr erreichen will, als ein bloßes Auswendigwissen der Sätze und Beweise, das oft nur an äußerlichen Merkmalen der Zeichensprache haftet. 4) Um aber über dem Einzelnen nicht die Gesamtheit zu verlieren, bilde man namentlich am Schluß einzelner Abschnitte summarische Uebersichten, in welchen die allgemeinen Hauptsätze hervor gehoben werden.' Wir haben geglaubt, diese vom Verf. aufgestellten Grundsätze hier ausdrücklich hervor heben

zu müssen, sowohl weil sie sehr bestimmt sein Lehrverfahren und den in seinem Lehrbuche beobachteten Gang bezeichnen, als auch weil sie den entschiedenen Gegensatz jener neuerdings beliebt gewordenen Verfahrungsweise bilden, nach welcher man — um ja recht wissenschaftlich und unpädagogisch zu verfahren — von vorn herein in möglichster Allgemeinheit auftritt und die Arithmetik zu einem regelrechten Spiele mit Zeichen macht, bei denen auch nicht entfernt an einen bestimmten Inhalt gedacht werden soll. Solcher Ansicht gegenüber, welcher sie nur als ein Formalismus von Operationen an inhaltslosen Symbolen gilt, dringt unser Verf. vielmehr unaufhörlich auf genaue Beachtung des Inhalts dieser Symbole, auf die Verbindung bestimmter Vorstellungen mit der angewandten Bezeichnung; ja er verschmäht nicht, auf die unmittelbare Anschauung an einer Reihe von Beispielen zurück zu gehen, um zu zeigen, wie wir in der Zahl nichts anders als die vermittelnde und präcise Darstellung eines realen Inhalts haben, woraus sich dann sofort ergibt, daß die Zahlenlehre zugleich zur Größenlehre wird, und nicht etwa ein specifischer Unterschied zwischen beiden zu suchen ist.

Auf den Inhalt des Buches selbst specieller einzugehen müssen wir fast Bedenken tragen. Dem Sachkundigen wird schon der Titel sagen, was er hier zu erwarten hat, namentlich wenn er denselben durch den Zusatz 'und die oberen Classen' ergänzt, ein Zusatz, der freilich so wesentlich ist, daß wir nicht begreifen, wie der Verf. diese Auslassung hat übersehen können. Im ersten Theile schließt die Arithmetik mit der Wurzelauziehung ab, und von der Algebra sind hier die Gleichungen des ersten Grades (mit einer und mehreren unbe-

kannten Größen) so wie die quadratischen Gleichungen aufgenommen. Der zweite Theil umfaßt die Potenzen und Logarithmen, die Differenz- und Factorenreihen, die Kettenbrüche, die Syntactik (Combinationslehre) und Reihenentwicklung; aus der Algebra noch die Gleichungen des dritten und vierten Grades, die unbestimmten Gleichungen vom ersten und zweiten Grade, und endlich die Auflösung reeller numerischer Gleichungen überhaupt. Wie sehr der Verf. bemüht gewesen, für den vorausgesetzten Standpunct der Schüler jedesmahl das relativ Beste zu geben und dabei die neuesten Fortschritte der Wissenschaft zu beachten, gibt sich durchgängig zu erkennen, und gerade in der größtentheils sehr gelungenen, eben so faßlichen als gründlichen Darstellung beurfundet sich sein bedeutendes Lehrtalent. Um dieses vollständig zu würdigen, muß man indessen erst selbst durch langjährige Erfahrung die wahren Bedürfnisse der zu unterrichtenden Jugend, ihre allmählich wachsende Fähigkeit für das volle Verständniß mathematischer Lehren und die rechten Mittel, ihr Interesse anzuregen, erkannt haben. Dann wird man namentlich auch die Anhänge zu schätzen wissen, in denen das Müllersche Lehrbuch nicht allein einen reichen Stoff zu den so unumgänglich nöthigen Uebungen mittheilt, sondern zugleich auf so manche interessante Betrachtungen näher eingeht, die als weitere Ausführungen und Ergänzungen des Systems anzusehen sind. Daß wir in einem Buche, welchem wir im Allgemeinen unsern vollen Beifall auszusprechen uns gedrungen fühlen, auch Einzelnes gefunden, was uns weniger befriedigt oder zugesagt hat, ist wohl sehr natürlich; doch betrifft diese Divergenz im Grunde nur Nebenpuncte. So müssen wir das S. 35 (Th. II) angegebene Verfahren für

die approximative Bestimmung des Logarithmus einer gegebenen Zahl als völlig unpractisch mißbilligen und auf das von C. G. Fischer angegebene verweisen, bei welchem nicht von unausführbaren Potenzierungen die Rede ist. In der Combinationslehre würden wir das Variieren als das Einfachere dem Combinieren vorangehen lassen, wodurch namentlich die Bestimmung der Anzahl von Combinationsformen sehr erleichtert wird; in der Reihenentwicklung die logarithmische Reihe als identisch mit dem Modulus der Exponentialreihe nachgewiesen haben, statt sie durch die (von dem Verf. übrigens sehr consequent angewandte) Coefficientenbestimmung abzuleiten. Unbefriedigend erscheint uns, was (S. 189) über den Sinn der höheren Analysis gesagt wird. Andeutungen 'für diejenigen berechnet, die zu ihrem Studium nicht gelangen, und geeignet, die so natürliche Wißbegierde derselben einigermaßen zu befriedigen,' können nach unserer Ueberzeugung nur mit Hilfe geometrischer Betrachtungen ihren Zweck erreichen und an anschaulichen Objecten ihre nöthige Deutlichkeit gewinnen. Wie bei mancher andern Partie des mathematischen Unterrichts wird man auch hier den historischen Gang der wissenschaftlichen Entwicklung sich am zweckmäßigsten für den Gang der Belehrung zum Muster nehmen.

H.

H. E.

### B e r l i n.

Verlag von Hermann Schultze 1844. Der ungenährte graue Rock Christi: wie König Orendel von Trier ihn erwirbt, darin Frau Breiden und das heilige Grab gewinnt, und ihn nach Trier bringt. Altdeutsches Gedicht, aus der einzigen Handschrift, mit Vergleichung des

alten Drucks, herausgegeben von Friedrich Heinrich von der Hagen. XXIX und 122 Seiten in Octav.

Diese alte Dichtung dürfte bei dem Zeitinteresse, welches sie durch ihren Inhalt hat, vielleicht einen größeren Kreis von Lesern finden, als manche andere mittelhochdeutsche Poesien von einem ungleich höheren Kunstwerthe; sie zieht indessen noch mehr durch die Eigenthümlichkeit der ihr zum Grunde liegenden Sage und durch ihre Bedeutung für die Geschichte der ältern deutschen Nationaldichtung die Aufmerksamkeit auf sich. So wie wir das Gedicht jetzt lesen, enthält es eine sonst in anderer Fassung bekannte Legende, die hier in zwei Haupttheile zerfällt. Der erste Theil berichtet uns die Urgeschichte des heiligen Rockes. Maria spann ihn aus Lammswolle, St. Helena wirkte ihn auf dem Selberge, Christus zog ihn sogleich an. Nach der Kreuzigung erhielt ein alter Jude von Herodes den Rock für seine 32jährigen Dienste, konnte aber die Blutsflecken nicht heraus waschen, worauf Herodes gebot ihm den Rock aus den Augen zu schaffen, und dieser in einem Steinsarg ins Meer versenkt ward. Diesen trieben die Wogen, bis ein Siren ihn aufbrach und den Rock drei Tage weit auf einen Strand trieb, wo er neun Klaster tief bis ins neunte Jahr lag. Da findet ihn der (auch in andern deutschen Gedichten erwähnte) Pilger Tragemund, der 72 Königreiche kannte, auf dem Wege nach Cypern. Weil auch er das Blut nicht auswachen kann, erkennt er den Rock des Heilandes und wirft ihn wieder ins Meer. Da verschlingt ihn ein Wallfisch und trägt ihn acht Jahre lang in sich. Hier hat, wie in dem Gedichte selbst B. 64 bemerkt wird, das erste Buch ein Ende.

Der zweite Theil hat einen andern Charakter.

Hier wird uns erzählt, wie Drendel, der Sohn des Königs Sigel von Trier, mit 72 Schiffen eine Fahrt über das Meer unternahm um Frau Breide die Königin des heiligen Grabes, die schönste aller Frauen zu erwerben. Er leidet Schiffbruch, findet Aufnahme bei einem Fischer, erwirbt den heiligen Rock und verrichtet mit demselben angethan viele tapfere Thaten, wodurch er Frau Breide und das heilige Grab gewinnt. Darauf zieht der Held auf die Mahnung eines Engels zum Kampfe gegen die Heiden vor Trier, läßt dort, wieder auf die Erinnerung eines Engels, den heiligen Rock zurück, der in einen Steinsarg eingeschlossen wird, und stirbt zuletzt nach manchen neuen Kämpfen im heiligen Lande selig.

Dieser zweite Theil des Gedichts scheint ursprünglich eine altnationale, für sich bestehende deutsche Heldensage gewesen zu sein, die erst später mit der Geschichte des heiligen Rockes in Verbindung gesetzt ward. Denn die Vorrede des Heldenbuches, welche bekanntlich eine kurze Uebersicht über die deutsche Heldensage gibt, nennt den König Drendel von Trier den ersten Helden, welcher je geboren ward, und berichtet die Ereignisse seiner Brautfahrt fast eben so, wie unser Gedicht, stimmt aber doch nicht (wie der Herausgeber S. v meint) ganz mit demselben, weil sie Drendel in Trier sterben und begraben sein läßt, und namentlich weil hier der heilige Rock gar nicht erwähnt wird. Diese ursprünglichere Erzählung drehte sich also hauptsächlich um eine Brautfahrt, wie solche auch in andern deutschen Heldensagen in sehr ähnlicher Weise sich wiederholen. Und in der That zeigt auch die Geschichte des Königs Drendel nach unserm Gedichte so viele andere gleiche Züge mit deutschen Sagen, sie erwähnt namentlich, was auch der Herausgeber bemerkt hat, so manche Na-

men, welche auch in den deutschen Nationalepen erscheinen, daß wir kein Bedenken tragen die Grundlage derselben mit den Erzählungen von Siegfried, Ottnit, Hugdietrich in eine Reihe zu stellen und eben so wenig bezweifeln, daß ihr Ursprung noch in die Zeiten des Heidenthums hinaufreicht.

Der Name Drendel ist ohne Zweifel ein altdeutscher und gehört der Mythologie an, da ein Riese Dervandill in einer bekannten Erzählung von dem Gotte Thörr erscheint (S. J. Grimm d. Mythol. S. 348. Umland der Mythos von Thörr S. 47 f.). Eigel, der Name von Drendels Vater, lebt noch jetzt in den Eigelsteinen in der Rhein- und Moselgegend, dem ursprünglichen Lokale unserer Sage, und denselben Namen führte der Bruder des bekannten mythischen Schmiedes Wieland. Zudem erscheinen Riesen und Zwerge, diese heidnischen Wesen, welche so häufig in der deutschen Heldensage auftreten, auch in unserer Erzählung unverhohlen, und ganz besonders ist noch der charakteristische Zug hervor zu heben, daß Drendel durch den heiligen Rock unverwundbar wird, wie Siegfried durch seine Hornhaut, wie Wolsdietrich durch S. Georgs Hemde. Die Sage verwandelte ohne Zweifel mit der Zeit das unverwundbar machende Gewand in den ungenähten Rock Christi und verband sich auf solche Weise mit dieser Legende, wodurch sie zugleich ihre christliche Färbung erhielt. — Eine solche Umwandlung einer deutschen Nationalsage in eine Legende ist in der Geschichte unserer Dichtung nicht unerhört; sie zeigt sich auch in dem Leben des heiligen Oswald, welches ganz ähnlich auf die Verschmelzung einer Legende mit einer sagenhaften Brautfahrt beruht, die sich insbesondere eng an das Gedicht von Ottnit anschließt.

(Schluß folgt.)



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 79. Stück.

Den 17. Mai 1845.

---

### B e r l i n .

Schluß der Anzeige: 'Der ungenähte graue Rock Christi. Altdeutsches Gedicht, aus der einzigen Handschrift, mit Vergleichung des alten Drucks, herausgegeben von Friedrich Heinrich von der Hagen.'

Wann diese Veränderung unserer Sage eingetreten ist, läßt sich nicht genau ermitteln; das Gedicht selbst gehört allem Anscheine nach noch dem zwölften Jahrhundert an. Der Herausgeber setzt S. XIX die Abfassung desselben um das Jahr 1300, indem er sich besonders auf die zweideutige Erscheinung des Tempelherrn stützt, welche der Verfasser gegen den christlichen König Drendel feindlich auftreten läßt; und allerdings scheint selbst die Sprache des Gedichts, namentlich wie sie in der Handschrift vorliegt, einer spätern Zeit, dem vierzehnten, ja selbst dem funfzehnten Jahrhundert anzugehören. Aber wenn wir B. 3711 den Reim vorderöst: tröst lesen, die häufig ungenauen Reime und den Charakter des Versbaues überhaupt in

Erwägung ziehen und noch dazu bedenken, daß der Anfang des Gedichts fast wörtlich mit einem andern des zwölften Jahrhunderts (die Zeichen des jüngsten Tages in der Zeitschrift für deutsches Alterthum I, 117) stimmt, so wird unsere obige Zeitbestimmung nichts gegen sich haben, wenn auch wohl zugegeben werden muß, daß die Handschrift des Gedichts im funfzehnten Jahrhundert mehrfache sprachliche Aenderungen erlitt, während der alte Druck (vom Jahre 1512) der ursprünglichen Gestalt getreuer bleibt. Daß das Gedicht in das zwölfte Jahrhundert gehört, hat schon W. Wackernagel (in Hofmanns Fundgruben I, 213) gesehen; indessen hat der Herausgeber auf diese Ansicht keine Rücksicht genommen.

Der Verfasser dichtete, weil er sich mehrere Male auf ein Buch oder auch auf ein Lied beruft (S. XXI der Vorrede), nach einer ältern Grundlage, weshalb in Frage kommt, welcher Art dieselbe war. Unserer Ansicht nach hat sich das Gedicht auf alten Volksgesängen vom König Drendel aufgebaut. Denn der volksmäßige Ton der Erzählung zeigt sich in der kurzen, eben nur die Hauptpunkte berührenden Darstellung, in der dramatischen Lebendigkeit, welche an manchen Stellen hervor tritt, in den formelhaften Beiworten und den häufig wiederkehrenden epischen Wendungen, welche zum Theil an den Ton des Nibelungenliedes erinnern. Zudem sind die kurzen Reimpaare des Gedichtes so gebaut, daß mit jedem der Sinn gewöhnlich auf eine gewisse Weise abgeschlossen ist, — eine Weise, die in der Kunstpoesie bekanntlich ungewöhnlich, in der Volkspoesie dagegen ganz hergebracht ist — und es leuchtet durch diese kurzen Reimpaare noch durch, daß, wie der Herausgeber richtig bemerkt, die ältere Grundlage der Dichtung

in der volksmäßigen Strophe von vier Kurzzeilen oder zwei Langzeilen abgefaßt war.

Wir wollen versuchen dem Ursprunge unsers Gedichtes noch etwas näher zu kommen. Erwägen wir das Unbeholfene der Darstellung und die allem Anscheine nach ziemlich willkürliche Behandlung der Sage, so rechtfertigt sich die Vermuthung, daß wir hier das Werk eines fahrenden Volksängers des zwölften Jahrhunderts vor uns haben. In dieser Zeit, welche eben sowohl die Uebergangsperiode zu der Blüte des deutschen Nationalepos als zu der ritterlichen Kunstdichtung des dreizehnten Jahrhunderts ist, muß die Poesie der fahrenden Sänger ganz besonders in Ausnahme gewesen sein. Damahls wurden Salmân und Morolt und König Ruother, wie Lachmann erwiesen hat, von fahrenden Leuten verfaßt, und die dem zulezt genannten Gedichte zum Grunde liegende Sage wurde, wie der nicht ganz entsprechende, aber echtere Bericht der Bilkinasaga zeigt, gleichfalls ziemlich willkürlich geändert. Eben so scheint das schon erwähnte Gedicht von Dswald in der von Ettmüller heraus gegebenen Gestalt einem fahrenden Volksänger anzugehören. Auch dieses hat augenscheinlich eine ältere strophische Grundlage und ist in seinem ganzen Tone der Legende vom heiligen Noth so ähnlich, daß man selbst vermuthen möchte, der Dichter des heiligen Dswald und derjenige, welcher die Geschichte des Königs Drendel sang, seien eine Person gewesen, wenn nicht anzunehmen stände, daß der Charakter volksmäßiger Poesieen sich nothwendig ähnlich sein muß.

Daß der Dichter des Drendel ein Fahrender war, ergibt sich außerdem aus der Art, wie er B. 1359 f. die varnde diet auftreten läßt. Auch pflegt er, ähnlich wie der Verfasser des Morolt,

bei besonders gefährlichen oder bedenklichen Situationen sich an die Hörer zu wenden und ihren Rath zu verlangen. Vergl. B. 1155, 2489 f.

Die vorliegende Ausgabe soll einen meist buchstäblichen Abdruck der Handschrift mit den nöthigen Berichtigungen und Ergänzungen aus dem alten Drucke enthalten. Die inconsequente und oft fehlerhafte Schreibweise ist beibehalten, eben so ist auch die Schreibweise des aus dem alten Drucke Aufgenommenen nicht geändert und dieses nur durch runde Klammern kenntlich gemacht, während eckige Klammern das in dem alten Drucke Fehlende oder das in solchen Ergänzungen Ueberflüssige bezeichnen. Außerdem ist ein Verzeichniß der abweichenden Lesarten angehängt. Diese Vermischung von zwei verschiedenen Texten hat ihre Uebelstände. Besser war es jedenfalls den alten Druck, der am wenigsten überarbeitet ist, zum Grunde zu legen, diesen, so weit es möglich war, zu verbessern und unter dem Texte die Abweichungen der stärker überarbeiteten Handschrift zu bemerken.

W. M.

### U t r e c h t,

gedruckt bei N. van der Monde 1844. Disputatio literaria, qua examinatur, quam vim Sophistae habuerint Athenis ad aetatis suae disciplinam mores ac studia immutanda, quam . . . pro gradu doctoratus . . . examini submittit Theodorus Carolus Matthaeus von Baumhauer, Bruxellensis. XII u. 182 S. in Octav.

Wem der Gegenstand dieser Abhandlung vielleicht erschöpft und verbraucht erscheinen sollte, wird den fleißigen Verfasser jedenfalls damit entschuldigen müssen, daß derselbe von der philosophi-

schen Facultät als Preisfrage aufgegeben war; doch können wir auch dieser keinen Vorwurf daraus machen, wenn sie ihre Jünger auf die Forschungen, welche die letzten Decennien bei uns über diesen Gegenstand hervor gerufen haben, hat aufmerksam machen und zu deren Prüfung und Zusammenstellung veranlassen wollen; und in diesem Sinne dürfen wir die vorliegende Schrift auch dem deutschen Gelehrten von der besten Seite empfehlen. Der Verfasser stellt sich ganz auf den heutigen Standpunct der Wissenschaft, und seiner Umsicht, der es wenige deutsche Inauguraldissertationen in Beziehung auf holländische Literatur gleich thun möchten, ist nicht leicht etwas Wesentliches entgangen, was von deutschen Forschungen in das Gebiet seiner Aufgabe einschlug; oder sollen wir es rügen, daß er Spengels Recension der Fossischen Abhandlung de Gorgia Leontino in Seebo des Bibliothek 1829, S. 245 fgg. nicht gekannt hat, wo er allerdings die Berichtigung der Anekdote bei Plutarch Praec. conj. p. 144 aus Isocrates de permut. p. 301, die er S. 106 als die seinige vorträgt, schon hätte nachgewiesen finden können? Gewis nicht; vielmehr soll uns dieses Beispiel nur auf ein zweites Verdienst seiner Arbeit führen, das wir gern noch über das erste stellen, daß er nämlich nicht etwa bloß aus den abgeleiteten Quellen neuerer Schriftsteller geschöpft, sondern offenbar auch die alten, so weit sie seinen Zwecken entsprachen, nochmal's gründlich und methodisch gelesen hat, wodurch seiner Schrift neben dem frischen und lebendigen Colorite, das wir überhaupt mit Vergnügen an den Leistungen der jungen holländischen Gelehrten wahrnehmen, auch der Vorzug geworden ist, daß selbst wer mit den Grundgedanken derselben längst vertraut ist, doch immer

noch einen einzelnen Zug oder ein Zeugniß, das er übersehen hat, in ihr zu finden hoffen kann. Nur für das Ganze bedauern wir, daß er sich vielleicht zu buchstäblich an die Fassung der Aufgabe gehalten hat, an welche sich auch die Eintheilung eng anschließt, in so fern sie nach den beiden Vorfragen, welches der Zustand Athens zur Zeit der Sophisten, und wer diese selbst gewesen seien, die Einflüsse derselben auf die Erziehung, die Sitten, und die geistigen Beschäftigungen schildert; aber so wenig auch an dieser Anordnung auszusetzen wäre, wenn es sich nur um die äußere Schilderung der sophistischen Thätigkeit handelte, so wenig reicht sie da aus, wo die Sophistik in ihrem umgestaltenden Einflusse auf das ganze Leben des griechischen Volkes begriffen werden soll; und hier müssen wir allerdings urtheilen, daß der Verfasser den Doppelsinn des Wortes *immutare* nicht in seinem ganzen Umfange gefaßt und die Sophistik fortwährend, wie man es früher gewohnt war, mehr in ihrem Gegensatze zu der Gegenwart und Vergangenheit als in ihrem Vorwärtsschreiten zur Zukunft dargestellt hat. Nicht daß ihm dieser Gesichtspunct als solcher fremd geblieben wäre; im Gegentheil hat er ihn nicht nur wiederholt ausgesprochen, sondern namentlich auch das letzte Kapitel: *quam vim Sophistae habuerint ad aetatis suae studia immutanda*, von p. 140 an ausdrücklich dazu bestimmt, zu zeigen, *quam egregie eorundem doctrina valuerit ad humanitatis cultum et literarum studia sua aetate provehenda*; da man aber doch eben so wenig behaupten kann, daß der Einfluß der Sophisten auf Erziehung und Sitten ganz der destructiven, als daß der auf Geist und Bildung ganz der constructiven Richtung angehört habe, so sind hier offenbar zwei an sich

heterogene Eintheilungsgründe durcheinander gemischt, statt den doppelten Einfluß der Sophistik, den schädlichen auf die Gegenwart und den nützlichen auf die Zukunft, als Princip voraus zu stellen, und dann beides in jeder der genannten Kategorien nachzuweisen; und weil dieses nicht mit der nöthigen Schärfe geschehen ist, so hat auch jenes Kapitel selbst den sehr richtigen Gedanken, von dem es ausgeht, doch nicht einmahl mit der Gründlichkeit und Specialität ausgeführt, daß es den vorbergehenden negativen Abschnitten gleich gesetzt werden könnte. So ist namentlich gleich der erste Paragraph desselben, mit der Ueberschrift: *humanitatis cultus*, äußerst dürftig ausgefallen, und nimmt kaum drei Seiten ein, unseres Erachtens aus dem einfachen Grunde, weil der Verfasser wohl fühlte, daß die Sophisten für Menschenbildung noch etwas mehr gethan hätten, als er unter den folgenden besondern Rubriken *Philosophia*, *Rhetorice*, *Poesis* behandeln konnte, gleichwohl aber erst hier unter der Kategorie der *studia* auf ihre nützlichen Einflüsse kommen wollte und also auch unter dem, was sie für *humanitas* gewirkt hatten, nur die *studia humanitatis* betrachten konnte; hätte er dagegen auch schon unter der Kategorie der *mores* auf die Fortschritte der Sophisten geachtet, so würde er noch manchen weitem Zug gefunden haben, der gleichfalls zum *humanitatis cultus* gerechnet werden durfte, z. B. eine mildere Behandlung der Slaven, wie wir sie u. A. bei dem Sophistenschüler Agathon in Platos *Symposition* p. 175. B. nicht ohne Selbstgefälligkeit erwähnt finden, und die wir unbedenklich mit dem von Hrn von Baumhauer selbst p. 10 aber mehr im schlechten Sinne erwähnten Kosmopolitismus dieser Richtung in Verbindung setzen können. Außer-

dem aber sind auch die besondern Verdienste der Sophisten um die studia ihrer Zeitgenossen durch jene drei Rubriken nichts weniger als erschöpft, und wenn sich der Verfasser den Umfang und die Bedeutung der umgestaltenden Thätigkeit dieser Richtung recht klar vergegenwärtigt hätte, so würde er hier gerade noch manche Gelegenheit zu eignen Zusammenstellungen gefunden haben, die sich nicht, wie das, was er über Dialektik, Rhetorik und Poesie gesagt hat, schon in vielen Büchern und Abhandlungen wiederholt finden. Sa selbst aus dem Gesichtspuncte des Gegensatzes mit früherer Sitte konnte gewis mit demselben Rechte wie die Aenderung des poetischen Geschmacks durch Euripides die veränderte Gestalt erwähnt werden, welche die Gesundheitspflege durch eine Diätetik, wie sie Herodikos von Selymbria oder Akumenos und sein Sohn Eryrimachos einführten, erhielt; auch was die Gymnastik betrifft, hat Hr von Baumhauer nur p. 78 die nachtheiligen Einwirkungen der Sophistik auf sie besprochen, ohne der rationellen Behandlung, welche auch ihr durch Ikkos von Tarent, ja in einer eigenen Schrift von Protagoras (Plat. Sophist. p. 231. D) zu Theile ward, mit einem Worte zu gedenken; und wenn er auch bei seiner Schilderung vorzugsweise die philosophische und rhetorische Sophistik ins Auge gefaßt hat, so verlohnte es sich doch gewis der Mühe, wenigstens zum Schlusse auch die Ausdehnung zu verfolgen, welche Plato Protag. p. 316 D und Aristophanes Nubb. v. 330 diesem Begriffe auch über ein noch viel größeres Gebiet menschlicher Kunst und Wissenschaft gegeben haben. Wenn aber die Rhetorik erwähnt werden sollte, die ja eigentlich auch erst durch die Sophisten aus einer Sache rein practischer Uebung zur Würde einer methodischen



Kunst erhoben worden ist, so ist nicht abzusehen, warum die Staatskunst weggeblieben ist, deren erste wissenschaftliche Behandlung jedenfalls auch den Sophisten verdankt wird; nicht einmahl die Namen eines Lykophron oder Hippodamos von Milet erinnern wir uns in der ganzen Schrift gelesen zu haben, und doch läßt es sich selbst nach dem Wenigen, was Aristoteles Polit. II. 5 und III. 5 von ihnen berichtet, nicht verkennen, daß sie für diesen und andere Denker über die letzten Gründe von Recht und Staat mindestens eben das gewesen sind, was Hr v. Baumhauer p. 149 fgg. mit Recht zeigt, daß die sophistische Dialektik für die sokratische geworden sei. Und ist es nicht endlich gewis, daß auch die mathematischen und naturkundlichen Studien, wenn sie auch schon durch die vorhergehenden Philosophen ins Leben gerufen worden waren, doch durch die Sophisten erst ihre gemeinnützige Bedeutung und manche Erweiterung oder Anwendung erhalten haben, in welcher das Leben eben so auf die Wissenschaft zurück wirkte, als diese, wie Hr von Baumhauer S. 27 aus Gerlachs Studien anführt, durch die Sophisten mit dem Leben vermittelt ward? Mag man auch noch so ungünstig über Hippias Polyhistorie urtheilen, so viel ist jedenfalls sicher, daß er geometrische, astronomische, harmonische Begriffe unter die Leute brachte, die früher nur als Eigenthum einiger Wenigen im Dunkel der Schule oder der Tradition verschlossen geblieben waren; und an welche Probleme sich diese Richtung bereits wagte, zeigt der *τετραγωνισμὸς* des Bryson, von dem Hr v. Baumhauer auch kein Wort sagt, den wir aber nach Aristoteles Sophist. elench. II. 3 und Rhetor. III. 2. 5 gewis mit demselben Rechte, wie den Dichter Eukymnios von Chios, den er p. 160 be-

rührt, unter die Sophisten rechnen dürfen. Doch genug dieser Bemerkungen, die nur kurz andeuten sollten, nach welcher Seite hin die culturgeschichtliche Bedeutung der Sophistik noch immer einer neuen und selbständigen Betrachtung fähig ist; daß Hr von Baumhauer diese nicht weiter verfolgt hat, ist ein Mangel, den er mehr oder minder mit allen seinen Vorgängern theilt und der ihm um so weniger zum besondern Tadel gereichen soll, als wie gesagt der Wortlaut seiner Aufgabe ihn von selbst viel mehr auf die negative als auf die positive Stellung der Sophistik hinwies; und je richtiger er gleichwohl auch diese wenigstens im Allgemeinen erkannt und ausgesprochen hat, desto näher liegt die Hoffnung, daß er entweder selbst noch einmahl später diesen fehlenden Abschnitt aus dem Schatze seiner schönen Belesenheit ergänzen, oder es wenigstens gerechtfertigt finden werde, wenn andere darauf ein größeres Gewicht, als er gethan hat, legen.

K. Fr. H.

### G ö t t i n g e n .

Printed for the London Society for the publication of Oriental texts, and sold by Dieterich.

كتاب تهذيب الاسماء The Biographical Dictionary of illustrious Men chiefly at the beginning of Islamism, by Abu Zakariya Yahya el-Nawawi. Now first edited from the Collation of two Mss. at Göttingen and Leiden by Ferdinand Wüstenfeld. Part I—VII. 672 (672) Seiten in groß Octav.

Es ist von mehreren Seiten dem Herausgeber die Erinnerung gemacht, daß das vor beinahe drei Jahren begonnene Werk noch immer einer Vorrede entbehre, und er versucht daher diesem Man-

gel vorläufig durch diese Selbstanzeige abzuhefen, da, um das Material erst noch vollständiger sammeln zu können, die Vorrede erst mit dem zehnten und letzten Hefte, dessen Erscheinen sich leicht noch ein Jahr verzögern könnte, wird ausgegeben werden. Sie wird zunächst alle Nachrichten, die uns über das Leben und Wirken des Nawawi erhalten sind, aus Ibn Schohba's Classen der Schafi'iten, Abd el-Reuf el-Monawi's Lebensbeschreibungen der Sufiten, el-Dhehebi's Classen der Traditionarier, Sojuti's Geschichte von Misr und Cahira u. A. zusammenstellen und die arabischen Texte dazu liefern. Besonders ist es Sojuti, welcher mehrere neue Aufschlüsse gibt; so war es z. B. bekannt, daß el-Nawawi am Ende seines Lebens Damascus verließ und sich in seinen Geburtsort Nawa zurückzog, wo er auch gestorben ist; ob er dies aber seiner Kränklichkeit wegen oder aus anderen Gründen that, darüber erwähnen die zuerst genannten Biographen nichts, el-Sojuti dagegen gibt hierüber genaue Auskunft.

Mit großer Freimüthigkeit trat nämlich el-Nawawi in mehreren an den Sultan el-Melik el-Dhahir Bibars gerichteten, von Sojuti mitgetheilten Schreiben den Eingriffen desselben in die Angelegenheiten Syriens entgegen, indem er theils die Rechte der Professoren vertheidigte, denen Bibars die Gehalte verkürzen und jedem nur die Einkünfte einer Stelle zugestehen wollte, theils das Volk gegen drückende Auflagen zu schützen suchte. Als daher Bibars nach Damascus kam und das Ausschreiben einer Kriegsteuer, um gegen die Tataren zu Felde zu ziehen, durch die Unterschrift einiger angesehenen Männer sanctioniren lassen wollte, wozu el-Nawawi namentlich aufgefordert wurde, weigerte er sich dessen und sagte

zu Bibars: Ich weiß noch, daß du in den Diensten des Emir's Bondocdar standest und gar kein Vermögen hattest, als dann ist dir Gott gnädig gewesen und hat dich zum Herrscher erhoben; nun höre ich, daß du zweihundert Sklavinnen habest, deren jede kostbare Schmucksachen besitze. Wenn du alles dieses verwendet hast, so will ich dir meine Zustimmung geben, dem Volke eine Abgabe aufzulegen. Hierüber aufgebracht, verwies ihn Bibars aus Damascus, worauf sich el-Nawawi nach Nawa begab, und als auf die Vorstellungen der Gelehrten der Sultan ihm die Rückkehr gestatten wollte, nahm er diese Erlaubnis nicht an, sondern erklärte, daß er Damascus nicht wieder betreten würde, so lange Bibars darin verweile. Er starb dann am 24. Radscheb 676 zu Nawa, nachdem Bibars schon ein halbes Jahr früher am 17. Moharrem 676 zu Damascus gestorben war.

Unter den vierzig Schriften des Nawawi, über welche die Vorrede nähere Auskunft geben wird, ist von mehreren die Zeit ihrer Abfassung durch die Unterschriften der erhaltenen Handschriften oder durch sonstige Angaben bekannt, bei anderen läßt es sich nachweisen, in welcher Reihenfolge sie geschrieben wurden, und nimmt man hierzu, daß der Verf. in dem Tehdhîb neun andere seiner Schriften citiert, so wird man es wahrscheinlich finden, daß dieses eins seiner letzten Werke war, und hieraus werden sich einige Erscheinungen in demselben erklären lassen. Es findet sich nämlich darin eine ziemlich bedeutende Anzahl unvollendeter Artikel, auch hin und wieder Lücken im Texte, wobei in dem Göttinger Codex immer ein leerer Raum gelassen ist, mit der Bemerkung am Rande, daß es in dem Exemplare, aus welchem der Abschreiber copierte, eben so war, während in dem

Leydener Codex diese Lücken nicht sichtbar sind, sondern der Text ohne Unterbrechung fortläuft. Solche abgebrochene Artikel sind in dem gedruckten Texte daran kenntlich, daß am Schlusse das Interpuncti= tionszeichen weggelassen wurde. Eben so kommen auch einige Male Verweisungen auf spätere oder vorhergehende Artikel vor, die dann doch nicht aus= gearbeitet wurden, und auf der anderen Seite fin= den sich mehrere wörtliche Wiederholungen, ein= mahl ganz dicht hinter einander. Alles dieses zu= sammen genommen wird zu der Annahme berech= tigen, daß el= Nawawi an der letzten Uebersarbei= tung dieses Werkes durch den Tod verhindert wurde, was bei dem zweiten Theile über die theo= logisch= juristischen Kunstausdrücke, schweren Wörter und geographischen Namen, welche in den sechs Büchern vorkommen, wozu das Tehdhüb den all= gemeinen Index bildet, noch mehr der Fall zu sein scheint, weshalb wir, zumahl da dieser zweite Theil nur in dem schwer zu lesenden Leydener Co= dex enthalten ist, auf dessen Herausgabe verzich= ten müssen.

Das Leydener Manuscript ist zwar in reichlich großen Zügen, aber doch sehr eng geschrieben, so daß es häufig schwer zu unterscheiden ist, zu wel= cher Zeile die diacritischen Punkte gehören, da sie oft weit von den Worten abstehen; auch fehlt da= von eine nicht unbeträchtliche Anzahl ganz, und von Vocalzeichen findet sich kaum eine Spur. Je= doch ist der ganze Codex bis zu Ende revidiert und der Corrector hat beim Durchlesen etwa alle vier bis sechs Seiten am Rande angemerkt, wie weit er mit der Revision gekommen war بلغ مقابله und bei Fehlern, die er nicht zu verbessern ver= mochte, hat er am Rande ein ط d. i. غلط beige=

schrieben. Der Göttinger Codex ist kleiner, aber deutlicher geschrieben, nur selten fehlen die diacritischen Punkte und häufig sind die Vocale beige-  
 setzt, jedoch nicht immer richtig. Beide Handschriften stimmen in dem Texte ziemlich genau überein und bei vorkommenden Abweichungen ist man über die richtige Lesart nicht leicht im Zweifel, so daß es im Ganzen nur selten nöthig erscheinen wird, die Varianten anzugeben; es bleiben aber, da der Herausgeber seine Conjecturen nicht gleich in den Text bringen wollte, noch manche Stellen zu verbessern, wo keine der beiden Handschriften recht sein kann, und die am Schlusse folgenden Anmerkungen werden daher einige Verbesserungsversuche, so wie auch die Druckfehler, welche sich eingeschlichen haben, enthalten.

Ueber die Eintheilung seines Werkes spricht der Verf. gleich im Anfange der Einleitung ausführlich, nur erwähnt er nicht, warum er die Namen in so verschiedene Classen theilte und nicht, wie z. B. Ibn Challikan, alle Personen nach ihrem wirklichen Namen im Alphabete ordnete. Der Grund hiervon kann kein anderer sein, als daß die betreffenden Personen unter demselben Namen, also auch Bei- oder Zunamen, verzeichnet werden mußten, unter welchem sie in den sechs Büchern vorkommen, damit, wenn Jemand darin z. B. auf einen Abu Hamid stößt, und darüber den Nawawi nachschlagen will, er ihn gleich in dem Abschnitte über die mit Abu zusammen gesetzten Namen finden kann, ohne dessen eigentlichen Namen zu kennen. — Außerdem hat auch der Verfasser zu bemerken unterlassen, daß er zuweilen gleichnamige Personen, oder auch solche, die in der alphabetischen Reihenfolge dicht hinter einander stehen, dadurch in ein Kapitel vereinigt, daß er ihnen

eine gemeinschaftliche Ueberschrift gibt, z. B. Pab Abi Bekr, wo die Abu Bekr hinter einander folgen; und da beide Handschriften in dieser, wie wohl ziemlich überflüssigen Abtheilung, genau übereinstimmen, so mußte sie beibehalten werden.

Das Auffuchen der Namen wäre wohl erleichtert worden, wenn es möglich gewesen wäre, sie durch eine größere Schrift auszuzeichnen; da indes eine solche beim Beginn des Druckes hier noch nicht vorhanden war, und zu viel Raum würde verloren gegangen sein, wenn diese Namen immer einzeln als Ueberschrift über jeden Artikel gesetzt wären, so sind sie einigermaßen dadurch hervor gehoben, daß sie am Anfange der Zeile stehend immer vocalisirt sind, wodurch zugleich der Zweck erreicht wurde, die Aussprache genau zu bestimmen; denn dies war ein Hauptaugenmerk des Herausgebers, und wenn die Angaben des Nawawi selbst in dieser Beziehung fehlten, so ist immer der Camus zu Rathe gezogen, und wo sich Abweichungen von diesem finden, werden die Gründe dafür in den Anmerkungen angegeben werden.

F. W.

### S a a g,

bei A. D. Schinkel 1844. Een romeinsche tegel voorzien van Latijnsch cursiefschrift, gevonden in de nabijheid van Nijmegen, opgehelderd door Dr. L. J. F. Janssen, Conservator bij's Rijks Museum van oudheden te Leijden. Niet in den Handel. 20 Seiten Octav mit einer Inschrifttafel in Steindruck.

Seit die griechischen Papyrusurkunden aus Aegypten uns neben der bekannten Quadratschrift auch eine echt antike Cursiv kennen gelehrt haben, hat man auch auf ähnliche Erscheinungen der la-

teinischen Paläographie zu achten angefangen und besonders hat sich darum Hr Maßmann in seinem Libellus aurarius (Leipzig 1840) wesentliche Verdienste erworben. Die siebenbürgischen Wachstafeln, an welche er seine desfallsigen Untersuchungen geknüpft hat, sind zwar von namhaften französischen Gelehrten, wie Letronne und Natalis de Wailly im Journal des Savants 1841, p. 555 und den Mém. de l'Acad. d. Inscr. T. XV, P. I, p. 399 fgg. als unecht verdächtigt worden; wenn jedoch schon im folgenden Jahre eine ganz ähnliche Entdeckung, wie das Institut von 1842 p. 33 berichtet, auch diese Denkmähler wieder in ihr Recht eingesetzt hat, so ist daneben jene nämliche Schrift auf einer andern Classe antiker Reste, gebrannten Ziegeln, zum Vorscheine gekommen, die sich nunmehr mit den genannten Wachstafeln wechselseitig unterstützen und erklären. Eine Inschrift dieser Art hat der verdiente Verf. vorliegenden Schriftchens schon 1842 in seinen Inscr. Musei Lugduno-Batavi auf Tab. XXXIII. mitgetheilt und mit Hn Maßmanns Hilfe entziffert; eine andere theilt er jetzt aus einem bei Holdeurnt in der Nähe von Nimwegen gemachten Funde mit und verbindet damit eine kurze Notiz über dessen sonstige Ergebnisse, die auch für die Zukunft noch eine reichere Ausbeute versprechen. Die Inschrift selbst lautet: Kal. Junis Quartus laterclos n. CCXIII, d. h. am ersten Juni hat Quartus 214 Ziegelsteine gemacht; eine ähnliche ist auch vor einigen Jahren in Steiners Archiv für hess. Geschichte und Alterthumskunde, Darmstadt 1840, B. II, S. 183 abgedruckt worden, die wir aber mit Hn Janssen wohl richtiger so lesen: Stratura tertia latercli capitlares n. CCCLXXV.

K. Fr. H.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

80. Stück.

Den 19. Mai 1845.

---

L o n d o n ,

bei Samuel Highley 1844. The Physiology of inflammation and the healing process by Benjamin Travers.

Eine Schrift über Entzündung aus der Hand eines berühmten Arztes und Physiologen muß uns immer eine willkommenene Gabe sein. Kein Gegenstand ist wohl so vielfach besprochen und doch so wenig erledigt als dieser. Daß der Grund hierfür in dem Thema selbst zu suchen sei, ist wohl hinreichend klar. Die Entzündung schließt sich so unmittelbar an die normalen Lebensvorgänge an, daß oft eine Grenze kaum zu ziehen ist, und so lange uns die normalen Vorgänge ihrem Wesen nach dunkel sind, kann es nur als ein thörichtes Vermessen erscheinen, über das Wesen der Entzündung Licht verbreiten zu wollen. Deshalb ist die Aufgabe der Zeit, die Erscheinungen des krankhaften Vorganges erfahrungsmäßig festzustellen und in einen richtigen Zusammenhang zu bringen, von den meisten der neueren Arbeiter erkannt und verfolgt,

und die Früchte dieses Strebens sind schon wirklich erfreulich. Semehr ein solches Kapitel von allen Seiten beleuchtet wird, desto reicher werden unsere Ansichten, und deshalb dürfen wir jede gediegene Arbeit der Art mit Freude begrüßen, selbst wenn sie nicht gerade neue Gesichtspuncte in die Frage einführt. Unser Verf. hat sein Thema mit Klarheit und Scharfsinn aufgefaßt und durchgeführt. Er vermeidet nach Möglichkeit die vielfachen unnöthigen Streitfragen, weist mit wenigen Worten offenbar einseitige Auffassungsweisen zurück und hält sich mit practischem Sinne im Wesentlichen immer an den Hauptsachen. Seine Darstellung scheint mir besonders geeignet, dem Arzte und Chirurgen einen Halt punct zu gewähren, von welchem aus er sich leicht und richtig in dem Gebiete der Entzündung orientieren kann.

Um eine kurze Uebersicht über die Ansichten des Verfs zu geben, wird es am zweckmäßigsten sein einige Präliminarsätze auszugsweise mitzutheilen.

‘Entzündung ist die Bezeichnung für eine Reihe von Phänomenen, welche von einer Veränderung in den Eigenschaften und der Vertheilung des Blutes herrühren.

Entzündung ist entweder primär oder secundär mit so vielen Krankheiten verbunden, daß man im allgemeinen Sinne fast jede Art organischer Veränderung in ihren Unterabtheilungen wieder findet. Ueber ihre Universalität zu disputieren würde nicht minder thöricht sein, als über ihre Existenz überhaupt. Der Ausdruck ist gewis von Manchen in zu ausgedehntem Sinne gebraucht, wie von Andern in zu engem. Sicher ist nichts besser bekannt als das, was die Pathologen im Allgemeinen als Entzündung zu bezeichnen pflegen,

und doch sind wenig Dinge im Detail ungenügender verstanden und erklärt.

Der Gelegenheitsursachen zur Entzündung gibt es viele und verschiedene, chemische, mechanische und vitale; die nächste Ursache ist immer eine und dieselbe. Kälte und Hitze, Wunden, fremde Körper, Einklemmungen, Gifte spielen unter ersteren eine Hauptrolle. Letztere ist immer eine Unterbrechung des Kreislaufes und der Bluthätigkeit (use of the blood) im afficierten Theile.

Diese Unterbrechung ist dem Grade nach so verschieden, wie die Entzündung, und die Symptome sind in entsprechendem Maße verschieden.

Der Entzündungsproceß zeigt zwar verwandte, aber nach dem Charakter der Entzündung verschiedene Eigenthümlichkeiten, nämlich nach dem Ursprunge, der Hefigkeit, Ausdehnung und Dauer derselben.

Eine bestimmte Tendenz der Entzündung, zu erhalten oder zu zerstören, darf nicht in die Betrachtung ihres pathologischen Charakters hinein gezogen werden; eben so wenig paßt sie zur Bildung der Nomenclatur. Jeder Entzündungseffect kann heilsame oder unglückliche Folgen nach sich ziehen. So ist Adhäsion oft destructiv, Brand oft heilsam.

Entzündung hat nicht ausschließlich ihren Sitz im Blute, in den Blutgefäßen, Lymphgefäßen oder Nerven, im Capillarsysteme oder Zellgewebe eines Theils. Alle diese verschiedenen Gewebe bilden ein homogenes Ganzes und können so wenig durch eine krankhafte Thätigkeit einzeln afficiert werden, als durch eine gesunde. Jedes ist ein integrierender Theil des Ganzen, und sie erhalten sich durch gegenseitige Einwirkung. Hitze, Schmerz, Ge-

schwulst und Röthe könnten sich bei der Entzündung so wenig zeigen, als die Normaltemperatur, Gefühl, Gestalt und Farbe am gesunden Theil bleiben würde, wenn entweder das Blut oder die Gefäße oder die Nerven hinweg genommen würden. Eben so gut möchte man gesunde Verdauung bei fehlendem Magen erwarten.

Man hat die Frage vielfach verhandelt, in welchen Theilen der Entzündungsproceß seinen Anfang nehme, ob z. B. in den festen oder flüssigen, den Gefäßen oder dem Blute, den Arterien oder Venen u. s. w.? Damit hat man die Frage verbunden, ob der Beginn in einer physicalischen, chemischen oder nervösen Veränderung zu suchen sei? Gestützt auf den vorigen Satz behaupte ich, daß bei der Unentbehrlichkeit jedes einzelnen Theils zum Ganzen kein einzelner Theil auch nur momentan für sich erkranken kann.

Entzündung ist und bleibt Entzündung, selbst wenn eins oder alle der gewöhnlichen Zeichen so schwach ausgeprägt sind, daß ihre Gegenwart einem unerfahrenen Beobachter entgeht. Die kleinste Wunde heilt unter dem Einflusse des Entzündungsprocesses, der bei schlechter Behandlung oder beim Eintreten widriger Verhältnisse sich bald genug so steigern kann, daß er dem ungeübtesten Auge einleuchtet. Hätten wir ein Pyrometer für die Entzündung, es würde uns die zusammenhängende Scala zwischen diesem scheinbaren Nullpunkte und dem Siedepuncte, der Gangren auf das bestimmteste ausweisen. Ein ausgezeichnete neuerer Schriftsteller (Dr Macartney) behauptet, die Entzündung sei nie der Heilung günstig; sie unterbreche und verzögere vielmehr die schon begonnene Wiederherstellung. Das gilt nur von der übermäßigen. Man hat auch gesagt, Entzündung sei nicht da, wo kein Schmerz sei. Ich erinnere nur an manche Ent-

zündungen der Lunge, der Gelenke, des Auges, die oft eben so still als sicher die Gebilde zerstören.

Die meisten Entzündungstheorien stützen sich auf der Thatsache der Obstruction der Blutbahn. Einige lassen diese Hemmung von mechanischen Ursachen ausgehen, andere von chemischen, wieder andere von den Nerven. Mag die Einleitung zu dem Leiden von einer dieser drei Seiten ausgehen können, — wirkliche Entzündung kann nur bei gleichmäßiger Betheiligung aller Statt finden; wie bei allen organischen Thätigkeiten, krankhaften oder gesunden, sind auch bei der Entzündung die mechanischen, chemischen und vitalen Kräfte unzertrennlich betheiligt.

Zur Hervorbringung von Entzündung muß die erregende Ursache eine gewisse Größe und Dauer haben. Die bloße Hinderung der Blutbewegung, der vermehrte Zufluß zu einem Punkte, oder die Einwirkung mancher kräftigen Nervenreize reichen für sich nicht hin. Die Eindrücke müssen eine gewisse Höhe und Stabilität erreichen, um als Resultat die Entzündung zu erzielen.

Das Angeführte wird hinreichen den Standpunct des Verfs im Allgemeinen darzustellen. Es ist der practische Standpunct, von welchem aus die Chirurgie und Medicin die Entzündung aufzufassen pflegt. Die Entzündung mit ihren Vorläufern und allen möglichen Folgen ist ein Ganzes, ein Ablauf gewisser, nothwendig zusammen gehöriger Krankheitserscheinungen. Diese betrachtet man als Phänomene eines darunter verborgenen Krankheitsprocesses, und diesen Complex von Begriffen bezeichnet man als ein *ens sui generis*, als Entzündung. Von diesem Standpuncte aus und für denselben hat der Verf. seine Aufgabe vortrefflich gelöst und in allen einzelnen Rubriken höchst lehrreich durchgeführt.

Bei den physiologischen Erörterungen dieser Frage hat man jedoch in neuerer Zeit angefangen einen anderen Weg einzuschlagen. Man hat die Ueberzeugung gewonnen, daß man, um wissenschaftlich gültige Resultate zu bekommen, die Frage so stellen müsse, daß bündige Antworten darauf möglich sind. Dies ist bei obiger Methode kaum möglich. Man fragt nach der Ursache der Entzündung. Welche monströse Frage! Ein Ablauf einer Reihe von Phänomenen soll eine Ursache haben! Nicht eine einzige Erscheinung in der ganzen Reihe läßt sich auf eine Ursache zurück führen. Deshalb ist bei einer wissenschaftlichen Erörterung eine Zergliederung dessen, was man im Complexe Entzündung nennt, so nothwendig, und nur auf diesem Wege werden manche Controversen, welche noch in dieser Lehre herrschen, ausgeglichen werden können. So, um nur ein Beispiel anzuführen, erörtert unser Verf. die Frage, ob eine einfache kleine Wunde unter dem Einflusse der Entzündung heile, oder nicht. Er entscheidet sich dafür. Dennoch ist kein einziges Zeichen, welches dafür spräche, aufzufinden. Ein solcher Streit dreht sich um Worte und wird nicht eher geschlichtet werden können, bis man auf die physiologischen Grundphänomene zurück geht. Die eingeschnittene Schwimmhaut des Frosches heilt durch Entzündung, der abgeschchnittene Schwanz des Salamanders wächst durch Regeneration wieder; ein Substanzverlust des Zellstoffes, des Muskels ergänzt sich durch Entzündung, ein verlorener Nagel durch Regeneration. Es ist leicht zu sehen, daß der Grund der abweichenden Meinungen in unserem Abweichen von einer einfachen natürlichen Auffassung liegt. Durch die vielen künstlichen und systematischen Grenzen sperren wir uns selbst von der Natur ab.

Man sollte bei jedem Krankheitsprocesse zuerst

zu ermitteln suchen, wie viel davon den Functionen des normalen Lebens angehört oder sich daran anschließt. Dies würde eine verbindende Kette zwischen den normal physiologischen und abnorm physiologischen (pathologischen) Vorgängen bilden und zugleich zeigen, daß nur Uebergänge, nie Grenzen zwischen beiden vorhanden sind. In dieser Beziehung finde ich des Verfs Bild von dem Entzündungsthermometer sehr sinnreich, wo der Heilungsvorgang in einer kleinen Wunde als der Nullpunct der Scala bezeichnet wird. In der That ist diese Histogenese in nichts verschieden von der normalen Gewebekonstruktion, in Bezug auf krankhafte Vorgänge also ein wirklicher Nullpunct, und dennoch der Ausgangspunct für die übrigen Ziffern der Scala, die bis zum Brande hinaufführen.

Wir werden noch lange arbeiten müssen, bis wir dahin kommen, bei der Erklärung der Krankheitsvorgänge auf eine zweckmäßige Weise an den normalen Lebensvorgängen anzuknüpfen. Der Wunsch und Wille dazu spricht sich in unserer Zeit lebhaft genug aus; aber die Mittel fehlen und werden noch lange fehlen. Der Weg, welcher in neuerer Zeit betreten ist, scheint der richtige, wenn er mit Ausdauer und ohne Uebereilung verfolgt wird. Eine umfassende Analyse des Materials muß der Application voran gehen.

Das Wesentlichste bei der Entzündung ist die Bildung eines Cytoblastems unter Congestion und Circulationshemmung. Damit ist aber auch eigentlich die Entzündung erschöpft. Die ferneren Schicksale des Cytoblastems sind nicht von vorn herein durch die Ursachen gegeben, welche die Entzündung bedingten. Deshalb sollte man sie, wenigstens in Gedanken, immer von dem krankhaften Proceß, welcher als Entzündung zur sinnlichen Wahrnehmung kommt, getrennt halten.

Die normale Bestimmung eines Cytoblastems ist der Uebergang in Gewebsbildung (im histologischen Sinne). Diesen Ausgang finden wir oft im entzündlichen Cytoblastem wieder. Wenn auch nicht alle Gewebe in dieser Art neu gebildet werden können, so ist es doch von vielen, z. B. Zellstoff, Gefäßen, Nerven, Knochen u. erwiesen. Bei einigen davon ist auch gewiß, daß sie denselben histologischen Bildungsgang durchmachen, wie bei ihrer ersten Entstehung im Fötus. Hier hat sich also ein ganz normaler Proceß des krankhaft geschaffenen Materials bemächtigt; die Entzündung als solche hat mit dem Eintreten des normalen Processes zu existieren aufgehört.

Die Resorption des Entzündungsproductes schließt sich gleichfalls genau an die normalen Vorgänge an. Ist das Exsudat noch flüssig, so wird es ohne Zweifel nach denselben Gesetzen in den Kreislauf zurück kehren, welchen die beständig vorhandenen tränkenden Flüssigkeiten gehorchen. Ist es schon fest, so muß es vorher die flüssige Form wieder annehmen. Ob es direct aus seinem amorphen Zustande wieder verflüssigt und aufgesogen werden kann, scheint noch nicht ausgemacht. Gewöhnlich beginnt zunächst eine Zellenbildung als erster Schritt zur Gewebsbildung; die weitere Ausbildung kommt aber nicht zu Stande, sondern die Zellen zerfallen, werden allmählich aufgelöst und das Flüssige resorbiert. Da auch in normalen Zuständen, zumahl im Fötusalter, solche Rückbildungen mit Resorption vorkommen, muß man die Vertheilung und Resorption nach Entzündungen den normalen Lebenserscheinungen anreihen, nicht zum Entzündungsverlaufe selbst zählen.

(Schluß folgt.)

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

81. 82. Stück.

Den 22. Mai 1845.

---

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'The physiology of inflammation and the healing process by Benjamin Travers.'

Der Ausgang in Brand gehört gleichfalls nicht im Geringsten zur Entzündung selbst. Das Entzündungsproduct nebst den von ihm eingeschlossenen Theilen verfällt den chemischen Gesezen, weil es den vitalen Einwirkungen unzugänglich geworden ist. Mag dies vom gänzlichen Mangel der Circulation, mag es vom Drucke der dazwischen eingebetteten und gleichsam eingeklemmten Nerven herrühren, immer hat die Entzündung aufgehört, so bald der örtliche Tod eintritt. Man hat eine Art des Brandes wohl als den höchsten Grad der Entzündung bezeichnet. Gerade an solchen Bezeichnungen sieht man das Ungenügende der summarischen Auffassung des Entzündungsprocesses. Die Entzündung, ein Ereigniß des Lebens, nur denkbar am Lebenden, soll in ihrer höchsten Ausbildung auftreten als örtlicher Tod!

Die Eiterung könnte man noch am ersten als ein Product des fortdauernden Entzündungsprocesses betrachten. Das Cytoblastem geht in eine Neubildung über, die nichts mit den normalen Gewebbildungen gemein hat, die zu histologischer Fortbildung keine, zur Resorption nur sehr geringe Neigung zeigt. Denkbar wäre es gewis, daß ein nachhaltiger Einfluß des entzündlichen Processes die Einwirkung der normalen Thätigkeiten von dem Cytoblastem abhielte. Wenn aber auf der einen Seite die Beweise fortdauernder Entzündungserscheinungen in sehr vielen Fällen mangeln, auf der andern Seite aber die Erfahrung zeigt, daß verschiedene pathologische Umwandlungsprocesse in einem Cytoblastem vor sich gehen können, denen eine Entzündung nicht zur Seite steht, so wird man wohl am naturgemähesten in der Eiterbildung einen eigenthümlichen pathologisch-histologischen Vorgang annehmen dürfen, welcher von der Entzündung nicht direct abhängt. Wenn ein festes Exsudat der Brust (bei vorwaltender Disposition) in krebsige Entartung übergeht, wird man dies doch nicht als Entzündungsausgang bezeichnen wollen. Dennoch beruht der Krebs auch nur auf der Umwandlung des Cytoblastems in ein besonderes pathologisches Neugebilde. Der Uebergang in Eiterung ist aber gleichfalls die Bildung eines solchen pathologischen Neugebildes, welches wir nur deshalb in einen viel näheren Zusammenhang mit der Entzündung stellen, weil es so gewöhnlich darauf folgt.

Der hier bezeichnete Standpunct unterscheidet sich wesentlich von dem des Verfs und möchte zu einer scharfen Erörterung der einzelnen Fragen wohl der vorzüglichere sein, wenn er auch für jetzt noch den practischen Bedürfnissen etwas ferner zu liegen scheint. Allmählich müssen wir doch auch dahin

kommen, die anzuwendenden Heilmethoden auf sichere theoretische Grundsätze zurück zu führen, der Antiphlogose, Derivation, Resolution, Maturation u. ihre bestimmten Grenzen anzuweisen, und das kann nur erreicht werden, wenn die pathologischen Fragen alle auf das Reine gebracht und scharf gesondert sind. Bis dahin bleibt unsere Praxis rein empirisch, und die Theorie folgt der Praxis, statt ihr voran zu leuchten. D. Koblrausch.

### Paris,

bei Langlois und Leclercq 1842. Louis XV. et la société du XVIII<sup>e</sup> siècle par M. Capéfigue. T. I. XVI und 439. T. II. 424. T. III. 451. T. IV. 466 Seiten in Octav.

‘Ich bin kein Freund von Reactionen, so wenig im Gebiet der Geschichte als der Politik’, sagt der Verf. in der Vorrede und bemerkt zugleich, daß eine beliebige Declamation gegen das achtzehnte Jahrhundert für ihn eine zu geringe Aufgabe sei. Wer des Verfs politisch-historische Ritterfahrten kennt, sein ‘mich dilettirt’s den Vorhang aufzuziehn’, wird wenigstens eingestehen, daß in Bezug auf sie dem obigen Ausspruch eine Art von Consequenz innewohnt. Er sieht in jenem Zeitraum die großen nationalen Traditionen aus der Zeit Ludwigs XIV. untergehen, er sieht verdrießliche Ideen über Stände und parlamentarische Debatte verstocken aufwachsen, und erkennt darin den Untergang der auf Einheit, d. h. auf die magische Gewalt einer Maintenon und die Lettres de cachet eines Louvois, gestützten Macht Frankreichs. Voltaire — er läßt ihn gelten, denn derselbe hat wenigstens den Edelmann nicht über den Journalisten vergessen, — hat weder einer Gleichheit, noch dem Volke das Wort

geredet, vor allen Dingen, *il déteste la canaille* und bleibt ein Franzose. Aber Fluch treffe jene Philosophen, die nach der Fremde haschten und außerhalb der Heimath nach *esprit* suchten, Männer wie Montesquieu, der in unsinniger Vorliebe für das öffentliche Leben Englands kaum *la grande oeuvre de Louis XIV.* begreifen wollte, wie Rousseau, der, statt der brillanten Monarchie voll Kraft und Eroberung, einen Zustand cannibalischer Rohheit einführen möchte, der es wagt, in Holland, so gar in dem kleinen Genf für Frankreich ein Vorbild aufzustellen. Das ist die Größe Ludwigs XV., daß er diesen *fatales tendances* sich entgegen stämmte. Solcher Männer Schriften setzt der Verf. weit dem *Mercure de France* nach, in dem er gewissermaßen eine Fortsetzung der *Chroniques de St. Denis* erblickt (!). 'Ich habe, heißt es hier, immer so gern den *Mercure de France* gelesen; er ist unendlich national; so stolz auf sein Vaterland, daß er *toutes les nobles distractions de ce peuple de gentilshommes* aufzählt. Dann aber schlich sich in die Literatur ein öder Puritanismus mit destructiven Doctrinen ein, und mit unerhörter Straslosigkeit verbreiteten sich die geistigen Erzeugnisse des Auslandes über das schöne, glückliche Frankreich.'

Guter, möchte man dem Verf. zurufen, warum so derbe in deinen Mystificationen? Warum so zeitig, gleich dem Löwen im Sommernachtstraum, für eine gutmüthige Beruhigung des Publicums Sorge tragen? Beurtheilen wir den Verf. nicht falsch. Er tändelt nicht, er scherzt nicht, es ist ihm ein heiliger Ernst; er geht mit Resignation einer Kritik entgegen, von der er weiß, daß sie ihm aufpaßt, wie damahls, als er in der Bartholomäusnacht nur eine energische Bewegung des

Volkslebens zeichnete. 'Geduld, ruft er dem Leser entgegen, es wird der Tag kommen, an dem man die ganze Größe der Regierung Ludwigs XV. zu begreifen im Stande ist'. — So Gott will, hat man diese Größe begriffen! Frankreichs Volk begriff sie, als es die Vertreter derselben zu Blutzengen stempelte. Lassen wir den Verf. immerhin ein süß-melancholisches Gefühl beschleichen, wenn er auf eine gebrochene Größe blickt. Aber besser wäre es, er lüde keine Gäste zu diesem Ragout von Gefühlen, die sich schließlich in nachfolgendes Raisonnement auflösen: *Oui, la noblesse fit la France, son esprit, sa croyance, ce sentiment d'honneur, qui nous créa une grande nation; elle donna son sang, ses terres à la patrie; tandis que la bourgeoisie se rachetait, égoïste, par quelques tailles, les gentilshommes et les paysans marchaient fièrement aux batailles; il y a plus qu'on ne croit de sympathie entre ces deux forces de la société, l'aristocratie et le peuple.*

Ueberall spiegelt sich, nach dem Vf., die Größe dieser Zeit ab. Die Oper bildet sich durch; die kleinen Soupers mit ihren kleinen Unzüchtigkeiten und beißenden Witzworten, wo der Glanz der Kerzen sich im Diamantenschmuck schöner Frauen und den wogenden Lockenwellen der Perruquen abspiegelte, gewannen an Bedeutung, Amoretten lauschten im Mundwinkel der Frauen, kriegerisches Feuer verschmolz mit der Freude am Genuß in den Augen der Söhne alter Familien, deren einziges Lebensgestirn in dem bildschönen Könige leuchtete. Der Verf. vertieft sich mit der Wichtigkeit einer Kammerfrau in jede neue Mode, welche in Versailles Berücksichtigung findet; zahlreiche, in den Notizen enthaltene, Chansons leuchten in die

nackte Wahrheit der Begebenheiten hinein, die, trotz der Fassung in den glänzenden Rahmen der Darstellung, gespenstisch uns entgegen treten und, wenn auch in schwankenden Umrissen, die Schrecknisse von 1794 erkennen lassen.

Es geht eine alte Sage von der tiefen sittlichen Verderbtheit Ludwigs XV. und seiner Umgebung; man pflegt sie namentlich in England und Deutschland als eine grauenhafte Wirklichkeit hinzustellen, und selbst Frankreich schloß einst die lustigen Säale in Versailles und im Parc-aux-cerfs und trat in entsetzlicher Nüchternheit zu einem Gericht über Todte und Lebendige zusammen. Das Alles ist eben nur Sage, vererbte Tradition, böswillige Verläumdung, vielleicht gar aus der Propaganda in Paris hervor gegangen. Denn Keuscheres gab es nichts als das Herz Ludwigs XV., der bis zum 21sten Jahre wie in einem Sanctuarium gelebt hatte. Freilich, die Memoiren von Zeitgenossen erzählen Manches anders; aber sie stammen eben von Männern, in denen der reine Cultus gegen das Haus Heinrichs IV. nicht mehr lebte. Den König hegte Liebe zur Jagd bis zur Tollheit (*jusqu'à la frénésie*); aber sein Körper erheischte diese kräftige Bewegung, und das Vergnügen war ein königliches, wenn in Nymphentracht schöne Frauen mit ihm durch den Forst sprengten. — Gefallen an den Freuden der Tafel stellt sich gewöhnlich erst in späteren Jahren ein. Bei Ludwig XV. war es anders; er hatte während dessen Zeit, *tous les ravissements de la grace et de l'esprit* zu zeigen, und, was nicht weniger sagt, der Anstand verbot, während der Tafel von ernstesten Dingen, also beiläufig auch vom Staate zu sprechen. Wunderbar, wie Ludwig so lange in der Treue gegen die Königin nicht wankte, obwohl die-

selbe avait quelque chose de blanc et de blond comme toute la race allemande. Endlich, es konnte nicht anders sein, fühlte der König selbst das Unschickliche dieser ordinären Ehetreue. 'Wer kann, ruft der Verf., dieser Versuchung widerstehen, wenn man nicht ein Anachoret der Wüste ist!' Und dazu fehlten allerdings dem Könige so ziemlich alle Eigenschaften. So opferte sich die liebe, sanfte Frau von Mailly den Wünschen des Hofes und wurde die Gebieterin des königlichen Herzens.

Nun folgen die *petits appartements*, deren 'zauberische Anmuth' schwerlich eine andere Sprache als die französische mit scheinbarem Anstande zu beschreiben vermöchte. Der Verf. räumt ein, daß von wahrer Bildung am Hofe Ludwigs XV. nicht die Rede sein könne; für sie blieb den Hofleuten keine Muße; und doch wußten sie viel und zeichneten sich durch Grazie des Geistes und den feinsten Tact aus. Die jungen Cavaliere stürmen aus der Umgebung des Königs eben so begeistert in die Schlacht als zum Ball. Der wahre Vertreter dieses Standes war derselbe Richelieu, dem es nicht gelungen ist, in seinen Memoiren eine so glückliche Schilderung von seiner Liebenswürdigkeit zu entwerfen, wie sie uns hier geboten wird.

Wir haben vor dem Leser hiermit einen nur kleinen Theil des Gemählde von Capesigue aufgerollt. Gleichwohl scheint dieses Bruchstück für die Beurtheilung des Ganzen auszureichen. Der Künstler hat aus denselben Farbentöpfen und mit derselben Ueberschwänglichkeit die Politik, die kirchlichen Verhältnisse, die Finanzverwaltung und die Kriege Frankreichs gemahlt. Ein Vorüberführen dieser einzelnen Theile würde ermüden. Wollen wir ein pikantes Salongespräch, das sich mit Beibehaltung anständiger Ausdrücke in Schlüpfrig-

keiten und rohe Unsittlichkeiten versenkt, daß mit liebenswürdigem Leichtsinne über die Krankheiten eines mit der Verzweiflung ringenden Volkes dahin gleitet, daß sich mit Emphase über diese 'delicieuſen Regionen' eines Hofes verbreitet, gegen den sich täglich der Fluch von Millionen richtete — wollen wir es Geschichte nennen? Hav.

### L ü b i n g e n ,

bei Heinrich Laupp 1845. Aurelii Prudentii Clementis Carmina. Recensuit et explicavit Theodorus Obbarius, philos. Dr. etc. XLVIII und 324 Seiten in Octav.

Der Sohn des verdienten Herausgebers der horazischen Episteln, welcher seine Absicht und Befähigung, die Denkmahle der späteren Latinität in compendiösen und doch selbständig bearbeiteten, den Anforderungen heutiger Wissenschaft entsprechenden Ausgaben in die Hände des philologischen Publicums zurück zu führen, schon vor zwei Jahren durch den kritischen Abdruck des Boethius de consolatione philosophica beurfundet hat, erfreut uns hier mit einer neuen Ausgabe des christlichen Dichters, der als Augenzeuge und Zeitgenosse des untergehenden Heidenthums auch für den Philologen durch zahlreiche Einzelheiten seines Ausdrucks und insbesondere seiner Polemik kein geringeres Interesse darbietet, als es der dogmatische und kirchengeschichtliche Inhalt seiner Gedichte im Ganzen für den Theologen hat. Allerdings wird es auch den Theologen nur erwünscht sein, von einem so wichtigen Kirchenschriftsteller, der seit Cellarius — Halle 1730 — in Deutschland nicht wieder abgedruckt worden ist, einen neuen zuverlässigen Text mit den nöthigen biblischen und sonstigen exegeti-



schen Nachweisungen zu erhalten; doch ist Richtung und Verdienst dieser Ausgabe vorherrschend philologischer Art; und so weit wir auch, sei es von dem Wunsche oder der Befürchtung entfernt sind, auf welche kürzlich Lobeck in der Vorrede seiner *Pathologia sermonis graeci* anspielte, daß dieser Dichter und seines Gleichen statt der Classifier der ciceronianischen und augustischen Zeit in unseren Schulen eingeführt werden möchten, so können wir es doch nur im höchsten Grade willkommen heißen, wenn der Alterthumswissenschaft, welche die letzten Zeiten des antiken Lebens gewöhnlich nur aus dessen eigenen Organen kennen lernt, auch die gleichzeitigen Zeugen der entgegengesetzten Seite zugänglich und gleichsam commenturabel gemacht werden. Hat auch Hr Obbarius seinem ganzen Plane zufolge keinen solchen Reichtum antiquarischen und lexilogischen Apparats, wie Hildebrand zu seinem *Arnobius* ausgegossen, so hat er dagegen die hier ungleich schwerere Aufgabe der Kritik mit solcher Umsicht und Besonnenheit geübt, wie man jeden classischen Autor ediert zu besitzen wünschen könnte, und auch für Erklärung ist wenigstens das Wesentlichste mit solcher Auswahl beigebracht, daß man leicht sieht, wie der vielseitig gebildete Herausgeber auch noch das Drei- und Vierfache hätte geben können, wenn er es nicht für einfacher gehalten hätte, den Leser, der mehr wünschte, auf seine Vorgänger zu verweisen, die in dieser Hinsicht eher zu viel als zu wenig gethan haben. Die Hauptsache blieb jedenfalls die Kritik, die seit *Nicolaus Heinsius* — Amsterdam 1667 — eher Rückschritte als Besserung erfahren hatte, und namentlich bei dem letzten Erklärer *Arvalus* — Rom 1788 — von der richtigen Bahn, auf die sie *Heinsius* ge-

lenkt hat, abgekommen war, indem dieser den Unterschied zwischen reinen und interpolirten Handschriften nicht beachtete und damit das Fundament verließ, das jener durch Vergleichung von sechszehn Codd. der ersteren Art gelegt hatte. Dem großen holländischen Kritiker dagegen gibt Hr. Obbarius selbst das Zeugniß, daß illius artem criticam tractandi rationis, quam Heinsius non ita multo post in edendo Ovidio exercuit, ubi conjecturas permultas et lectiones vel unius vel duorum tantum codicum auctoritate confirmatas recipere ausus est, in hac Prudentii editione perpauca reperiuntur vestigia; was er am Meisten beklagt, ist, daß Heinsius nach der Unsitte seiner ganzen Zeit nicht die vollständigen Varianten der von ihm verglichenen Codd. mitgetheilt habe, und namentlich gilt dieses von dem Cod. Puteanus der Pariser Bibliothek, der, wenn auch nicht, wie Manche gefabelt haben, gleichzeitig mit dem Dichter, doch aus dem VIten Jahrhundert zu sein scheint, und in so fern die beste Grundlage für alle weitere Kritik abgeben könnte. Leider hat auch Hr. Obbarius diesen Mangel nicht ersehen können; er klagt S. XXXVIII: asservat sane vir quidam humanissimus hujus libri collationem accuratissime factam in scriniis suis septem repagulis clausis, sed mihi eum ter per epistolas roganti, ut illam mihi concederet — istum enim virum hoc codice uti neque posse neque velle certo scio — ne respondit quidem; doch hat er wenigstens fünf andere Handschriften, worunter zwei aus Saec. IX, selbst verglichen, und diese mit dem Apparate von Arevalus und dem größeren Theile der älteren Ausgaben verbunden geben immer hier einen achtungswerthen Apparat, auf welchen er dann mittelst seiner oben bereits erwähnten Schei-

dung der interpolierten von der reinen Familie und jener selbst wieder in mehre Verzweigungen einen eben so kritisch genügenden als lesbaren Text hergestellt hat. Auch Druckfehler haben wir nur wenige gefunden, was wir um so mehr hervor heben, als der freilich in einer andern Officin erschienene Boëthius durch solche Flecken sehr entstellt ist; ja außer *considere* für *confidere* adv. Symm. I, 643, was wahrscheinlich aus dem zum Abdrucke gegebenen Texte herrührt, sind wir in den meisten Fällen ungewis, ob das, was uns in dieser Hinsicht aufgefallen ist, nicht der eigenthümlichen Orthographie angehört, die Hr Dbbarius nicht gerade zu unserer Freude aus seinen Handschriften angenommen hat, und wohin wir nicht nur *alumpnus*, *columpna* u. dgl. oder *inmundus*, *inpedit* u. s. w., sondern auch *inervans* und *inervatus* für *enervans*, *enervatus* mit verkürzter Präposition rechnen; doch wird *versicolorus* adv. Symm. II. 56 und *caelistis* Peristeph. II. 42 schwerlich in seiner Absicht gelegen haben. Außerdem bleibt hier und da wohl noch Raum zu einer Conjectur, worauf die ausschließliche Bedachtnahme auf Sichtung der urkundlichen Lesarten vielleicht zu wenig hat achten lassen; so würden wir *Cathem*. VII. 151 unbedenklich schreiben *squalent recincta veste pullati patres* statt *bullati*, und Peristeph. II. 44 *votisque dispensans opes* statt *notas*; auch in der alten Vita, welche Hr Dbbarius S. III mittheilt, ist unstreitig für *recipiens*, was Arealus durch die Ellipse *fidem* erklärt hat, zu lesen *resipiscens et factus Christianus*.

Zur Erklärung hat der Herausgeber, wie wir vorhin bemerkten, mit sparsamer Hand nur das Wichtigste aus seinen Vorgängern oder sonstigen Hilfsmitteln heraus gehoben, in der Regel aber

bei dem Widerstreite manigfacher und mitunter höchst abenteuerricher Ansichten mit gesundem Urtheile das Einfachste und Wichtigste erwählt, und nur selten anders entschieden, als wir es an seiner Stelle gethan haben würden. Selbst was des Dichters Geburtsstadt betrifft, wollen wir es nicht gerade tadeln, wenn er auf die Wahl unter den dreien, welche die nächsten Ansprüche darauf zu haben scheinen, Cäsaraugusta, Tarracon, und Calagurris, bescheiden verzichtet, und zuletzt geradezu sagt: *quae quum ita sint, certam et urbem et Hispaniae regionem utpote (?) poëtae patriam constitui posse despero*; doch würden wir allerdings keinen Anstand nehmen, nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit den Ausschlag für Calagurris zu geben, theils weil diese Stadt unter den dreien, die Prudentius durch *nostra* als ihm näher angehörige bezeichnet, die unbedeutendste ist, so daß sich von ihr am Wenigsten denken läßt, wie sie sonst als Ort seiner Bildung oder Sitz seines Richteramtes Wichtigkeit für ihn gehabt haben könnte; theils weil er seine Martyrhymnen gerade mit ihren Heiligen eröffnet; theils weil er sie noch einmahl *Peristeph. IV. 31* neben Cäsaraugusta, dem der ganze Hymnus gewidmet ist, unter vielen andern hispanischen und benachbarten Städten allein mit jenem Beiworte bezeichnet, was gewis auf ein besonders inniges Verhältnis schließen läßt. Von sonstigen Einzelheiten, die vielleicht anders gefaßt werden konnten, erwähnen wir die Note zu *Cathem. V. 56* über die Drachen ähnlichen Feldzeichen, worüber unser Commentar zu *Lucian de Hist. scr. p. 185* Genaueres gibt; ferner *adv. Symmach. l. 203*, wo *saxa illita ceris* gewis wörtlich, wie *Juvenals genua incerare deorum*, zu verstehen, nicht mit *Hrn Obbarius* auf *statuas sive oscu-*

lando siveprehendendo (besser contractando) sordidas factas et quasi cera obductas zu beziehen sind, in welchem letztern Sinne wohl cereus, aber nicht cera illitus metaphorisch gebraucht wird; und ebend. v. 349, wo es nicht genügte, die Worte post trabeas et eburnam aquilam sellamque curulem aus den römischen Antiquitäten zu erklären, sondern auch die Breviloquenz zu bemerken wäre, von der jetzt Boissonade zum Babrius S. 29 zahlreiche Nachweisungen gegeben hat: 'nach der Annahme der consularischen Insignien' d. h. nach dem Antritte des Consulats; auch zu Peristeph. II. 193 sehen wir nicht ein, weshalb die Meinung, welche das 'von dem reißenden Strome in seinem Sande verhüllte Gold' auf den Pactolus oder Tagus bezieht, mit einem Ausrufungszeichen gebrandmarkt ist, da dieses doch die beiden den Alten bekanntesten goldhaltigen Flüsse waren! Unter den Etymologien, welche die Gelehrten alter und neuer Zeit für den Ausdruck paganus in der Bedeutung eines Anhängers des alten Polytheismus aufgestellt haben, schließt sich Hr. Obbarius S. 258 derjenigen an, die da glaubt, das Heidenthum habe sich länger auf dem platten Lande als in den Städten erhalten, in offenbarem Widerspruche mit seiner eigenen Bemerkung, daß die ältesten christlichen Kirchen vielmehr außer als innerhalb der Städte lagen, und mit der allgemeinen Beobachtung, daß das Christenthum weit früher unter der niederen Classe als unter den Gebildeten Eingang fand; uns ist es nie zweifelhaft gewesen, daß paganus ein eben so relativer Begriff wie das griechische ἰδιώτης ist, der seine nähere Bestimmung immer erst aus dem Gegensatze mit einer bestimmten und abgeschlossenen Menschenclasse erhält: wie es ursprünglich den Landbewohner im Gegensatze

des Städters bezeichnet, so ist es später der Ungebildete dem *πεπαιδευμένος* (Plin. Epist. VII. 25. 6), das profaische Gemüth dem dichterischen (Pers. prol. v. 6 *semipaganus*, wie Prudent. Peristeph. II, 574 *poeta rusticus*), der Bürgerliche dem Soldaten gegenüber, und auch ohne gerade mit Gesner an die bestimmte Metapher des *miles Christi* und der *ecclesia militans* zu denken, sind wir gewis berechtigt, in der Anwendung jenes Namens auf die Heiden mit Heinrich zum Juvenal Bd. II, S. 529 gleichsam den Kaufenstolz der siegenden Christengemeinde ihren verachteten Feinden gegenüber zu erkennen. Endlich hätte der Herausgeber vielleicht hier und da noch etwas genauer auf die Anspielungen und Reminiscenzen eingehen können, welche sein Dichter so manchemahl in Worten und Sachen aus Schriftstellern des classischen Alterthums darbietet. Er bemerkt zwar sehr richtig Prolegg. p. XVI: *ceterum Prudentium poetas veteres, Virgilium, Horatium, Juvenalem, alios, saepius ante oculos habuisse constat, quamvis eos non ita imitatus sit expresseritque quam (vielmehr ut) Juvenus aut Victorinus*, und hat dieses auch für die drei erstgenannten fleißig und glücklich nachgewiesen; doch hätte er wenigstens noch Persius hinzufügen können, an den z. B. Cathem. IV. 13 erinnert: *omnes quod sumus ac vigemus inde est*, vgl. Pers. V. 152: *hoc quod loquor inde est*; eben so die rubrica adv. Symmach. II. 462 nach Pers. V. 90; und irren wir nicht, so liegt der ganzen Stelle Peristeph. II. 229 fgg. die nämliche Idee zu Grunde, wie sie jener am Ende der dritten Satire ausspricht, daß die menschlichen Leidenschaften in ihren Aeußerungen ganz den körper-

lichen Krankheiten analog sind, was Prudentius nur mehr im Einzelnen ausführt, z. B. v. 249: *quid ille fervens ambitu sitemque honoris aestuans, mersis anhelat febribus, atque igne venarum furit?* Ja selbst aus Juvenal ließen sich noch manche andere Parallelen anführen, z. B. *adv. Symmach. I. 405 mit Sat. I. 171, II. 558 mit Sat. VIII. 3, und v. 1010 mit Sat. XII. 92*, wo die bekränzte Thüre, welche *matutinis operatur festa lucernis*, wenigstens auf einen ähnlichen Gebrauch des späteren Cultus hinweist, wie der Baum bei Prudentius, *quae fumificas vittata lucernas servabat*; und lassen wir unseren Blick in einem weiteren Kreise schweifen, so konnte Peristeph. X. 227 eben so wenig der Verweisung auf Plautus *Amphitruo* als Hamartig. v. 947 der Erinnerung an Platos *Gorgias* p. 524 fg. entbehren, der sei es direct oder mittelbar als die Quelle aller der Vorstellungen betrachtet werden muß, welche die Seelen die Spuren ihrer Vergehungen wie Narben oder Flecken in die andere Welt mitbringen lassen. Noch besser wäre freilich zu der ersteren Stelle Arnobius VII. 33, zu der anderen Plutarch *de sera num. vind.* verglichen worden, wo nicht nur Wytttenbach S. 110 auch über jene Vorstellung gelehrt gehandelt hat, sondern sich auch das offenbare Vorbild jenes *truculentus aliquis de gente latronum* findet,

— *qui me maculosum aspergine morum*

*In praeceps ut praedo trahet nigrisque ruentem*

*Immerget specubus, cuncta exacturus adusque;*

vgl. Plutarch T. X. p. 274. Hutt.: *εἶναι δὲ καὶ λίμνας παραλλήλας . . . καὶ τινὰς ἐφρεστᾶναι δαίμονας, ὡσπερ οἱ χαλκεῖς ὀργάνοις ἀναλαμβάνοντες καὶ καθιέντες ἐν μέρει τὰς*

*πυχὰς τῶν δι' ἀπληστίαν καὶ πλεονεξίαν πο-  
νηρῶν*: doch fühlen wir hierbei allerdings, daß wir mit solchen Anforderungen bereits die Grenze überschreiten, die sich der Herausgeber nothwendig setzen mußte, um nicht durch die Consequenz solcher Bemerkungen zu einem Commentar von dop-  
peltm und dreifachem Umfange fortgerissen und zu-  
gleich auf das theologische und dogmengeschichtliche Gebiet hinübergelockt zu werden, das er mit solcher Sorgfalt vermieden hat, daß die Apotheosis, Hamartigenia und Psychomachia noch viel sparsamer als die anderen Bücher mit erklärenden Noten versehen sind. Eher konnte er seinem Principe unbeschadet *adv. Symmach. I. 226* den Gebrauch erwähnen, welchen Welcker, das akademische Kunstmuseum zu Bonn, 2te Aufl. S. 135 von jener Stelle in archäologischer Hinsicht gemacht hat, wie denn überhaupt noch manche mythologische und antiquarische Einzelheit in diesen Büchern verborgen liegt, über die auch der Philologe noch mehr als hier geschehen ist gesagt zu sehn wünschen möchte; inzwischen halten wir es auch so für unbillig, bei einem Commentar, dessen Maß von den Zwecken des Herausgebers abhängt, mehr nach dem, was noch hätte geleistet werden können, als nach der Beschaffenheit des wirklich geleisteten zu fragen; und von diesem Standpuncte aus wird auch der exegetische Theil dieser Ausgabe der überwiegenden Anzahl ihrer Leser eben so genügen, als der kritische selbst die höheren Ansprüche der Wissenschaft nicht unbefriedigt läßt.

K. Fr. H.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

83. Stück.

Den 24. Mai 1845.

---

N ü r n b e r g.

bei Cramer 1844. Vom gegenwärtigen Stande der wissenschaftlich begründeten Cranioscopie. Ein öffentlicher Vortrag gehalten am 3. Februar 1844 zu Leipzig von C. G. Carus. 59 S. in Octav.

Es ist erfreulich einen Arzt, Physiologen und Zootomen wie Hr Carus die Aufmerksamkeit einem Gegenstande zugewandt zu sehen, welcher in unsern Zeiten und in unserm Vaterlande von den meisten Physiologen gänzlich unbeachtet, und zunächst dem grundlosen Phantasienspiel von Dilettanten überlassen ist. Auch Hr Carus hat erst seit etwa 5 Jahren die Kranioskopie näher beachtet und zuerst in seiner Physiologie, dann aber in besondern Schriften darüber sich ausgesprochen. Das vorliegende Schriftchen ist nun zwar nicht eigentlich für Männer vom Fach, obgleich nach des Ref. Dafürhalten auch sie nicht ohne Vergnügen und Belehrung dasselbe lesen werden, sondern vielmehr für das gebildete Publicum bestimmt, und liefert diesem auch so viel aus der Physiologie und Psychologie

als zum Verstehen des Verfs Ansicht nothwendig ist. Man würde sich aber sehr teuschen, suchte man in diesem Schriftchen eine Exposition und Weiterbegründung der Gall'schen Organenlehre, — vielmehr ist der Verf. derselben zuwider und betrachtet sie als absurd, besonders auch weil die psychologischen Richtungen des menschlichen Geistes, denen entsprechend einzelne Gehirnthteile speciell dargestellt und entwickelt sein sollen, fast durchgängig sehr unlogisch getrennt worden.

Als wir über des Verfs Atlas der Kranioskopie in Nr. 72 unserer vorjährigen Anzeigen referirten, theilten wir unsern Lesern die Ansicht desselben mit, daß in den 3 Schädelwirbeln eine bestimmte Bedeutung des individuellen Verhältnisses der 3 urwesentlichen Richtungen der Seele zu erkennen seien. Dieses ist auch in vorliegender Schrift die grundwesentliche Ansicht des Verfs. Diesen 3 Hauptschädelwirbeln ist aber auch die Bildung der 3 Haupttheile des Gehirns entsprechend. Bei denjenigen Thieren, wo das Seelenleben nur ein unbewußtes ist oder höchstens zu einem dunkel sich der Welt bewußt sein erhoben wird, ist auch die Nervenmasse, welche das Gehirn vorstellt, und aus welchem dann gewöhnlich nur die Augennerven hervor treten, im Allgemeinen ein einfacher rundlicher Nervenknoten. In den höheren Thieren aber, wo ein klares (?) Vorstellen und Empfinden der Welt sich hervor thut, und wo, von den Fischen an, und zu höchst durch die Amphibien zu den Vögeln und Säugethieren alle die 3 wesentlichen Richtungen des Seelenlebens, Erkennen, Fühlen und Wollen, mit Bestimmtheit sich offenbaren, trennt sich durchaus die Gestaltung des Hirns in eine Dreiheit, und überall kann zwischen 3 Hirnmassen deutlich unterschieden werden, welche den

Namen Vorhirn, Mittelhirn und Nachhirn führen. Unter diesen 3 Hirnmassen erinnert das Mittelhirn noch am meisten an den einfachen Hirnknoten der niederen Thiere und gleicht ihm vollständig durch das Austreten der beiden Sehnerven. Das Vorhirn gibt dem Nerven zwar den Ursprung, bildet sich aber in der ganzen Thierreihe Stufe für Stufe um so mehr aus, je mehr das Erkennen, die Intelligenz des Thieres, wächst. Das Nachhirn gibt den Hörnerven, d. h. den Sinnesnerven für die freiste, am meisten vergeistigte Bewegung den Ursprung und liegt zunächst am Rückenmarke, als in welchem vorzüglich die Primitivfasern der Gliedmaßen, also die wesentlichsten Bedingungen der Bewegung, vereinigt sind. Was den Menschen betrifft, so finden wir auch bei ihm dieselbe Gliederung des Hirns, nur das Verhältnis seiner Massen unter einander ist ein sehr viel anderes geworden — das Vorhirn hat nämlich eine enorme Entwicklung erlangt und das Nachhirn im Verhältnis zum Mittelhirn ebenfalls beträchtlich sich vergrößert und in seinem Baue sich verfeinert, während das Mittelhirn räumlich sehr beschränkt geblieben ist. Demnach seien wir sehr bestimmt darauf hingewiesen, jene 3 wesentlichen Hirnabtheilungen seien nicht bloß hinsichtlich der Ursprünge der Nerven großer Sinnesorgane, sondern auch in ihrer seelischen Bedeutung verschieden. Das Mittelhirn, als dasselbe, was schon den unbewußten oder nur weltbewußten Geschöpfen eigen war, repräsentiere eben deshalb auch in den höheren Classen das directe unbewußte Seelenleben, das dunkle Gefühl; das Vorhirn, welches mit jeder Stufe des Erkennens sich stärker ausbildet und im Menschen als die so genannten Hemisphären eine enorme Entwicklung erreicht, repräsentiere das Erkennen;

das Nachhirn, welches die Nerven des Bewegungssinnes aufnimmt und am Anfange des Rückenmarks liegt, repräsentiere das Wollen, d. h. zunächst die Entscheidung jeder Art von Reaction nach Außen, und namentlich das Antreiben zur Bewegung, und überhaupt den Trieb. Die Betrachtung des Verhältnisses nun, in welchem die 3 dem Vorder-, Mittel- und Nachhirn entsprechenden Schädelwirbel des Erwachsenen zeitlichen verharren, muß sicher sehr bedeutungsvoll sein, um daraus zu schließen auf das eigenthümliche und ursprüngliche Verhältniß, in welchem die 3 Hirnmassen gerade bei einer bestimmten Persönlichkeit in ihrer ersten Anlage vorhanden waren, also auch um zu schließen, wie somit die Anlagen für Erkennen, Gefühl und Willenskraft gerade hier vertheilt waren.

Das Wesentlichste des Verfs Kranioskopie ist nun in den folgenden 6 auf Beobachtung und Untersuchung gestützten Sätzen enthalten.

1) Eine gleichmäßige schöne und insbesondere auch im Vorderhaupt hinreichend geräumige Wölbung des Schädels, z. B. an Höhe im Vorderhaupte vom Ohr aus gemessen 4" 10" — 5" 2" — 3", im Mittelhaupt 5" 2" — 5", im Hinterhaupt 3" 6" — 8" nebst entsprechender Breite und Länge jedes Wirbels, deutet gleich dem groß und regelmäßig entwickelten Gehirn, auf eine glückliche, für Erkennen, Fühlen und Wollen gut und kräftig organisierte Seelenanlage.

2) Eine gleichmäßig verkümmerte, besonders im Vorderhaupt dürftig entwickelte Wölbung des Schädels, z. B. an Höhe im Vorderhaupt 3" 6" — 10", im Mittelhaupt nur 4", im Hinterhaupt nur 2" 6" nebst entsprechenden Breiten und Längen der 3 Wirbel, deutet, wie ein verkümmertes Hirn, auf

eine für Erkenntnis, Gefühl und höhere Willensfreiheit selbst unglückliche Seelenanlage, und jegliche bedeutende Verkümmerng dieser Art wird von Idiotismus oder Blödsinn unzertrennlich sein.

3) Ebenfalls eine höhere geistige Entwicklung ausschließend ist der übermäßig aufgetriebene mit Wassersucht des Gehirns verbundene Schädel. Ist dabei die Gehirnssubstanz noch wenig beeinträchtigt, so ist eine mäßig intelligente Ausbildung sehr wohl möglich und kommt vor.

4) Bei den unendlich vielfältigen mittlern Bildungen des Schädels, welche weder die vollkommene großartige harmonische, noch die übermäßig verkümmerte oder wassersüchtig aufgetriebene Form darstellen, ist durch Vergleichung unter den 3 Wirbeln auszumitteln, auf welchen, oder welche, die relativ vorzüglich kräftige, regelmäßige und schöne, und auf welche eine verkümmerte, unregelmäßige und unschöne Entwicklung fällt, und man wird allemahl hiervon auf die in dieser Individualität insbesondere vorherrschende Anlage des Seelenlebens für Erkenntnis, Gefühlsleben oder Willenstrieb einen wohl begründeten Schluß zu machen im Stande sein. Die merkwürdigsten Combinationen ergeben sich hier dann ganz von selbst. — Wir finden z. B. am Schädel des Negers in der Regel sehr dürftiges Vorderhaupt, mäßig entwickeltes Mittelhaupt, und stark ausgebildetes Hinterhaupt, und die Individualität einer sehr beschränkten Intelligenz, eines nicht eben reichen Gemüthes, aber eines heftigen mit viel Muskelkraft verbundenen Triebes ergibt sich. Anderntheils finden wir wohl ein starkes Vorderhaupt, aber geringes Mittelhaupt und Hinterhaupt, und die Anlage zu dem, was man einen bloßen Verstandesmenschen

nennt, ohne Gemüth und ohne Thatkraft, wird uns deutlich werden.

5) Bei den Messungen zur Beurtheilung bestimmter Kopfformen ist es aber von Wichtigkeit a) später erworbene oder entstandene krankhafte Aufstrebungen oder Einsenkungen am Schädel von der ursprünglichen Form zu unterscheiden, b) ebenso gewaltsame Verdrückungen des Kopfes (wie sie bei vielen amerikanischen Stämmen gefunden werden) nicht in gleicher Weise wie eine ursprüngliche Bildung zu beurtheilen, c) die sehr verschiedene Stärke der Schädelknochen und die verschiedene mögliche Qualität der Hirnsubstanz nie zu vergessen.

6) Man erkennt, daß schlechterdings keine besondern ursprünglichen Anlagen für das moralisch Gute oder Böse in der wissenschaftlichen Kranioskopie nachgewiesen werden können. — Wäre es, wie die abstruse Phrenologie der Anhänger von Gall sagt, daß es ein besonderes Diebsorgan, ein Zerstörungsorgan, ein Verheimlichungsorgan, und hinwiederum ein Organ des Gewissens gäbe, so wäre die menschliche Freiheit ein Unding, und der Mörder und Dieb, der die ersteren Organe hätte, und dem das letztere fehlte, er wäre vollkommen gerechtfertigt. Aber diese Irrthümer schließt die wissenschaftliche Kranioskopie vollkommen aus. Das Gewissen, das moralische Gefühl ist das eigentlich Göttliche in jedem Menschen, der nur überhaupt zum Selbstbewußtsein erwacht ist, und der Mensch mit schwachen Geistesanlagen, der im Schädel so dürftig gebildete Neger z. B., kann, wenn er diese Stimme hört, eben so gut sein, als der mit großen geistigen Anlagen und einem sehr guten Schädel geborne Mensch unter Umständen sehr schlecht werden kann, wenn er dieser Stimme nicht hört. — Nichts desto weniger ist aber die wahre Gra-

nioscopie auch für Criminaljustiz sehr wichtig, und der Verf. hat in der Zeitschrift der sächsischen Bezirksärzte (2. Heft) einige Andeutungen auch darüber gegeben. Es versteht sich nämlich, daß allerdings eine Anlage, z. B. von wenig Gefühl, sehr schwacher Intelligenz und starkem Trieb des Begehrens und Wollens, den Menschen sehr leicht in Verbrechen der verschiedensten Art gerathen lassen kann, in Verbrechen, welche der mit höherer Intelligenz Ausgerüstete schon deshalb unterläßt, weil ihm sein Wissen sagt, daß er sich selbst dadurch unglücklich machen müsse. In Wahrheit findet man deshalb bei vielen Verbrechern sehr ungünstige Schädelbildungen, ein Umstand, der von dem Richter jedenfalls berücksichtigt zu werden verdient, da er die höhere Milde anruft, mit welcher jede größere menschliche Individualität auf den Verbrecher blickt, und die, wenn sie auch die Strafe nicht aufheben kann, sie doch nicht als Rache, sondern als Hinführung zur Besserung anordnet.

Dieses Wenige aus des Hrn Carus Schrift möge genügen, um unsere Leser auf letztere aufmerksam zu machen. Wir erinnerten früher schon, daß auch die Gallische Kraniologie den Sitz der Intelligenz im Vorderhaupte, den des Gemüths im Mittelhaupte und den des Triebes im Hinterhaupte finde, und daß also bis zu diesem Punkte die Gallische und die in Rede stehende Kraniologie übereinstimmen. Was aber besonders erfreulich ist, ist eine Idee, welche von manchen Köpfen beschränkterer Art Anfangs für ein bloßes Phantasiespiel gehalten wurde, nämlich Oken's großartige Idee von dem gemeinschaftlichen Typus in der Bildung der Wirbelsäule und des Schädels, nun noch zur Basis und Principe der wissenschaftlichen Kranioskopie werden zu sehen. Berthold.

## S t o c k h o l m.

1842. Resor i Södra - Amerika, åren 1836, 1837 och 1838, af Carl August Gosselman K. M. F. — Med kartor och plancher. Första Delen. XXII u. 308 Seiten Octav.

Der Hr Verf., schon bekannt durch seine anziehende 'Reise zwischen Süd- und Nord-Amerika' (Aus dem Schwedischen übersetzt von N. Lappe, Rostock 1834), veröffentlicht hier einen Bericht über eine größere Reise, welche er im Auftrage der schwedischen Regierung durch verschiedene Staaten von Südamerika machte. Obgleich die officiellen Berichte, welche der Hr Verf. schon während seiner Reise über die commerciellen und politischen Verhältnisse der von ihm besuchten Staaten seiner Regierung einsandte, nicht in diese Reisebeschreibung wieder aufgenommen sind, so bietet sie doch, obgleich vorzüglich für ein größeres Publicum bestimmt, Mancherlei über wenig bekannte Länderstrecken dar, was auch den Geographen und den Statistiker interessirt, weshalb wir uns erlauben hier kurz über den Inhalt dieses Bandes zu berichten.

Der Hr Verf. verließ am 15. Aug. 1836 den Hafen von Plymouth am Bord der britischen Fregatte Imogene, Kapitain Bruce, welche Ordre für Rio de Janeiro hatte und unterwegs Madeira anlaufen sollte. Das erste Kapitel (S. 1—28) beschreibt in der anziehendsten Weise die Reise bis Madeira, wo die Fregatte am 24. Aug. auf der Rhede von Funchal (Hauptstadt mit 10000 Einw.) zu Anker ging, und das 2te Kapitel (S. 29—55) gibt eine sehr interessante Schilderung der 'zwei angenehmen Tage', welche der Hr Verf. auf diesem 'atlantischen Paradise' zubrachte. Am 27. Aug. geht die Fregatte wieder unter Segel mit einem



sehr schwachen Landwinde, der aber, so wie sie sich weiter von der Insel entfernt, allmählich in den ganz entgegengesetzten regelmäßigen Nordostpassatwind übergeht. So begünstigt passieren die Reisenden schon am 2ten Tage im Osten der Kanarischen Inseln und am 31. Aug. den Wendekreis  $20^{\circ}4'$  westl. L. von Greenwich. Nach 8 Tagen gelangen sie im  $8^{\circ}$  N. Br. in die Zone der variablen Winde, der Region der Stürme und Windstillen, doch haben sie das Glück schon am 16. Septem-ber noch im Norden der Linie den Südostpassat zu erreichen, mit dem sie gleich am folgenden Tage den Aequator unter  $20^{\circ}45'$  L. durchschneiden, der sie aber schon am 26. Septbr. auf  $18^{\circ}30'$  S. Br. verläßt, wo sie stürmisches Wetter treffen. Dennoch kamen sie schon drei Tage später in Sicht des weit- hin sichtbaren Kap Frio ( $25^{\circ}1$  N. Br.,  $41^{\circ}3$  W. L.) der vornehmsten Landmarke zum Ansegeln von Rio de Janeiro und hatten, als sie am Tage darauf in die wunderschöne Bai von Rio, die der Hr Verf. ausführlicher schildert, einliefen, von Plymouth aus nur eine Reise von 44 Tagen gehabt.

In Rio erhielt der Capitain Bruce von dem daselbst stationirenden britischen Admiral die Ordre, einige Tage zu verweilen und dann nach dem Plata=Strome zur dortigen britischen Station zu segeln. Unser Hr Verf., froh diese schöne Gelegen- heit zur Weiterreise zu erhalten, wendet die auf der Fregatte gegebene Muße an, um sich in der Stadt, 'dem New=York Südamerika's' und in ih- ren reizenden Umgebungen umzusehen (Kap. IV. p. 78—100) und geht am 8. Octbr. mit der Imogene wieder unter Segel. Nach einer Reise von 14 Tagen, die in diesen Gewässern jedoch nicht mehr so angenehm war, als die in der schönen Region der Ost=Passate, gelangt er, nachdem er

unterwegs noch auf einem flüchtigen Besuche in Montevideo (Hauptstadt der Republik Uruguay mit 20,000 Einw.) einer Aufführung eines Scribe'schen Lustspiels im dortigen Theater beigewohnt hatte, auf der Rhede von Buenos-Ayres, (Kap. V). Ein heftiger 'Pampero' verhindert unsern Reisenden drei Tage lang am Landen, welches bekanntlich in dieser Stadt des sehr flachen Ufers wegen mit Umständen verknüpft ist, die der Hr Verf. sehr anschaulich beschreibt. — Kap. VI. (S. 122 bis 157) berichtet über den Aufenthalt in Buenos-Ayres. Wir finden hier manche treffende Bemerkungen über das Leben und Treiben der Porteños, über das Ansehen der Stadt, (deren Bevölkerung der Hr Verf. zu 75000 Individuen angibt, von denen  $\frac{3}{4}$  Weiße) ihre politischen Zustände, ihren Handel u. s. w. Da sich von Buenos-Ayres keine Gelegenheit zur Seereise nach Chile, dem nächsten Reiseziel des Hrn Verf. fand, so mußte er sich zur Landreise dahin entschließen, welche immer beschwerlich, zu der Zeit noch unangenehmer war durch den Krieg zwischen Buenos-Ayres (den Federales) und den inneren Provinzen (den Unitarios), ein blutiger verheerender Bürgerkrieg, der bekanntlich noch heut zu Tage dauert und dem Lande nach einem dem Ref. mitgetheilten glaubwürdigen Berichte jetzt schon 45 bis 50,000 Menschen gekostet haben soll. — Am 25. Novbr. tritt Hr Gosselman seine Reise an (Kap. VII). Von nun an wird die Erzählung für den größeren Theil des deutschen Publicums, welcher, weniger vertraut mit der Seefahrt, die gleichwohl sehr werthvollen, den gebildeten Seeofficier verrathenden Berichte über die Seereise von Plymouth bis Buenos-Ayres vielleicht etwas zu lang gefunden haben wird, an Interesse zunehmen, da sie den Leser nun durch

Gegenden führt, welche von europäischen Reisenden seltner besucht werden und welche, obgleich ihrer Oberflächenbeschaffenheit nach sehr einförmig, doch einen eigenthümlichen Reiz gewähren. Im VII. Kap. (S. 158—210) werden wir über Luxon und Frayle Muerte nach Cordova geführt, ( $31^{\circ}26'$  S. B. und  $314^{\circ}36'45''$  L. v. Ferro nach der Bestimmung des Hrn de Souillac, Astronomen der spanischen Grenzcommission im J. 1784), der Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, nach Buenos-Ayres der bedeutendsten der ganzen Union, doch hält sich der Hr Verf. hier mehr bei der Schilderung seiner Art des Reisens und seiner Reiseabenteuer auf, als dem, der hier geographische Belehrung erwartet, lieb sein wird. Das folgende Kapitel dagegen (S. 211—238) bietet in dieser Beziehung mehr Ausbeute dar, denn wenn auch die hier mitgetheilten historischen Bemerkungen über die erste Colonisierung dieses Theils von Südamerika und die allgemeineren statistischen Nachrichten über die verschiedenen Staaten der gegenwärtigen Union dem, der das treffliche Werk von Sir Woodbine Parish (Buenos-Ayres and the Provinces of the Rio de la Plata, London 1839) kennt, eben nicht viel Neues gewähren werden, so möchten doch die aus eigener Anschauung geschöpften Nachrichten über die Stadt Cordova, und ihre Bewohner auch dem Statistiker manches Interessante darbieten. Die Universität zu Cordova, früher unter Leitung der Jesuiten, auf welcher zur Zeit der Spanier der größte Theil der besseren Classen des ganzen Vice-Königreiches von Buenos-Ayres, (welches außer der gegenwärtigen argentinischen Republik auch noch die Provinzen von Ober-Peru, jetzt Bolivia genannt, Paraguay und die Banda Oriental oder Uruguay umfaßte) seine Bildung empfing

und welche damals in so hohem Rufe stand, daß Cordova das Salamanca Amerika's genannt wurde, fand unser Reisende so gut wie zerstört. Die 'Alameda (öffentliche Promenade) der Stadt schildert er als eine der schönsten von ganz Süd = Amerika, die Zahl der Bewohner der Stadt gibt er auf 12,000 an. Kap. IX. (S. 239 — 278) beschreibt die Reise von Cordova bis Mendoza vom 26. Decbr. 1836 bis 8. Jan. 1837. Hier verbreitet sich der Hr Verf. etwas ausführlicher über die Oberflächenbeschaffenheit der durchreisten Gegend, die gegen Mendoza zu manigfaltiger wird, und über den Reichthum der Heerden, mit welchen die Pampas bedeckt sind. Er schätzt die Zahl des Rindviehes in diesen Pampas gleich wie Parish, dem er überhaupt in seinen statistischen Angaben oft gefolgt zu sein scheint, zu 6 Millionen, was gewis nicht zu hoch ist, wenn man erwägt, daß allein aus dem Hafen von Buenos = Ayres jährlich nahe an eine Million Stück Ochsen = und Kuhhäute ausgeführt werden. Nach Azara sollen sogar gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Pampas von Buenos = Ayres 12 Millionen Stück Rindvieh und 3 Millionen Pferde enthalten haben und gewis ist, daß seit Anfang dieses Jahrhunderts durch die politischen Verhältnisse der Republik die Heerden abgenommen haben, wie denn auch durch eine anhaltende Dürre im Jahr 1831 über zwei Millionen Stück Rindvieh umgekommen sein sollen. — Das letzte Kapitel dieses Theils (S. 179 — 308) berichtet über den Aufenthalt in Mendoza, wo der Hr Verf. Gelegenheit hatte einige Beobachtungen und Nachrichten über die auf dem Gebiete der Provinz wohnenden Indianer zu sammeln. Auch erhalten wir darin einige statistische Notizen über die Producte der schönen Provinz Mendoza, in welcher vorzüglich Wein gebaut wird und über die

Lage und das Clima der Hauptstadt gleichen Namens, welche wohl mit Recht das Montpellier Süd-Amerika's genannt wird.

Obgleich, wie aus dieser Anzeige hervorgehen wird, die geographische Ausbeute, welche dieser erste Theil der Reisebeschreibung gewährt, nur beschränkt ist, so müssen wir doch den beiden noch versprochenen Theilen mit Verlangen entgegensehen, weil sie uns durch Länder führen sollen (wie z. B. Ecuador und Neu-Granada) über welche uns neuere Berichte zuverlässiger Reisender fast ganz fehlen. Die diesem ersten Theile beigegebene Karte eines Theils der vereinigten Staaten von Rio de la Plata und der Republik Chile scheint nur eine nicht besonders schön ausgeführte Copie eines Theils von S. Arrowsmith's schöner Karte der Provinzen von La Plata u. s. w. zu sein, die typographische Ausstattung dagegen ist sehr schön. Wappäus.

### Paris,

bei Bertrand 1841. Voyage autour du Monde exécuté pendant les années 1836 et 1837 sur la Corvette La Bonite commandée par M. Vaillant Capitaine de Vaisseau. Publié par ordre du Roi sous les auspices du département de la Marine. Zoologie par M. M. Eydoux et Souleyet, médecins de l'expédition. T. I. P. I. XXXIX und 132 Seiten in Octav.

Als die franzöf. Regierung gegen Ende 1835 nach verschiedenen Stationen Consularagenten zu senden in Begriff war, sollte diese Gelegenheit benützt werden, um auch für die Wissenschaft Vortheile zu erzielen. Von den oben genannten Herren ist leider der erstere vor Vollendung der zoologischen Arbeiten am gelben Fieber auf Martinik gestorben. Die Officiere der Bonite hatten von der Akademie eine Instruction erhalten, welche ihre Aufmerksamkeit

vorzüglich auf solche Thiere lenkte, die entweder sehr selten sind, oder in der Sammlung des Museums der Naturgeschichte noch fehlen. Besonders war ihnen noch empfohlen worden Versuche über die Temperatur der warm- und kaltblütigen Thiere, über das Gas in der Schwimmblase der Fische, und Beobachtungen über die Phosphorescenz kleiner Seethiere anzustellen. Das Schiff war 631 Tage unterwegs; es segelte am 6. Februar 1836 von Toulon ab, erreichte am 24. März Rio = Janeiro, am 24. April Montevideo, am 11. Juni Valparaiso, am 1. Juli Cobija, am 11. Callao, am 26. Payta, am 5. August Puna, am 1. Octb. Kérakakoa, am 8. Honolulu, am 7. December Manilla, am 31. Macao, am 25. Januar 1837 Touranne (Cochinchina), am 17. Februar Syngapore, am 24. Malacca, am 3. März Pulo = Penang, am 5. April Diamond's Harbour, etwa 10 Meilen unterhalb Calcutta, am 29. Mai Pondichery, am 11. Juli St. Denis (île Bourbon). An diesen sämtlichen Stationen hielt sich die Corvette kürzere oder längere Zeit auf, und kehrte mit einer reichen Beute aus allen Thierclassen am 6. November nach Brest zurück. Die Zoologie wird aus 2 Bänden mit einem Atlas von 100 Tafeln bestehen. Von den physiologischen Punkten, auf welche die Akademie aufmerksam gemacht hatte, konnten nur die thierische Temperatur und die Phosphorescenz des Meeres berücksichtigt werden. Ueber die Wärme des Menschen sind über 4000 Beobachtungen angestellt, welche das Resultat lieferten, daß die Temperatur des Menschen gleichzeitig mit dem Steigen oder Sinken der äußern Temperatur zu- oder abnimmt; sie sinkt sehr langsam beim Uebergang aus heißen Gegenden in kalte, hebt sich aber schneller, wenn man umgekehrt aus kalten in heiße Zonen gelangt. Ein

solches Steigen und Fallen ist übrigens nach der Individualität etwas verschieden; und überhaupt verhältnißmäßig nur unbedeutend: die mittlere Temperatur der am Cap Horn (50° S. B.), bei äußerer Temperatur von 0° Cent., und dann wieder auf dem Ganges bei Calcutta, bei einer äußern Temperatur von + 40° Cent., beobachteten Menschen zeigte nur ein Schwanken von kaum 1° Cent. — Die Temperatur mehrerer Vögel und zweier Haifische wurde gemessen, der eine der letztern zeigte 24° 6 bei höchstens 25° 3 Luft- und 23° 2 Wassertemperatur, der andere aber 28°, bei höchstens 28° Luft- und 27° 2 Wassertemperatur, so daß also diese Thiere nur kaum eine vom äußern Medium verschiedene Wärme zeigten. — Als Grund des Meeresleuchtens betrachten die Reisenden mehrere phosphorescierende Thiere, besonders kleine Crustaceen aber auch verschiedene Mollusken, Medusen und Zoophyten, in manchen Meeren, besonders sehr zahlreich bei den Sandwichinseln und auf der Fahrt von da zu den Marianen, trafen sie auf der Meeresfläche sehr zahlreiche kleine, runde, durchsichtige gelbliche Körperchen, welche das Meer wie ein dichter gelblicher Staub bedeckten und die in besonders hohem Grade phosphorescierten. Es war nicht möglich mittelst des Mikroskops eine Bewegung derselben zu entdecken; nach ihrem Verhalten gegen Reagentien erwiesen sie sich aber als organisierte und lebende Wesen.

Die in diesem Theile beschriebenen und meist auch abgebildeten Thiere sind 2 Affen, 7 Raubthiere, 1 Gliederthier, 9 Nager und 1 Wiederkauer; ferner 1 Falk, 1 Geier, 1 Pitla, 1 Astrapia, 1 Tros, 1 Phoenicophaeus, 1 Phytotoma, 1 Dacelo, 1 Fulica und 1 Anas. Besonders wichtig ist aber eine zootomisch = zoologische Abhandlung des Hrn v. Blainville über den Scheidenvogel (Chionis,

Forst.), welcher ein Strandbewohner der südlichsten Spizen Amerikas ist, bald zu den Tauben und Hühnern, bald zu den Strand- und Schwimmvögeln gestellt wurde, nach seinen von Hrn von Blainville mitgetheilten anatomischen Charakteren aber mit den Austernfischern (*Haematopus*, L.) die meiste Verwandtschaft zeigt. Berthold.

### L e i p z i g.

Verlag der J. J. Weber'schen Buchhandlung 1842. Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache mit Rücksicht auf Begriffsbestimmung, Ursprung, Verwandtschaft, Umendung und Umwandlung der Wörter, und mit besonderer Bezugnahme auf die in der Arzneikunde, den Naturwissenschaften, dem Handel u. s. w. üblichen Kunst- und Fach-Ausdrücke, von C. W. T. Schuster Dr der Rechte und Medicin, durchgesehen für das Französische von A. Régnier, Professor der Rhetorik am Collège royal de Charlemagne in Paris. 2 Bde 1079 u. 1014 Seiten in Lexikon-Octav.

Unter allen lexikographischen Arbeiten der neuesten Zeit nimmt vorliegendes Buch eine der ersten Stellen ein, nicht sowohl um seiner Vollständigkeit willen — selbst die bändereichsten sind nicht vollständig — als wegen der höchst zweckmäßigen wissenschaftlichen Bearbeitung und consequenten Durchführung der zum Grunde gelegten Idee. Es hat den großen Vorzug, daß es den Anfängern der französischen Sprache eben so gut als den Gelehrten empfohlen werden kann, Letzteren besonders für die Naturwissenschaften. Den Anfänger führt es wie an der Hand allmählich in die Erkenntnis des eigenthümlichen Geistes der zu erlernenden Sprache — ein Vorzug, den wahrlich nicht viele solcher Arbeiten in Anspruch nehmen dürften. Esr.



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

84. Stück.

Den 26. Mai 1845.

---

L o n d o n.

Wiley and Putnam (printed by C. Sherman, Philadelphia, U. S. A.) 1845. — Narrative of the United States Exploring Expedition during the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. By Charles Wilkes, U. S. N. Commander of the Expedition, M. A. Ph. Soc. etc. In five volumes and an Atlas. — Theil I, LX u. 434 S., Theil II. 476 S. Theil III. 438 Seiten in Quart.

Wir beeilen uns, auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches schon durch seinen Umfang und sein glänzendes Aeußere ein allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet wäre, welches dasselbe aber noch in viel höherem Grade verdient durch seinen reichen Inhalt und als officieller Bericht über die erste und zur Zeit noch die einzige große See-Expedition, welche von Amerika zu wissenschaftlichen Zwecken ausgerüstet worden. — Wollen wir das Werk vollkommen würdigen, so

müssen wir an demselben gleichmäßig die Bedeutung hervor heben, welche es für die Wissenschaft, die gemeinschaftliche Aufgabe des Menschengeschlechts, und diejenige welche es insbesondere für die Neue Welt hat, welche dahin gekommen zu sein glaubt, in jeder Beziehung selbständig zu sein und der Hilfe Europas entrathen zu können. Es ist in neuerer Zeit vielfach darüber gestritten, ob Amerika (es kann hier eigentlich nur von den Vereinigten Staaten von N. A. die Rede sein, jedoch streben die spanisch-amerikanischen Republiken offenbar in jeder Beziehung den Vereinigten Staaten nach), wie es politisch seine eigene Mission habe, auch schon dazu berufen sei, selbständig neue Wege zur Fortbildung der menschlichen Erkenntnis zu eröffnen, eine amerikanische Civilisation, wenn auch nicht im Gegensatz zur europäischen, doch gänzlich unabhängig von derselben mit wahren Gewinne für das Wohl der Menschheit anzufangen. Die Sinen, und darunter viele Deutsche, haben gemeint, das Streben der Anglo-Amerikaner in jeder Beziehung der alten Welt als Muster zur Nachahmung aufstellen zu können. Andere dagegen haben, ohne zu verkennen was in Amerika Einzelne in einzelnen Zweigen des menschlichen Wissens Ausgezeichnetes geleistet haben, die Meinung ausgesprochen, die Amerikaner hätten die europäische Schule der Wissenschaft und Kunst zu unreif verlassen um mit wahren Gewinn für die höhere sittliche Aufgabe der Menschheit auf selbständige Weise wissenschaftlich frei producierend auftreten zu können, ihre jetzt schon von der europäischen sich trennende wissenschaftliche Richtung, ihre so genannte nationale, müsse viel eher als ein Abweg vom rechten Wege denn als ein Richtweg zum wahren Ziele

betrachtet werden. — Es wäre anmaßend, wollten wir hier in dieser Sache ein Urtheil aussprechen, wir erlaubten uns nur die vorstehenden Andeutungen um die eigenthümliche Bedeutung des vorliegenden Werkes mehr hervor treten zu lassen, da es in der That unter den obwaltenden Verhältnissen ein wichtiges Document zur Entscheidung in der angedeuteten Frage darbietet. Welch ein Zeugnis legt aber nun dieses Werk für Amerika ab? Es wäre leicht das Zeugnis auszustellen, dürften wir hier in ausführlicheren Auszügen das Werk selbst sprechen lassen. Da indes dies durch den großen Umfang und die Manigfaltigkeit seines Inhalts unmöglich gemacht wird und da wir überdies die Absicht haben, bei der Anzeige der noch zu erwartenden Theile die wissenschaftlichen Hauptresultate dieser großen Untersuchungs-Expedition kurz hervor zu heben, so beschränken wir uns hier auf eine kurze Darlegung der Zwecke, welche die Regierung der Vereinigten Staaten durch ihre erste Expedition um die Welt zu erreichen beabsichtigte und der Mittel, welche sie dazu bestimmte, überzeugt jedoch, daß auch diese allgemeine Betrachtung schon hinreichen wird, die Aufmerksamkeit der Geographen und Naturforscher auf dies Werk hinzulenken.

Der Hauptzweck der Reise war, gemäß der Instruction des Marine-Secretärs Herrn Paulding an den Commander Wilkes, datiert vom 11. August 1838, eine genaue Untersuchung und Durchforschung der Südsee sowohl um die Existenz aller zweifelhaften Inseln und Untiefen in derselben zu constatieren, als auch diejenigen, welche auf den durch die amerikanischen Schiffe in diesem Meere bei ihrer Fischerei und anderen Expeditionen am

meisten frequentierten Wegen liegen, zu entdecken und genau zu untersuchen. Zu diesem Ende wurden zwei Kriegsslups, Vincennes und Peacock, das Transportschiff Relief, die Brigg Porpoise und die beiden Tender Sea = Gull und Flying Fish ausgerüstet. Diese sollten von Norfolk (Seehafen im Staate Virginien, in dessen Nähe Gosport mit den bedeutendsten Schiffswerften der B. St.) abgehend, zuerst ihren Kurs nach Rio de Janeiro richten, die Linie zwischen  $18^{\circ}$  und  $22^{\circ}$  W. Greenw. passieren und diese Länge bis ungefähr  $10^{\circ}$  S. halten, um Aufklärung zu geben über einige als zweifelhaft in den Seekarten verzeichnete Vigias (eigentlich Schildwachen, ein nautischer Ausdruck für zweifelhafte Untiefen auf hoher See, wo die Schiffe auf ihrer Hut sein müssen), deren genaue Kenntniss von großer Wichtigkeit für die Handelsschiffe ist. In Rio sollte die Flotte sich mit Proviant versehen und besonders reichhaltig mit allen denen Artikeln, welche als die besten Anti = Scorbutica bekannt wären. Zugleich sollte hier die Länge von Rio und die des Cap Frio genau bestimmt werden und auf der Weiterreise die der Mündung des Rio Negro ( $41^{\circ}$  S.). Nach Beendigung dieser Untersuchung sollten die Schiffe einen sichern Hafen Feuerlands auffuchen um den Mitgliedern des wissenschaftlichen Corps Gelegenheit zu wissenschaftlichen Untersuchungen zu gewähren. Während hier die größeren Schiffe sicher geankert zurück blieben, sollte der Befehlshaber mit der Brigg Porpoise und den beiden Tendern eine Untersuchungsreise in den antarktischen Ocean südlich von der Powell's Gruppe unternehmen und dem Kurs des Capt. Weddell folgend, so weit wie möglich gegen Süd vordringen, sich in diesen südlichen Regionen

jedoch nicht vom Winter überraschen lassen, sondern zwischen Mitte Februar und Anfang März zu den zurückgebliebenen Schiffen zurück kehren, deren Besatzung während der Abwesenheit des Oberbefehlshabers mit einer genauen Untersuchung der Küsten u. s. w. des so genannten Feuerlandes zur Bestätigung oder Ausdehnung der Aufnahmen des (britischen) Capt. King beschäftigt werden sollte. Nach Vereinigung des ganzen Geschwaders beim Feuerlande sollte dasselbe gegen S. W. bis zum 105° W. (dem Ne plus ultra Cook's) vordringen und darauf nach Valparaiso segeln, woselbst im Monat März 1839 ein Proviantschiff für das Geschwader eintreffen sollte. Von Valparaiso sollte die Reise nach der Navigator-Gruppe gehen und auf derselben, indem die Schiffe sich so weit von einander trennten als es ohne Gefahr sich zu verlieren, geschehen könne, ein möglichst breiter Streifen des Oceans durchschnitten und Nachts beigelegt werden, damit keine auf diesem Wege liegende Insel oder Untiefe unbemerkt bleibe. In der Erwartung, daß das Geschwader auf diese Weise die Navigator-Gruppe ungefähr im Juni 1839 erreichen werde, sollte es diese Gruppe mit allen ihren Häfen auf das Genaueste aufnehmen und wenn die Zeit es erlaubte einen Abstecher nach den Sandwich-Inseln zur genauen Untersuchung von Cimeo unternehmen. Von der Navigator-Gruppe sollten die Schiffe nach den Feejee- (Fidji-) Inseln versiegeln und dieselben mit besonderer Aufmerksamkeit zur Entdeckung eines zugänglichen Hafens untersuchen, indem das Gouvernement die Absicht habe in Zukunft in der Nähe dieser Inseln einen Theil der Südsee-Station kreuzen zu lassen. Nach geschehener Untersuchung dieser Inseln auch in

Bezug auf ihre Producte und nach Unterweisung der Eingebornen zur Production solcher Erzeugnisse, welche den Südseefischern zu Proviant dienen könnten, sollte das Geschwader Ende Octobers nach dem Hafen von Sidney gehen, dort sich von neuem ausrüsten und darnach einen zweiten Versuch in die antarktische Region, südlich von Van-Diemens Land vorzudringen, unternehmen, Enderby's Land besuchen und Kerguelen's Land (Isle of Desolation) zum Rendezvous machen, wo sie wahrscheinlich Ende Merz 1840 zusammentreffen würden. Von hier sollten die Schiffe nach den Sandwich-Inseln gehen, wo sie ein Proviantschiff aus den Vereinigten Staaten vorfinden würden, und von da nach der Nordwest-Küste von Amerika segeln um daselbst die Seeküste der Vereinigten Staaten, den Columbia-Fluß und darauf die Küste von Californien mit besonderer Berücksichtigung der Bai von San Francisco aufzunehmen. Für diese Untersuchung sollte die Zeit bis Ende October bestimmt sein, worauf das Geschwader nach der Küste von Japan sich zu begeben hätte, um unterwegs so viele zweifelhafte Inseln u. s. w. wie möglich zu bestimmen und die Gewässer von Japan und die See von Sulu oder Mindoro insbesondere zur Bestimmung einer sicheren und kürzeren Straße für die Schifffahrt nach und von China zu untersuchen. Nach Beendigung dieser Untersuchungen sollten die Schiffe nach den Sunda-Straßen gehen, die Straßen von Billiton untersuchen und darauf Sincapore anlaufen, wo sie muthmaßlich Anfangs April 1841 eintreffen und ein Proviantschiff aus den Vereinigten Staaten finden würden. Nach geschעהner Berproviantierung in Sincapore sollte das Geschwader dann,

in der Voraussetzung daß es die Hauptaufgabe seiner Untersuchungsreise gelöst hätte, seine Rückreise nach den Vereinigten Staaten um das Cap der Guten Hoffnung antreten und dafür einen den Zwecken der Expedition am meisten entsprechenden Kurs einschlagen.

Niemand wird leugnen, daß der hier vorgezeichnete Plan in der That ein großartiger genannt werden müsse, wenn gleich das practische Interesse, nämlich das der Südseefischerei, darin sehr hervor leuchtet. Dies Vorwalten des practischen Gesichtspunctes wird auch gar nicht verhehlt. In derselben Instruction, der wir die angeführte Reisekizze entnommen haben, heißt es: 'daß, obgleich der Hauptzweck der Expedition die Förderung der großen Interessen des Handels und der Schifffahrt sei, der Oberbefehlshaber doch keine mit dem großen Zwecke der Expedition nicht unverträgliche Gelegenheit vorüber gehen lassen solle, die Grenzen der Wissenschaft zu erweitern und die Einsammlung von Kenntnissen zu befördern. Zur erfolgreicheren Erreichung dieser Zwecke soll ein Verein von Gelehrten, bestehend aus dem Philologen, Herrn Hale, den Naturforschern, Herren Pickering und Peale, dem Conchyliologen, Herrn Couthouy, dem Mineralogen, Herrn Dana, dem Botaniker, Herrn Rich, den Zeichnern, Herren Drayton und Ugate und dem Horticulturisten, Herrn Brackenridge, die Expedition begleiten und unter die Direction des Commander Wilkes gestellt werden.' — Es wäre wohl unbillig, wollte man von einer Regierung wie die der Vereinigten Staaten größere Opfer im Interesse der Wissenschaft verlangen, wenn auch die Engländer, welche in neuerer Zeit und noch in unseren Tagen so

glänzend ausgestattete See-Expeditionen zu rein wissenschaftlichen Zwecken mit ungeheuren Mitteln ausgerüstet haben, im Rechte sein möchten, wenn sie die ganze Anlage der amerikanischen Untersuchung-Expedition, auf deren Ausrüstung doch zwei volle Jahre vergingen, etwas kleinlich und beschränkt-krämerartig finden sollten. Gewis gereicht das ganze Unternehmen den Nordamerikanern zum ehrenvollen Zeugnis eines höheren Strebens und zum Beweise daß sie den ersten Versuch mit Franzosen und Engländern auch auf diese Weise zu concurriren, nicht ohne Ehre ausgeführt haben, was nicht wenig sagen will, wenn man erwägt, daß die Nationaleitelkeit, die in den Vereinigten Staaten Ungeheures zu leisten vermag, sich noch nicht dieser Art der Demonstration gegen die alte Welt zugewendet hat.

Indem wir aber aus bester Ueberzeugung die Ausführung dieser ersten großartigen Exploring-Expedition als einen Glanzpunct in der Geschichte der Vereinigten Staaten bezeichnen, dürfen wir auch nicht unerwähnt lassen, daß die Art der Ausführung der Expedition — abgesehen von den nautischen, geographischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten, welche einer besonderen Besprechung aufgehoben bleiben müssen — auch zu ungünstigen Betrachtungen über die Nation welche diese Unternehmung machte Veranlassung gibt.

(Schluß folgt.)

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

85. 86. Stück.

Den 29. Mai 1845.

---

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: ‘Narrative of the United States Exploring Expedition during the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. By Charles Wilkes, U. S. N. Commander of the Expedition, M. A. Ph. Soc. etc.’

Zwar liegen noch nicht alle Documente zur vollständigen Beurtheilung der Ereignisse vor, welche selbst in den Vereinigten Staaten so harte Urtheile über die Officiere des Untersuchungsgeschwaders hervorgerufen haben, doch geht auch schon aus dem bisher Mitgetheilten hervor, daß — und dies scheint uns sehr wichtig — die seemännische Zucht auf der Flotte nicht die beste gewesen und daß dieser Umstand wohl die Hauptveranlassung dazu gegeben, daß von den sechs für die Untersuchungsreise ausgerüsteten Schiffen nur zwei die ganze Expedition mitmachten (zwei gingen verloren, eins wurde in Sincapore als unbrauchbar verkauft und eins schon von Callao, dessen Besuch gar nicht im Plan der Reise lag, nach Hause geschickt), daß in der Liste der Seeleute

so viele als run (desertiert) aufgezehlt sind, daß mit den Officieren während der Reise so viele Wechsel vorgenommen wurden (gewis nicht zum Vortheil der nautischen Zwecke der Expedition), daß unter ihnen selbst Insubordination vorkam, daß endlich der Commander, Charles Wilkes, als er am 11. Juni 1842 nach fast vierjähriger Abwesenheit mit der Kriegsschiff Vincennes nach New-York zurück kehrte, daselbst kalt, ja mit öffentlichem Tadel empfangen wurde. Viele der ungünstigen Urtheile, welche sich in der nordamerikanischen Presse über die Ausführung der Expedition laut gemacht haben, mögen übertrieben ja ganz ungerecht gewesen sein, daß es auf derselben aber auch nicht ohne bedenkliche Fehler zugegangen sei, wird aber leider nicht zu leugnen sein und jedenfalls ist es nicht erfreulich und ermuthigend, daß der Oberbefehlshaber in seiner der Reisebeschreibung voran geschickten Einleitung, statt stolz auf die im Dienste des Vaterlandes geschehene Ausführung eines großartigen Plans zurück blicken zu können, sich gegen vielfache Anklagen rechtfertigen und über ungerechte ja undankbare Behandlung, wenn auch noch so verblümt, sich beklagen muß.

Was nun den allgemeinen, den wissenschaftlichen Werth des Werkes betrifft, so dürfen wir uns hier auf die vorläufige Bemerkung beschränken, daß der Inhalt der vorliegenden drei Theile, welche die Geschichte der Expedition bis zur Ankunft auf Honolulu zu Ende August 1840 führt, das beste Zeugnis für die wissenschaftliche Befähigung und das gewissenhafte Streben der Hauptpersonen der Unternehmung ablegt und daß das Werk von um so höherem Werthe werden wird, weil die Reise vorzugsweise eine genaue Erforschung der Südsee zum Zwecke hatte, der Region, welche gegenwärtig die volle Aufmerksamkeit nicht allein des Geo-

graphen, sondern eines jeden wahrhaft Gebildeten in Anspruch nehmen sollte.

In Bezug auf die äußere sehr würdige, ja glänzende Ausstattung glauben wir noch dankbar anerkennend die dennoch dabei angewendete weise Deconomie hervor heben zu müssen, welche die Anschaffung dieses jedem Geographen unentbehrlichen Werkes auch solchen Privaten und Vereinen möglich macht, denen viele neuere französische, dem vorliegenden an wissenschaftlichem Gehalte zum Theil weit nachstehende Reisewerke, ihrer verschwenderischen Pracht wegen unzugänglich bleiben müssen. Diese Deconomie hat nicht verhindert das Werk mit einer außerordentlichen Menge durchgängig sehr schön ausgeführten Kupfern u. Holzschnitten zu schmücken, deren die drei vorliegenden Bände zusammen über zweihundert enthalten. Wappaus.

### R i e l.

Schwersche Buchhandlung 1844. Deutsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz. 1. Band. 295 Seiten in Quart.

Ungeachtet die Geschichte der ältesten deutschen Verfassungszustände vorzüglich in neuerer Zeit viele und darunter sehr tüchtige Bearbeiter gefunden hat; so haften doch noch immer über einzelnen Partien viele Dunkel und Zweifel, was bei der Dürftigkeit der Quellen, und bei der großen Ferne, in welcher uns jene Zeiten liegen, auch wohl nicht anders sein kann. Das Feld der Hypothesen ist gerade hier so groß und so weit, daß nur durch den Kampf der Ansichten und Meinungen und durch den Austausch der Ideen eine größere Helle in dieser Urwaldsdichtung zu erlangen steht. Deshalb begrüßen wir freudig jedes neue Werk, welches die

Besprechung dieses Gegenstandes sich zum Ziele gesteckt hat, so bald es nur den Forderungen entspricht, welche die Gegenwart an den Geschichtsforscher macht. Zu diesen uns willkommenen Werken gehört nun auch das oben genannte in ganz vorzüglicher Weise. Von einem so gediegenen Forscher, wie Hr. Waitz ist, durften wir schon mehr als Gewöhnliches erwarten und wir bekennen es mit Vergnügen, wir haben uns in keiner Weise geteuscht.

Das Buch theilt sich, nach einer vorhergeschickten Einleitung, in welcher der Verf. einen Ueberblick der äußeren Geschichte der deutschen Volksstämme gibt, in acht Abschnitte.

Der erste Abschnitt bespricht Lebensweise und Sitte, nach den Mittheilungen des Tacitus; der zweite Ackerbau und Grundbesitz. Mit Recht gibt der Verf. den alten Deutschen einen festen Grundbesitz mit Ackerbau. Wir begreifen kaum, wie man früher daran ernstlich zweifeln konnte, denn nicht nur alles, was Tacitus von den Deutschen erzählt, weist darauf hin, sondern schon Natur und Klima unseres Landes mußten zu der Annahme führen, daß ein großer Theil der vegetabilischen Lebensbedürfnisse von jeher nur durch besondere Pflege gewonnen worden sei. Auch den Gegensatz, den man häufig zwischen Sueven und Nichtsueven aufgestellt hat, indem diese den Acker gebaut, jene unstät und unseshaft gewesen seien, verwirft der Verf., und unserer vollen Ueberzeugung nach mit Recht.

Die Nachricht des Tacitus: *arva per annos mutant; et super est ager*; bezieht sich — d. Vf. ist zwar zweifelhaft — sicher auf die Dreifelderwirthschaft. Diese bildet so sehr die Grundlage des ganzen deutschen landwirthschaftlichen Lebens,

daß man genöthigt ist, ihr Bestehen, wir möchten sagen von Uransfang, als eine wesentliche Bedingung anzunehmen. Alles, was zur Landwirthschaft gehört, steht in nächster unzertrennlicher Verbindung dazu. Das aber was Cäsar von dem Ackerbaue der Sueven sagt: *Neque quisquam agri modum certum aut fines habet proprios; sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui una coierunt, quantum et quo loco visum est agri attribuunt, atque anno post alio transire cogunt,* — ist allerdings von der Nachricht des Tacitus streng zu scheiden; jeder dieser Schriftsteller spricht von einer andern Ackerbauweise, und daher die Verwirrung, welche durch das Bemühen erzeugt worden ist, beide Schilderungen mit einander zu vereinigen. Eine Erklärung jener cäsarischen Nachricht bleibt der Verf. jedoch schuldig, denn jene umfassendste Feldgemeinschaft darin wieder zu finden, von welcher Hansen (Ueber das Agrarwesen der Vorzeit in Falcks neuem staatsbürgerlichen Magazin mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg VI. Bds 18 Hest. Schleswig 1837) redet, nimmt er Anstand. Auch wir können das nicht, denn eine solche Gemeinschaft kann nur durch besondere Verhältnisse hervor gerufen werden, niemahls aber allgemein gewesen sein. Wir glauben jedoch den Schlüssel zur Erklärung näher zu haben. Noch jetzt besteht in vielen Hochgegenden Deutschlands, namentlich im waldeckischen Oberlande, im s. g. kölnischen Sauerlande, am Westerwalde, an einigen Orten in Hessen, am Speshart zc. eine Ackerbauweise, die früher noch viel ausgedehnter war und ganz der Schilderung des Cäsar entspricht. Es ist dieses nämlich die Trieschwirthschaft, wie

sie am Westerwalde, oder der Torfbau, wie sie im Waldeckischen genannt wird. Mittelft einer flachen Hacke wird die Rasendecke abgeschält, in Scheiben aufgestellt und getrocknet, dann verbrannt und über den Boden gestreut. Dieser Boden, den man nur an einzelnen Orten und auch da nur in ganz geringer Tiefe mit dem Pfluge aufwühlt, wird meistens mit Hafer oder Buchweizen besät. Nach wenigen Jahren Benutzung läßt man die Strecke wieder frisch werden und nimmt das nachbarliche Stück in Bau, so daß oft erst nach 20 Jahren wieder zu dem ersten Stücke gegriffen wird. Es ist dieses augenscheinlich eine uralte, der Kindheit des Ackerbaues angehörige Weise, bei der Viehdünger ganz außer Betracht bleibt. Nur auf diese rohe Weise des Ackerbaues, die nur durch besondere örtliche Verhältnisse sich noch bis heute erhalten hat, lassen sich mit Zuverlässigkeit die Nachrichten des Cäsar beziehen, denn dieselbe entspricht ganz dem Leben der Sueven, wie er es uns schildert. Ihm mochte freilich dieser Ackerbau so neu sein, daß er sich den Wechsel der Aecker nur durch eine vom Staate angeordnete Maßregel erklären konnte. Eine solche Erklärung erscheint aber schon an sich gezwungen und setzt eine viel künstlichere Staatsorganisation voraus, als sie damahls nur hätte möglich sein können. Allerdings war jener Ackerbau eine Folge des kriegerischen und unstäten Lebens, auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß jährlich von den Vorständen des Volkes eine Vertheilung dieser Felder vorgenommen wurde, aber dieser Ackerbau war nicht geboten, wie d. Vf. meint, und es ist deshalb gar nicht nöthig, einen 'eigenthümlich organisierten militärischen Staat' anzunehmen, 'dessen Verhältnisse solche Einrichtungen zweckmäßig, vielleicht nothwendig erscheinen ließen.'

Auch dem, was d. Vf. über die Wohnsitze der Deutschen sagt, ob sie Dörfer oder Einzelhöfe gehabt, pflichten wir im Allgemeinen bei, nur können wir in den Worten: *Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit* nur allenfalls dann die Schilderung des Hofsystems finden, wenn wir die Stelle aus ihrem Zusammenhange mit dem, was vorher geht, und was nachfolgt, heraus reißen und für sich allein betrachten. Das Ganze aber: 'Daß die Germanen keine Städte bewohnen, ist zur Genüge bekannt; sie leiden nicht einmahl an einander stoßende Häuser. Gesondert und einzeln bauen sie, wie etwa eine Quelle, ein Feld, ein Wald gesiel. Die Dörfer (*vicos*) legen sie nicht nach unserer Art an, wo die Gebäude mit einander verbunden sind und zusammen hängen, sondern jeder umgibt sein Haus mit einem Raume z.', von dem jene Stelle nur ein Glied bildet, gibt uns ein Bild, welches wir noch jetzt in den meisten deutschen Dörfern wieder finden, namentlich in Ostphalen und Engern, im fränkischen Hessen, im Oberlahngau z. Nicht in Straßen zusammenhängend, sondern einzeln und zerstreut liegen die Häuser, wie dem ersten Erbauer die Dertlichkeit zusagte, und bei jedem Gehöfte ist eine Hofraide und häufig ein Garten; nicht selten ist das Gehöfte auch umfriedigt. Ja, wenn auch die römischen Schriftsteller über die Anbauweise der Dörfer gänzlich schwiegen, so würde doch schon die in drei Felder geschiedene Feldflur mit ihren Hufen zur Annahme wirklicher Dörfer zwingen, denn Welch' eine große, das ganze Leben bis in den Grund erschütternde Revolution hätte dazu gehört, um die vereinzeltten Höfe zu Dörfern, die einzelnen Hoffluren zu Dorffluren zusammen zu rücken; eine

solche Revolution ist aber nicht nur an sich schon durchaus unhistorisch, sondern man kann sie sogar geradezu für eine Unmöglichkeit erklären. Gern geben wir übrigens zu, daß zwischen diesen Dörfern auch vereinzelte Gehöfte lagen, aber mehr nur als erste Beginne neuer Ansiedelungen, wie wir dieses noch im 8. und 9. Jahrhundert sehen, wo aus den s. g. Bisängen, welche in der Nähe der Dörfer angerodet werden, anfänglich nur einzelne Gehöfte und erst nachher durch weitere Umbauten ganze Dörfer erwachsen. Tacitus schildert nur die deutschen Dörfer im Gegensatz zu den italiänischen, und wir können in seiner ganzen Germania kein Bild finden, welches mit Bestimmtheit auf einen Anbau in einzelnen weit auseinander gestreuten Höfen deutet, wie dieser namentlich in Westphalen besteht. Gewiß war dieses Vereinzlungssystem schon in römischer Zeit in Westphalen vorhanden, denn es ist dasselbe weit weniger aus einer Eigenthümlichkeit des Volkes erwachsen, als durch die besondern Verhältnisse des Bodens hervorgerufen. Allenthalben, wo ähnliche Gründe nicht dazu nöthigten, rückten die Bewohner näher aneinander und schlossen sich in Dörfern zusammen.

S. 25 ff. schildert der Vf. mit Beziehung auf Tacitus die Art der Ansiedelung der Dorfschaft und die Vertheilung des Bodens unter die Bewohner nach der Weise, die uns in neuerer Zeit hauptsächlich aus nordischen Quellen und mit besonderer Rücksicht auf dänische Verhältnisse nachgewiesen ist. Mag auch die hier angegebene Art der Niederlassung nicht ganz analog sein mit der, welche in Deutschland üblich war, so ist doch eine große Aehnlichkeit zwischen jener nordischen Einrichtung und der Art und Weise, wie Tacitus sie bei den Deutschen schildert, nicht zu verkennen. Auch zei-



gen die drei Felder mit den in ihnen vertheilten Hufen, daß gleich bei der ersten Niederlassung die Bewohner eine Vertheilung des Grundes und Bodens unter sich vorgenommen haben müssen.

Der dritte Abschnitt ist der Untersuchung der politischen Eintheilung des Landes (Dorf, Gemeinde, Gau) gewidmet. Der Vf. hält die Eintheilung in Hundertschafte für die älteste; er glaubt, daß man dieselbe nicht aus einer Uebertragung militärischer Verhältnisse auf Grund und Boden erklären dürfe, und hat gewiß darin Recht, weil es weit natürlicher ist, gerade umgekehrt, jene militärische Abtheilungsweise aus der bei dem Grundbesitze üblichen herzuleiten. 'In späterer Zeit — sagt der Vf. S. 36 — wurde wenigstens bei den nordischen Germanen der Kriegsdienst nicht nach der Zahl der waffenfähigen Männer, sondern der Grundstücke geleistet; so viele Hufen (Hafnir) in einem District, so viele Krieger mußten zum Heer gestellt werden; waren es Hundert, so mußten eben so viele Hufen da sein, und eben aus diesen bestand die hundari des Nordens. Auch Tacitus sagt nicht, daß das Heer nach Hausen von Hundert und Tausend getheilt war, sondern daß je Hundert aus einem District (Gau) hervor gingen; eben darum war dieser eine Hundertschaft, hundari, und diese Eintheilung also gewissermaßen vor dem Heer, wenigstens unmittelbar mit demselben gegeben; das Vorkommen derselben im Heer läßt stäts auf die ihr entsprechende des Landes schließen. Wir werden uns daher nicht der Folgerung entziehen, daß eine solche schon in den deutschen Verhältnissen, die Tacitus schildert, sich vorfand, wenn er ihrer auch nicht ausdrückliche Erwähnung thut.' Daß der Kriegsdienst nach der Hufenzahl geleistet wurde, dem entspricht auch die spätere Hufenver-

fassung, wo die meisten Dienste auf den Hufen lagen und nach dem Hufenbesitze vertheilt wurden. — Uebrigens hält d. Vf. eine noch weitere Unterabtheilung des Volkes und Landes in Zehntschaften für mindestens zweifelhaft.

Der vierte Abschnitt handelt über die Volksversammlungen. Jede Hundertschaft hatte ihr eigenes Thing, in welchem über ihre Angelegenheiten berathen und beschlossen wurde, und eben so wieder der Gau. Nur glaubt der Vf., daß man die Gegenstände nicht mit Sicherheit bezeichnen könne, welche vor das Gauthing und welche vor das Centthing gehörten, doch sei im letztern sicher auch über freies Eigen gerichtet. — Als die Völkerschaften zu größeren Gemeinschaften erwachsen, kam erst das allgemeine Landething hinzu, in welchem nur die Auserwählten des Volkes erschienen, und woran das Volk nur als Umstand Theil nahm.

Der fünfte Abschnitt ist der Untersuchung des altgermanischen Adels bestimmt. Der Verf. nimmt nämlich einen solchen an. Uns kommt die Idee eines Adels bei den Deutschen der ersten historischen Zeit wie eine durch Alter festgewurzelte Lieblingsidee vor, von der man sich nicht wieder zu trennen vermag. Wir haben das, was d. Vf. darüber sagt, mit aller Aufmerksamkeit gelesen, und alle seine Gründe geprüft, sind aber in keiner Weise in unserer Ansicht zweifelhaft gemacht worden. Die Annahme eines allgemeinen erblichen Adelstandes bei den Germanen ist schon mit den historisch unbestreitbaren Grundzügen ihrer Verfassung unvereinbar. *Tene nobiles*, welche uns die römischen Schriftsteller und die alten Gesetzbücher nennen, sind gewiß nichts anderes, als die mit Grundbesitz versehenen Freien, die echten Vollbürger, die *liberi*, *ingenui* &c. nichts anderes, als die

besitzlosen Freien. Betrachtet man das, was d. Vf. sagt, näher, so ist unsere Meinungsverschiedenheit nicht so groß, wie es im ersten Augenblicke scheinen möchte, und liegt mehr im Namen als in der Sache.

‘Von anderen bestimmten Vorrechten des Adels ist in den Quellen nichts zu lesen. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß diese Adelsgeschlechter im Besitze eines ausgedehnten Grundbesitzes waren, auf dem Hörige saßen und den Acker bauten. Aber auch die Freien hatten das; der Besitz des Adels mochte größer sein, und daher dem Einzelnen größeres Ansehn, höheren Einfluß, eine bedeutendere Stellung verleihen; aber es ist das kein charakteristischer Unterschied, und besondere Vorrechte dieses Grundes und Bodens, ich wiederhole es, lassen sich nicht nachweisen. Nicht anders ist es mit Vorzügen und Vorrechten, die man sonst dem Adel zugeschrieben hat. Nur aus Mißverständnis anderer Verhältnisse ist man zu solchen Annahmen gelangt. Was man dem Adel beilegt, kommt den Fürsten zu.’

‘Die Meinung, daß der Adel, wie er uns sich zeigte, bloß auf größerem Grundbesitze beruht habe, müssen wir nun entschieden aufgeben. Das müßte ein ganz anderer, viel ausgedehnterer, zahlreicherer gewesen sein; der hätte sich vielfach, alle Tage neu bilden, auch nicht untergehen können; denn wer den gleichen, oder doch wer den einmahl berechtigten Grundbesitz erwarb, mußte auch die darauf haftenden Rechte erlangen. Der Vorzug wäre doch immer nur ein beschränkter gewesen; kein so eigenthümlicher Gegensatz zwischen diesen Geschlechtern und dem übrigen Volk, wie er sich findet, könnte sich heraus gebildet haben.’ S. 76 liest man: ‘Zahlreich sind aber die Adelsgeschlechter

bei den einzelnen Stämmen niemahls gewesen. Bei den Baiern finden wir neben dem herzoglichen Hause der Agilolfingen, — —, vier andere Geschlechter, mit bestimmten Namen bezeichnet vor allem Volke ausgezeichnet und geehrt', obwohl dieses im Widerspruche mit S. 73 steht, wo d. Vf. sagt: Tacitus kenne überall Adel, spreche von demselben ohne alle Beschränkung; 'es gibt der adeligen Jünglinge so viele, daß sie bei den Kriegen benachbarter Stämme auftreten; in den Volksversammlungen ist der Adel von Bedeutung, er erscheint durchaus als ein Stand, der den übrigen zu vergleichen (also an Zahl?) war.' Wenn man aber nur den Stand unter den übrigen Volksständen als Adelsstand betrachten kann, für welchen mit dem anerkannten Vorzug einer besonderen Abstammung, bestimmte vom Staate gewährte politische oder bürgerliche Vorrechte vor den übrigen Staatsgliedern verbunden sind, so ist es unmöglich, in dem, was d. Vf. als Adel bezeichnet, einen Adel zu erkennen.

Ungeachtet Hr. Waitz dem angeblichen Adel ein Attribut nach dem andern abdemonstrirt, welches andere demselben beilegen, kann er sich von dem Adel selbst doch nicht trennen, und alle Mühe, welche er sich gibt, ihn in seiner Darstellung heimisch zu machen, erscheint als vergeblich. Er scheint dieses auch selbst zu fühlen, und läßt ihn deshalb gewissermaßen spurlos verschwinden, und einen durchaus neuen Adel aus den Gefolgen entstehen. Selbst J. Grimm, obgleich auch er einen altgermanischen Adel annimmt, wagt nicht nur die Erblichkeit des Adels nicht zu behaupten, sondern gesteht sogar, daß der Beweis für das Vorhandensein eines Adels noch nicht erbracht sei; er 'hält es nicht für unmöglich (!), daß über das zwölfte

und elfte Jahrhundert hinaus Beweise eines durch Geburt fortgepflanzten Adels beigebracht werden könne, so gern er zugibt, daß damals und früher der Unterschied zwischen Edlen und Freien im gewöhnlichen Leben unmerklicher war, als er es später wurde u.' (S. Gött. gel. Anz. 1832. S. 1934).

Die beste Ausführung darüber, daß bei den alten Deutschen kein Adel bestanden, welche wir in neuerer Zeit gelesen haben, die aber dem Vf. unbekannt geblieben zu sein scheint, ist Welckers Abhandlung über den Adel in Kottcks und Welckers Staatslexikon. Bd. I. S. 257—354, insbesondere 278—313.

In dem sechsten Abschnitte (die Fürsten und das Gefolge) tritt d. Vf. gegen die Ansicht von Savigny und Eichhorn auf, wonach die principes Adlige seien. Er erkennt in ihnen nur die Vorsteher, die vom Volke gewählten Beamten, die Grafen, welche keineswegs ausschließlich aus dem Adel gewählt worden seien. 'Wenn man unbefangen' — heißt es S. 89 — 'an die Zeugnisse der Alten heran tritt, wird man keine Spur eines solchen Vorrechts finden, das der Adel gehabt habe, wenigstens Tacitus gedenkt desselben mit keinem Worte. Nirgends bezeichnet bei ihm 'principes' die Adligen; diese werden 'nobiles' genannt, und aufs genaueste wird zwischen beiden Begriffen unterschieden. — Wo von den Volksversammlungen die Rede ist, sagt er, hier rede der König oder Fürst, weiter von Alter, Adel, Kriegsrühm oder Beredsamkeit auszeichnen; er rechnet Adel zu den persönlichen Eigenschaften, die Achtung und Ansehn gewähren; der Fürst aber wird dem König hier wie an andern Stellen gleich gestellt. Anderswo wird gesagt, ausgezeichnete Adel oder große Verdienste des Vaters verschafften auch dem Jünglinge

schon die Beachtung des Fürsten; den Vorzug also, den der Adel, gewähren auch persönliche Verdienste des Vaters; ganz verschieden von jenem ist die Würde und die Stellung eines Fürsten. Die Begriffe wie die Worte werden genau auseinander gehalten; der nobilis ist ausgezeichnet durch das Ansehn, das ihm sein Geschlecht verleiht, der princeps verdankt seine Bedeutung dem Amte, das er bekleidet, der Würde, zu der er gewählt ist. Auch Adlige konnten dazu genommen werden, wie sie heute Beamte werden; aber Beamte und Adel fielen so wenig damals wie heute zusammen.'

Nur diese Fürsten hatten, nach der sorgfältig begründeten Ansicht des Verfs, das Recht zu einem Gefolge.

Die von Tacitus erwähnten 100 Begleiter des Fürsten erklärt d. Vf. durch die 100 Hufenbesitzer der Hundertschaft. 'Ich hebe aber hervor' — sagt er nach vorangegangener Untersuchung S. 112 — 'daß nicht, wie Tacitus es zu denken scheint, die Obrigkeiten das Recht sprachen, es ist doch sehr die Frage, ob sie auch nur Antheil daran hatten; sondern ihre Aufgabe war, das Gericht zu leiten; die Gemeinde selbst, mitunter vielleicht außerwählte Urtheiler aus derselben, entschieden, was Recht sei. Und hiervon spricht vielleicht Tacitus, wenn er der hundert Begleiter des richtenden Fürsten erwähnt. Es ist möglich, daß bloß der Name der Hundertschaften und des Beamten, der an der Spitze derselben stand, centenarius, hunno und wie derselbe deutsch lauten mochte, zu dieser Nachricht den Anlaß gegeben hat; doch wahrscheinlicher, daß eben die hundert Grundbesitzer, die die Gemeinde ausmachten, die wir Hundertschaft nennen, gemeint sind. Sie waren es, die in der Versammlung erschienen, hier ihre Stimme gaben und die Urtheile

fanden; mit dem Fürsten zusammen bildeten sie das Gericht, und sie konnten wohl als ein Rath, als eine ihm zugeordnete Behörde angesehen werden; sie führten vielleicht einen Namen, der sich erhielt, als lange die Hundertzahl überschritten, in Vergessenheit gerathen war.'

Er unterscheidet deshalb auch dieses von dem eigentlichen Gefolge, welches er als ein mehr persönliches betrachtet. 'Tapfere Männer aus dem Volke' — sagt er S. 120 — 'schlossen sich dem Fürsten an, in der Kraft der Jugend, doch keine Kinder mehr, sie mußten stark, ihr Muth erprobt sein; jüngere wurden nur aufgenommen, wenn erlauchte Herkunft oder Verdienst der Väter sie dem Fürsten empfahlen. Eidlich verpflichteten sich alle zur unbedingten Treue. Und es galt für eine Ehre im Gefolge zu sein, dem Fürsten zu dienen. Edle und Freie waren hier verbunden, zu gleicher Treue, gleicher Pflicht. Unter ihnen herrschte Wett-eifer, der Beste zu sein; von dem Urtheile des Fürsten aber hing es ab, er bestimmte die Folge, wie jeder des höhern Plazes würdig erschien; und so gab es Stufen im Comitatus, die man durch aus-haltenden treuen Dienst der Reihe nach ersteigen konnte. Im Frieden gab das Gefolge Ehre und Ruhm, die Fürsten strebten darnach, die zahlreichsten und eifrigsten Gefährten zu haben; im Kriege dienten sie zum Schutz, sie umgaben die Person des Fürsten, sie wetteiferten mit ihm an Tapferkeit und kühnem Muth, auch ihre Thaten nützten nur seinem Ruhm, denn ihm wurden sie zugeschrieben, in seinem Namen, zu seinem Vortheile geübt: die Fürsten stritten für den Sieg, die Gefährten nur für den Fürsten. Sie mußten ihn vertheidigen, selbst mit ihrem Leben; fand er den- noch seinen Tod im Kampfe, so galt es für schimpf-

lich ihn zu überleben, für ihn nicht bloß, auch nach ihm mußten sie den Tod suchen. Als Lohn erhielten sie Waffen und Rosse, auch von der Beute des Krieges ihren Antheil; die Geschenke, die dem Fürsten dargebracht wurden, kamen auch ihnen zu Gute.'

Nachdem an die Stelle der Fürsten Könige getreten waren, bildete sich — wie der Vf. ausführte — ein neuer Adel. 'Es war das' — sagt er S. 128 — 'ein reiner Dienstadel, dessen Bedeutung in der Ehre lag, die ihm der Dienst gewährte und die ihren Ausdruck fand in dem Wehrgeld, das die Könige ihren Genossen zuerkannten. Weil er dem Könige diente, wurde er vor den andern erhoben; ob er ihm näher oder ferner stand, war der Maßstab, der angelegt wurde. Aber nur die Königsherrschaft, nicht das alte Fürstenthum, konnte einen solchen Einfluß äußern, konnte neue Verhältnisse dieser Art hervor rufen und begründen. Es mag gelingen, den Keim zu diesen Entwicklungen in den altgermanischen Verhältnissen nachzuweisen; mehr als bedenklich aber, völlig unzulässig muß es erscheinen, diese nach den späteren Bildungen zu beurtheilen. Neue Standesverschiedenheiten sind entstanden, ein neuer Adel hat sich gebildet; aber ganz und gar ist er von dem alten Adel verschieden; er hat nichts als die höhere Ehre, die er genoß, mit ihm gemein; Entstehung, Stellung, Rechte und Pflichten sind andere und gehören einer ganz andern Zeit und Entwicklung an.'

(Schluß folgt.)

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 87. Stück.

Den 31. Mai 1845.

---

### K i e l.

Schluß der Anzeige: 'Deutsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz.'

'Es sind nun nicht bestimmte, uralte Geschlechter, die uns entgegen treten, sondern zu Anfang bloß einzelne Bevorzugte, deren Recht sich erst nach und nach mit bestimmtem Grundbesitz verknüpft, dann erblich, und dadurch erst wahrer Standesvorzug, Adel wird. Zwischen diesem Adel und dem Rechte zum Königthum, gibt es keinerlei Verbindung; die Mitglieder desselben sind dem Königsgeschlechte nicht mehr gleich an Würde und Recht, selbst der alte Name Adalingi, Edelingi, wird nicht von ihnen gebraucht.'

Entschieden erklärt sich der Verf. S. 141 gegen die meisten neuern Forscher, welche die Gefolge 'zur Grundlage neuer Staatsbildungen machen, nicht bloß größere Schaaren, Heereshaufen, sondern ganze Völker auf diese Weise vereinigen, das Königthum sammt dem Adel, überhaupt die Ordnung

gen des spätern germanischen Staatslebens auf diese Weise gebildet denken.'

Dem Schlusse dieses Abschnittes sind noch zwei Anmerkungen angefügt, in welchen der Vf. über die principes in einigen Stellen des Tacitus und die anstrustiones sich specieller ausspricht.

Der siebente Abschnitt enthält die Untersuchung über die Könige. Nicht alle deutschen Völker hatten Könige; der Ursprung des Königthums läßt sich aber nicht nachweisen. Das Königthum war im Bewußtsein des Volkes wesentlich von jeder andern Herrschaft verschieden; 'fast immer ist es ein bestimmter Akt, durch den es eingeführt wird, nicht immer historisch nachweisbar, oft aber wenigstens in der Sage als wichtige, ohne Zweifel die wichtigste Verfassungsveränderung festgehalten.' (S. 165) — 'Das Königthum ist erbliche Herrschergewalt nach allen Seiten hin, so weit Herrschergewalt bei den Deutschen überhaupt reichte, mit allen Befugnissen, die der Einzelne, dem Volke gegenüber, erhalten und ausüben konnte.' (S. 169) — 'Das Königthum ist weder priesterlich noch militärisch, seinem Ursprunge und seinem Wesen nach, aber es ist beides zugleich und anderes dazu, denn der König ist Herrscher, und alles was dem Fürsten bei andern Stämmen zusteht, das gehört zum Recht und zur Gewalt des Königs.' (S. 170)

Der achte Abschnitt endlich handelt über Freiheit und Recht. Der Vf. erklärt hier die Leten, Liten oder Lazzen den Freigelassenen gleich. Er sagt, sie waren weder Freie noch Unfreie. 'Sie waren eben keins von beiden, sie bildeten einen besonderen Stand, der unter den Freien stand wie der Adel darüber, der sein besonderes Recht hatte und anerkannt war, als Theil der Gemeinde. Schon darum waren sie keine Knechte, der Werth der Per-

fönlichkeit war gesichert durch das Wehrgeld, das ihnen gebührte; aber frei können wir sie nicht nennen, da sich mit dem Worte ein politischer Sinn in jener Zeit verbindet. Sie besaßen ihren Grundbesitz nicht als freies Eigen, sondern er war mit Abgaben und Diensten belastet; das war das Wesentliche des Verhältnisses, damit verband sich der Begriff geringerer Ehre, minderen Rechtes, und diesen Begriff hielt man fest auch in seiner Verschiedenheit gegen andere unfreie Verhältnisse. Dies Bewußtsein rechtlicher Verschiedenheit würde sich erhalten haben, wenn auch nicht bestimmte Leistungen daran erinnert, die Einzelnen den Einzelnen gegenüber in gewisser Abhängigkeit gestanden hätten. Ob das letzte immer der Fall war, läßt sich freilich bezweifeln; die Regel scheint es allerdings gewesen zu sein. Es kommt darauf an, wie der Stand der Viten entstanden war. Man meint wohl, daß ganze Völker durch Unterwerfung in denselben versetzt worden sind, so daß ein Stamm den andern besiegte, sich unterwarf, dieser seinen Grundbesitz ganz oder theilweise behielt, aber mit geminderter Freiheit, zu Abgaben und Diensten verpflichtet. Doch sind Veränderungen dieser Art nicht mit Sicherheit in der Geschichte nachzuweisen; nur von den Viten der Sachsen sagen es einige Quellen; und wenigstens dieser früheren Zeit scheinen solche Verhältnisse ganz fremd gewesen zu sein; Kriegsgefangenschaft begründete Knechtschaft. War es aber der Fall, so mochten vielleicht die Unterworfenen den Siegern überhaupt, nicht der Einzelne dem Einzelnen dienen. Doch noch weniger ist von solchen Zuständen die Rede.

Es folgen nun noch zwei Beilagen. Die erste enthält eine Untersuchung über die Gesamtbürgschaft. Der Vf. zeigt darin, auf welche Weise die-

ses angebliche Institut von den Forschern in die deutsche Verfassung übertragen worden ist, wie man dasselbe lediglich von den Angelsachsen entlehnt habe, und weist mit vieler Gründlichkeit nach, daß das, was man dort dafür angesehen, nichts weniger als eine Gesamtbürgerschaft, daß es nichts Angelsächsisches, nichts eigenthümlich Germanisches, sondern das 'Product einer lange fortgesetzten, consequent fortschreitenden polizeilichen Legislation' sei. Auch führt er dabei aus, daß eine Unter = Abtheilung der Hundertschaften in Zehntschaften (Decanaten) bei den Deutschen niemahls bestanden haben könne.

Die zweite Beilage untersucht die Zwölfzahl, wie diese in den verschiedensten germanischen Verhältnissen, göttlichen wie menschlichen, in sagenhaften Ueberlieferungen und politisch = rechtlichen Institutionen wiederkehrt, und wie deshalb diese Zahl als eine heilige betrachtet werden müsse.

Der Schluß besteht aus einem Verzeichnisse derjenigen Stellen der Germania des Tacitus, welche in dem Buche erklärt worden sind, und einem Wortregister.

Wir gestehen mit Vergnügen, daß wir dem Vf. viele Belehrung verdanken. Sein Werk zeigt alenthalben das gründlichste Studium und ein ebenso tiefes als lebenswarmes Eindringen in alle Verhältnisse des germanischen Seins, gleich wie einen hellen, mit Scharfblick prüfenden Geist. Frei und selbständig, an keinen Stab sich lehrend, schreitet er in seinen Untersuchungen ruhig vorwärts, und erkennt keine Autorität an, als seine eigene auf die Quellen gestützte Ueberzeugung. Aber indem wir dieses alles rühmend anerkennen, können wir doch nicht umhin, auch eine Seite in dem Wesen des Vfs zu rügen, die uns oft unangenehm be-

rührt hat. Bescheidenheit und Anerkennung fremden Verdienstes ist eine Tugend, die den Hohen wie den Niedern ziert, den Hohen oft am schönsten. Diese Tugend — obwohl der Verf. in der Zueignung sich zu ihr bekennt — haben wir im Buche zu oft hintangeseht gefunden, wo er häufig mit einem verletzenden Stolge, man kann wohl sagen, mit Misachtung auf andere Forscher herabblickt. \* \* \*

### L o n d o n.

Printed for the Oriental translation fund of Great Britain and Ireland 1842. كشف الظنون عن أسامي الكتب والفنون Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum a Mustafa Ben Abdallah Katib Jelebi dicto et nomine Haji Khalfa celebrato compositum. Ad Codicum Vindobonensium, Parisiensium et Berolinensis fidem primum edidit, latine vertit et commentario indicibusque instruxit G u s t a v u s F l ü g e l, scholae regiae Afranae, quae Misena in Saxonia floret, professor. Tomus tertius, literas Há-Sín complectens. XX u. 647 Seiten in Quart.

Mit Beziehung auf die Beurtheilung der beiden ersten Bände dieses Werkes in diesen Blättern, Jahrg. 1837 St. 184 u. 185 und 1839 St. 144, muß die verspätete Anzeige dieses dritten Theiles damit entschuldigt werden, daß ein solches, fast nur aus Titeln, Namen der Verfasser und Jahrzahlen bestehendes Werk wenig zu einer fortlaufenden und anhaltenden Lectüre geeignet ist, wenn nicht Jemand ganz besondere Zwecke verfolgt, die ihn dazu veranlassen, sondern fast nur gelegentlich zum Nachschlagen gebraucht wird, und es kann daher der Zweck dieser Anzeige auch nur der sein,

neben einigen allgemeinen Bemerkungen wieder einige Verbesserungen vorzuschlagen, welche sich dem Ref. beim Gebrauche dargeboten haben, da die früher zum ersten und zweiten Theile gegebenen zum größten Theile die Billigung des Herausgebers erhalten haben. Es ist nämlich diesem Bande ein dreißig Columnen langes Verzeichniß von Emendationen und Varianten zu den beiden ersten Bänden vorausgeschickt, die meistens aus zwei neu verglichenen Handschriften genommen sind, der d'Ohsson'schen und einer erst vor einigen Jahren nach Paris gekommenen sehr werthvollen, und es ist dies ein neuer Beweis, wie sehr der Herausgeber es sich angelegen sein läßt, diesem unschätzbaren Werke die größt mögliche Vollkommenheit zu geben, und was der Verf. hierin versehen oder versäumt hat, wird der Herausgeber noch in einem besonderen Commentare nachholen. — Der gegenwärtige Band enthält in den bezeichneten sieben Buchstaben des Alphabets über 3000 Artikel von Nr. 4363 bis 7371, darunter das Heer der Diwane oder Gedichtsammlungen, über 600, und eine fast eben so lange Reihe von Dissertationen, Risálet, über 500. Wir lassen nun unsere einzelnen Bemerkungen der Reihe nach folgen.

§. 100 Z. 10 statt Mibedi ist Meibodzi zu lesen; Sojuti in dem Lob el-Lobáb schreibt ميبذ Meibodz, eine Stadt in der Nähe von Tezd; im Camus ist Meibidz vocalisirt. — §. 102 Z. 1 Sheháb ließ Shiháb; und eben so §. 418 Nr. 6225 und §. 465 Z. 1. — §. 114 Z. 6 statt Ben Seyyid ist ابن سيده Ibn Sída zu lesen; vgl. Ibn Chalikán, Nr. 460. — §. 158 Nr. 4726 statt Kitáb ließ Khitáb. — §. 161 Z. 3 für Jewáni ist entweder Jewwáni, von Jewwania

einem Orte bei Medina, oder Jowáni, nach einem Vorfahren Jowan, auszusprechen. — S. 173 Z. 4 v. u. Tonukhi ließ Tenukhi. — S. 208 letzte Z. Rostaghni ist Rostoghfeni zu schreiben, wie in der Vorrede S. IX. zu Th. I. S. 258, nach Sojuti von Rostoghfen, einem Dorfe bei Samarcand. — S. 229 Nr. 5087 Ben Betlán ließ Ibn Botlán, und Ibn-elberdi ist wahrscheinlich Ibn-elbordi auszusprechen. — S. 240 Nr. 5146 Sháshi ist in الشاشى Shaboshti zu verbessern und das Todesjahr 388 oder 390 hinzu zu fügen, nach Ibn Chalikán, Nr. 456. — S. 438 Nr. 6328 Mezid ließ Mezyad. — S. 460 Nr. 6438 Nahrijauri ist nach dem Moschtarif Nahrojúri zu lesen. — S. 476 Nr. 6513 für الخنطلى Khantali ließ الخنطلى Hantzali. — S. 609 Nr. 7220 Ckiráyi sprich Corráyi. — S. 626 Nr. 7268 Senáyi ließ Nesáyi. — S. 634 Nr. 7308 Hadhráwi ließ الحضراوى Khadhráwi. — S. 636 Nr. 7312 Asteráini sprich Isferáyini; die Schreibart mit Hamza in der Endsilbe ist in Handschriften zwar häufig, aber Sojuti setzt zu der im Lobáb angegebenen Aussprache ausdrücklich hinzu: ohne Hamza. — S. 639 Nr. 7321 Ibn Himároweihi ließ Ibn Khomáraweihi, nach Ibn Chalikán, Nr. 220. — Der lückenhafte Artikel Nr. 6738 fällt mit dem Nr. 6725 zusammen.

In Nr. 4861 ließe sich die Uebersetzung des letzten Satzes et interdum in libro Hosn el-mohádharet commemorat wohl vertheidigen, es ist ihr aber das wirkliche Verhältniß der beiden genannten Schriften des Sojuti entgegen; er citiert nämlich sein Verzeichnis der Gefährten des Propheten, welche nach Aegypten kamen, nicht in seiner Geschichte von Mihr und Cahira, sondern er

hat es dieser vollständig einverleibt, so daß es ein besonderes Kapitel in derselben ausmacht, und dadurch ist es uns erhalten, während es als einzelne Schrift nicht mehr vorhanden ist; die Worte sind also zu übersetzen: et libro Hosn el-mohád haret inseruit. — Von der erwähnten Geschichte von Aegypten besitzt jetzt die hiesige königl. Universitäts-Bibliothek ein schönes Exemplar, ein Geschenk des Hrn Baron Hammer=Purgstall aus seiner Sammlung Nr. 181; die in dem Handschriften=Cataloge bezeichnete Lücke, welche gerade in den Anfang des gedachten Verzeichnisses der Gefährten des Propheten fällt, ist von Ref. in seiner Abschrift aus dem Gothaer Codex Nr. 255 ergänzt. Dies führt uns zu einer anderen Bemerkung aus demselben Geschichtswerke in Bezug auf unsern Hadschi Chalfa, Th. II. Nr. 3912. Sojuti bediente sich in seiner Traditions=Sammlung zur Bezeichnung der Verfasser der früheren Sammlungen, welche er vereinigte, einzelner Buchstaben, z. B. M. für Moslim, T. für Tirmidi, und Hadschi Chalfa gibt die Bedeutung aller dieser Abkürzungen an; dasselbe that Sojuti in dem erwähnten Geschichtswerke, wo auf das Verzeichniß der Gefährten des Propheten gleich das der Nachfolger, el-Tábi'in, welche nach Aegypten kamen, folgt, indem in dem Gothaer Codex über den Namen der Personen, welche Traditionen überliefert haben, dieselben Abkürzungsbuchstaben stehen, um darauf hinzuweisen, in wessen Sammlung sie vorkommen; hiernach sind bei Hadschi Chalfa einige Verbesserungen zu machen, nämlich S. 550 Z. 9 muß statt و Waw ein و Dál als Abkürzung für Abu Dawud stehen, und Z. 10 ist ع 'Ain in das Zahlzeichen ٤ IV zu verändern, denn ع kommt auf



der folgenden Seite 3. 3 noch einmahl vor und ist dort richtig, so daß die in der Uebersetzung vermuthete Auslassung eines Buchstaben nicht Statt findet.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung zum zweiten Theile Nr. 3639, wo gleich zu Anfange des Artikels durch die Umstellung eines Satzes in der Uebersetzung ein falscher Sinn entstanden ist; nämlich die Worte qui Sheikhi Abu Hámid Merwezi verba in Appendice sequitur sind nicht auf Rewewi zu beziehen, sondern gehören ans Ende des Satzes, oder bilden vielmehr einen neuen Satz, und sind so zu verstehen, daß Abu Ishac el-Schirazi sein Werk el-Tenbih aus der Talicat des Abu Hamid Merwezi genommen habe. — In Nr. 3582 ist der Titel anstatt amuleta thermarum zu übersetzen amuleta columbarum, denn das Werk handelt über die Taubenpost, worüber sich in den Geschichtswerken des Macrizi und Sojuti über Aegypten ein besonderer Abschnitt findet, in welchem sie Auszüge aus jenem Buche geben.

F. W.

### E r l a n g e n ,

bei C. Heyder 1845. Grundzüge der übereinstimmenden und der unterscheidenden Lehren der römisch=katholischen und der evangelisch=protestantischen Kirche, für gebildete Laien beider Confessionen, hauptsächlich nach Dr Winers comparativer Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchenparteien dargestellt von Dr Joh. Konrad Firmischer, königl. II. Pfarrer an der Neustädter Kirche zu Erlangen. VI und 95 Seiten in Octav.

Mit Recht bemerkt der Verf., daß die großen

Kirchlichen Bewegungen der Gegenwart manche berühren, denen sonst die Kirche und ihr Bekenntnis ganz gleichgiltig war, ja daß jetzt gar nicht selten gerade solche, die am wenigsten inneren und äußeren Beruf dazu haben, so gern Glaubenssätze der einen oder der anderen Kirche zum Gegenstande öffentlicher Discussionen in geselligen Kreisen machen, wobei es ihnen freilich eben so oft begegnet, daß sie sich mit merkwürdiger Naivität für gute Protestanten oder Katholiken halten, während sie doch, ohne es zu wissen und zu wollen, nur die Dogmen der eignen Kirche verleugnen und bekämpfen. Solchen, die nicht auf festem Boden der confessionellen Erkenntnis stehen, will der Verf. eine Hilfe geben, nicht in polemischer, sondern einfach belehrender Weise. Er gibt dazu I. die durchgehends gemeinsamen öffentlichen Bekenntnisse der römisch-katholischen und der evangelisch-protestantischen Kirche (Symb. Apost. Nic. Athan.), II. nur zum Theil gemeinsame, zum Theil aber abweichende und einander widersprechende Glaubenslehren und Institutionen der röm.-kathol. und der evangel.-protestant. Kirche, in 51 §§. III. als Anhang die Cidesformel des Trident. Bekenntnisses (Prof. fid. Trid.), d. C. A. im Auszuge, und die Darstellung der Differenz der kathol. und prot. Glaubens- und Kirchenlehren von Dr G. F. U. Schmidt, Regierungs- und Medicinalrath. Mit großer Bescheidenheit legt der Hr Verf., der verdiente Herausgeber der Werke Luthers, für die Vergleichung der Gegensätze das bekannte Werk von Dr Winer durchgehends zum Grunde. Winers wissenschaftliche Leistung ist bekannt genug und eben so anerkannt genug. Gegen die Richtigkeit des Gegensatzes haben wir also so wenig zu erinnern, als gegen die obige Absicht des Verfs über-

haupt, den Bedürfnissen der Laien entgegen zu kommen. Doch tritt in Dr Winers trefflicher vergleichender Darstellung wohl zu wenig der innere systematische Zusammenhang und Fortschritt der Lehren hervor, und wir können dem Hrn Verf. nicht einräumen, daß er gerade diese Haupttrübsicht für die Laien ganz befriedige. Winers Werk hat großen Werth für die wissenschaftlichen Theologen, namentlich durch die Quellenstellen, und es schadet dieser Bedeutung nicht, daß die Dogmen mehr neben einander als auseinander entwickelt sind. Die Laien bedürfen aber vorzugsweise eine Darstellung, in welcher, wenn auch populär, der Syllogismus und Aufbau des Systems und damit die Bedeutung des Einzelnen im Ganzen zur Anschauung komme. Köllner.

### B e r l i n ,

bei Ferdinand Dümmler 1844. Die Ober-Donau-Straße der Peutinger'schen Tafel von Brigobanne bis Abusena. Von F. W. Schmidt, Obristlieutenant im Königl. Preuß. Generalstabe. VI und 74 Seiten in Octav nebst einer Steindrucktafel, welche das betreffende Segment der Peutinger'schen Tafel enthält.

Gegenwärtiges Schriftchen ist ein neuer Beweis, wie mißlich es auf dem Gebiete historischer Forschung mit Drakelsprüchen und Trümpfen bestellt ist, die nur den Trägen in der Scheu vor eigener Anstrengung bestärken, während der Forscher unbekümmert um sie seinen Weg fortsetzt. 'An der Identität des von Saumann in Rottenburg am Neckar nachgewiesenen Sumlocenne mit dem als Colonie bezeichneten Samulocenis der Peutinger'schen Tafel wird nun wohl Niemand mehr im

Ernste zweifeln, und es war dem Einsender angenehm zu sehen, daß der Verfasser des magusanischen Europa in seinem neuesten Schriftchen: *Sumlocenne ob Samulocenis?* Auch ein Wort über die *Vindonissa - Regino - Straße*, *Hildburghausen 1841*, in den Hauptsachen mit den Bestimmungen übereintrifft, welche der erstere in seiner Abhandlung über diesen Straßenzug, *Stuttgart 1836. 4.* aufstellen zu müssen geglaubt hat, wiewohl wir gestehen, daß wir den mathematischen Weg bei Weitem dem der celtischen Etymologien vorziehen' — so schrieb erst 1842 Hr Prof. Pauly in den *Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande Bd. 1, S. 72*, und gleichwohl begegnet uns hier aufs Neue eine Stimme, die auf rein mathematischem Wege zu dem entgegengesetzten Resultate gelangt ist, und so weit wir nach den vorliegenden Acten ermessen können, einen weit höheren Grad von Wahrscheinlichkeit auf ihrer Seite hat. Bekanntlich handelt es sich bei diesem alten Streite hauptsächlich um die Frage, ob die *Strasse* zwischen *Vindonissa* und *Regensburg* auf der *T. P.* mit Recht oder Unrecht von *Samulocenis* an auf dem rechten *Donauufer* verzeichnet sei, welche Zeichnung als richtig vorausgesetzt jene *Colonie* begreiflicherweise nicht in die *Neckargegend* fallen konnte, und so hatte dann die berühmte *Taumannische Entdeckung* bei allen, welche die *Strasse* auf das linke Ufer verlegt wissen wollten, große Freude verursacht, indem sie jetzt mit Bestimmtheit den Hauptort derselben in *Rottenburg* gefunden zu haben glaubten und die Verschiedenheit der Namen *Sumlocenne* und *Samulocenis* nur einem Schreibfehler zurechneten; vergl. jetzt auch *Ukert Geogr. d. Gr. u. Römer Thl. III, Abth. 1, S. 292*; *Taumann* selbst aber beharrte nichts desto

minder auf seiner früheren Ansicht, daß die Straße der Tafel ihrer Zeichnung entsprechend auf dem rechten Ufer gesucht werden müsse und mithin Samulocenis nicht das Sumlocenne von Rottenburg gewesen sein könne; und für diese Behauptung erhebt sich hier nun ein sehr wohlgerüsteter neuer Kämpfer, der die fragliche Straße an Ort und Stelle Schritt für Schritt verfolgt und ihre einzelnen Stationen in neuern Orten, wo sich noch jetzt römische Alterthümer finden, mit solcher Genauigkeit nachgewiesen hat, daß die Differenz zwischen den wirklichen Entfernungen der angenommenen Orte und den Zahlen der Tafel auf einer Wegstrecke von 45 deutschen Meilen nicht mehr als 5 römische Millien beträgt. Ausgehend von Hüfingen an der Brige, worin er mit Buchner das Brigobanne der Tafel erkennt, folgt er den Spuren des alten Weges, der nach dem Principe des römischen Straßenbaues, wie er es S. 29 aufstellt, selbst mit Ueberwindung großer Terrainschwierigkeiten in der möglichst kürzesten Linie über Höhen und Thäler führte, und noch jetzt an vielen Punkten unter den Namen Hochstraße oder Hochgestraß, Heerstraße, auch Ochsenstraße bekannt ist, geht dann zwischen Möhringen und Meßkirch unweit der alten Burg Conzenberg, in deren Namen er mit Gruter und Saumann den transitus Danubii Contiensis (nicht Guntiensis) des Rhetors Cumenius (Paneg. Constant. c. 2) erkennt, auf das rechte Donauufer über, und setzt Samulocenis selbst an die Stelle der von dem Pfarrer Gyttenbenz in einem eignen Schriftchen (Constanz 1836) nachgewiesenen römischen Niederlassung bei Meßkirch, deren Erinnerung noch jetzt der Name Altstadt auf ähnliche Art erhalten hat, wie der Vf. die Aras Flaviae derselben Straße in einer andern Altstadt bei Immendingen erkennen

will. Die Anhänger des linken Ufers halten freilich insgemein Nottweil für diesen letztern Ort, der auch bei Ptolemäus unter  $30^{\circ} 40'$  und  $48^{\circ}$  vorkommt; um dieses jedoch zu bewerkstelligen, müssen sie die auf der Tafel mit XIII angegebene Distanz von Brigobanne als Leugen rechnen, während dieselbe in Millien gezählt geradezu mit Hn Schmidt auf Immendingen führt; und wenn dann auch die folgenden Ziffern einige Verwirrung darbieten, so daß der Vf. S. 52 zwischen ad Lunam und Aquileja, welches er nach Günzburg verlegt, eine Station als überschlagen voraussetzen muß, so gleicht sich doch zuletzt, wie bereits bemerkt, mit einer unbedeutenden Differenz Alles auf das befriedigendste aus. Hinsichtlich des Einzelnen müssen wir natürlich auf das Büchlein selbst verweisen, dessen selbständiges wissenschaftliches Interesse trotz seines geringen Umfangs schon aus dem Gesagten hinlänglich hervor geht; nur darauf gebührt es sich allerdings auch hier noch aufmerksam zu machen, welche Wichtigkeit das Ergebnis desselben außer der geographischen Aufklärung mittelbar auch für die Kriegsgeschichte und das Vertheidigungssystem der römischen Besitzungen im südlichen Deutschland hat. 'Hätte man,' sagt der Vf. am Schlusse, 'die Bestimmung und Bedeutung dieser Straßenlinie — als einen Theil der großen Heerstraße, die von Lugdunum bis Tomi, von der Küste der Nordsee bis zum schwarzen Meere, hinter den beiden großen Grenzströmen des Römerreichs in Europa die Grenzbefestigungen mit einander verband — richtig erkannt, und wäre man, statt in der Stube mit dem Zirkel in der Hand auf Karten nach Namensähnlichkeiten zu suchen, den bestimmten Angaben der Tafel und den Ueberresten der Straße über Berg und Thal, durch Wald und Sumpf nachgegangen,

so würde man nicht auf den unglücklichen Gedanken gekommen sein, dieselbe auf das linke Donauufer in Feindes Land zu verlegen' — und gibt damit zugleich einen höchst fruchtbaren Wink über die Entstehungszeit der Tafel in ihrer jetzigen Gestalt und das Fehlen so mancher Punkte aus Hadrianischer und nächst folgender Zeit, die eben so wohl auf derselben zu erwarten sein würden, wenn wir mit Buchner, Leichtlen u. s. w. die fragliche Straße mit der so genannten Teufelsmauer in Beziehung zu setzen berechtigt wären. Näheres dürfen wir übrigens von den Forschungen hoffen, welche derselbe der Vorrede zufolge auch auf dem linken Ufer jenes Flusses und auf beiden Seiten des Mittel- und Nieder-Rheins, behufs einer übersichtlichen Darstellung des römischen Angriffs- und Vertheidigungssystems gegen Germania magna beabsichtigt; möge er solche dem Publicum nicht zu lange vorenthalten! K. Fr. H.

### N e u f c h a t e l.

In der Wolfrath'schen Buchdruckerei 1844. La Muse de Platon. Développement de l'Hellénisme dans ses rapports avec l'idée de la Science. Par M. Prince, professeur. 61 S. in Octav.

An der neuen Akademie zu Neuenburg in der Schweiz ist mit ihrer Stiftung auch die löbliche Sitte eingeführt, daß bei der jedesmahligen Eröffnung der Course einer der Professoren eine wissenschaftliche Rede hält. Im Monat November des vorigen Jahres war die Reihe an Herrn Prince, aus dessen Vortrage sich leicht schließen läßt, daß der Verf. dem ihm anvertrauten Fache gewachsen ist. Von einem wackeren Lehrer, der nicht bloß

mit der alten Literatur und seiner Muttersprache vertraut, sondern auch — wie die Benugung der Werke eines Schleiermacher, G. Ritter, C. D. Müller, F. v. Schlegel, F. Kreuzer, Welcker und anderer hervorragender Männer bezeugt, — mit den Fortschritten der Wissenschaft in Deutschland bekannt ist, und überdies die Kunst besitzt seine Gedanken gut zu ordnen und das Ergebnis gründlicher Forschungen in erschöpfendem Auszuge auf eine deutsche, gefällige Art darzustellen, dürfen wir etwas Tüchtiges erwarten. Jedenfalls berechtigt uns die vorliegende Schrift zu den schönsten Hoffnungen.

Haben — fragt er am Eingange derselben — die Griechen Alles aus dem Orient erhalten? oder haben sie vielmehr, wie Mehrere behaupten, sich selbst Alles zu verdanken? Beide Meinungen scheinen ihm übertrieben. Herr Prince erforscht den Ursprung der griechischen Cultur: er weist nach, einerseits was die Griechen von Ankömmlingen empfangen, andererseits was ihr erfindungsreicher Geist geschaffen; wie sie das von Fremden Angenommene sich zu eigneten und auf dasselbe den hellenischen Stempel drückten. Er zeigt die Durchbildung der Nation, den eigenthümlichen Charakter derselben in der Religion, Poesie, Kunst und Philosophie; und beseitiget den Vorwurf, den man dem poetischen Genius der Griechen gemacht, als hätte dieser den erhabenen, tiefen Gedanken des greisen Alterthums in ein Spiel der Phantasie entarten lassen; kurz er verfolgt den Fortschritt der griechischen Bildung in den verschiedenen Perioden ihrer Entwicklung, welche durch die Muse Platons, die Schwester der Muse der griechischen Poesie, die höchste Stufe erreicht. In dem Gefühl für das Schöne, das ewig Wahre, in dem durch die Kunst entwickelten moralischen Sinn, liegt nach unserm Verf. das Geheimnis der Ueberlegenheit der Griechen über alle Völker, welche ihnen in der Civilisation voran gingen. — Wir müssen diese Anzeige auf einige Andeutungen beschränken. Behaupten zu wollen, daß in der Rede des Herrn Prince Alles neu sei, konnte nicht die Absicht des Referenten sein. Er wollte bloß auf eine akademische Abhandlung aufmerksam machen, die hinsichtlich des Inhaltes, der lichtvollen Darstellung eines wichtigen Gegenstandes und des anziehenden Stils der Beachtung würdig ist.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

88. Stück.

Den 2. Junius 1845.

---

G ö t t i n g e n .

Seine Majestät der König haben allergnädigst geruhet, den Professor Dr Briegleb, bisher in Erlangen, zum ordentlichen Professor der Rechte und zum ordentlichen Mitgliede des juristischen Spruch-Collegii hiesiger Universität zu ernennen.

C a p o l a g o ,

in der helvetischen Buchdruckerei und Buchhandlung 1844. Platone compendiato e commentato da Lorenzo Martini. Erster Band XII und 668 S.; zweiter Band 644 Seiten in Octav.

Obgleich Italien schon eine vollständige Uebersetzung der platonischen Schriften in lingua volgare von Dardi Bembo besitzt, die zuerst im Anfange des XVIIten Jahrhunderts erschienen und dann im Jahre 1742 nochmahls aufgelegt worden ist, so würde doch ein neues Unternehmen dieser Art nach der völligen Umgestaltung, welche Text und Erklärung des Philosophen in den letzten Jahr-

zehenden erhalten, für jenes Land eben so wenig unnütz sein, als es befürchten dürfte, bei den wissenschaftlichen Regungen und Keimen, an welchen namentlich die nördlichen Provinzen desselben so reich sind, ohne Anklang zu bleiben. Diesen Regungen verdankt unstreitig auch gegenwärtiges Werk seine Entstehung, das, wenn auch auf Schweizerboden im Canton Ticino gedruckt, doch keineswegs als ein Flüchtling betrachtet werden darf, da es sogar dem Thronerben von Sardinien gewidmet ist; aber freilich wird es in der epitomatorischen Gestalt, die ihm wahrscheinlich buchhändlerische Rücksichten gegeben haben, schwerlich geeignet sein, dem Italiäner sei es von Plato's schriftstellerischer Kunst oder philosophischer Darstellungsweise einen genügenden Begriff zu geben. Gleich der Anfang des Euthyphro zeigt, wie dem Uebersetzer das dramatische Leben der platonischen Eingänge ein unnützer Ballast dünkt, dessen er sich möglichst zu entledigen gesucht hat: *vuolsi avere special cura de' giovani, acciocchè diventino uomini dabbene; siccome a buon agricoltore si addice mostrarci sollecito delle piante più tenere primieramente, e poi provvedere alle altre u. s. w.*, und wie wenig er die Feinheiten fühlt, die Plato bis in die kleinsten Aeußerungen seiner Mitunterredner gelegt hat, möge folgendes Beispiel aus Symp. p. 189 A beweisen, wo die ganze Verflage des Eryximachos durch Aristophanes, die zugleich die schlagendste Kritik seiner vorhergehenden Rede enthält, in den völlig gleichgiltigen Satz zusammen gezogen ist: *ciò che mel fe' cessare (il singhiozzo) è lo starnuto*, und Aristophanes dann sogleich fortfährt: *io dissento da te e da Pausania sull' Amore u. s. w.* Besser sind ihm die streng dialektischen Partien gelungen, wo der scharfe Gedankengang von selbst

jede Auslassung oder Abkürzung verbot, und auch die mythischen Schilderungen sind mit Wärme und anerkennenswerther Gewandtheit behandelt; doch fehlt es auch den eigentlich philosophischen Abschnitten nicht an Freiheiten, welchen man deutlich ansieht, daß der Uebersetzer die Bedeutung, welche die zusammengezogenen oder modificierten Stellen für den Verfasser hatten, nicht geahnt hat. Besonders geringschätzig ist in dieser Hinsicht die berühmte Auseinandersetzung im Phädon p. 97—106 behandelt, die bekanntlich in allen ihren Einzelheiten eben so wichtig für Plato's Bildungsgeschichte wie für das Verständniß seiner Ideenlehre ist; diese sehen wir hier auf drei Seiten zusammengedrängt, die noch dazu durch die untergesetzten Noten an ihrem Raume sehr verlieren, und dabei eine Hauptstelle selbst auf eine solche Art mißverstanden, daß Sokrates förmlich das Gegentheil von dem untergelegt wird, was er wirklich sagt. Nachdem dieser nämlich erzählt hat, wie er vergebens gestrebt habe, auf dem Wege der Naturphilosophie zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, so bedient er sich des Gleichnisses von der Sonne, in die man auch nicht unmittelbar hereinschauen könne, ohne sich die Augen zu verderben, und deren Erscheinungen man folglich in irgend einem Medium, Wasser oder dergleichen beobachten müsse; auf ähnliche Weise, sagt er, habe auch er gefürchtet an der Seele zu erblinden, wenn er sich nicht der *λόγοι* bediene, um durch sie zu den *πρόγμασι* zu gelangen, und bezeichnet folglich gerade die *λόγους* als ein bloßes Medium und als Abbilder der Wahrheit, wie sie auch im Kratylos und anderswo geschildert werden, obgleich er allerdings zuletzt noch hinzu fügt, daß sein Gleichniß in so fern hinke, als auch die Thatsachen nicht minder bloße Abbil-

der seien (*οὐ γὰρ πάνυ συγχωρῶ τὸν ἐν τοῖς λόγοις σκοπούμενον τὰ ὄντα ἐν εἰκόσι μᾶλλον σκοπεῖν ἢ τὸν ἐν τοῖς ἔργοις*), in so fern nämlich die Wahrheit über beide erhaben ist. Nach unserer Art ließe sich dieses etwa so ausdrücken: er habe eingesehen, daß es unmöglich sei, zur metaphysischen Erkenntnis auf dem unmittelbaren Wege der physischen Wahrnehmung zu gelangen, und habe daher die Vermittelung des logischen oder dialektischen Wegs versucht, der aber eben deshalb noch nicht die metaphysische Erkenntnis selbst ist, obgleich der physische dieser wenigstens nicht näher steht; unser Uebersetzer dagegen denkt nur an den Gegensatz zwischen sinnlicher und geistiger Erkenntnis, welche letztere er in den *λόγοις* selbst erblickt, und tadelt deshalb auch das Gleichnis des Sokrates, daß es diese gleichsam nur als ein Surrogat darstelle: anzi la vista è troppo debole, conviene far uso d'un occhio assai più energico, che è l'occhio della mente, während ihm in den oben angeführten Worten, wo Sokrates selbst dasselbe mangelhaft findet, ein Zugeständnis für die sinnliche Erkenntnis zu liegen scheint: qui Socrate dichiara apertamente, di non volere ripudiare ogni testimonianza del senso; vuol solamente che il senso si abbia a suddito della mente! Was diese Worte sollen, hat schon Stallbaum richtig eingesehen: intelligit eum, qui rationibus utens ipsam rerum naturam contempla- tur, eique opponit eum, qui ex effectis atque sensuum ope eam cognoscere studet; et hunc quidem censet non minus imaginem rerum, non res ipsas videre, quam qui rationis principia sequatur; obgleich auch dieser sich in den Widerspruch verwickelt hat, daß er denjenigen, welcher sich der *λόγοι* bedient, zuerst ipsam rerum natu-

rum und dann doch wieder eben so gut wie sein Gegentheil nur *imaginem rerum* erblicken läßt; und in so fern theilt allerdings auch er den Fehler unseres Uebersetzers, der die *λόγους* durch *ragioni*, Gründe, gibt, während es dem ganzen Zusammenhang nach vielmehr die in den Worten und dem sprachlichen Ausdrucke enthaltenen Begriffe sind, mittelst deren sich der Philosoph allmählich zur Wahrheit, die jenseits aller Sprache liegt, hinauf arbeiten soll. In diesem Mißgriffe öffnet sich uns übrigens zugleich noch ein neuer Gesichtspunct für die vorliegende Arbeit, der, wenn er auch einerseits ihrem Urheber für manche seiner Verstöße zur Entschuldigung gereicht, doch andererseits auch sein etwaiges Verdienst noch weit mehr herunter zu setzen dient: sie ist mit einem Worte nicht sowohl nach dem griechischen Urtexte, als nach der lateinischen Uebersetzung des Ficinus gemacht, die hier gleichfalls das verkehrte *rationibus* hat; und wem ein einzelner Ausdruck zum Beweise einer solchen Unschuldigung nicht genügend erscheint, der vergleiche z. B. die nicht minder wichtige Stelle im Timäus p. 28, wo es sich gar nicht begreifen ließe, wie der Verf. die Präcision und Bündigkeit seines Originals so hätte verwischen können, wenn nicht die Vergleichung des lateinischen Textes Alles erklärte. *Γέγονε*, sagt Plato von der Erscheinungswelt; *ὄρατος γὰρ ἀπτός τέ ἐστι καὶ σῶμα ἔχων· πάντα δὲ τὰ τοιαῦτα αἰσθητὰ· τὰ δὲ αἰσθητὰ δόξη περιληπτά μετ' αἰσθήσεως, γιγνόμενα καὶ γεννητὰ ἐγάνη*: dieses übersetzt Ficinus: *idque profecto cernitur tangiturque et corpus habet; omnia vero hujusmodi sensus movent, opinione per sensum percipiuntur; haec vero talia esse constat, ut gignantur et genita sint*; und nun urtheile man, welchem von

beiden die italiänische Nachahmung näher liegt, welche wie Ficinus das *γέρονε* ganz ausläßt und vielmehr so fortfährt: *per sermo* (das *profecto* des Ficinus, wovon im griechischen Texte nichts steht) *si vede e si tocca ed ha corpo; tutte le cose muovono i sensi. Si percepisce coll' opinione per mezzo del senso; egli è chiaro che queste cose sono tali che sono generate e furono generate; obschon es auch nach Ficinus vielmehr so hätte heißen müssen: tutte le cose, che muovono i sensi, si percepiscono coll' opinione u. s. w.* Was endlich die Anmerkungen betrifft, so verrathen sie zwar ein eifriges philosophisches Streben; während sie aber auf diese Weise einen modernen Maßstab mitbringen, der das Verständnis des Textes oft mehr trübt als fordert, ist ihr Standpunct selbst doch wieder ein solcher, der auch dem heutigen Philosophen oft ein Lächeln abnöthigen wird, um des Historikers nicht zu gedenken, der seinen Augen nicht traut, wenn er bei Erwähnung des großen Königs im Cuthydem p. 274 A eine Anspielung auf die Reichthümer des Krösus unterstellt sieht! Daß es dem Uebersetzer mit der Philosophie Ernst ist, zeigt seine Note zum Anfang des Symposions, wo Apollodor zu Glaukon sagt: *ἀθλιώτερος ἢ ὀτινοῦν, οὐχ ἧτιον ἢ οὐ νυνὶ, οἰόμενος δεῖν πάντα μᾶλλον πράττειν ἢ φιλοσοφεῖν*, und Hr Martini daran folgende Betrachtungen anknüpft: In questo secolo, che pieno di modestia, s'intitola del progresso, non pochi sono coloro, i quali all' udire i nomi di filosofia, di metafisica, d'astrazioni, danno in grasse risate, e gridano: positivo, positivo, positivo; in verità che nel loro delirio traggono pure il riso a' sapienti; ma quello che è da

notare in questo luogo si è che non è mica una novità; già a' tempi di Socrate la maggior parte degli uomini erano positivisti; cioè nulla admettenti fuor quello che si può vedere, toccare, pesare; aber von welcher Art nun seine Metaphysik ist und wie sie sich zu der platonischen verhält, beweise z. B. die Anmerkung zu Plato's berühmtem Unsterblichkeitsbeweise im Phädrus p. 244: l'immortalità dell' anima non sarebbe sufficientemente dimostrata da che muove si stessa; più validi argomenti sono la tendenza, che l'anima ha all' immortalità, il non potere in questa vita raggiungere la sua perfezione, la sanzione della legge, che è il premio a' buoni e la pena a' cattivi u. s. w., und wer seine Auctoritäten in dem secolo del progresso sind, sehen wir aus der Note zum Sophisten p. 251 B. welche Stelle er offenbar sogar erst umgemodelt hat, um seine Belesenheit daran entwickeln zu können. Plato sagt: ὄθεν γε τοῖς νέοις καὶ τῶν γερότων τοῖς ὀψιμαδέσι θοῖνῃν παρεσκευάκαμεν, unter welchen letzteren namentlich Antisthenes verstanden zu sein scheint; Hr Martini übersetzt: tu avrai udito or giovani or vecchi di età ma giovani di mente, und glossiert diese Uebersetzung dann wie folgt: l'uomo, considerato in quanto all' intelletto, non si può dire che cresca, se non coltivi il suo ingegno; gl' inculti sono sempre, non che giovani, fanciulli; Zimmermann esprime la stessa cosa in modo inverso, dicendo che coloro i quali non posero mai opera nell' esercitare il loro intelletto non debbono vantare i loro anni accumulati, perocchè erano già cauti nel ventre materno! Nach solchen erbaulichen Proben wird es des Schlusses kaum mehr bedürfen, daß

die deutsche Wissenschaft aus dieser Arbeit keinen Nutzen ziehen kann; doch sollte es uns auch um die italiänische leid thun, wenn wir dieses Werk als einen Maßstab betrachten müßten, wie sei es classische Texte dort verstanden oder philosophische Forschungen betrachtet und beurtheilt zu werden pflegten.

K. Fr. H.

### W i e n.

In der Mechitaristen = Congregations = Buchhandlung 1844. Befehung Armeniens durch den heiligen Gregor Illuminator. XIX und 200 Seiten in Octav.

Der auf dem Titel befindliche Zusatz: 'Nach national-historischen Quellen bearbeitet' erregt Erwartungen, welche das Werk selbst keinesweges befriedigt. Die Erzählung, welcher mehr die Biographie eines Heiligen, als die Geschichte der Verbreitung des Christenthums in Armenien zum Grunde liegt, mag in dieser Beziehung als Erbauungsbuch in gewissen Kreisen seinen Werth behaupten; nach einer auf historischen Grundlagen beruhenden Darstellung des für die Kirchengeschichte so wichtigen Zeitraums der Regierung von Diocletian sucht man eben so vergebens, als die ausführliche Mittheilung über die zwölf Märtern Gregors, von denen jede für sich hinreichend gewesen wäre, um dem Dulder das Epitheton des Heiligen zu verschaffen, nicht geeignet sein dürfte, diesen Mangel zu ersetzen.

---



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

89. 90. Stück.

Den 5. Junius 1845.

---

L o n d o n ,

bei Longman 1843. The Influence of Climate and other Agents on the human Constitution, with reference to the Causes and Prevention of Disease among Seamen: with observations on fever in general, and an account of the epidemic fever of Jamaica, by Robert Armstrong, M. D. deputy inspector of hospitals and fleets. XV und 207 S. in Octav.

L e i p z i g ,

bei Weigel 1844. Ueber die Eigenthümlichkeit des Klima's der Wallachei und Moldau und die sogenannte wallachische Seuche unter der zweiten russischen Armee während des letzten türkischen Kriegeß. Von Dr Christian Witt, Oberarzt des Hospitals für Hofbeamte. Aus dem Russischen übersetzt von W. Thalberg. XX und 284 Seiten in Octav.

Nr. I. Diese Schrift enthält eine Reihe von Vorträgen, welche der Verf., als er noch an dem

Schiffshospital zu Jamaika angestellt war, vor den Aerzten und Wundärzten an den Kriegsschiffen zu halten beabsichtigte, um sie auf die wesentlichen Punkte, welche zur Erhaltung des Gesundheitszustandes der Schiffsmannschaft beitragen, aufmerksam zu machen. Diese Punkte werden in 11 Kapiteln besprochen, wozu noch im 12ten Kapitel eine ausführliche Darstellung des in Jamaika häufig vorkommenden endemischen oder gelben Fiebers kommt.

Der Verfasser zeigt sich durchweg als einen erfahrenen, klar denkenden und beobachtenden Mann, und wenn gleich seine Vorschriften zunächst auf seinen speciellen Zweck, die Sicherung des körperlichen Befindens derjenigen, welche als Matrosen oder Schiffssoldaten die Seereise aus den nördlichen Gegenden in die tropischen Climate zu unternehmen haben, hinzielen, so sind doch außerdem viele Bemerkungen von allgemeinem Interesse eingeflochten. Wir zählen dahin die über die Wirkungen der verschiedenen Climate auf Menschen und Thiere, über die Veränderungen, welche ein rascher Wechsel derselben, ein plötzliches Hinübertreten in sehr kalte oder sehr heiße Erdstriche auf die verschiedenen Lebensfunctionen ausübt; über die Kraft, womit der Organismus längere oder kürzere Zeit diesen ihn ergreifenden Störungen zu widerstehen vermag, und über die Mittel, welche Vorsicht und Kunst anzuwenden haben, um ihn hierbei zu unterstützen.

Wir geben als Beispiel eine Stelle aus Kap. 2. S. 22: 'Das Bedürfnis nach animalischer Nahrung nimmt in wärmeren Climate immer mehr ab und in Ostindien lebt ein großer Theil der Bewohner bloß von vegetabilischer Diät. Die Hitze ihres Climats macht alles Reizende unnöthig und

nachtheilig, so daß Mäßigkeit kaum als Tugend betrachtet werden kann. In Westindien ist die schwarze und braune Rasse in ihren Bedürfnissen mäßig, und sie lieben nicht animalische Nahrung. Obgleich Rum wohlfeil ist, so kommt ein Fall von Trunkenheit unter den Negern nur selten vor. Der Widerwille gegen reizende Kost und Getränke entspringt nicht aus vorhandenen Hindernissen, sondern aus einem instinktartigen Gefühl, daß der Körper sie nicht bedürfe und daß sie leicht unangenehme Empfindungen und Störungen der Gesundheit veranlassen. Die geringe Quantität animalischer Nahrung bedingt eine verhältnißmäßig geringere Energie der Lebensäußerungen. Man findet unter ihnen sehr schöne und muskulöse Formen, aber hinsichtlich der physischen Kraft stehen sie unter den Europäern. Ein weißer Arbeiter in den Werften vermag meistens zweimahl so viel zu beschaffen als ein farbiger. Starke Ueberlässe vertragen sie nicht; der Verlust von 8 oder 10 Unzen Blut verursacht bei ihnen dieselben Folgen als wie die doppelte Menge beim Europäer. Darum bedürfen sie auch nur kleine Gaben Arzneimittel.'

Sehr beachtungswerth ist die Darstellung (S. 26 u. f. w.), wo er annimmt, ein Schiff werde in einem englischen Seehafen ausgerüstet und segle nach Westindien, wo er genau die Veränderungen angibt, welche allmählich in dem Befinden und in der Stimmung der Mannschaft eintritt, so wie sie sich den niedrigeren Breiten und der Linie nähert.

Da die Europäer, bei climatischen Ortsveränderungen, besonders an Küstengegenden, Inseln, an den Ausmündungen großer Flüsse oder wo sonst sich leicht stehende Wasser = Ansammlungen bilden, Nachtheil in ihrer Gesundheit erfahren, so untersucht der Verf. die Ursachen und Bedingungen hier-

von umständlich. Er findet, daß fast immer warme Feuchtigkeit und darauf folgende schnelle Abkühlung auf die Körper solcher Ankömmlinge, welche überhaupt dem climatischen Wechsel nicht gewachsen oder durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken, durch deprimierende Leidenschaften, durch Vernachlässigung in der gehörigen Bekleidung, durch Aussetzen des Körpers einer heftigen Sonne, oder durch zu große Anstrengungen, vorzüglich durch den Schiffs- und Boots = Dienst bei Nacht, am meisten ungünstig disponiert sind, sehr verderblich wirken. Ob aber hierbei auch die so genannten Sumpf = Miasmen, die Ausdünstungen stagnierender Gewässer und feuchter Landstrecken einen Antheil haben, zieht er ganz und gar in Zweifel.

Da er hier sich völlig im Widerstreit mit der fast allgemein giltigen Annahme befindet, so geht er ausführlich in die Discussion dieses Gegenstandes ein. Er stellt eine große Zahl eigener und fremder Erfahrungen zusammen, woraus hervor geht, daß sehr häufig da, wo die günstigsten Umstände zur Entwicklung eines solchen Miasmas vorhanden waren, es sich durchaus nicht wirksam zeigte, so bald jene genannten Bedingungen fehlten, und daß umgekehrt diejenigen Zufälle, namentlich die Fieber, welche sonst als Folgen jenes Miasmas angesehen werden, eben so häufig sich einstellten, wo keine Veranlassung zur Erzeugung eines solchen nachweisbar war, wohl aber jene Bedingungen Statt fanden.

Wir halten die hier aufgeführten Gründe, womit die Existenz des so genannten Sumpf = Miasma's angefochten wird, für bedeutend genug, um zu wünschen, daß sie genauer gekannt und erwogen und deshalb vollständig, etwa in einer unserer medicinischen Zeitschriften, mitgetheilt würden.

Beachtungswerth ist der Ausspruch des Verfs (S. 71): 'der Glaube an ein solches Wesen, an ein eigenthümliches vegeto = animalisches Gift, hat einen entschiedenen schädlichen Einfluß, weil er dahin führt die kritische Nachforschung in die verschiedenen Ursachen des Erkrankens zu unterdrücken; wogegen wir bei scharfer Beobachtung und Anwendung wohlgeprüfter Grundsätze bald finden werden, daß ganz andere und mächtige Gewalten, zumahl in heißen Climates, auf den menschlichen Körper einwirken, und welche vollkommen hinreichen die Verwüstungen der Krankheiten zu erklären, ohne daß man nöthig hat wesenlose Luftgebilde zu Hilfe zu rufen (without the necessity of calling in the aid of aerial and unsubstantial phantoms).'

Nr. II. Als in den Jahren 1828 und 1829 die russischen Armeen die Moldau und Wallachei besetzten, über den Balkan in Rumelien eindrangen, türkische Städte und Festungen einnahmen und besetzten, da zeigte sich bald eine bösertige Krankheit, welche Schrecken und Verheerung unter ihnen verbreitete. Sie entwickelte alle Symptome der orientalischen Pest.

Dieses Uebel, fast unzertrennbar von dem politischen und socialen Zustande der Türkei, wird von dem civilisirten Europa nur durch die strengsten und consequentesten Sicherheits = Maßregeln fern gehalten. Aber der Krieg, der Einbruch zahlreicher Armeen in die türkischen Provinzen oder in solche, welche in der unmittelbarsten Abhängigkeit von der türkischen Regierung standen, hatte in jenen Gegenden alle Einrichtungen, welche das Einschleppen der Pest zu verhindern bezweckten, unmöglich oder illusorisch gemacht. Man suchte sich zwar, als häufige Krankheitsfälle die Gegenwart

jenes Uebels innerhalb der russischen Cantonirungen darzuthun schienen, durch theilweise Absper- rungen zu helfen; aber wie unzureichend und auch wiederum für den ganzen Feldzugs-Plan störend diese sein mußten, sprang in die Augen.

Um so bereitwilliger fand man sich allmählich die Ansicht derer zu billigen und zu unterstützen, welche die Krankheit gar nicht für die orientalische Pest, sondern für eine endemische oder climatische Krankheit jener Gegenden, die ohne alle Ansteckungs- fähigkeit, höchstens durch zufällige Umstände mo- dificiert sei, erklärten.

Unter den Aerzten der russischen Armee, welche mit allem Eifer für diese Ansicht stritten und wirk- ten, war der Verfasser dieser Schrift einer der thä- tigsten, und eben diese Schrift ist bestimmt, diese Ansicht auch wissenschaftlich zu begründen.

Wir müssen jedoch gestehen, daß uns diese Be- gründung keinesweges genügend scheint, da sie als ihre Hauptbasis 'eine besondere bössartige Constitu- tion der Luft', die in jenen Jahren in den besag- ten Gegenden geherrscht haben soll, voraussetzt.

Wir glauben nicht an eine solche Constitution und alle Citate, welche der Verf. im Uebermaße zu ihrem Beweise anführt, können uns nicht von ihrer Existenz überzeugen. Noch viel weniger kön- nen es Sätze, wie z. B. S. 58: 'Es ist Allen be- kannt, daß die Ausdünstungen der Sümpfe, Mist- haufen, fauliger Gruben und Keller, die Respira- tion einer großen, in engem Raume eingeschlossenen Menschenmenge durch ihre erstickende, mephitische, Luft verschiedene Krankheiten unter den Menschen erzeugen, und zuweilen sie schleunig tödten. Nur wissen nicht Alle, wie die Erfahrung uns zeigt, daß diese mephitischen Ausdünstungen keine epide- mische Krankheit erzeugen und verbreiten können,

wenn nicht eine bestimmte, dazu erforderliche Bedingung gegeben ist. Unter dieser Bedingung versteht man die epidemische Constitution der Atmosphäre. Letztere ist eine morbide Disposition der atmosphärischen Luft, ein abnormer, der Atmosphäre und Erde angehörender chemischer Proceß; die Erde hat daher eine glückliche, und wiederum eine solche Zeit, in welcher sie schädliche Ausdünstungen, zuweilen aber auch die für Menschen und Vieh verderbliche Malaria, *aria cattiva*, so zu sagen, ausathmet; sie ist eine innere Verderbniß der Luft, die als ein Factor epidemischer Krankheiten sich, wie es scheint, über den ganzen Erdball verbreiten kann, indem sie ihren eigenen meteorologischen Gesetzen folgt.'

Es mögen in jenen Ländern düstere Wälder, ausgedehnte Sümpfe und Haiden genug sein, welche in Verbindung mit dem armen und hilflosen Zustande vieler ihrer Bewohner zu manchen körperlichen Beschwerden Veranlassung geben; aber gewis reichen sie nicht hin, die schlimme Benennung 'Wallachische Seuche' zu rechtfertigen, welche der Verf. ausersonnen hat, um eine der Pest so ähnliche Krankheit, die aber durchaus aus inländischen Ingredienzen hergeleitet werden soll, zu charakterisiren.

Daß während eines blutigen Feldzugs, wo der Soldat außer großen Anstrengungen auch mit Mangel an gesunden Nahrungsmitteln, schützender Kleidung, gehöriger Pflege bei Verwundungen, verdorbener Luft in eingeschlossenen Räumen zu kämpfen hat, Krankheiten entstehen, die in manchen Symptomen große Aehnlichkeit mit der Pest darbieten, wollen wir dem Verf. gern zugeben; jedoch das sind immer nur vereinzelte Erscheinungen, welche gegen die ganze Reihe von Thatsachen, wie sie

das Auftauchen, Verbreiten und Verlaufen der eigentlichen Pest begleiten, kaum in Betracht kommen.

Wir sind zu wenig mit den einzelnen Umständen jener Ereignisse bekannt, als daß wir uns eine unbedingte Beantwortung einer so wichtigen Frage erlauben könnten; aber so viel aus den Angaben von andern Aerzten, welche der Verf. anführt, um sie zu widerlegen, ja aus vielen Ausführungen des Verfassers selbst, obgleich von ihm in ganz anderer Absicht mitgetheilt, bei unbefangener Prüfung hervor geht, scheint uns die orientalische Pest in ihrer vollen und ausgesprochenen Form in den russischen Feldlagern in Wahrheit vorhanden gewesen zu sein.

So wie jedoch diese in der Türkei selbst nicht immer von gleicher Heftigkeit ist, indem diese theils von der Intensität des ursprünglichen Contagiums, theils von atmosphärischen Verhältnissen abzuhängen scheint, so daß in Constantinopel in manchen Jahren von ihr nur wenige Individuen, in andern hunderttausende hingerafft werden, so hat sie sich auch damahls in der Moldau, Wallachei und Rumelien mit geringerer Stärke gezeigt. Zu ihrer Bekämpfung und endlichen Tilgung haben sodann eben so sehr die Bemühungen europäisch gebildeter Aerzte als auch die Wachsamkeit der russischen Oberbehörden mitgewirkt, indem diese, trotz der widerstreitenden Meinungen über die Natur der Krankheit, und trotz der Schwierigkeit, welche in dem Gange der Kriegsoperationen selber lagen, nicht aufhörten, wo es nur immer anging, geeignete Sicherungs- und Absperrungs-Maßregeln zu handhaben.

Der Verfasser, um sein Hirngespinnst von einer wallachischen Seuche, der er noch dazu alle Ansteckungsfähigkeit abspricht, zu rechtfertigen, geht noch weiter als es die Klugheit gebietet, indem er



in der letzten Abtheilung seiner Schrift, aus vielerlei, besonders von französischen Scribenten entlehnten und ohne alle Kritik als baare Münze angenommenen Angaben, den Schluß zieht: die Pest selbst ermangle der Contagiosität.

Schwerlich werden die betheiligten Regierungen, auf solche lose Behauptungen hin, ihre mit so großen Kosten und Opfern unterhaltenen, aber auch zum Segen für das übrige Europa in Kraft stehenden, schützenden Einrichtungen, vernachlässigen oder aufgeben.

### P a r i s.

bei Th. Ballimore (Verleger), Lausanne bei S. Chantrens 1844. Histoire de la Confédération Suisse, par Jean de Muller, Robert Gloutz-Blotzheim et J. J. Hottinger, traduite de l'allemand avec des notes nouvelles et continuée jusqu'à nos jours par M. M. Charles Monnard et Louis Vulliemin. — Tome quatorzième. XV und 609 Seiten in Octav.

Ein von den edelsten Gesinnungen gegen die Schweiz beseelter Buchhändler und Verleger, Herr Ballimore in Paris, gerieth auf den Einfall das von Müller begonnene, zweimahl durch den Tod, zum dritten Mahle durch eine schwere Krankheit unterbrochene nationale Denkmahl, in französischer Sprache wieder aufzubauen und zu vollenden, und lud zwei rühmlich bekannte Schriftsteller der französischen Schweiz, die Herren Monnard und Vulliemin, ein mit ihm an dem beabsichtigten Werke Theil zu nehmen. Dem guten Erfolge der großartigen Unternehmung traten aber bald Hindernisse in den Weg. Das vom großen Meister errichtete Denkmahl schien das Schicksal der Berner Doms-

Kirche theilen zu müssen, welche unvollendet blieb. Es fehlte zwar nicht an fähigen Baumeistern um es weiter aufzuführen, aber wohl an der nöthigen Unterstützung. Schon war Hr Ballimore im Begriffe seinen Plan aufzugeben, als ein glücklicher Umstand ihn zur Ausführung desselben einmuthigte, indem zwei patriotisch gesinnte Waadtländer, Hr Perdonnet und der General F. C. de la Harpe (und seit dessen Hinscheiden seine großmüthige Wittwe) zur Beförderung der Herausgabe des beabsichtigten Werkes die Hand boten und es weder an Aufmunterung noch an reeller Hilfe fehlen ließen.

Hr Prof. Monnard hat die von S. v. Müller und Gluz-Bloßheim verfaßten Theile (bis 1517) übersetzt, mit neuen Noten versehen, ferner mit einer, besonders abgedruckten, schätzbaren Lebensbeschreibung Müllers (231 S. in Octav), und einer biographischen Notiz über dessen unmittelbaren Nachfolger, bereichert. Hrn Bulliemin verdanken wir eine freie Uebersetzung von S. J. Hottingers 'Geschichte der Eidgenossen während der Zeiten der Kirchentrennung' (1517 — 1532), und die Fortsetzung (1532 — 1712) in drei Originalbänden, welche ins Deutsche übertragen werden. Hr Monnard übernahm die Vollendung des Werkes, die aus vier Bänden bestehen wird, von welchen wir den eben erschienenen ersten Band mit wahrer Freude begrüßen.

Die ununterbrochene Fortsetzung und baldige Vollendung der Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft verbürgen (nach menschlicher Berechnung) einerseits der schon dazu gesammelte Stoff, andererseits die Thätigkeit des Verfs, der gegenwärtig der historischen Wissenschaft lebend, seiner wichtigen Aufgabe mit Beharrlichkeit und Treue obliegt.

Seit längerer Zeit sammelte Hr Monnard Ma-

terialien zu seiner Arbeit, indem er mehrere Theile der Schweiz besuchte und den Forschungen mit Gewissenhaftigkeit, Wahrheitsliebe und unermüdetem Eifer oblag. Der Charakter dieses Mannes, seine Freundschaftsverhältnisse zu den ausgezeichnetsten Männern der Schweiz, und der patriotische Sinn vieler, die sich um sein Werk interessieren, verschafften ihm leichten Zutritt zu den Privat- und öffentlichen Archiven; so daß ihm die Sammlungen schriftlicher Urkunden jeder Art zu Gebote standen, und überdies mancher Besitzer von Handschriften, seltenen Büchern u. s. w. ihm dieselben mit der größten Bereitwilligkeit anvertrauten.

Die Geschichte der Schweiz im 18. Jahrhundert erhält ein besonderes Interesse dadurch, daß zu keiner andern Zeit die Regierungen sich mit einem tiefern Geheimnisse umhüllten. Die Erforschung der innigsten Gedanken der Regenten jener Zeit hatte für den neuen Geschichtschreiber einen Reiz, den auch seine Leser öfter empfinden werden. Das beobachtete Stillschweigen über Gedanken und Meinungen, die man im Rathsaale um so unverhohlener aussprach, als man sie auf immer verborgen wähnte, bürgt, wie Hr Monnard bemerkt, für die Glaubwürdigkeit der von ihm geschriebenen Geschichte. Triebfedern, Mittel und Absichten waren in den Quellen, aus welchen dem Forscher das Glück zu Theil ward unmittelbar zu schöpfen, seinem Auge dargelegt, wiewohl er bekennt, daß der lange mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckte Briefwechsel und die Verhandlungsbücher, ob sie gleich interessante Aufschlüsse über oben gedachtes Zeitalter geben, nicht immer das Räthsel lösen. Es wurde nicht Alles schriftlich verhandelt. So schickte z. B. der französische Gesandte seinen Secretär nach Luzern zu dem päpstlichen Botschafts-

ter, oder zu der Obrigkeit, um mündlich dasjenige zu verhandeln, was er dem Papier nicht anvertrauen wollte. Allein was der Geschichtsforscher in der Schweiz nicht erfahren konnte, das lehrte ihn das diplomatische Archiv in Paris. In Frankreichs Hauptstadt, wo Hr Monnard in dem von L. Ranke eben verlassenen Cabinette, durch die Erinnerung an diesen geistreichen Historiker gestärkt, fleißig arbeitete, bezeigte sich die wissenschaftliche Gastfreiheit nicht minder edelmüthig gegen ihn, als in der Schweiz. Die liberale Gesinnung der französischen Regierung, die ihm die Quellen der Vergangenheit erschloß, machte es ihm möglich denselben das Wichtigste für seinen Zweck zu entnehmen. Das Ergebnis seiner Untersuchungen in beiden Ländern war eine reiche Ausbeute, deren Hauptinhalt er dem Publicum mittheilt. Denn er wollte weder Denkwürdigkeiten noch die Geschichte der einzelnen Cantone, sondern die der gesammten Eidgenossenschaft, seit der brudermörderischen Schlacht bei Wilmergen und dem bald darauf zu Narau geschlossenen Landesfrieden schreiben. Abgesehen von den Umständen, welche Hrn Monnards Forschungen besonders begünstigten, war in einer andern Hinsicht seine Lage von der seiner Vorgänger ganz verschieden. Ihm erging es einigermaßen wie dem Tacitus, der den innern Zustand eines durch Bürgerkriege zerrissenen, durch heillose Umtriebe, Despotismus und Empörungen mit dem Untergang bedroheten Staates zum Gegenstande seiner Betrachtung nehmen mußte, während die früheren Geschichtschreiber erhabnere Ereignisse zum Inhalt ihrer Werke hatten. — In dem Zeitraum von fünf und siebenzig Jahren, zwischen dem katholischen Bund mit Ludwig XIV. und der französischen Revolution, welchen die zwei ersten Bände

umfassen, hatte Hr Monnard keine großen Begebenheiten zu erzählen, wenige hervorragende Charaktere zu schildern. Indessen sind die aus bisher unbenutzten Quellen geschöpften Erzählungen schon deshalb anziehend und belehrend, weil sie uns das traurige Bild schweizerischer Zustände nach dem heillosen Kampfe deutlich darstellen, und uns das menschliche Herz in seinen innersten Tiefen erblicken lassen. 'Die Begebenheiten, sagt der Verf., sind weder das einzige, noch das vorzüglichste Feld der Geschichte: unterhalb der Thatsachen bewegt sich die Welt der Ideen. Der Herbst des Jahres eines Volkes bietet wohl den reichsten Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen dar.' — Die Leser der vorigen Bände, bemerkt er ferner, mögen sich erinnern, in welchem Zustande der neue Geschichtschreiber die Schweiz aus den Händen des Mannes empfing, der ihre religiösen Zwiste erzählt hat. Durch Waffen und Zwietracht zerrissen, durch Siege und Niederlagen erschöpft, durch fremdes Gold und Fürstengunst entfittlicht, von jeder Thatkraft beraubt; aus Völkerschaften zusammengestellt, welche nicht mehr ein Volk sind, aus Landen bestehend, welche nicht mehr ein Vaterland bilden, zur Ohnmacht herab gesunken, lebt die Schweiz zwar noch, allein Erbitterung, Angst, Unbehaglichkeit ist es was sie durchzuckt. Sie bewegt sich noch, aber ohne Kraft; sie schreitet, aber nicht eines edelen Ganges. — Die scheinbar fortbestehende Eidgenossenschaft, welche das Gewissen Europas nicht aufhört die Schweiz zu nennen, leidet durch immer sich erneuernde Staatshändel, bald eines Cantons mit dem andern, bald der Obrigkeiten mit den Unterthanen, durch Umtriebe, Verschwörungen, Aufrühre, bis endlich das morsch gewordene Gebäude der alten Eidgenossenschaft beim ersten Stoß den es erleidet zusammenstürzt.

Der Verf. geht von dem Grundsatz aus, daß die Demokratie, mit ihren verschiedenen Gattungen und Formen das Lebensprincip der schweizerischen Völkerschaften ist; eine Ansicht, deren Richtigkeit durch die Geschichte des gesammten Schweizerlandes erwiesen ist, und auch von dem, im vorigen Jahrhundert berühmten, General von Zurlohen anerkannt wurde. Die Demokratie ist, nach unserm Geschichtschreiber, ein durch die Vorsehung den Schweizern vorgeschriebenes Gesetz, dessen Verletzung oder Nichtbeobachtung die Eidgenossenschaft ins Glend stürzte. Mit Aufhebung der auf Bürgertugend gegründeten Gleichheit ging die ursprüngliche Regierungsform zu Grunde. Im 18. Jahrhundert hatte das Uebel die höchste Stufe erreicht. Mit den großen Cantonen hatte die Aristokratie auf dem Schlachtfelde bei Wilmergen ihren Sieg gefeiert. Eine scharf gezogene Unterscheidungslinie trennte zwei Classen, welche gleichsam zwei verschiedene Menschenrassen bildeten, die eine zum Gebieten, die andere zum Gehorchen bestimmt. Bei dem Anblick der Unterthanenlande, konnte man bezweifeln, ob das Joch eines willkürlichen Herrschers schwerer drücke als der Despotismus der Republiken.

Der oben erwähnte Verfall der Schweiz, so traurig er an und für sich ist, erhält jedoch eine gewisse Größe, wenn man darin das erste Moment eines dreifachen Geschickes gewahrt. Die Schweiz ist der gänzlichen Auflösung nahe, und sucht unter ihren Trümmern ein gemeinschaftliches Band. Unter dem Drang äußerer Umstände gestaltet sie sich zu einer gekünstelten Einheit. Sie löset dieses lockere Band auf, und, zum ursprünglichen Föderalismus zurückkehrend, nimmt sie in ihre neue Laufbahn die wachsende Kraft eines mo-

ralischen Bandes mit. Dies sind die drei Hauptmomente der Geschichte der Schweiz in einem Zeitraum von hundert und zwanzig Jahren (1712 bis 1832), die drei Aufzüge des letzten helvetischen Dramas, der Gegenstand der neuen Bände, wovon der vierte das ganze Werk abschließen wird.

Wir haben es für nöthig erachtet, meist nach den Worten des Verfs, den Standpunct zu bezeichnen, von welchem er die Geschichte seines Vaterlandes betrachtet. Daß seine Aufgabe eine sehr schwierige sei, wird wohl Niemand in Abrede stellen. Aber er besitzt alle zur glücklichen Lösung derselben erforderlichen Eigenschaften. Der vor uns liegende Band zieht theils durch die Art der darin besprochenen Gegenstände, theils durch die Behandlung derselben, durch die Wahrheit und Treue der Erzählung, die Aufmerksamkeit auf sich. Es werden darin mehrere früher unbekannte Thatsachen mitgetheilt, nicht unwichtige, bisher noch dunkle Partien der vaterländischen Geschichte mit der Fackel der historischen Kritik beleuchtet. Was den Leser, außer dem inneren Gehalte des Werkes, befriedigen wird, ist die Gründlichkeit der Untersuchung und die Reife der Beurtheilung, die Einfachheit und Klarheit der Darstellung; der freie, durch kein Vorurtheil getrübbte Blick des Verfs, der Gleichmuth und die Selbständigkeit, womit er seine Ansichten ruhig und besonnen, aber auch unverhohlen darlegt; echter Freisinn mit wahren Patriotismus gepaart; ein fester Glaube an die Wahrheit der Geschichte und an die Macht dieser Wahrheit. Der Verf. verhält sich nicht passiv zu dem Lebensdrama der Schweiz, sondern er nimmt mit dem Zuschauer Antheil an demselben, je nachdem ein Charakter zu würdigen ist, Handlungen zu loben oder zu tadeln sind. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen

gehen wir zur Anzeige des Inhaltes gegenwärtiger Schrift über.

Im ersten Kapitel bespricht der Verf. die Verhältnisse der Schweiz zu den auswärtigen Mächten; das — durch den Karauer Frieden aus den Herzen nicht getilgte — gegenseitige Mißtrauen der Katholiken und Protestanten; den endlich, nach dem Tode des 70jährigen Leodegar, Abtes zu St. Gallen, des hartnäckigen Vertreters des Religionskrieges, mit dessen Nachfolger zu Baden geschlossenen Friedens, welchen der Papst beharrlich verwarf; die deswegen gepflogenen Unterhandlungen; den berühmten Udligenschwyler Handel, in welchem der ränkevolle Nuntius Passionei eine Hauptrolle spielte, oder den denkwürdigen Kampf der römischen Kirche mit der Staatsgewalt, die Eingriffe Roms in die Souverainetätsrechte und die Freiheit Luzerns. Es wird erzählt, wie die Obrigkeit dieses Ortes sich den Anmaßungen des päpstlichen Stuhles widersetzte, und sich weder durch den Bannstrahl einschüchtern, noch durch Kunstgriffe und Umtriebe irre leiten ließ; wie sie beschloß Gut und Blut zur Erhaltung erworbener Rechte aufzuopfern, und die Unabhängigkeit der Republik behauptete. — Darauf folgt die Geschichte der Zerwürfnisse in Graubünden, wo einerseits der Papst, andererseits Oesterreich seinen Einfluß zu gründen suchte, bis endlich durch Vermittelung zweier einsichtsvoller Männer, die Bern und Zürich dorthin sandten, Friede und gutes Einverständnis wieder hergestellt wurden. — Die Verfolgungen, welchen die Pietisten in mehreren Cantonen in jener Zeit ausgesetzt waren, werden nicht mit Stillschweigen übergangen.

(Schluß folgt.)



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 91. Stück.

Den 7. Junius 1845.

---

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Histoire de la Confédération Suisse, par Jean de Muller, Robert Gloutz-Blotzheim et J. J. Hottinger, traduite de l'allemand avec des notes nouvelles et continuée jusqu'à nos jours par M. M. Charles Monnard et Louis Vulliemin.'

Hiernach heftet der Verf. seine Augen auf den volksthümlichen Religionsinn, der sich hauptsächlich in den Sitten der kleinen demokratischen Republiken kund gibt. Auf einzelne, den Alpenbewohner bezeichnende Züge, folgt zuerst die Erzählung einer merkwürdigen, von zwei Jesuiten zu Stanz gehaltenen Mission; dann die Geschichte der Heiligsprechung des frommen Nikolaus von der Flüe, die bei jener Gelegenheit, für die ganze katholische Schweiz höchst wichtige Statt gesundene Feierlichkeit; endlich die Darstellung der Verhältnisse der Geistlichkeit zu den erwähnten Freistaaten.

Das zweite Kapitel handelt zuerst von der aristokratischen Tendenz einzelner Orte und Städte.

Hr Monnard zeigt deutlich, wie der im letzten Religionskrieg von den Protestanten erfochtene Sieg den großen, aristokratisch gesinnten Cantonen das Uebergewicht zusicherte, wie durch jenen Sieg die Tendenz zur Aristokratie gestärkt wurde und das Patriciat sich empor hob. Das republikanische Leben erlosch allmählich. Die kleineren Cantone blieben dem Einfluß der aristokratischen Richtung der größeren keinesweges fremd, wie der Verf. aus der Geschichte Nidwaldens und Appenzellen Inner-Rhoden nachweist. Schon im 17. Jahrhundert hatten die Patrizier in Nidwalden eine Familienregierung eingeführt, welche sie im folgenden zu befestigen suchten. In Appenzell Inner-Rhoden existierte ein 'Heimlicher' = oder Geheimer = Rath, über welchen die Appenzeller selbst wenig Auskunft zu geben vermögen; denn man kennt weder den Ursprung desselben, noch die Zeit seiner Entstehung, noch den Zweck seines Daseins und die Art seiner Zusammensetzung. — Wie die Cantone, so schritten auch die Städte zur Aristokratie. Titel und Auszeichnungen jeder Art schmeichelten den Herren, und bezauberten sogar Bauern und Hirten. Letztere trugen ein Wappen im Siegel, wenn sie auch nicht im Stande waren ein Briefchen zu schreiben. Die Bürgerschaften und Zünfte wollten alte Vorrechte behaupten und neue erzwingen. Daher Invalität und Streit, wie z. B. zwischen Winterthur und Zürich, Neuenburg und Balangin. — Die demokratischen Staaten übten über die Ortsschaften, welche unter ihrer Botmäßigkeit standen, eine herbe Herrschaft. 'Wie viele Streitigkeiten (ruft der Verf. aus), wie viele Verlegenheiten wären der Eidgenossenschaft erspart, wie viele Kräfte für das Gemeinwesen, für das gesammte Vaterland, erhalten, hätten die Ubrigkeiten die Bewoh-

ner ihrer Herrschaften als freie Männer, als gleiche Bürger betrachtet!' Mißbrauch der Gewalt veranlaßte den Aufstand der Werdenberger gegen Glarus, — ein wichtiges Ereigniß, über welches Hr. Monnard zum Theil ganz neue Aufschlüsse gibt —, die Empörung der Einwohner des Fleckens Wilchingen gegen Schaffhausen, ein heftiger Streit, der endlich — durch Dazwischenkunft Oesterreichs, dessen Schutz zum Nachtheil der nationalen Unabhängigkeit anzurufen, Schaffhausen kein Bedenken trug — zu Gunsten dieser Stadt beigelegt ward.

Bern regierte das Waadtland wie ein erobertes Land. War die Herrschaft dem Aeußern nach eine milde, so gab sie doch zu verschiedenen Klagen Anlaß. Zwar lehnte sich das Volk am Leman nicht gegen Bern auf, und dennoch schien selten ein Staat mit dem Abfall einer schönen, eintraglichen Provinz ernstlicher bedroht als Bern damals. Was geschah war das Werk eines einzigen Mannes, des noch immer zu wenig bekannten Davel, über welchen wir hier eine Menge neuer und interessanter Mittheilungen erhalten.

Das dritte Kapitel enthält den heillosen Streit zweier Parteien, der Harten und Linden, in Appenzell Auser-Rhoden, der lange währte und beinahe in einen förmlichen Bürgerkrieg ausgebrochen wäre.

Auch Zug war in derselben Zeit der Schauplatz der Parteiwuth. In vier von einander unabhängige, jedoch vereinigte Gemeinden (Zug, Angeri, Menzingen und Baar) getheilt, welche über das Gemeinwesen nicht in einer allgemeinen Versammlung, sondern einzeln berathschlagten, bildete der Freistaat Zug eine Art Föderativstaat, in welchem ein Princip der Ungleichheit, nämlich das Uebergewicht der Stadt und die Vorrechte der Adels-

geschlechter, besonders der Zurlauben, in den Landgemeinden Unwillen erregten. Die drei Landgemeinden zählten für  $\frac{2}{3}$ , Zug für  $\frac{1}{3}$ ; ein heillosler Unterschied zwischen dem Bürger und dem Landmann, wegen dessen einst die drei Gemeinden die Stadt verstoßen und einen eigenen Canton bilden wollten.

Die Flamme des Aufruhrs loderte gleichzeitig in Wallis, und es war nahe daran, daß sie einen Bürgerkrieg angezündet hätte. Oberwallis lehnte sich gegen die Regierung und den Bischof auf, und begehrte eine gänzliche Umgestaltung der Regierungsform, die Verminderung der obrigkeitlichen Gewalt, und der Herrschaft des Hochstiftes, durch Einführung einer Landsgemeinde. Diese Reibung war die natürliche Folge früherer politischer Verhältnisse der Walliser (S. Götting. gel. Anz. 1844. 104 St.). Es blieb aber nach einer Demonstration Alles beim Alten. — Jener Vorfall ist bloß ein Auftritt des langen politischen Dramas, das sich in jüngster Zeit nur verwickelt, nicht entwickelt hat. — Hieran knüpft der Verf. die Darstellung des Kampfes der Aristokratie und Demokratie in Genf und der in Basel ausbrechenden Gährung, die erst durch das Einschreiten Frankreichs beseitigt werden konnte.

Das vierte Kapitel handelt von dem Bündnisse der Schweizer mit Frankreich, von dem auswärtigen Dienste seit 1715, von den Capitulationen und deren verderblichen Folgen für das gesammte Vaterland (im letzten Jahre des österreichischen Successionskrieges befanden sich über siebenzig tausend Schweizer unter den Fahnen fremder Mächte); ferner, von Collisionen und diplomatischen Verwicklungen, welche durch den fremden Dienst entstanden; endlich von dem Einfluß Frankreichs über die Schweiz.

Das fünfte Kapitel erzählt den vierzigjährigen Streit der Toggenburger mit dem Fürstbiste von St. Gallen, dessen Unterthanen sie waren. — Der Friede konnte erst im Jahre 1759, durch Dazwischenkunft Frankreichs und der Stände Zürich und Bern zu Stande kommen.

Wichtiger ist der 1749 unternommene Sturz der aristokratischen Regierung Berns. Mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts erneuerte sich in Bern der alte Streit zwischen Bürgern und Patriciern, oder der Bürgerschaft und Oligarchie. Im Jahre 1710 verlangten mehrere Bürger in einer Denkschrift an den großen Rath Herstellung der alten, für das 18. Jahrhundert nicht mehr passenden, Verfassung; Kerker und Verbannung traf die Unzufriedenen. Als darauf im Jahre 1744 27 demokratisch gesinnte Bürger in ehrfurchtsvoller Bitte die Abschaffung großer Mißbräuche und die Herstellung alter Rechte der Bürgerschaft begehrteten, wurden die Einen auf zehn, Andere auf fünf Jahre des Landes verwiesen, noch Andere zu geringeren Strafen verurtheilt. Die Regierung, ein Muster aristokratischer Herrschaft, glaubte um so mehr ihre Macht genug befestiget, um jedem Revolutionsversuche trohen zu können, da sie unlängst, in einer Hungerstoth, durch Oeffnung des Speichers und billigen Verkauf des Kornes die Herzen der niederen Classen gewonnen hatte, und überhaupt im In- und Auslande Achtung genoß. Von Veränderungen im Staatswesen und Verbesserungen war keine Rede. Die Bürger mußten sich nach wie vor Bedrückungen jeder Art von ihren Herren gefallen lassen, die sich — mit Ausnahme Einzelner — durch Titel- und Herrschsucht, durch Reichthum, Pracht und Stolz auszeichneten, die besten Aemter ihren Söhnen, Verwandten und

Günstlingen ertheilten, niedere, wenig einträgliche Stellen aber den schlichten Bürgern bewilligten: 'Man muß den Bürgern die Federn ausreißen, damit sie nicht fliegen können,' sollen die hochherzigen Patricier öfters gesagt haben. Im J. 1755 waren nur sieben und siebenzig Familien durch die zwei hundert neun und neunzig Mitglieder des großen Rathes vertreten, und dieß sogar in einem auffallenden Misverhältnisse; denn vierzehn Geschlechter sahen hundert sieben und zwanzig der Ihrigen im hohen Rathe. Bei einem solchen Ausbeuten der Souverainität war die Aufnahme des Göttinger Professors Albrecht Haller, den die Nachwelt durch den Beinamen des Großen verewigt, in den großen Rath seiner Vaterstadt, ein geringer Ersatz. Man hat es öfters in Abrede gestellt, und dennoch scheint es urkundlich erwiesen, daß das Abzeichen der Rathsherrnwürde bisweilen verkauft, auch wohl als Heirathsgut gegeben worden.

Unter den zu fünfjähriger Verbannung verurtheilten Bittstellern von 1744 befand sich Samuel Henzi, der Sohn eines unbemittelten Pfarrers, wissenschaftlich gebildet und nicht ohne Talent. Keiner blickte so tief wie er in die Gebrechen der Regierung, die er durch offene Gewalt zu beseitigen sich entschloß. — Die Darstellung dieses Gegenstandes gehört zu den interessantesten Partien des vor uns liegenden Werkes. Die Hauptfiguren sind mit dem Talente eines Künstlers gezeichnet, der sich in der Schule eines Sallust gebildet hat.

Nach den Trauergeschichten von Bern vernahm man bald die unglückliche Empörung der Einwohner des Val Leventina oder Livinenthals. Mit Milde beherrschte Uri dieses, im 15. Jahrhundert

erworbene Thal. Eintracht herrschte zwischen Herren und Unterthanen bis ins 18. Jahrhundert. Bei einer Veranlassung, wo Uri einen begangenen Irrthum erkannte, gewährte dieser Stand den Leventinern neue Vorrechte und den Titel: 'Liebe getreue Landleute.' Sie wurden also für freie Leute anerkannt, ohne jedoch aufzuhören Uri's Unterthanen zu sein. Im Anfange des Jahres 1755 wurde im Thale die Ruhe gestört. Einige selbstsüchtige Männer, die sich Unordnungen in der Verwaltung des Waisengutes hatten zu Schulden kommen lassen, und die Uri deswegen aufforderte Rechnung abzulegen, klagten über diese 'Neuerung', leiteten das Volk irre, und lehnten es gegen Uri auf. Uri bewaffnete seine Mannschaft, zog mit derselben und eidgenössischen Hilfstruppen in das rebellische Thal und unterwarf es. Die Rädelshörer wurden gefangen. Dann begann das furchtbare Gericht über die ganze Völkerschaft. In Traido wurde das Volk aus allen Orten versammelt. Bei drei tausend Männer erschienen auf dem Platz, wo die Landgemeinde sich zu vereinigen pflegte. 'Da wurden dem Volke die verwirkten Rechtsame seiner Vorfahren, Ehren und Wehren genommen. Dann ward es verdammt, baarhüptig auf den Knien, Zeuge von der Hinrichtung seiner Häupter zu sein, und den Eid des Gehorsams an Uri zu schwören. Acht Männer des bestraften Thales gingen gefesselt, weil auf ihnen das Verbrechen der Empörung schwer lag, vor den heimkehrenden Fahnen Uri's her, und empfangen erst in Altorf den Todesstreich.'

Diese traurige Begebenheit wirkte zum Unglück des von Gott gesegneten Thales.

Das sechste Kapitel enthält die 'Organisation sociale et vie morale.' Zum Schluß

gibt der Verf. in einem Anhang (S. 563—609) bisher unedierte Briefe und andere Belege, für welche die Geschichtsfreunde ihm gewis ihren Dank zollen werden. H—y.

### S t. G a l l e n ,

bei Scheitlin und Zollikofer 1844. Untersuchungen über die Fauna Peruana auf einer Reise in Peru während der Jahre 1838, 1839, 1840, 1841 und 1842 von F. J. von Eschudi. Ite Lieferung. XXX und 20 Seiten nebst VI Taf. Abbildungen in Folio.

Peru, ohne Zweifel eines der interessantesten Länder des westlichen Continents, wurde vom Vf. während der genannten 5 Jahre besonders in zoologischer Hinsicht untersucht. Manche wichtige Resultate seiner Forschung hat derselbe bereits in verschiedenen Zeitschriften zum Gemeingut der Wissenschaft gemacht; das vorliegende Werk wird aber nach und nach die zahlreichen Entdeckungen und Beobachtungen durch die treuesten Abbildungen erläutert zur Deffentlichkeit bringen. Der Verf. betrachtet die Organismen nicht bloß als bestimmte Formen, sondern vielmehr faßt er selbige auch in ihrem Verhältnis zur gesammten Physiognomik des Landes auf, und in dieser Hinsicht entwirft derselbe ein schönes Bild von der organischen Schöpfungskraft Südamerikas: Eine lebensvolle Kraft setzt sich (in Osten) vom atlantischen Ocean in Bewegung, mächtig rückt sie nach Westen vor, üppig schaffend steigt sie am Ostabhange der Cordilleren empor, besiegt den Kamm dieses Gebirgszuges, aber schon geschwächt wälzt sie sich über die Hochebenen und die tiefer liegenden Thäler, in denen



sie neue Kraft sammelt. Mühsam erklimmt sie den Ostabhang der Küstencordillera, deren ewig beeiste Häupter oder tobende Feuerberge ihr eine Grenze zu setzen suchen, und nur mit letzter Kraftanstrengung reißt sie sich los, windet sich den Westabhang hinunter und erstirbt an der Küste des stillen Oceans. — Von Peru ist eine bestimmt in sich abgeschlossene Fauna aus dem Grunde nicht zu erwarten, weil die Grenzen des Landes in S. den Anfang des großen bolivianischen Plateau noch umfassen, im Osten aber die Grenzen gänzlich fehlen, und die unermesslichen peruanischen Urwälder mit den brasilianischen verschmelzen. Das Klima in den Tropen zeigt bei geringer oder großer Entfernung vom Aequator unter der nämlichen topographischen Länge nur sehr geringe Temperaturabweichungen, bleibt sich sogar mit sehr schwachen Abänderungen noch bis zu 30° S. B. gleich; und dem entsprechend ist auch eine Menge von Formen aus allen Thierclassen durch den größten Theil des südlichen Amerikas in den ihnen zusagenden Regionen verbreitet, — obgleich allerdings andere Formen eine noch größere und allgemeinere Ausbreitung haben, z. B. der amerikanische Löwe bis zu den kalten Theilen Nordamerikas. Manche Formen aber, und zwar solche, deren Existenz vorzüglich durch Localitätsverhältnisse bedingt ist, wiederholen sich in andern Ländern nicht und bilden demnach die eigentliche charakteristische Fauna des Landes, und zu ihnen gehören in Peru besonders mehrere Hautflügler, Raubthiere, Nager und Didelphen. — Alle Säugethiere, deren Existenz von einer reichen Vegetation, Sümpfen, großen Flüssen und erhöhter Temperatur abhängt, finden sich nur östlich von der Binnen- oder Mittelcordillera; die aber, welche

trockne, wenn auch sterile Gegenden nöthig haben, oder die ausschließlich oder doch hauptsächlich im Meere leben, nur an der Küstenregion, während die Familien, die bei nüchternen vegetabilischer Nahrung ein kaltes Klima vertragen, auf den Hochebenen der Andes ihre Heimath haben.

Die Zahl der Quadrumanen Perus beträgt 20, welche 3 Gattungen angehören und hauptsächlich in der Waldregion (2000 — 5500' über dem Meere) sich finden; Chiropteren gibt es 5 Genera mit 17 Species, — auch besonders in der Waldregion, — Raubthiere 10 Genera mit 25 Species, in allen Regionen, (wobei merkwürdig, daß die ganze Abtheilung der Insectivora in Peru und Brasilien und wahrscheinlich in ganz Südamerika fehlt) — Beutelthiere 1 Genus (*Didelphis*) mit 7 Arten, — Nagetiere 16 Gattungen mit 23 Arten (sehr allgemein verbreitet), — Bruta 3 Gattungen mit 6 Arten, — Dickhäuter 2 Gattungen mit 4 Arten, und Wiederkäuer 2 Gattungen mit 7 Arten. Es beträgt also die Zahl der Säugethierarten 109, welche 48 Gattungen angehören, wobei jedoch die Hausäugethiere und die Cetaceen nicht mitgerechnet sind; von jenen 109 Thieren hat der Verf. 16 selbst entdeckt. — Schweine, Pferde, Rinder, Ziegen und Schafe wurden nach der Eroberung von Peru durch die Spanier eingeführt; die ersten 3 sind verwildert und zwar die Schweine besonders in der Küstenregion, Rinder in der Gejaregion (5500 — 8000' über d. M.), die Pferde in der Punaregion (11000 — 14000' über d. M.); von verwilderten Schafen und Ziegen sind dem Verf. keine Beispiele vorgekommen.

Die diesem Hefte beigegebenen Abbildungen lie-

fern 4 Chicoptere, 1 Nasua und 1 Staria, — wozu die Beschreibung aber annoch fehlt. — Das ganze Werk wird aus 12 Lieferungen, jede mit 6 Tafeln Abbildungen, bestehen, deren rasche Folge sehr wünschenswerth ist. Berthold.

### B e r l i n .

Im Jahre der 4. Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Verlag von G. Eichler. Martin Luthers Werke. Vollständige Auswahl seiner Hauptschriften. Mit historischen Erläuterungen, Anmerkungen und Registern, herausgegeben von Otto von Gerlach, Lic. Theol., Prediger an der S. Elisabethkirche in Berlin. Erste Abtheil. Martin Luthers reformatorische Schriften. 10 Bändchen in kl. Octav. Jedes Bändchen mit einem Bildniß von Männern der Reformationszeit, Theologen und Fürsten.

Unsere deutsche evangelische Kirche ist volle drei hundert Jahre über Luther hinaus. Das ist ihr Lebensfortschritt, den er selbst gewollt. Aber in diesem Fortschritt kann sie doch nimmer von dem Manne loskommen, auch wenn sie seinen Namen nie getragen hätte; auch der Theil nicht, der mehr von der Reformation, als dem Reformator genannt sein will. Wenn sie auch könnte, sie dürfte es nicht. Die Regel des Fortschritts, die wahre Lebenskunst der Kirche ist, je mehr sie sich von ihrem Anfang zeitlich entfernt, desto mehr auf ihn, als ihren Quellpunct, innerlich zurück zu kommen, ihn immer von Neuem zu bedenken und auszuschöpfen, die Weisungen und Weissagungen ihrer Stiftung immer besser zu verstehen und vollkommen zu er-

füllen. Dies gilt, wie von der christlichen Kirche überhaupt, so von der evangelischen insbesondere.

Hiernach ist es mehr, als Dankbarkeit, auch mehr, als historisches Interesse, daß unsere deutsche evangelische Kirche, besonders seit dem Jubeljahre 1817, das Gedächtnis des großen Reformators wiederholt erneuert hat, seine Schriften emsiger wieder studiert, neu auflegt, neu verbreitet. Aus innerem Lebenstriebe, im Fortschritt des Lebens geschieht dies Alles, und geschieht nur so auf die rechte Weise.

Zu dieser rechten Weise aber gehört, daß man Luthers Wort und Werk, seine Person und Geschichte recht versteht, d. h. im rechten Grund und Zusammenhang, das Vergangene und Vergängliche von dem Unvergänglichen und immer fort Lebendigen in ihm unterscheidet und sich so aus seinem Geiste und an demselben erbauet, kräftigt, fortbildet. Wer über ihn nicht hinaus kann, schlechthin bei ihm stehen bleibt, ist nie recht lebendig bei ihm gewesen. Wäre eben die rechte Art nur, die Kirche bei ihm festzuhalten, schlechthin an ihn zu binden, ohne sie durch ihn selbst wieder frei von ihm zu machen, so wäre er eben längst sammt seiner Kirche rein vergangen. Die Geschichte hat bereits darüber gerichtet. Man überhöre ihren ernstestn Spruch nicht, der dahin lautet, daß wer Luthers Wort und Werk ungeistig und ungeistlich gebraucht, aus dem für lange Jahrhunderte wirksamen und belebenden Reformator in grausamer Ironie ein vorübergehendes Sectenhaupt oder einen tödtenden Buchstaben-Schulmeister macht. Haben wir das nicht erfahren?

Wir müssen es an der vorliegenden Ausgabe rühmen, daß sie aus Luthers Schriften für das

evangelische deutsche Volk zwar eine Auswahl macht, aber eine vollständige Auswahl seiner Hauptschriften. Frühere Sammlungen der Art waren zugleich meist nur Auszüge, welche immer etwas Individuelles, Willkürliches behalten, die Freiheit des Lesers durch besondere Zwecke und Gesichtspuncte beschränken und es zu keinem rechten Verständnis, welches nur im Zusammenhange des Ganzen liegt, kommen lassen. Auch ist zu loben, daß der Herausgeber dem allgemeineren Verständnis durch historische Einleitungen und Anmerkungen zu Hilfe gekommen ist. Diese, wie derselbe bemerkt, von Andern geschrieben, entsprechen durch Kürze, Klarheit und Popularität ganz ihrem Zwecke.

Diese erste Abtheilung umfaßt die reformatorischen Schriften, anfangs, wie es scheint, auf 8 Bändchen berechnet; es sind aber 10 daraus geworden. Die Schriften sind chronologisch geordnet und in die üblichen Perioden der Reformationszeit vertheilt. Auch sind die Actenstücke der Hauptbegebenheiten aus den Briefen und Bedenken Luthers mit aufgenommen, was wir für sehr zweckmäßig halten müssen. So ist diese Abtheilung eine Art von documentierter Lebensgeschichte Luthers oder Reformationsgeschichte vom biographischen Standpuncte geworden. Man kann daraus sehen, was ein wahrer Reformator ist, was für ein hervorragender Geist dazu gehört, kein Kind des Tages, sondern ein Mann aus ganzem Stück, ein Mann der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, eben so tief gelehrt, als fromm, der die Schule kennt und die Kirche und das Volk aus dem Grunde versteht. Sapienti sat!

Der Abdruck ist, so viel wir haben sehen können, correct, aus Walchs Ausgabe gemacht.

Die Sammlung soll aus 4 Abtheilungen bestehen. Die zweite wird die exegetischen Arbeiten (das Meiste in Auszügen), die dritte Predigten Luthers, die vierte gleichsam Miscellaneen (manche der Vorreden, Auszüge aus den Tischreden, Briefe Luthers) enthalten.

Der Verleger, der auch mit seinem Herzen dabei zu sein scheint, hat zur Erleichterung der Anschaffung, angeordnet, daß jede Abtheilung und jeder einzelne Band (zu 10 Silbergroschen) gekauft werden kann.

Indem wir sonach das Werk — eben zur rechten Verbreitung und Würdigung unseres großen Reformators und deutschen Kirchenvaters (er ist der einzige durch und durch deutsche Kirchenvater) dem evangelischen Volke empfehlen, können wir nicht unterlassen, darüber zu klagen, daß wir immer noch keine, der gegenwärtigen gelehrten Theologie, ihren Bedürfnissen und Forderungen entsprechende Ausgabe von den sämtlichen Werken Luthers haben. Walchs Ausgabe genügt in keiner Art mehr. Darüber werden alle einig sein. Wir bedürfen eine kritische, diplomatische Ausgabe, von kunstgeübter Hand. Die Schweizer haben ihrem Zwingli das Ehrendenkmal einer solchen Ausgabe bereits gesetzt. Wollen die Deutschen mit ihrem Luther zurück bleiben? Dr de Wette hat einen schönen Anfang mit seiner Ausgabe der Briefe Luthers gemacht. Soll es in diesem Geschlecht dabei bleiben? Gewis nicht!

Dr Carl Eduard Förstemann in Halle gibt so eben heraus: Dr Martin Luthers Tischreden oder Colloquia so er in vielen Jahren gegen gelahrten Leuten, auch fremden Gästen und seinen Tischgesellen

geführt, nach den Hauptstücken unserer christlichen Lehre zusammen getragen. Nach Murifabers erster Ausgabe, mit sorgfältiger Vergleichung sowohl der Stangwaldschen als der Selneccerschen Redaction, herausgegeben und erläutert. Erste Abtheilung, Leipz. 1844. 8. Gebauersche Buchhandlung.

Eine treffliche Ausgabe! Der Mann ist der rechte Mann, er kommt, wie gerufen, der deutschen evangelischen Kirche der Zeit zu helfen, daß sie ihre Schuld gegen den großen Namen abträgt.

Die Schrift hat einen zweiten Titel, darauf steht: Dr Martin Luthers sämtliche Schriften. XXII. Band. Also der Anfang am Ende! — Ich bin in den Buchhändleranzeigen nicht recht bewandert. Es kann sein, daß die Gesamtausgabe, worauf der Titel hinweist, bereits angekündigt ist. Aber man sollte von dem Unternehmen mehr hören und sprechen und helfend dazu thun, daß Luthers Sterbejahr nicht vergeht, ohne daß das Werk einer wahren Gesamtausgabe sicher gestellt ist. Wir wollen nicht fürchten, daß es bei jenem stillen Titel bleibt. Herr Dr Förstemann sei hierdurch gebeten, das edle Unternehmen, welches er still angekündigt, zu einem lauten Nationalwerke unserer Kirche zu machen, welcher mit solchen Werken des gelehrten Fleißes und der Pietät mehr gedient sein wird, als mit dem streitsüchtigen Stolzieren auf Luthers Namen und mit diesem und jenem Worte von ihm in den Tagesblättern.

Lücke.

L e i p z i g,

bei Ernst Geuther. Der Ultramontanismus oder

die römische Kirche und die neuere Gesellschaft. Von Edgar Quinet. Aus dem Französischen übersezt von Sigismund Eduard Pföhner. XII und 148 Seiten in Octav.

Ein Büchlein, wie die Gegenwart es liebt, geistreich und deshalb verführerisch, elegant, witzig, aber nicht immer mit besonnener Kritik abwägend. Der Verf. überstürzt sich in Reflexionen und Resultaten, aber letztere ermangeln häufig der klaren Begründung. Wie ein Blitz durchzuckt er die Vergangenheit, läßt hier und dort auf Vorsprünge und scharfe Ecken die volle Beleuchtung fallen und überspringt die bedingenden Mittelglieder. Im leichten, gewandten Spiel wirft er sich neckend, spottend, vernichtend auf den Gegner; jede rasch in seiner Seele aufsteigende Anschauung wird ebenso rasch und gewandt in Worte gekleidet. Andererseits tritt bei mehr als einer Gelegenheit die Frucht eines ernstesten historischen Studiums hervor. Scharfe Ueberblicke, in denen Oberflächlichkeit mit Tiefe wechselt, viel Declamation und viel Wahrheit. Daß Frankreich unbedingt als Mittelpunkt aller kirchlichen und politischen Gestalten in dem Staatenleben Europas hingestellt wird, überrascht weniger, als daß Göthe 'die zauberische Gabe, den Volksmassen Leben und Feuer mitzutheilen' von Voltaire erlernt haben soll und Lord Byron nur als Schüler Rousseaus aufgefaßt wird.

Diese wenigen Worte werden genügen die Aufmerksamkeit des Publicums auf diese Abhandlung Quinets hinzulenken, welche auf musterhafte Weise ins Deutsche übertragen vor uns liegt. Hav.

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 92. Stück.

Den 9. Junius 1845.

---

### G ö t t i n g e n .

Die im November 1841 mit 63 Präparaten begründete pathologische Sammlung zählt jetzt 954 Nummern, nämlich:

- 345 Präparate in Weingeist,
- 138 getrocknete Präparate,
- 357 Concremente und Aehnliches,
- 12 Nachbildungen in Wachs, Gyps &c. und
- 102 Zeichnungen, Kupferstiche u. dgl.

Sie verdankt diese rasche Zunahme hauptsächlich den Pathologicis, welche sich früher im Königl. Museum, im Blumenbach'schen und im Oslander'schen Cabineten befanden und ihr einverleibt wurden; doch erhielt sie auch zahlreiche Beiträge von den Sectionen, die an meiner Klinik vorkamen, und durch die Güte naher und ferner Collegen, der Hrn DD. Spangenberg, Kaufmann, Hausmann, Wöhler, Berthold, Ruete, Vogel, v. Siebold, B. Langenbeck, Häser, Broers, Gercke, Münchmeyer B. u. S., Lünemann, Krämer, Staub, Fäsebeck, Hennecke, Rincke, Wiechers, Lohmann, Brandes,

Harnier, Döbner, Döring, Heins, Bloedau, Rosenstein u. s. w. Die mit diesen Namen bezeichneten Geschenke machen nicht den kleinsten und uninteressantesten Theil unserer Sammlung aus, und indem ich den freundlichen Gebern im Namen des mir anvertrauten Institutes öffentlich Dank sage, hoffe ich, daß ihr Beispiel unter den zahlreichen Schülern der Georgia Augusta noch recht viele Nachahmer finden werde.

Die Sammlung füllt gegenwärtig 8 Schränke. Sie ist genau katalogisirt und geordnet. Der Zugangskatalog enthält die Krankheitsgeschichten der Individuen, von welchen die Präparate stammen, oder was sonst von Notizen über dieselben aufzufinden war. Es steht das Cabinet den Studierenden auf Verlangen offen und wird sowohl von Herrn Professor Vogel für seine Vorlesungen über pathologische Anatomie, als von mir zur Erläuterung meiner Collegien benutzt: obgleich es noch im Entstehen begriffen ist und sich nicht mit den reichen Sammlungen anderer Hochschulen messen kann, enthält es doch schon zahlreiche instructive und manche seltene Exemplare und hat dem Unterrichte bereits wesentliche Dienste geleistet.

Der Realkatalog bringt die 954 Präparate, von denen 709 vom Menschen, 234 von Thieren und 11 von Pflanzen kommen, in 16 Abtheilungen.

Die erste derselben (A) umfaßt kranke Knochen (101 Nummern). Es befinden sich unter ihnen mehrere schöne hydrocephalische Schädel, Köpfe mit Hieb- und Schußwunden, Beispiele von Caries des Schädels, der Gesichtsknochen, der Gelenke u. s. w., Exemplare von Hyperostose, Rhachitis, Osteomalacie und Necrose, verschiedene Mißbildungen des Sternum, gut und schlecht geheilte Knochenbrüche 2c. 2c. Besonders interessant sind

aber eine große Exostose des Stirnbeins, welche über 2 Pfd. wiegt, von J. P. Frank dem hiesigen Museum geschenkt und von Kömhild (Diss. inaug. Gött. 1800) beschrieben wurde, eine eigenthümliche durch Favus hervor gebrachte Porosität der äußeren Tafel des Osis parietalis, welche ich von Prof. Broers in Leyden erhielt, und eine Zerstörung der obersten Halswirbel von einem 15jährigen scrophulösen Mädchen, durch welche der Processus odontoideus ins Foramen magnum drang und durch Compression der Medulla oblongata tödtete. Beachtenswerth ist auch die Sammlung von kranken Zähnen, welche größtentheils aus Osianders Cabinet übernommen, unter 19 Nummern über 400 Stück enthält. Von der großen Hyperostosis capitis, welche in Darmstadt aufbewahrt wird, ist ein Gypsabdruck vorhanden.

Die zweite Abtheilung (B) enthält krankhafte Veränderungen des Nervensystems und der Sinneswerkzeuge (30). Die meisten der hieher gehörigen Präparate gehen das Gehirn an: wir besitzen Exemplare vollkommener Acephalie, der Hemicephalie und des Gehirnbruchs, 2 Gehirne hydrocephalischer Kinder, Beispiele von Apoplexia sanguinea, Meningitis, Tuberkeln und Skirrhcn des Gehirn's, Verknochcrungen der dura mater von beträchtlichem Umfange, Echinococccn an der Arachnoidea eines alten Mannes, Cysticerken im Gehirne eines Hundes u. s. f. Dagegen fehlen der Sammlung fast alle pathologischen Anomalien der Medulla (2 spinae bifidae sind aufgestellt) und der peripherischen Nerven und Ganglien: auch ist sie arm an kranken Sinnesorganen. Wir besitzen zwar durch die Güte des Hn Prof. Berthold die große schalenförmige Verknochcrung aus dem Auge, welche Haller (Opuscula patholog.

obs. 65) als officirierte Retina beschrieb, und Hr Prof. Häser in Jena hat uns mit einem melanotischen Krebse des Auges beschenkt: allein außer diesen beiden Cabinetstücken haben wir nur noch einige kataraktöse Linsen, das Auge eines mondblindes, Gehörknöchelchen, die einem an Scharlach leidenden Kinde ausgeitert, und dgl., im Ganzen 6 Nummern.

Reicher ist die dritte Classe (C) mit Präparaten des Gefäßsystems (39) ausgestattet. Fast alle Herzkrankheiten sind repräsentiert, Hypertrophie und Atrophie, Erweiterung und Verengerung, Cor villosum und Verwachsung des Herzbeutels, Cardiorrhesis, Verdickung und Verknochnerung der Klappen, Herzpolypen u. s. w. Besonders bemerkenswerth ist das Herz eines 6jährigen Knaben mit offenem Foramen ovale und einer dem Finger zugängigen Perforation des Sept. ventriculorum, bei welchem dessenungeachtet die Erscheinungen der Blausucht erst 2 Jahre nach der Geburt eintraten, und jenes einer 43jährigen, von Hrn Dr Hennecke zu Goslar behandelten Frau, in dessen beiden Hälften sich durch chronische Endocarditis 12 eitergefüllte Kysten von der Größe der Kirschkerne bis zu der einer Wallnuß zwischen den Trabeculis carnis gebildet haben: Patientin starb hydropisch. Hierzu kommen noch 3 große Aneurysmen der Aorta (2 von Hrn Prof. Ruete), ein offener Ductus Botalli, eine abnorm (aus der Aorta) entspringende Art. thyreoidea inferior, durch plastisches Exsudat verschlossene Subclavia, zahlreiche Ossificationen manigfacher Schlagadern, Producte der Phlebitis u. s. f.

Von den Krankheiten der Stimm- und Athmungsorgane, welche die vierte Abtheilung (D) bilden, (40) sind namentlich die des

Kehlkopfes gut vertreten. Eine Reihe von 10 Präparaten gibt einen Ueberblick der verschiedenen Grade des Croup; es finden sich einfache, tuberculöse, typhöse und krebshafte Kehlkopfgeschwüre, eine Laryngostenose (*Oedema glottidis chronicum*), Narben im Larynx und der Trachea nach syphilitischen Exulcerationen, Verkücherungen der Knorpel in verschiedenen Graden, die Luftwege eines Mannes, der sich die Kehle abschnitt, und dgl. mehr. Minder zahlreich sind die krankhaften Veränderungen der Bronchien, doch haben wir ein ausgezeichnetes Beispiel sackförmiger Erweiterung, schöne baumförmige Pseudoplasma, welche ein 50jähriger Mann Monate lang von Zeit zu Zeit expectorierte, und die Bronchien eines Widderes mit *Strongylus filaria*. Entzündung, Emphysem, Tuberculose und Melanose sind die Krankheitsvorgänge, welche uns Lungenpräparate geliefert haben, und hiezu kommen noch eine Verkücherung der Pleura und zwei Kröpfe mit großen Colloidmassen.

Die fünfte Classe (E), pathische Anomalien der Verdauungsorgane enthaltend, zählt viele Nummern (77). Maligne, pilzhaltige Aphthen der Mundhöhle, eine Pseudomembran im Oesophagus eines Typhösen, welche ebenfalls aus Fadenpilzen besteht, ein Skirrhus und eine Gangrän der Speiseröhre sind die interessanteren Veränderungen im Anfange des Dauungskanals: es hat die Sammlung 7 Exemplare von Magenkrebs, 5 von perforierenden Geschwüren dieses Organs, deren eines Verwachsung des Fundus ventriculi mit der Rippenwand und Erweichung der Rippenknorpel durch die Dauungssäfte bedingt hatte, eine große Federgeschwulst vom Magen einer Gans, Magentuberkeln u. s. w.; vom Darne sind Stücke mit Di-

vertikeln, Invaginationen und Verschlingungen, Verwachsungen durch plastische Exsudate, Hypertrophien, typhöse, tuberculöse und krebssige Entartungen, schöne Alveolarkrebse, Bandwürmer noch im Darne gelagert, eine Perforation durch Erweichung u. s. w. aufgestellt; von der Leber finden sich fettige Degeneration und Cirrhose, Markschwämme, Skirrhien und Schinococcenkyste, eine Nähnadel im Parenchyme, mit Gallensteinen gefüllte Gallenblasen u. dgl., von der Milz ungewöhnliche Spaltung, Tuberkeln und Geschwüre, von den meseraischen Drüsen tuberculöse und markschwammige Entartung und Verkalkung, vom Peritoneum Faserstoffersudate, Hydatiden und Krebse. Nur an den Speicheldrüsen und dem Pankreas haben wir, so lange die Sammlung besteht, keine krankhafte Veränderung gefunden, welche des Aufbewahrens werth gewesen wäre, und auch von Auswärts hat man uns nichts auf diese Gebilde Bezügliches zugesandt.

Arm ist das Cabinet an Präparaten von den männlichen Geschlechtstheilen (F). Zwei Missbildungen des Penis von neugeborenen Kindern, eine Phimosis, ein Cryptorchismus, ein Scirrhus der Vorhaut, ein Markschwamm und eine Vereiterung des Hodens und eine Hypertrophie der Prostata (im Ganzen 8 Nummern) sind Alles, was es besitzt.

In der siebenten Abtheilung (G) hingegen, aus den weiblichen Genitalien, befinden sich eine menschliche und zwei thierische Extrauterin-schwangerschaften, ein Hydrops und ein Scirrhus ovarii, eine schöne, aus 7 Präparaten bestehende Suite von Haar-, Zahn- und Knochenbildungen in den Eierstöcken, eine Hypertrophie, eine Verschwärung und mehrere Polypen, Fibroide, Blasen-

molen u. s. w. des Uterus, ein Scirrhus mammae vom Menschen, ein anderer vom Hunde &c. Die Schürze einer jungen Hottentottin und eine große Blutgeschwulst der rechten Nympe sind in Wachs nachgebildet. Wir zählen im Ganzen 27 Nummern.

Von den Harnwerkzeugen (H) ist unter andern (22) eine Verschmelzung beider Nieren von einem Kinde, sind Markschwämme, Tuberkeln, Steine, Erweiterungen, Hydatiden u. s. f. in den Nieren, ein offener Urachus von einem jungen Manne, eine Hypertrophia vesicae, eine Blase mit eingekysteten Steinen u. dgl. aufgestellt.

Die neunte Abtheilung (I), Veränderungen im Bewegungsapparate (17) enthaltend, zeigt mehrere überzählige Finger und Zehen von Menschen und Thieren, einen spontan abgefallenen Arm eines Kindes, eine durch Gangraena senilis losgestoßene Zehe, ein schönes Enchondrom der Hand u. dgl. mehr. Beachtenswerth sind die großen Massen in Adipocire verwandelter Muskelsubstanz, welche wir besitzen, namentlich der Oberschenkel einer in einem See bei Sezierzany in Polhynien gefundenen Leiche.

Ziemlich zahlreiche Präparate (44) haben uns die Haut und ihre Unhänge (K) geliefert. Wir besitzen Feuermale, Warzen, Leichdornen, Schwielen, Condylome, Scirrhomata, eine Reihe großer durch Desquamation abgetrennter Epidermisstücke, Hornschuppen der Ichthyosis cornea von Fr. Kroone, tatowierte Hautstücke, hypertrophische und sonst veränderte Nägel, Haare von Albinos u. s. f. und haben von Hrn Inspector Heinemann in Braunschweig 6 ausgezeichnet schön gearbeitete Nachbildungen verschiedener Hautaus-

schläge in Wachs. Besonders reich ist die Sammlung aber an Weichselzöpfen und an abnormen Hornbildungen. Von ersteren besitzt sie 3 ganze Exemplare und zwei Fragmente, von welchen ich eines der Dorothea Stielkraut aus Kups abschchnitt, die von Steinkühl (Würzburg 1817) beschrieben und abgebildet wurde: von letzteren aber sind 4 von Menschen, 1 vom Ohre eines Hundes und 1 am Kopfe einer Ente vorhanden. Das Größte unter den menschlichen Hörnern, welches Blumenbach 1821 von Prof. Günther in Duisburg erhielt, stammt von einer 73jährigen Frau, der es in ihrem 33sten Jahre nach der Exstirpation einer Balggeschwulst in 22 Monaten wuchs: es ist gegen 8" lang, spiralförmig gewunden und an der Basis  $\frac{3}{4}$ " dick. Das zweite Horn (gleichfalls aus Blumenbach's Sammlung) trug Anna Stubenhofer im Odenwalde. Es ist  $2\frac{1}{2}$ " lang und 1" dick. Die Kranke hat 5 solcher Hörner producirt, indem sie von Jahr zu Jahr abwarf. Kleiner sind die beiden andern Hornauswüchse von Menschen, welche das Cabinet von Herrn Leibmedicus Dr Spangenberg zum Geschenke erhielt, und von denen der eine einer 40jährigen Köchin, der andere einem 73jährigen Prediger hinweggenommen wurde. Das Hörnchen vom Ohre eines Hundes zu Die-marden bei Göttingen ist nur 11" lang, aber sehr zierlich gewunden, während der Auswuchs an der linken Seite eines Entenschädels, welchen Blumenbach 1821 von Pattensen, wo das Thier lebte, erhielt, über 1" lang, gerade, weiß von Farbe und verhältnismäßig ziemlich dick ist.

(Schluß folgt.)

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

93. 94. Stück.

Den 12. Junius 1845.

---

G ö t t i n g e n

Schluß des Berichtes über die pathologische Sammlung.

Die elfte Abtheilung (L) bilden die Entozoen, deren wir 57, 25 von Menschen und 32 von Thieren, aufbewahren. Wir verdanken namentlich Hn Dr Lünemann viele derselben. Unter denen vom Menschen befinden sich außer den gewöhnlichen *Cysticerci cellulosa*, *Echinococci* der Leber und des Gehirns und (durch Hrn Prof. G. v. Siebold) *Trichina spiralis*; unter denen der Thiere stehen Repräsentanten aller Familien und der verschiedensten Gattungen. Wir bewahren auch eine junge Blindschleiche und einen *Julus terrestris*, von denen nach glaubhaften Zeugnissen erstere einem Kinde nach manigfachen Beschwerden durch den Stuhl abging und letzterer nebst vielen andern von einer Frau zu Wehlar ausgebrochen wurde. Sie stammen beide aus dem Cabinet Dsianders.

Die zwölfte Abtheilung (M) umfaßt Concremente und fremde Körper und zählt 321

Nummern, 249 von Menschen und 72 von Thieren. Unter den Concretionen befinden sich 10 aus dem Gehirne, in spec. der Glandula pinealis, 1 (eine versteinerte Linse) aus den Sinneswerkzeugen, 10 aus dem Gefäßsysteme, vorzüglich Venensteine, 22 aus den Athmungsorganen, 30 (2 menschliche und 28 Darmsteine und Haarbälle von Thieren) aus dem Tractus intestinalis, 19 aus den Drüsen der Ghylopoese (7 Speichelsteine, 2 aus dem Pancreas, 4 aus der Milz etc.), 96 Gallensteine, 106 Harnsteine, 4 aus den männlichen und 3 aus den weiblichen Genitalien und 10 (Steine und Krusten) aus der Haut. Von den meisten Steinen hat Hr Prof. Vogel die chemische Zusammensetzung bestimmt, und in dieser Hinsicht am seltensten ist wohl eine große Concretion aus Lithofellinsäure, die in einer Apotheke unter den Bezoards gefunden, wahrscheinlich aus dem Darne eines Thieres stammt. Harnsteine aus Xanthin oder Cystin haben wir nicht. Dagegen findet sich manches durch seinen Ursprung oder sein Volumen ausgezeichnete Concrement. So haben wir einen Gallenstein vom Elephanten, Harnsteine vom Hasen, der Maus und dem Huhne, echte Gemsbälle und Bezoards, Pancreassteine vom Schweine, einen Speichelstein, ein Herzbeutelconcrement und mehrere Concretionen aus den Lufsfäcken vom Pferde u. dgl. mehr, und unter den Steinen, welche von Menschen stammen, sind vorzüglich ein Gallenstein, ein Nierenstein und ein Speichelstein durch ihre Größe bemerkenswerth. Der erste, nicht in der Gallenblase, sondern im vereiterten Leberparenchyme eines 56jährigen Mannes gefunden, hat den Umfang eines großen Apfels und wiegt 3 Unzen,  $6\frac{1}{2}$  Drachmen: der zweite, von der Größe und Gestalt der Niere, aus Harn-

säure bestehend und von einem Manne stammend, ist über 9 Unzen schwer, und der dritte, 15''' lang und 4½''' im Querdurchmesser haltend, wurde aus dem Ductus Whartonianus einer Frau geschnitten. Verhältnißmäßig groß sind aber auch die 20 Hautsteine, welche Hofrath Richter aus verschiedenen Körpertheilen eines gichtkranken Grafen nahm, die 6 Prostatasteine, welche Hr Leibmedicus Spangenberg in der skirrhösen Vorsteherdrüse eines mehr als 70jährigen Mannes fand, die 3 Harnsteine aus dem Prolapsus vaginae einer 46jährigen Frau (Stöller, Beobachtungen und Erfahrungen. Gotha. 8. 1777. 2te Beob. u. 1 Taf.), die Vorhautsteine, welche 20 an der Zahl einem Knaben ausgezogen wurden u. s. w. Besonderes Interesse bekommen aber viele unserer Concretionen noch durch die Krankheits- oder Operationsgeschichten, welche wir zu denselben besitzen. Wir haben 13 Harn- und 11 Gallensteine, die (manche auf sehr ungewöhnlichen Wegen) spontan abgegangen sind, und unter den letzteren mehrere von 2 — 6 Drachmen Schwere, z. B. den, welchen Meier in seinem Programme an Zimmermann (Hann. 1768) beschrieb und abbildete, und einen noch größeren von der Gestalt und dem Umfange einer großen Pflaume, welcher 1774 einer 75jährigen Frau zu Hoya kurz vor ihrem Tode abging und den R. A. Vogel damals von Dr Hansen, der die Frau behandelt hatte, erhielt. Von 14 unserer Blasensteine aber wissen wir, daß sie durch den Steinschnitt, von einem, daß er durch die Lithotritie zu Tage gefördert worden, wann und von wem sie ausgezogen wurden, und welches der Erfolg der Operation gewesen. Den Concrementen reihen sich Proben von Zucker aus dem Harn dreier Diabeteskranker, Cholestearin aus Gallensteinen und aus

der Flüssigkeit einer Ovariumswassersucht, mehrere ungewöhnliche Harnsedimente und dgl. an. Von fremden im menschlichen oder thierischen Organismus gefundenen Körpern sind außer verschiedenen im Tractus vorgekommenen Kirsch- und Pflaumenkernen, Nadeln, Metallstücken u. s. f. eine Nähnadel aus dem Herzen einer Kuh, ein Grashalm aus der Glandula submaxillaris eines jungen Menschen, der Draht eines Hosenträgers aus einer tödtlichen Schußwunde der Lunge u. dgl. aufbewahrt.

Die dreizehnte Rubrik führt die Ueberschrift *Microscopica* (N), enthält aber bis jetzt nur drei Nummern, mehrere Exemplare von Favuspilzen, Fadenpilze aus Aphthen und 2 Krähmilben. Hr Prof. Vogel hat zwar in der letzten Zeit noch mehrere andere pathologische Objecte für das Mikroskop zugerichtet: wir wollen sie aber der Sammlung nicht eher einverleiben, als bis wir überzeugt sind, daß sie sich conservieren lassen.

In der vierzehnten Abtheilung (O) stehen thierische Mißbildungen (55), theils aus Blumenbachs und Oslanders Cabinet, theils aus dem Königl. Museum an die pathologische Sammlung übergegangen. Zahlreiche Doppelmisgeburten und selbst verwachsene Drillinge (vom Schweine), viele Monophthalmien, Gaumenspalten, Beispiele von fehlenden Augen, Unterkiefern, Extremitäten, ein Lammskopf mit 4 Ohren, ein Schweinchen mit doppelter Mantibula und 2 Zungen, 3- und 4beinige Hühner, Enten und Gänse, von denen eine mit doppelter Kloake, ein 6beiniges Ferkel u. s. w. sind hier aufgestellt.

Die Abnormitäten aus dem Pflanzenreiche (II), welche die fünfzehnte Abtheilung (P) bilden und sämmtlich von Oslander gesammelt

wurden, sind größtentheils Zwillingss- und Drillingssfrüchte: doch befinden sich auch einige Rosenkönige und wunderbar gestaltete Spargeln unter denselben.

Die letzte Abtheilung (Q) endlich umfaßt Zeichnungen und Kupferstiche (102). Die Handzeichnungen machen etwa  $\frac{3}{4}$  des Ganzen aus. 20 derselben stellen krankhafte Veränderungen des Nervensystems, 3 der Sinnesorgane, 7 des Gefäßsystems, 3 der Respirationsorgane, 12 der Verdauungswerkzeuge, 6 der männlichen Genitalien, 7 des Harnsystems, 16 des Bewegungsapparates, 14 der Haut, 11 thierische Mißgeburten u. s. w. vor. 69 von ihnen, meistens menschliche oder thierische Deformitäten darstellend, befanden sich in Blumenbachs Sammlung; 33 sind neu hinzugekommen. Die Mehrzahl der letzteren wurde von den Herren Prof. B. Langenbeck und Vogel oder einzelnen meiner Zuhörer nach der Natur gezeichnet und gemahlt; nur wenige sind Copien oder Lithographien.

Es wird, wie ich hoffe, aus dieser gedrängten Zusammenstellung hervor gehen, daß für dieses jüngste der Universitätsinstitute geschehen ist, was in der kurzen Frist von  $3\frac{1}{2}$  Jahren und ohne ein größeres Krankenhaus möglich war. Möchten die zahlreichen Lücken unserer Sammlung recht viele Collegen veranlassen, mich in dem Bestreben zu unterstützen, dieselbe unserer Universität immer würdiger und dem Unterrichte immer ersprießlicher zu machen.

Göttingen, am 1sten Junius 1845.

Fuchs.

L e m g o und D e t m o l d.

1843. Kritische Beleuchtung des Neuesten im

Forst- und Jagd-Wesen und in der Forstwissenschaft. Eine Zeitschrift in jährlichen Heften von J. C. L. Schulke. Erstes Heft. 144 S. in Octav.

Hr J. C. L. Schulke (in seinen früheren Schriften bezeichnete er sich als Forstsecretär) ist ein eifriger Schriftsteller, ein warmer Freund der Wälder! Von seinen größeren Werken ist seine Wald-erziehungslehre zc. im 170 und 171 u. f. Stücken des Jahrg. 1839, und sein Lehrbuch der Forstwissenschaft zc. im 78 u. f. Stücken des Jahrg. 1841 dieser Blätter ausführlich angezeigt und beurtheilt worden. Außerdem hat er in verschiedenen Zeitschriften, im Braunschweigischen Magazin, in Pölik's Neuen Jahrbüchern zc., in Behlens Forst- und Jagdzeitung, mehrere kleinere Aufsätze forst- und staatswirthschaftlichen Inhalts, z. B. Ueber die nachtheiligen Folgen der zu geringen Benutzung eines Forstes (Br. Magaz. 1835. St. 10—11); Der gegenwärtige Waldzustand Deutschlands und was dieserhalb Noth thut; Ueber die Abschätzung der Gebäude bei Feuerversicherungs-Anstalten und die dabei auf Bauholzberechtigung zu nehmenden Rücksichten; Der Selbsthieb in den Gemeindewaldungen (Pölk. N. Jahrb. 1841 u. 1842) u. s. w. einrücken lassen und bei der Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Braunschweig Reden über forstwissenschaftliche Gegenstände gehalten. Gegenwärtig kündigt er uns eine Forstverwaltungs- und Geschäftskunde an; und da er in der vorliegenden Zeitschrift erklärt: die Feder nicht eher niederlegen zu wollen, bis seine Lehren Eingang gefunden haben; so haben wir allerdings noch Vieles von ihm zu erwarten.

Die Schriften des Hrn Verfs athmen sämmtlich eine warme Liebe für die Wälder und für das Wohl Deutschlands! — Er will die Wälder in einen

blühenden Zustand durch Anbau und richtige Behandlung versetzt sehen, damit die Einwohner nicht durch (immer noch steigende) Holzpreise gedrückt werden; er will ein tüchtiges Personal heranbilden, das im Stande ist, den Anforderungen der Zeit und der Wälder zu genügen; er ruft 'Feuer! Feuer!' weil es ihm dünkt, daß die deutschen Wälder dem Ruine und die Staats-Einwohner damit großem Unglücke entgegen gehen, indem die Ansprüche an die Wälder immer größer würden, ihre Behandlung jedoch sich immer mangelhafter zeige, inzwischen aber das Wohl und Weh der Staats-Einwohner auf das Innigste mit dem Zustande der Wälder verknüpft sei. — Noth thue es daher diesem Zustande ein Ende zu machen; und das will der Hr Bf. durch die angeführten, in diesen Blättern angezeigten Schriften!

In wie ferne ihm dies gelungen, in wie weit seine Befürchtungen gegründet, sind wir bemüht gewesen in den Anzeigen seiner reformatorischen Schriften, unparteiisch, auseinander zu setzen; wir dürfen uns darauf, als auf ein *fait accompli*, beziehen und wiederholen hier sehr gern, daß unter den Ideen und Vorschlägen des Hn Berfs sehr viel Wahres, aber auch sehr Viel enthalten ist, was erst noch weiter geprüft und durch die Erfahrung bestätigt werden muß. Dahin gehört insbesondere seine Walderziehungslehre und in dieser seine Lehre von Erziehung der Büchen im freien Stande! Diese Lehre vibriert, wie ein lebendes Element durch alle seine Vorschläge und Ansichten; sie ist der Cardinal-Punct seines ganzen forstwissenschaftlichen Systems; an denselben reiht sich Alles (Forsteinrichtung, Forstabschätzung &c.) in größeren oder kleineren Abständen, an; gibt man ihm diesen unbedingt zu, so muß man ihm auch die meisten sei-

ner übrigen Vorschläge zugeben; man stellt mit ihm die Lehre von Erziehung der Büchen = Hochwälder auf den Kopf und gelangt zu einem Waldbenutzungs = System, das auf Flächeneintheilung begründet, mit einer Regelmäßigkeit sich abwickelt, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Aber die verstockte Forstwelt, die Leute, die am 'alten Schlendrian' kleben, die 'abgelebten Greise' aus dem 'vorigen Jahrhunderte' wollen immer noch nicht recht auf die neue Lehre hören; sie mögen sich mit ihrer bisherigen Erfahrung nicht 'auf das Freie' begeben; und während Natur der Wissenschaft und bittere Erfahrungen die größtmöglichste Einfachheit in technischen und administrativen Einrichtungen dringend heischen, verlieren andere sich in künstlichen Theorien und unhaltbaren Betriebs- und Abgaben = Vorschlägen!

Da ist nun unser Hr Vf. auf ein anderes Mittel, sich Gehör zu verschaffen, gefallen: auf die Stimme einer ewig wiederkehrenden Zeitschrift, die mit kritischem Tone ruft, was ist, was sein sollte und was sein wird im Forstwesen!

In der Adresse an den Leser sagt der Hr Vf., was er eigentlich kritisch, aus dem Standpunkte der Forstpolizei und der Forstverwaltung, beleuchten wolle, nämlich: 'das überhaupt, sowohl in den Journalen, als in systematischen selbständigen Werken, vom Forst = und Jagdwesen erscheinende Neue, in so weit es wirklich von Einfluß, entweder nützlich oder schädlich ist;' 'die Jagd reiht er mit unter, weil ... die Zeitbegebenheiten (?) in Betreff des Verhältnisses der Jagd zum allgemeinen Culturzustande es erfordern.' 'Der ganze Schwall der sonstigen Ueberkommnisse aus der alten Zeit, als: Forsthöheit, Forstregal, Forsteiligkeit (?), Jagdregal, Communal = Forstverwaltung, Beförderung der Pri-



vatforsten, Forstrecht, Jagdrecht und wie sie sonst den Namen haben, sind (ist) theils schon ins Meer der Zeit versunken (das wäre schlimm!!), theils aber fallen die Ueberreste davon, aus dem Gesichtspuncte des Hn Verfs angesehen, gänzlich hinweg.'

Da haben wir also das Feld für die kritische Laterne des Hrn Verfs, es ist nicht eine Beleuchtung en gros, sondern eine Beleuchtung en détail; nicht ganze Zweige der Forst- und Jagdwissenschaft, nicht neu erschienene ganze Werke, die diesen oder jenen Gegenstand besonders und in seinem ganzen Umfange abhandeln, sollen, wie das eigentlich bei kritischen Zeitschriften voraus gesetzt wird, hier ihre Beurtheilung finden, sondern nur einzelne, gleichsam zur Tagesordnung gehörende Materien, *themata disputationis*; Fragen, die bei Versammlungen deutscher Land- und Forstwirthe zur erfreulichen allgemeinen Theilnahme aufgeworfen werden u. s. w.

Das kann allerdings auch seinen Nutzen haben und die Wissenschaft und ihre practische Anwendung fördern. Auch werden wir gleich sehen, wie der Hr Vf. sich seines Vorwurfs entledigt, und uns dann ein Urtheil erlauben.

In den hierauf als Einleitung folgenden 'Bemerkungen über die Forstwissenschaft und das Forstwesen, ihr Entstehen und ihre Fortbildung' gibt der Hr Verf. eine, allerdings nur höchst unvollständige Geschichte des Entstehens und Ausbildens der Forstwissenschaft zc. — Stahls Forstmagazin (1763) und insbesondere aber der 'große', 'geniale' Georg Ludwig Hartig und späterhin der 'große' Cotta sind die wahren Schöpfer der Forstwissenschaft; alle Uebrigen, zum Theil Genannten, haben früher nur Bausteine zusammen getragen oder später das errichtete Gebäude nur

ausgeschmückt. — Wir verkennen die Verdienste der genannten Männer um die Forstwissenschaft und um das Forstwesen überhaupt keinesweges; im Gegentheile sind wir eben so davon durchdrungen wie der Hr Vf. Aber wir können nicht umhin ihre Bezeichnung als 'große' Männer mindestens für sprachwidrig zu halten. Das Beiwort der Größe pflegt man wohl Königen, Feldherrn oder Anführern, zu Zeiten auch wohl Staats-Ministern, mit einem Worte, Männern beizulegen, die sich durch Heldenmuth, große Willenskraft zc. auszeichnen und sich um Staat, Staatserhaltung zc. durch ihre besondere Persönlichkeit verdient gemacht haben. Aber bei Gelehrten, am allerwenigsten bei harmlosen Forstleuten ist dieser Ausdruck nicht gewöhnlich; man spricht wohl von großen Astronomen, großen Chemikern zc., aber eben nicht von einem großen Kepler oder von einem großen Lavoisier zc., die Wissenschaft eigentlich ist es, die hier den Charakter der Größe verleiht!

Der Verf. geht sodann zu den Ursachen über, die, nachdem die Wissenschaft durch die genannten Heroen so außerordentlich in die Höhe gehoben worden, einen Stillstand in ihrer fortschreitenden Ausbildung herbei geführt haben. Er führt deren neun verschiedene an, von denen wir nur ein Paar, als charakteristisch heraus heben wollen, nämlich: 1) die geistige Erschlaffung, die immer nach einer so großen Anstrengung einzutreten pflege, und 2) die übermäßige Cultur der Hilfswissenschaften bei Vernachlässigung der eigentlichen reinen Forstwissenschaft! Wirft man indessen einen Blick auf die Meßkataloge oder auch nur auf die von Hrn Th. Hartig gegebene Uebersicht von dem Fortschritte der Forstwissenschaft; so kann man sich von jener Art von geistiger Erschlaffung nicht recht überzeugen;

im Gegentheil möchte man wünschen, daß die Federrührigkeit der Forstmänner minder groß wäre und sie sich mehr mit dem Anbaue der Wälder, als mit dem vermeintlichen Anbaue der Wissenschaft beschäftigten; auf der einen Seite wäre dann öfter nicht viel verloren, auf der andern aber gewis viel gewonnen!

Was inzwischen die angeklagte Richtung der Thätigkeit der Forstschriftsteller nach den s. g. Hilfswissenschaften hin, betrifft, so kann der Vf. darin Recht haben; auch wir haben diese Richtung öfter bemerkt und zur Sprache gebracht. Allein sie liegt in der Natur der Forstwissenschaft an und für sich selbst. Ihr eigenthümliches Feld ist bald ausgebauet (oder kann wenigstens bald ausgebauet werden); die Männer, die sich mit der Schöpfung einer neuen Wissenschaft, begründet auf Erscheinungen an Wäldern und Bäumen, beschäftigten, mußten bald gewahr werden, daß sie mit diesen Erscheinungen nicht weit reichten; sie verliefen sich daher in die mancherlei Nebenwissenschaften, die nothwendig mit organischen, massenhaften zc. Gegenständen verbunden werden müssen, wenn man sie erklären oder begreifen zc. will; und so ist es ihnen denn gelungen unter unseren Augen ein wissenschaftliches Gebäude aufzurichten, was an Umfang manchen anderen gleich kommen, an reinwissenschaftlicher Basis aber von den meisten übertroffen werden möchte; was in Deutschland mindestens in zwanzig Hörsälen expliciert wird und was nach unserem Hrn Vf. 'für Deutschland, wo das Forstwesen unstreitig einen der ersten Ränge unter den verschiedenen Branchen des Staatshaushalts einnimmt, eine erhabene, höchst werthvolle Disciplin ist.'

Ob dies Gebäude, wissenschaftlich und practisch

d. h. in seiner Anwendung auf die Verwaltung der Forsten, sich wird halten können, ob es nicht zusammen fallen und in naturgemäßer Form wiederum werde aufgeführt werden? ist eine andere Frage, die wir der Zeit in Entwicklung an Wissenschaft und Praxis, überlassen müssen. Daß aber mit diesem enormen Umbau der Nebenwissenschaften eine absolute Vernachlässigung der reinen Forstwissenschaft, wie unser Hr Verf. meint, verbunden sei, können wir demselben nicht zugeben, obwohl es demselben nicht gefällig gewesen ist, uns zu sagen: was er denn eigentlich unter reiner Forstwissenschaft verstehe und wo er ihre Quellen und Grenzen finde? denn ihm muß es bekannt genug sein, von wie vielen Seiten her Waldanbau, Waldbetrieb, Waldbenutzung, Waldabschätzung und Würdigung ic. unaufhörlich empfohlen und gelehrt werden; in der That, an Propheten fehlt es nicht, wollten die verstockten Waldleute nur hören!

Unser Hr Vf. aber ist, wie gesagt, anderer Meinung; und das hat, wie wir glauben, seine sehr guten Gründe!

Die obangezogenen Werke desselben, obwohl sie in dem Sinne der reinen Forstwissenschaft und in der Absicht geschrieben worden sind, die Wissenschaft und ihre practische Anwendung vorwärts zu bringen, haben vor dem Forum der Kritik und der practischen Forstmänner nicht die allgemeine Anerkennung gefunden, die der Hr Vf. davon erwartete: Widersprüche und Zweifel, auf Theorie und Erfahrung gestützt, sind dawider erhoben worden, obwohl man das viele darin enthaltene Gute nicht verkennen konnte. Jedenfalls wollte man in einer reinen Erfahrungs-Wissenschaft die Erfahrung erst zu Rathe ziehen, bevor man urplötzlich, auf Empfehlung des Hr Verfs ein System adop-

tierte, welches das bisherige in seinen Grundfesten erschütterte.

Damit ist aber der Hr Wf. nicht zufrieden, das geht ihm zu langsam; und doch thut es, seiner Meinung nach, hoch Noth, daß Theorie und Praxis in Deutschland reformiert werde; außerdem möchten die Wälder immer mehr sinken, die Holzpreise immer mehr steigen und die Noth des Volkes und die Verluste an Einnahme immer größer werden zc.

Dazu kommt, daß anscheinend der Hr Wf. sich in seinen dienstlichen Verhältnissen nicht glücklich fühlt; Meinungen von nicht geschehener Anerkennung schimmern durch, und doch will er Alles nach Verdienst gewürdiget wissen zc.

Daher hat er die Feder ergriffen und den Vorsatz gefaßt, in einer Zeitschrift (so wie sie im südlichen Deutschlande schon länger vorhanden) den Lesern vorzuführen, was in diesem Geburtslande der Forstwissenschaft Neues in Forstpolizei- und Forstverwaltungs-Sachen hier und da, in Zeitschriften, bei Versammlungen zc. aufgetaucht ist, und solches mit dem Spiegel der Kritik zu beleuchten. Leider! ist dieser Spiegel kein anderer, als seine eigenen Werke, also jedenfalls ein einseitiger, und da, wie wir glauben in der Anzeige derselben nachgewiesen zu haben und auch jetzt nachweisen können, sich hin und wieder eine Unbekanntschaft mit den ersten Grundsätzen der physikalischen zc. Wissenschaften verräth, zugleich auch ein getrübler! Alles, wie wir gleich sehen werden, was mit den Ansichten und Lehren des Hrn Wfs nicht übereinstimmt, wird verworfen, das Gegentheil aber angenommen und empfohlen und dabei, was uns wundert, da der Wf. sich so unabhängig und fest in seinen Ansichten darstellt, großes Gewicht auf Autoritäten:

Pfeil, v. Wedekind, G. Th. Hartig, Gotta u. s. w., auf das jurare in verba magistri gelegt.

Nach dieser Entwicklung des Geistes der vorliegenden Schrift, wollen wir nun zu ihrem Inhalte schreiten. Die s. g. Kritik nimmt den allergrößten Theil des ganzen Werkes ein.

Sie befaßt von S. 25 bis 122 unter drei Hauptabtheilungen, Pflanzenphysiologie und Forstwissenschaft betreffend, 35 verschiedene Gegenstände, entlehnt aus Liebig's organischer Chemie, Pfeil's kritischen Blättern, v. Wedekind's Neuen Jahrbüchern der Forstkunde, zum allergrößten Theile aber aus einem einzigen Jahrgange von Behlens Forst- und Jagdzeitung, nämlich von dem des Jahres 1841.

Dann folgen auf 12 Seiten Original-Abhandlungen und Recensionen auf 2 Seiten.

Welcher Art die kritischen Beleuchtungen des Hrn Werfs sind, ist schon oben angegeben; sie beziehen sich gleichsam auf Tagesgegenstände der Natur- und Forstwissenschaft, insbesondere ist dies der Fall bei den reinforstlichen Gegenständen, doch aber nicht aus dem ganzen Felde der Wissenschaft, sondern nur in so weit sie die Lehren des Hrn Wfs, entgegenstehend oder bestätigend u., berühren; sie gehen aber auch keinesweges in eine wahrhaft kritische Untersuchung des hervorgezogenen Gegenstandes hinein, sondern sie sprechen nur den Beifall oder Tadel des Hrn Wfs im Allgemeinen aus, ohne das Dafür und Dawider gründlich zu erwägen (was in der That innerhalb der Bogenzahl des Buchs auch gar nicht möglich gewesen wäre), und ziehen, zur Unterstützung der vorgetragenen Meinung, gern Autoritäten: Hartig, Gotta, von Wedekind, Pfeil u., herbei. Es wäre in Wahrheit eine herkulische und zugleich auch eine die Wissenschaft wenig fördernde Arbeit nun auch unsererseits in eine kritische Beleuch-

tung der Laterne des Hrn Wfs bei 35 verschiedenen Gegenständen hinein zu gehen; man würde in *diminutissima* verfallen und *Themata* von Neuem verhandeln, die anderer Orten und insbesondere bei den Anzeigen der Werke des Wfs längst abgemacht sind. Nur Einiges wollen wir, um den Geist der Kritiken *zc.* näher zu bezeichnen, hervor heben.

In Nummer III und IV wird von der Circulation des Saftes in den Bäumen, einmahl nach Liebig's organischer Chemie und dann nach der Theorie Theod. Hartig's in Braunschweig, gehandelt, beider Männer zum Theil entgegengesetzte Ansicht über diesen zarten Gegenstand in Schutz genommen, jedoch eine weitere Untersuchung desselben anempfohlen. — Wozu nützt ein solches bloßes Anführen? die Leser lernen die Theorie beider Männer nicht vollständig kennen; auch nicht, was für und wider sie spricht; der Wf. selbst hat keine Versuche, keine Beobachtungen, ' . Aufklärung des Gegenstandes, der eigentlich auch wohl jenseits seiner Grenze liegt, angestellt; und wollte er gleichsam *pro auctoritate* sprechen, so hätte er doch den Gegenstand in einem Aufsätze behandeln sollen. Aber dieses Weitläufigkeit und Wiederholung herbeiführende Trennen ein und eben desselben Gegenstandes widerfährt ihm öfter; er hat sein Buch zur Hand genommen, darin angemerkt, was ihm anstößig war und darüber geurtheilt, unbekümmert, ob es wissenschaftlich *zc.* zusammen gehöre oder nicht.

Die Ertrags- oder Erfahrungs-Tafeln werden, und wir glauben mit Recht, als ein vortreffliches und unentbehrliches Hilfsmittel zur Abschätzung junger, nachwachsender Wälder und Waldtheile angesehen, und fast alle Forstleute, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigen, so z. B. der Hr Ober-

forstmeister Smalian in Behlens Forst- und Jagdzeitung, fordern practische Männer auf, sie durch Beobachtungen zu berichtigen und zu möglichst richtigen Maßstäben der Entwicklung junger Wälder und Waldbestände zu erheben. Unser Hr Wf. hält diese Ertragstafeln und ihre Anwendung nicht allein für entbehrlich, sondern auch für nachtheilig, weil sie einmahl, vermöge des verdorbenen Zustandes unserer Wälder, nicht richtig aufgestellt und dann nicht passend angewandt werden konnten, indem die Waldbestände so unendlich verschieden seien, daß der so künstlich, aus fremden Bestandtheilen zusammen getragene Maßstab niemahls richtige Resultate gebe. — Werde dagegen sein empfohlenes Taxations- und Betriebs-Regulierungs-System angewandt, so seien sie gänzlich entbehrlich und man entginge einer fehlerhaften Ausmessung u.s.w.

Ueber des Hrn Verfs Lehren haben wir uns in den angezogenen Stücken dieser Anzeigen bereits hinlänglich ausgesprochen; wir wollen daher das Gesagte nicht wiederholen und hier nur bemerken: wie das Angeführte zum Beleg unserer früheren Aeußerung, daß der Wf. nur solche Gegenstände vor das Forum seiner Kritik zieht, die mit seinen persönlichen Ansichten zc. im Widerspruche oder in Uebereinstimmung stehen, dienen solle. Er tritt hier immer wie ein gereizter Autor auf, der es nicht ertragen kann, daß das forstmännische Publicum nicht gleich seiner Meinung ist, der aber die 'alten Vorurtheile' aus der Wissenschaft und der Praxis entfernen, das Forstwesen reformieren will, es mag ihm auch kosten was es wolle!

(Schluß folgt.)

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

95. Stück.

Den 14. Junius 1845.

---

L e m g o u n d D e t m o l d.

Schluß der Anzeige: 'Kritische Beleuchtung des Neuesten im Forst- und Jagd-Wesen und in der Forstwissenschaft. Eine Zeitschrift in jährlichen Heften von S. G. L. Schulze.'

Auf diesen heroischen Beschluß betreffen wir ihn noch mehrere Male! z. B. bei Nr. 6: Das Verfahren bei der Schlagstellung, behufs natürlicher Verjüngung; bei Nr. 8: Unter welchen Umständen kann das Laub an dem Verderben der Buchmast Schuld sein und ist es rathsam dasselbe bei bevorstehenden Mastjahren aus den Samenschlägen zu entfernen? bei Nr. 9: Zwei Ernten von einer Bestellung u. s. w. In den angezogenen Aufsätzen wird seine Lehre von Erziehung der Büchen im freien Stande, und von Erziehung der Wälder durch künstlichen Anbau, vorzugsweise durch Pflanzung zc., in Bezug auf Aufsätze in dem Behlenschen Journale zc. in Schutz genommen. — In dem letzteren Aufsätze gibt uns der Hr Verf. eine Probe von seiner Kenntniß der Lebensverrichtungen

der Pflanzen, insbesondere der Bäume. Er ist ein Vertheidiger der Lehre von der Ausleerung schädlicher und entbehrlicher Bestandtheile der Bäume durch die Wurzeln (Secretionen der Wurzeln) und schreibt dieser Ausleerung die Erscheinung, daß an dem Standorte der alten junge Bäume derselben Art nicht wieder erzogen werden könnten, zu, weil die jungen Pflanzen von Etwas, was die alten als untauglich ausgeschieden hätten, sich nicht wohl ernähren könnten. — Dem Hn Vf. muß die in Tübingen gekrönte Preisschrift des Hn Walser über diesen Gegenstand, die sogar eine Aufnahme in den *Annales des sciences naturelles etc.* 1841 gefunden hat, nicht bekannt geworden sein. Sonst würde er wahrscheinlich die Ursachen jener Erscheinung in etwas Anderem gesucht und gefunden haben.

Die Lehre von den Durchforstungen ist gleichsam eine forstliche Controverse: mehrere Versuche auf mathematischem und physikalischem Wege, und so auch von unserem Hrn Verf., sind gemacht worden, sie zu lösen, aber immer noch nicht mit Glück! In der Behlenschen Forst- und Jagdzeitung vom Jahre 1841 ist ebenfalls davon, aber nicht von dem Lösungs-Versuche des Hn Vfs die Rede. Diese Omission wird in dem Aufsätze Nr. 13: Beitrag zur Revision der Lehre von den Durchforstungen, gerügt und die ungemaine Zuwachsmehrung mittelst Vornahme von Durchforstungen durch einige Beispiele belegt.

Die Durchforstungen sind gewaltsame Eingriffe in die freie, selbsteigene Entwicklung eines Waldes vor seiner Reife, theils durch Aufnutzung seines todten Abwurfs, theils durch Ausjätung von Eindringlingen und von (wirklichen und vermeintlichen) Schwächlingen; es ist, wenn wir uns des Aus-

drucks bedienen dürfen, ein Trainiren des Waldes, und es kommt Alles darauf an ein Princip zu finden, wonach der Wald durch dieses Trainiren zur höchsten, beabsichtigten Vollkommenheit erzogen werde.

Aber ob der Hr Vf. es gefunden habe, ob dasselbe überall in einer einzigen Formel, z. B. der Zweigberührung, genügend für den Zweck der höchsten Waldvollkommenheit, ausgedrückt werden könne? ist eine sehr zu bezweifelnde Frage; wenigstens halten auch wir dafür, daß die von dem Hn Vf. angegebene einige nicht für alle Waldformen ausreiche und daß die angeführte Art der Zuwachsvermehrung nicht die einzige Rücksicht sei, die man dabei im Auge haben müsse. — Bei den Durchforstungen kommt die Verarmung oder Bereicherung des Bodens, die Lüftung desselben, die Entfernung von Vermehrungs- u. Orten der Insecten, die gewaltsame Verminderung des Wachsthums der Bäume in die Höhe bei Vermehrung ihres Wachsthums in der Dicke und in ihrer Kronenbildung, der Verlust an Zuwachs bei noch lebenden, wenn gleich auch vielleicht minder kräftigen jungen Stämmen u. s. w. neben der wirklichen frühzeitigen, materiellen Benutzung vor der eigentlichen Reifezeit, so wie noch manche andere, entferntere Folgen, in Betracht, und wir zweifeln sehr, daß alle diese verschiedenen Rücksichten bei der Vornahme der Durchforstungen sich durch eine einzige Formel werden erledigen lassen. Den von dem Hn Vf. hervor gehobenen Gewinn an Durchmesser = Zuwachs bezweifelt wohl Niemand.

Bei der folgenden Nummer (14), die dienstliche Stellung der Königl. baierischen Revierförster betreffend (Behlens Forst- und Jagdzeitung 1841), scheint die dienstliche Stellung des Hn Verfs selbst

die Feder geführt zu haben. Er verweist dabei auf seine, noch zu erwartende Forstverwaltungs- und Geschäftskunde und gestattet vorläufig nur zwei Classen von Forstbeamten, nämlich: 1) Betriebs- und 2) Schutz-Beamte. Die ersteren sollen vom Revierförster anfangen und der Revierförster bis zur höchsten Stelle steigen können! In Baiern mag es wohl anders sein.

Zwischen dem Hn Oberforstrath Pfeil und dem Hn Oberforstmeister Smalian findet eine Differenz in den Ansichten über die s. g. periodische Ausgleichung in der Art Statt, daß Ersterer, ein Vertheidiger der s. g. Fachwerksmethode, den Wald nach seinen verschiedenen Zuständen, Letzterer hingegen, ein Vertheidiger der s. g. rationellen Methode, nach seiner allgemeinen Ertragsfähigkeit im normalen Zustande, benutzen will: eine Ausgleichung der verschiedenen Zustände gegen einander bei der ersten Methode ist fast nicht zu vermeiden. Die beiden Methoden liegen wie Ideal und Wirklichkeit auseinander. — Unser Hr Verf. hält sich (Nr. 18) 'vermöge seiner langen Erfahrung in diesem Fache verpflichtet, die Uebel des Wahns (bei diesem Zwiste) zu zerstreuen und ein einfaches, wahrhaft practisches und auf alle und jede Localität anwendbares (Taxations- und Betriebs-Regulierungs-) System zum Gebrauche anzubieten.' Dies System, 'was von allen bisherigen Lehren abweicht', ist in seinem im Jahre 1841 erschienenen Lehrbuche enthalten und besteht im Wesentlichen in Bildung von 4 Perioden im Hochwalde und in Ermittlung des Etats für jede Periode, 'einschließlich der Durchforstungen u. s. w.

Die Bitterungslehre für den Forstmann von Hn Oberforstrath Pfeil gibt der Hr Vf. (Nr. 24) abermals Gelegenheit das künstliche Anziehen von

Holz durch Verpflanzung aus Kämpfen und eine lichtere Samenstellung an den Sonnenseiten der Berge zu empfehlen. Zufällig sei er der Erste gewesen, der diese neue Lehre vorgetragen; und da sie nun auch von Pfeil und von v. Wedekind adoptiert sei, so würde es wohl keinen Zweifel leiden, daß sie endlich Eingang finden werde! — Wir wollen wünschen, daß der Zufall, so achtungswürdiger Gewährsmänner unerachtet, den Hn Vf. seine Entdeckung und Empfehlung nicht bereuen lasse, und machen, in dieser Beziehung, die Leser auf die merkwürdige Verdunstungs=Theorie aufmerksam, die er bei dieser Gelegenheit vorträgt und wonach das Auflockern des Bodens nicht die Verdunstung befördere, sondern das Zurückhalten der Feuchtigkeit im Boden veranlassen solle. Was kann man von der Aeußerung solcher physikalischen Kenntnisse erwarten!?

Hr Oberforstrath Pfeil beklagt im 16. Bande 1. Hest seiner kritischen Blätter sehr den häufigen Wechsel der Betriebs=Regulierung u. eines und eben desselben Waldes und schreibt diesen Wechsel persönlichen und administrativen Ursachen zu. Der Hr Vf. bemerkt in Nr. 30 seiner kritischen Prüfungen, daß Hr DFR. Pfeil völlig in einer irrigen Ansicht befangen sei. Nicht in den angegebenen Ursachen, sondern darin sei der beklagte Wechsel begründet, daß man keine richtige Verfahrensweise bei Begründung einer Betriebs= und Abgaben=Regulierung gekannt und angewandt habe. Bei dem von ihm anempfohlenen Verfahren sei ein solcher Wechsel in unregelmäßig bestandenen Waldungen gar nicht möglich; und hätte Hr Pfeil dieß Verfahren gekannt, so würde er es haben vorschlagen können, anstatt daß er jetzt bloß klage, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen!

Das heißt eine gute Meinung von sich selber, ein naiver Tadel und ein vertrauensvoller Blick in die Natur und das Wesen der deutschen Waldwirthschaft!

Nun noch eine kritische Nummer (32), wo wir dem Hn Vf. beitreten müssen; dann mag es genug sein, um den Leser mit dem Geiste dieser Kritiken bekannt zu machen.

In der angeführten Nummer wird nämlich über das Princip der Entschädigung der Berechtigten bei Ablösung der Waldweide in Bezug auf Behlens Forst- und Jagdzeitung vom Jahre 1841 gehandelt und der Hr Vf. vertheidigt bei diesem Anlasse die von ihm in seiner Betriebslehre aufgestellte Ansicht, daß Holzzucht und Waldweide recht gut neben einander bestehen könnten und jedenfalls neben einander bestehen müßten, wo die Berechtigungen dem Forstbetriebe untergeordnet seien!

Dies ist so wahr, daß wir die Beibehaltung der Wald-Berechtigungen unter der angeführten Bedingung nicht bloß bei der Huth und Weide, sondern auch noch in vielen andern Fällen für ganz unschädlich, ja, wenn die Länder ihre Wälder für Gegenwart und Zukunft, in aller und jeder Hinsicht erhalten wollen, für nothwendig erachten. Es bedarf keines großen prophetischen Geistes, um einzusehen und voraus zu sagen, wohin das System der s. g. Purification der Wälder durch Theilung und Abfindung zc. endlich führen werde. — Ganz einfach, zur allmählichen Waldverwüstung, wenn man unter Waldverwüstung zunächst die Herabdrückung der Wälder zur Insufficienz versteht. Denn die Natur der Wälder erlaubt kein Zerfehen in viele kleine, unabhängige Betriebs- zc. Theile; und die Gesetzgebung wird schwerlich jemahls dahin gelangen, die einzelnen Theile eines flüssig gewor-

denen großen Waldes so behandeln und bewirthschaften zu lassen, wie es an und für sich, zu ihrer Erhaltung erforderlich, geschweige denn, wie es bei Beibehaltung ihrer Integrität möglich gewesen wäre.

Auf 12 Seiten folgen dann hinter diesen Kritiken Original = Abhandlungen. Sie befassen drei verschiedene Gegenstände, nämlich: 1) den Wiederanbau von sonnigen Heideköpfen; 2) die Cultur der Lerche und 3) die Fortbildung des Forstmannes mittelst der Literatur.

Der Hr Verf. ist ein großer Freund der Lerche, er will sie auf jenen Köpfen, anstatt der Fichte, und zwar durch Bepflanzung angebauet wissen, weil sie erfahrungsmäßig auch mit schlechtem Boden vorlieb nehme. Er will sie aber mit Sorgfalt und Zärtlichkeit erziehen. Der Lerchensamen soll vor der Ausfaat ins Freie in Erdkübeln an einen warmen Ofen gestellt, zuvörderst zum Keimen gebracht und dann erst ausgesäet werden.

Ref. ist auch ein großer Freund der Lerche, allein daß sie bei schlechtem Boden, unter allen Umständen, der Fichte vorzuziehen sei, ist seinen Erfahrungen nicht entsprechend. Und was das Treiben ihres Samens durch Ofenwärme betrifft; so möchte er sich unbedingt dagegen erklären, theils als völlig überflüssig, weil die Natur den Samen auch ohne Ofenwärme keimen läßt, theils aber als nachtheilig, weil doch mancher Keim abbrechen und verloren gehen möchte.

Die letzte Abhandlung, die Fortbildung des Forstmannes durch Literatur betreffend, hat Ref. einigermaßen in Bewunderung gesetzt, weil der Hr Verf. sich in allen seinen Schriften gegen Ueberbildung des Forstmannes, gegen das Hinziehen desselben aus dem Walde in die Studier- und Schreibstube u. s. w. erklärt und bei dem unteren Per-

sonale mehr auf physische, als auf geistige Ausbildung zu halten scheint. — Hier aber wird über Mangel an Lust zum Lesen geklagt, so nöthig es auch wäre. Dieser 'betrübende' und 'das Wohlfeyn des Staatsverbandes störende' Zustand, rühre von der dienstlichen Stellung des unteren Forstpersonals her, was schlecht besoldet, schlecht geachtet und schlecht befördert werde, also weder Lust noch Mittel zum Lesen habe (videat. Kap. 2. S. 57 der Forstpolizeilehre).

Ob die Zeitschrift des Hrn Verfs eine Abhilfe sein solle?

Den Beschluß macht nun die Rubrik: Recensionen. Sie enthält aber nur die Anzeige eines einzigen Werkes und zwar einer Anleitung zum Gebrauche der ganz neu erfundenen k. k. ausschließlich privilegierten gläsernen Berechnungs- und Auftrags-Apparate von Joh. Dobener, Ingenieur sämtlicher hochfürstl. Anton Palfyschen Herrschaften mit 3 lithograph. Tafeln, in einer Kürze (auf 2 Seiten), daß man weder die Construction des Apparates noch seine Anwendung kennen lernt.

Hat Ref. sich in dem Vorstehenden über Gehalt und Tendenz des Buchs, insbesondere der Kritiken, ausgesprochen; so will er zum Schlusse auch noch sein Urtheil über die Form desselben aussprechen: dieser kann er durchaus nicht das Wort reden. Wollte der Hr Verf. Erinnerungen und Bemerkungen zc. über einzelne Gegenstände des Forstwesens, zumahl wenn sie seine vorgetragenen Lehren berührten, kritisch beleuchten; so mußte er es an demselben Orte z. B. in Behlens Forst- und Jagdzeitung thun, wo sie vorgetragen. Hier standen sie an ihrem rechten Platze, hier waren sie in Verbindung mit dem ganzen Gegenstande und hier



konnte von dem Leser das Dafür und Dawider von allen Seiten, in ein und demselben Werke erwogen werden. Bei dem von dem Hrn Verf. eingeschlagenen Wege ist Alles auseinander gerissen; man ist gezwungen die Bücher und Zeitschriften, aus denen die Materien entlehnt sind, nachzuschlagen, um nicht auch einseitig oder ungerecht zu werden; und will man die Kritiken des Hrn Verfs nicht entbehren, so muß man sein Werk kaufen, während man sie umsonst mit jenen Zeitschriften zugleich erhalten haben würde, wenn sie dort eingedrückt worden wären. Das heißt 'Büchermachen' aus einzelnen kleinen Spänen des Waldes, der freilich tüchtig genug behauen wird!

### L ü b i n g e n ,

bei H. Laupp 1844. Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts. Insbesondere ein Beitrag zur Geschichte und Würdigung der Inquisition von C. S. Hefele. VIII und 601 Seiten in Octav.

Wir begegnen in der Vorrede der Klage, daß Ximenes in der neueren Zeit keine ausführliche Schilderung gefunden habe, daß die Werke von Gomez und Flechier den Anforderungen unserer Zeit nicht genügen, 'weil sie mit dem berühmten Mann nicht auch zugleich dessen ganze Zeit abschildern, lieber ein einzelnes Portrait, als eine größere historische Composition geben.' Man habe, heißt es ferner, die Zeit eines Ximenes meist stiefmütterlich behandelt und in stereotyper Phrase als völlig finster geschildert, damit der angebliche Glanz des 16. Jahrhunderts um so heller hervortrete.

Wir wollen über den 'angeblichen Glanz des 16. Jahrhunderts' mit dem Verf. nicht rechten; auf Aeußerungen der Art wird der Leser in diesem Buche häufig stoßen und eben dadurch rasch den Standpunct aufzufassen vermögen, den der Vf. für seine Mittheilungen eingenommen hat; wir wollen ferner nicht bei der im hohen Grade befremdenden Behauptung verweilen, daß die Zeit eines Kimenes vorzugsweise stiefmütterlich behandelt, daß sie meist als eine finstere dargestellt sei; wir machen nur darauf aufmerksam, daß man sich nach diesem Vorworte der Besorgniß nicht erwehren kann, eine große Erscheinung in einer großen Zeit nicht mit der erforderlichen Freiheit und Tiefe in ihren verschiedenen Stellungen aufgefaßt zu sehen. Es wird sich zeigen, wie weit diese Besorgniß gerechtfertigt erscheint.

Beachten wir zunächst, in wie weit der Verf., statt 'eines einzelnen Portraits, eine größere historische Composition' gibt.

Außer den bekannten Monographien von Gomez, Nobles und Flehier liegen dem Werke besonders die Briefe von P. Martyr zum Grunde. Prescott wird fast nur citiert, um widerlegt zu werden; seine lebensvolle Frische, die Freiheit seines Blickes, die Unabhängigkeit, welche er im Laufe der Untersuchung behauptet, sagen dem Verf. nicht zu, der sich zwischen engen Schranken einem festgesteckten Ziele, der unbedingten Verherrlichung des Kirchenfürsten, entgegen windet. Dasselbe gilt hinsichtlich der, trotz mancher kleinen Irrthümer, tüchtigen Abhandlung Lavergne's in der Revue des deux mondes. Ranke's, so wie der in den memorias de la real academia de la historia enthaltenen

Digression von Vicente Gonzalez Arnao geschieht nur dann Erwähnung, wenn die Ansichten derselben der Auffassung des Verfs entsprechen.

Nach einer kurzen, kein festes, sicheres Bild zurücklassenden Uebersicht der politischen Lage Spaniens um die Mitte des 15. Jahrhunderts, geht der Vf. sogleich zu der Geburt von Ximenes über. Und doch that gerade hier eine gründliche Schilderung des gesammten spanischen Lebens um so mehr Noth, als die Umwandlungen, welche dasselbe durch Ximenes erleiden sollte, sich durchgreifend nach allen Richtungen erstreckten. 'Unter denjenigen, sagt der Vf., welche dem lange unglücklichen Spanien am Ende des 15. und Anfange des folgenden Jahrhunderts schönere, ja seine schönsten Tage bereiteten, steht in erster Linie unbestritten der Cardinal Ximenes.' 'Ximenes, heißt es unmittelbar darauf, war als Bischof fromm wie ein Heiliger; als Staatsmann gerecht, energisch und weise und noch jetzt segnet Spanien sein Andenken.' — Man sieht hiernach den Gegenstand der Untersuchung im voraus absolviert und kann man schon jetzt den Gedanken nicht zurück drängen, daß die angegebenen Worte den nachfolgenden Erörterungen nur als Thesis dienen werden, so wird man später keines Irrthums eingeständig sein. Im dritten Hauptstück wendet sich der Vf. zu der politischen Lage Spaniens in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zurück; aber auch hier mangelt Tiefe der Auffassung und das aus selbstständigen Studien gewonnene Resultat. Die Aufzählung der äußeren, dürr aneinander gereihten Begebenheiten zeigt sich als ein jeder Farbe beraubtes Excerpt aus Prescott, dem der Vf. mit nicht verhehlter Freude einige Unrichtigkeiten nach-

weist; kleine Verstöße, der ernstestn Beachtung kaum werth, die man da, wo im Großen und Ganzen so Bedeutendes geleistet ist, gern übersieht. Wo aber bei Gelegenheit des granadinischen Kampfes die spanischen Quellen überströmen, wird 'die treffliche Schilderung von Irving' citirt. So lange die katholischen Könige leben, bieten nur sie den Hintergrund für das Leben von Ximenes; die Richtung des Volks, das Verhältnis der Stände zu einander bleibt fast gänzlich unbeachtet. Das geschieht selbst dann noch, wenn Ximenes als Regent im Tiersétat den Stützpunkt gegen die Aristokratie sucht und findet und nachdem er letztere gebeugt hat, auch die Communen zum dienenden Gehorsam zurück zu führen versteht. Dagegen stoßen wir auf eine Menge von nichtsagenden Zügen aus dem Leben des Cardinals, von unerheblichen Ereignissen, die mit ihm in Verbindung gebracht und in demselben Tone, wie die wichtigsten Begebenheiten, erzählt werden. Auch das literarische Spanien findet eine nur matte Berücksichtigung, ohne je als ein Ganzes in Verbindung mit der politischen Durchbildung des Volks aufgefaßt zu werden. So im zwölften Hauptstück, welches die Gründung der Universität zu Alcala de Henares behandelt; man begegnet hier fast nur einer Nomenclatur von gestifteten Collegien und von Gelehrten, welche an dieselben berufen sind.

Als eine der bedeutenden Wirkungen des granadinischen Krieges wird hingestellt, daß in Folge dessen die Aufmerksamkeit Isabellas sich auf Columbus gewandt habe. In Folge desselben? Man sieht den Zusammenhang schwer ein, wüßte man auch nicht, daß gerade dieser Krieg das Eingehen der Königin auf die Vorschläge von Columbus

der Natur der Sache nach erschweren mußte. — Die Theilnahme an jener perfiden Theilung Neapels, hinsichtlich welcher sich Ludwig XII. 1501 mit Ferdinand zu Granada verständigte, wird dem Ximenes so wenig verargt, als überall dieser Staatsstreich hier seine Rechtfertigung findet und Ferdinands Charakter fast nie in die gehörige Beleuchtung gestellt wird. Während der König überall bevorzugt ist, wird Erzherzog Philipp wie ein störrischer, eigenwilliger Knabe geschildert; beider Politik, Frankreich gegenüber, wird in ihren eigentlichen Grundzügen falsch gezeichnet.

Der Verf. ist stets sorgsam beflissen, die katholische Kirche auch von dem kleinsten Vorwurfe zu reinigen, der in jener Zeit sie treffen könnte; sein Schiboleth ist 'der Boden des historischen Rechts', welcher in der hier gegebenen Fassung bereitwillig das beliebige Gepräge aufnimmt. Das überrascht. Der deutsche Leser ist an dergleichen nicht mehr gewöhnt; er kennt seit dem 15. Jahrhundert der gewichtigen Stimmen zu viele, die aus dem innersten Leben der katholischen Christenheit hervorgingen und eben deshalb des Geständnisses der Gebrechen sich nicht schämen. Ximenes wird in seinem Auftreten in Granada, selbst hinsichtlich der Vernichtung der prächtigen Handschriften, vollkommen gerechtfertigt. Aber, sagt der Verf., diese That ist nicht mit der Verbrennung der Bibliothek von Alexandrien durch den Kalifen Omar zu vergleichen, 'denn Ximenes war kein ununterrichteter Barbar, sondern einer der größten Freunde der Wissenschaften.' Wir überlassen eben hiernach dem unbefangenen Leser den Schluß, auf wessen Seite Barbarei und Fanatismus am entschiedensten hervor treten. 'Eher ließe sich, heißt es fer-

ner, in der Geschichte Luthers eine Parallele zur Handlungsweise des Kimenes finden, doch mit dem Unterschiede, daß Luther durch sein Feuer vor dem Elstertthore das canonische Recht der christlichen Kirche zu vertilgen vermeinte, während im Gegensehe Kimenes das Wachsthum der christlichen Kirche durch sein Feuerzeichen zu befördern trachtete.' Eine Menge ähnlicher, nicht minder unglücklich aus dem Gebiete der protestantischen Kirche gewählter Parallelstellen zeugen nur zu sehr von der krankhaften Stimmung des Vfs, welche ihn häufig den Weg einer besonnenen, treuen Forschung verfehlen ließ.

In Abschweifungen der Art ergeht sich der Verf. mit besonderer Vorliebe. Bei Gelegenheit des Todes von Isabella begegnet man plötzlich, gewaltsam in das Leben von Kimenes eingezwängt, einer Parallele zwischen der Gemahlin Ferdinands des Katholischen und der Königin Elisabeth von England, ohne daß sich ein anderer Grund dafür auffinden ließe, als daß Erstere den Beinamen der Katholischen führt, Letztere mit Recht als die Vertreterin der protestantischen Interessen gilt. — Bei Gelegenheit der complutensischen Polyglotte steigt der Verf., nicht etwa in Noten oder in einer dem Werke angehängten Digression, sondern im Texte selbst bis auf die neueste Zeit herab und bespricht die auf diesen Gegenstand bezüglichen Streitigkeiten der Gelehrten.

Das achtzehnte Hauptstück behandelt die Inquisition, 'die zunächst ein kirchliches Glaubensgericht andeutend, später auch für eine Staatsanstalt gebraucht wurde (der Passus diene zugleich als Probe des Stils), die wegen ihrer wahren oder vermeintlichen Härte ein Schrecken Europas

geworden ist.' Der Verf. geht hierbei bis auf Kaiser Constantin zurück; er zeigt, wie das Glaubensgericht in der Zeit der Kämpfe mit den Albigensern seine weitere Ausbildung gewonnen habe. 'Innocenz III. sandte, heißt es S. 264, eine Mission aus dem Cistercienser-Orden nach dem südlichen Frankreich ab, weil diese damals junge geistliche Genossenschaft eben den größten Ruhm der Tugend und Tüchtigkeit besaß.' An der Spitze dieser Mission standen bekanntlich jener Peter von Castelnau, dem keine Heiligsprechung den Ruf eines, im günstigsten Falle, zügellosen Fanatikers abwaschen konnte, jener Arnold von Citeaux, der im Namen des Allbarmherzigen rastloses Morden der Irrgläubigen gebot, dessen Auge sich gläubig an den Strömen Blutes weidete, das die Felder von Beziers und Carcassonne düngte. Sind das, fragen wir, die Vertreter einer Genossenschaft, die 'den größten Ruhm der Tugend und Tüchtigkeit besaß'? — Der Vf. zeigt sodann, wie im Laufe der Zeit vorzugsweise die Dominicaner an der Inquisition theilhaftig wurden, er verfolgt die Durchbildung der letzteren bis zum 15. Jahrhundert und wendet sich dann plötzlich zu der Zeit westgothischer Herrschaft in Spanien zurück, um die Gestaltung des nämlichen Instituts hier speciell wieder aufzunehmen.

Begreiflich finden hierbei Prescott und mehr noch Florente eine kurze Abfertigung; dem Einen wird Mangel an Kritik, dem Andern an Ehrlichkeit vorgeworfen. Es wird uns berichtet, daß der Vorwurf des Cryptojudaismus in Spanien zu allen Zeiten nur zu begründet gewesen sei. Nebenbei erfährt man, daß, wie in neuerer Zeit wohl die Behauptung aufgestellt ist, daß die Zahl

der Opfer des Terrorismus in Frankreich eine höchst unbedeutende gewesen sei, auch die Inquisition höchst mäßig habe verbrennen lassen. Der Vf. ist entschieden gegen die auch von Sixtus IV. verworfene Staatsinquisition, aber die gegen Ungläubige und Abtrünnige der Kirche findet er durchaus angebracht. Alle Unschuldigungen gegen Juden, jene von Lissabon bis Warschau ihnen vorgeworfene Verstümmelung von Crucifixen, Schändung von Hostien, Kreuzigung von Christenkindern — warum nicht auch die Brunnenvergiftung? — werden getreu wiederholt. Es soll Spanien ernstlich in Gefahr gewesen sein, dem Glauben der armen, zertretenen, keiner bürgerlichen Rechte fähigen Juden zum Opfer zu fallen! Es ist überall ein vererbter Irrthum, daß die Inquisition barbarisch verfahren sei; sie war überaus human, christlich, lammsanft. Es könnte den Leser das Gelüste anwandeln, dieser liebevoll straffenden Mutter überwiesen zu werden. Der Verf. beseitigt in dieser Beziehung alle Vorurtheile, wie wir neuerdings belehrt sind, daß den nach Sibirien Verbannten ein im Allgemeinen beneidenswerthes Loos zufalle.

Der steife, aller Bewegung ermangelnde Stil gleicht einer unbeholfenen Uebersetzung und kann durch die eingeschobenen Erzählungen von Träumen, Prophezeihungen und Mirakeln keinen Genuß gewähren. Ausdrücke wie 'der große Capitain' begegnen uns eben so häufig, wie Redensarten gleich der S. 213: 'Philipp bestand u n e n t w e g l i c h darauf.'

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

96. Stück.

Den 16. Junius 1845.

---

G ö t t i n g e n .

In der Sitzung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften am 31sten Mai hielt Prof. Hermann die zweite Vorlesung zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus.

Nachdem derselbe bereits in der vorhergehenden Vorlesung über diesen Gegenstand (Gött. gel. Anz. 1844, St. 194 — 196) die literaturgeschichtliche Beglaubigung dieses Briefwechsels dargethan und einige der hauptsächlichsten Gründe, wodurch selbst neuere Forscher zum Zweifel an jenem bestimmt worden zu sein schienen, beseitigt hatte, blieb der gegenwärtigen noch die vollständige Erledigung der historisch = antiquarischen Verdachtsgründe übrig, welche von den englischen Kritikern Tunstall und Markland dagegen aufgestellt, von den meisten Neueren aber mehr auf deren Auctorität hin angenommen als einer genaueren sei es bestätigenden oder widerlegenden Prüfung unterzogen worden sind, zu welchem Ende der Verf. die ein-

zelnem Briefe nach der bereits früher als nothwendig nachgewiesenen umgekehrten Reihenfolge der beiden erhaltenen Bücher kritisch durchging. Für den ersten Brief des zweiten oder richtiger achten Buchs beschränkt sich der ganze Angriff darauf, daß Cicero hier, wo D. Brutus in Mutina eng belagert war, eine gute Zuversicht auf den Stand der Dinge ausspreche, während er in einem spätern Briefe (I. 2) nach der Befreiung desselben Unheil weissage, was durch Hinweisung auf die verschiedenen Wirkungen, welche der Brieffschreiber bei seinem Correspondenten beabsichtigte, leicht beseitigt werden konnte; doch benutzte der Verf. diese Gelegenheit, um ein für alle Male auf die staatsmännische *εἰρωσία* aufmerksam zu machen, mit welcher Cicero nicht selten gerade das Gegentheil von dem zu sagen scheint, was der feinere Beobachter unschwer zwischen den Zeilen liest, und an die Rücksichten zu erinnern, welche die mangelhaften und jeder Gewährleistung entbehrenden Transportmittel jener Zeit einer jeden politischen Correspondenz aufnöthigten; obgleich andererseits auch abgesehen davon selbst wirkliche Widersprüche nicht nur Ciceros ganzem Charakter und Denkungsart nach als möglich anerkannt, sondern auch nach Drumanns Vorgänge in zahlreichen Beispielen seiner übrigen Briefe aufgezeigt wurden. Um so weniger aber konnte auch für den zweiten Brief ein Verdachtsgrund darin liegen, daß Cicero demselben Lepidus, von welchem er Philipp. V. 14 sagt: *semper ille populum Romanum liberum voluit*, hier einen *animum semper inimicum rei publicae* beilegt, wo es ohnehin kaum einem Zeitgenossen zweifelhaft war, ob jenes Lob oder dieser Tadel Ciceros wahre Ansicht sei, der jenen schon mehre Jahre früher ad Att. IX. 9. 3 *omnium*

turpissimum et sordidissimum nennt, während es sich in den philippischen Reden darum handelte, den schwachen und charakterlosen Pontifex maximus durch die letzten Reste von Ehrgefühl und Dankbarkeit an die Sache des Senats zu fesseln, non quo faceret, sed ut faceret, wie sich Cicero in einem andern Falle ad Att. II. 25 über dieses nur zu oft völlig verkannte Mittel seiner Politik ausdrückt. Auch das Bedenken, ob Cicero ohne übernatürliche Sehergabe schon vor Lepidus Vereinigung mit Antonius und deren Folgen von dessen levitas und inconstantia, so wie von dessen Feindschaft gegen seinen Bruder Paullus habe reden können, ließ sich ganz zu Gunsten unserer Briefe beantworten, und damit zugleich ein weiterer Widerspruch heben, den der vorliegende Tadel mit den praeclaris literis zu bilden schien, von welchen Cicero an Brutus I. 12 schreibt, daß Lepidus sie wenige Tage vor seinem Abfalle an den Senat geschickt habe; findet es doch Lepidus selbst gleichzeitig nöthig, sich bei Cicero ad Fam. X. 34 gegen die falschen Gerüchte, wie er sie nennt, zu vertheidigen, durch welche nonnulla se indigna a suis obtrectatoribus ausgesprengt seien, und spricht nicht schon wenige Tage nach dem Entsätze von Mutina D. Brutus das. XI. 9 seine Besorgnisse gegen denselben aus? Ja schon vor diesem Ereignisse mußte Lepidus Vermittelungsversuch, gegen welchen Philipp. XIII gerichtet ist, Ciceros Argwohn rege machen; und was sein Verhältnis zu seinem Bruder betraf, so trug der Verf. kein Bedenken, bereits die Stelle ad Att. XIV. 8 aus dem Mai des vorhergehenden Jahres mit Drumann B. I, S. 9 auf eine Spannung zwischen beiden Brüdern zu deuten, die durch Lepidus Argwohn und Feindschaft gegen Cäsars Mörder veranlaßt

worden sei, wie es denn auch überhaupt unbegreiflich wäre, daß Paullus Theilnahme an Lepidus Aechtung der erste Act ihrer wechselseitigen Feindschaft gewesen sein sollte. Wenn endlich Tunstall zwischen dem fünften Briefe des ersten und dem zweiten des zweiten Buchs den Widerspruch findet, daß Cicero dort noch am 5ten Mai nichts von Cassius syrischem Heere wisse, während er hier schon am 9ten April von Lentulus aus Kleinasien Berichte de Cassio, de legionibus, de Syria empfangen haben wolle, so hob sich auch dieser Vorwurf zugleich mit dem verwandten, daß Cassius Uebernahme der syrischen Legionen, welche nach Famil. XII. 11 und 12 erst am 7ten Merz erfolgte, auf dem Umwege über Kleinasien überall nicht habe schon am 9ten April nach Rom gelangen können, durch die einfache Betrachtung, daß Cassius die zwölf Legionen, welche er am 7ten Merz in seinen castris Taricheis vereinigte, sehr allmählich gesammelt hatte, so daß immerhin Lentulus darüber schon früher hatte aus Hörensagen berichten können, ohne daß jedoch Cicero, wie eben aus I. 5 erhellt, diese Berichte als authentisch ansah; und noch geringfügiger erschien Marklands Einwand, daß dem ad Famil. XII. 14 erhaltenen Briefe desselben Lentulus vom 29sten Mai kein anderer vorausgegangen sein könne, weil Lentulus erst dort schreibe: *filium tuum videre non potui, quod jam in hiberna erat profectus*, als ob diese späte Entschuldigung nicht gerade voraussetzte, daß Cicero in einem frühern Briefe etwas über diesen Punct vermißt habe!

Die Untersuchung über die folgenden Briefe des zweiten Buchs wandte sich zunächst die chronologische Ordnung verlassend zu dem siebenten, um in diesem nicht allein die Wichtigkeit der ihm ge-

machten Vorwürfe sondern auch eine solche Feinheit echt ciceronischer Diplomatie nachzuweisen, daß daraus auch auf die Schwierigkeiten der vorhergehenden ein günstiges Vorurtheil fallen mußte. Die chronologischen Anstöße Tunstalls sind schon von Schütz glücklich beseitigt, wenn aber auch dieser gleichwohl ohne allen Beweis so schließt: *tota tamen epistolae compositio prorsus a Ciceronis elegantia abhorret, ut eam ceteris falso sub Ciceronis nomine venditis annumerare nulli dubitemus*, so wurde im Gegentheil auf die wohlberechnete Wendung aufmerksam gemacht, mit welcher Cicero hier einem eigensinnigen, polternden, leicht verletzten, aber dabei unentbehrlichen Parteifreunde gegenüber seinen entschiedenen Tadel eines von diesem begangenen politischen Fehlers ausdrückt, und zugleich den kitzlichen Vorschlag unter den Fuß gibt, den ganzen Schritt förmlich zu desavouieren. Uebrigens verschwanden auch in den vorhergehenden Briefen alle wesentlichen Anstöße sofort durch die bereits von Manutius aufgestellte und von Middleton adoptierte Vermuthung, daß der dritte und fünfte, so wie der vierte und sechste Brief nur auseinander gerissene Theile zweier ursprünglicher Ganzen seien, eine Vermuthung, die der Verf. durch eine ähnliche Blattversehung, wie sie erst kürzlich von Mommsen (Zeitschr. f. d. Alterth. 1844, S. 593) in derselben Handschrift für die Briefe an Quintus nachgewiesen worden ist, vollständig motivierte, und mittelst dieser Annahme auch Middletons Anordnung noch in einigen untergeordneten Punkten berichtigte. Wenn aber Tunstall behauptet, die Nachricht von C. Antonius Gefangennehmung sei überhaupt erst nach der Schlacht bei Mutina in Rom eingetroffen, so konnte er aus derselben

dreizehnten Philippika, auf welche er sich beruft, widerlegt werden; und nicht besser begründet erschienen die Einwürfe, welche derselbe an Brutus Verlangen nach Verstärkungen und Ciceros Antwort darauf knüpft: daß es ganz 'im Stil eines Sophisten' sei, Brutus einen Widerspruch von Seiten des Consuls Pansa befürchten und Cicero ihm darin Recht geben zu lassen; daß Cicero nach Pansas Entfernung aus Rom nicht mehr habe von dessen Gesinnungen unterrichtet sein können; daß Pansa, dem nach Famil. XI. 8 die Recruten in solcher Menge zuströmten, keinen Grund gehabt habe, so geizig mit denselben zu sein; und daß auch Brutus seinerseits Streitkräfte genug gehabt habe, um 'bei einiger Bescheidenheit' auf Verstärkung zu verzichten — als ob bei der Eifersucht der damaligen Machthaber jemahls einer hätte genug haben können! Eher könnte man sich noch den Einwurf gefallen lassen, daß Brutus nach den Gesinnungen, welche er später über Octavians Begünstigung durch Cicero ausspricht, die fünfte Philippika nicht so loben konnte, wie es hier im 5ten Briefe geschieht; inzwischen ließ sich auch darauf nach Lunsstalls eigenem Vorgange antworten, daß Brutus Sehrgabe besessen haben müßte, wenn er schon damahls die Folgen jener Rede hätte voraussehen sollen; und was die Bezeichnung der philippischen Reden selbst betrifft, die hier als ein Scherz betrachtet wird, so kann sie immerhin von Cicero früher so hingeworfen und gleichwohl, als sie Beifall fand, später auch ernstlich gebraucht worden sein.

Im ersten oder eigentlich neunten Buche konnte die Untersuchung, da der erste Brief so gut wie gar nicht angefochten, ja von Markland geradezu als echt anerkannt ist, sofort zu

dem zweiten übergehn, dessen Anstände übrigens auch bereits in der ersten Vorlesung dergestalt erledigt waren \*), daß für die gegenwärtige hauptsächlich nur der Schluß und die Datierung übrig blieb. Daß letztere unrichtig sei, hat Middleton selbst durch die Ueänderung von XIV Kal. Majas in Junias anerkannt; dem Verfasser schien jedoch nicht einmahl diese nöthig, sobald man annehme, ein Abschreiber habe diesen Brief seinen Eingangsworten nach für ein Postscript zum vorhergehenden gehalten und sich dadurch berechtigt geglaubt, das Datum, das eigentlich zu jenem gehörte, an den Schluß des vermeinten Ganzen zu setzen; und noch weniger konnte er in der Warnung am Schlusse: *opprimemini, mihi crede, Brute, nisi provide-ritis*, die Prophezeiung aus dem Erfolge erblicken, welche Tustall als hauptsächliches Motiv seiner Verdächtigung ausgebeutet hat. Wäre freilich in jener Stelle Grund vorhanden, sie auf die spätere Niederlage bei Philippi zu beziehen, so würde eine solche Sehergabe des Briefstellers höchlich befremden; dieses gestattet jedoch, von der Abwesenheit aller positiven Spuren abgesehen, schon das *Verbum opprimemini* kaum, da Brutus und Cas-

\*) Auch die Schwierigkeit wegen der *eruptio D. Bruti* hat der Verf. vorgezogen nachträglich in der ersten Abtheilung zu erörtern, weil diese allerdings auch von Drumann B. I, S. 308 als positive geschichtliche Unrichtigkeit zum Nachtheile unserer Briefe gedeutet worden ist, obgleich selbst im schlimmsten Falle die Möglichkeit vorlag, daß die Partei durch falsche Nachrichten zu Gunsten ihres Freundes geteuscht worden wäre; noch wahrscheinlicher aber ist das Gegentheil, daß die Geschichtschreiber, welche Decimus thätigen Antheil an dem Siege leugnen, einseitigen Darstellungen der Gegenpartei gefolgt sind, und jedenfalls war Pontius Aquila, der im entscheidenden Treffen neben Sirtius fiel, ein Unterbefehlshaber des Decimus.

sius bei Philippi weder von der Uebermacht erdrückt noch in blinder Sicherheit überrascht worden sind; und so erblickte der Verf. in diesen Worten nichts weiter als eine Ermahnung zur kräftigen Benutzung des Augenblicks und zur Vorsicht gegen die gegenwärtigen Feinde, insonderheit gegen Dolabella, dessen gleichzeitige Verfolgung durch Brutus keineswegs, wie Tunstall glaubt, mit den Bestimmungen der eilften Philippika im Widerspruche steht. Außerdem aber ergriff derselbe diese Gelegenheit, um überhaupt zu zeigen, wie alle jene *vaticinia ex eventu*, auf welche Tunstall in seinem Angriffe so großes Gewicht gelegt hat, erst von ihm durch Mißverständnis oder offenbare Sophisterei herein getragen sind, wie wenn Brutus nach dem Tode der beiden Consuln die Möglichkeit fürchtet, daß der junge Octavian auf die erledigte Stelle Anspruch machen könne, wenn derselbe auf die Gerüchte von Lepidus Abfall hin bei Cicero für dessen Kinder, seine Nefen, bittet, ohne noch die amtliche Bestätigung seiner Nennung abzuwarten, oder zur nämlichen Zeit, wo Cicero ihm den Trostbrief wegen des Todes seiner Gattin Porcia schreibt, in dem Briefe an Atticus Besorgnis über deren Gesundheit hegt, oder gar wenn Cicero sich bei Brutus für seinen Sohn um das Pontificat bewirbt, welches diesem später durch August zu Theile geworden sein soll; und nach solchen Vorgängen konnte selbst in der einzigen Stelle, die wirklich eine Art prophetischen Geistes athmet, nichts gefunden werden, was auch nur den einzelnen Brief, worin sie steht, geschweige denn die ganze Sammlung verdächtigen könnte.

(Schluß folgt.)

---



# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

97. 98. Stück.

Den 19. Junius 1845.

---

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige der Vorlesung 'zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus', welche Prof. Hermann am 31. Mai in der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften gehalten hat.

Brutus erwidert im 16ten Briefe die Vorwürfe der Schwäche, welche ihm Cicero bei verschiedenen Gelegenheiten gemacht hatte, mit ähnlichen Recriminationen wegen seiner maßlosen Begünstigung des jungen Octavian: Kann ein Consular, fragt er, der gegen andere Hochverräther so kräftig aufgetreten ist, im Angesichte seiner früheren Thaten sich so erniedrigen? und hieran knüpft sich nun die Parenthese: quibus oppressis vereor ne in breve tempus dilata sit abs te pernicius, worin T u n s t a l l nichts Geringeres als eine 'umständliche' Vorausfagung des gewaltsamen Todes erblickt, welchen Cicero so bald nach dem vermeinten Siege über Antonius erlitten habe! Der Verf. wollte

nicht einmahl erwähnen, daß der Hochverrath, dessen Unterdrückung nur vorübergehenden Nutzen gebracht haben soll, selbst die catilinarische Verschwörung bedeuten könnte: jedenfalls aber machte er darauf aufmerksam, daß pernicies gar nicht auf Ciceros persönliches Schicksal zu gehen brauche, sondern abs te auch für das Subject der Thätigkeit genommen werden könne: 'ich fürchte, daß durch alle Deine Anstrengungen nur eine kurze Frist für das gemeine Beste gewonnen sei'; und darin lag doch gewiß keine außerordentliche Sehergabe des Schreibenden, sondern wieder nur die einfache Warnung, Schritte zu vermeiden, durch welche Ciceros Verdienste selbst vereitelt und unfruchtbar werden würden.

Gegen den dritten Brief beschränkte sich der wesentlichste Einwurf wieder auf das Datum X Kal. Majas, welches aber der Verf. hier wirklich zu emendieren um so weniger Bedenken trug, als nicht nur ähnliche Corruptelen in den übrigen Briefsammlungen derselben Handschrift erst neuerdings wieder von Drumann und Mommsen mehrfach nachgewiesen worden sind, sondern es sich hier auch nicht einmahl, wie bei dem vorigen, um den Monat, sondern einfach um die Ziffer des Tags handelte, worin bekanntlich die Abschreiber unzählige Mahle gefehlt haben. So viel räumte er allerdings ein, daß der Brief nicht eher geschrieben sein könne, als die Nachricht von der zweiten entscheidenden Schlacht vor Mutina in Rom angelangt war, und doch wieder zeitig genug geschrieben sein müsse, um von Brutus unter dem 15ten Mai beantwortet werden zu können; das vertrug sich aber selbst mit Junstalls Berechnung sehr gut, nach welcher die zweite Schlacht frühestens sechs Tage nach der ersten, deren Datum auf den

15ten April feststeht, vorgefallen und mindestens fünf Tage für den Weg von Mutina nach Rom nöthig gewesen sein sollen; und es brauchte also nur noch Drumann's Ansaß, der B. I, S. 309 die zweite Schlacht allerdings erst auf den 27sten April verlegt, beseitigt zu werden, um selbst im Laufe des April noch zwei oder drei Tage für unsern Brief zu gewinnen. Drumann's ganzer Schluß beruht darauf, daß Decimus Brutus bei Cicero Famil. XI. 9 am 29sten April aus Reggio schreibt, was etwa vier deutsche Meilen von Modena entfernt liegt, und sein Ausbruch aus Mutina zwei Tage nach Antonius Rückzug erfolgt war, wobei er unterstellt, daß einerseits Antonius diesen schon am Schlachttage selbst angetreten habe, andererseits Decimus mit seinen ausgehungerten und von Krankheiten heimgesuchten Truppen in einem Tage nach Reggio marschirt und sein Brief noch am Tage seiner dortigen Ankunft abgegangen sei; gerade diese Unterstellungen aber wies der Verf. als ganz willkürlich und mit allen Umständen so wie mit den bestimmten Angaben Appians, dem Drumann ohne Grund den Glauben versagt, streitend nach, und gelangte dadurch aus denselben Prämissen vielmehr zu dem Ergebnis, daß die Entscheidungsschlacht schwerlich später als den 23sten April angefaßt werden dürfe, wornach dann auch unser Brief zwar nicht am 10ten aber doch am 3ten oder 2ten Tage vor den Kalenden des Mai geschrieben sein könnte. Tunstall's weitere Ausstellung an der Phrase: qui M. Antonii sectam secuti sunt, die schon in den von Markland verglichenen Stellen Liv. XXXVI. 1 und XLII. 31 ihre Widerlegung fand, und den colossalen Vorwurf eines neuen Kritikers (Wiener Jahrbücher B. XCVIII, S. 23), daß der Verfasser der Briefe gar

nicht in Rom gelebt habe, weil er in den Worten *usque in Capitolium deductus maximo clamore atque plausu in Rostris collocatus sum*, die Rednerbühne auf das Capitol verlege, konnte der Verf. nur mit zwei Worten berühren, um zu dem allerdings auf den ersten Blick begründetern Bedenken überzugehen, welches sowohl gegen diesen als namentlich auch gegen den folgenden vierten Brief in der Kälte zu liegen scheint, mit welcher beide Correspondenten über die Consuln Hirtius und Pansa sprechen, die ihre Treue gegen sie so eben erst mit dem Leben bezahlt hatten. Doch auch dafür genügte die einfache Bemerkung, daß die politische Verbindung, welche Cäsars Tod und gemeinschaftliche Interessen zwischen diesen Staatsmännern hervor gebracht hatten, nicht so herzlich und aufrichtig war, daß nicht die Freude über den errungenen Sieg und die Sorge für dessen Benutzung den Schmerz des persönlichen Verlustes hätte überwiegen sollen; und gleichwie sich Marcellands Anstoß an den Worten: *Pansa lugerat*, durch Verweisung auf die thatsächliche Wahrheit des Vorfalles von selbst hob, so fand auch selbst der geringe Grad von Freude, den wenigstens Ciceros Brief zu erkennen gibt, seine Rechtfertigung nicht nur in dem hohen Alter des Briefstellers, sondern auch in den neuen Verwickelungen, welche dieser in Folge der gewonnenen Schlacht selbst unschwer vorhersehen konnte.

Hiermit war übrigens auch zum vierten Briefe alles, was nach den obigen chronologischen und Brutus angebliche Sehergabe betreffenden Bemerkungen noch zu rechtfertigen blieb, erledigt, und die Untersuchung wandte sich daher zu dem fünften, dessen hauptsächlichster Anstoß für beide Gegner in der Stelle liegt, wo Cicero sich für seinen

Sohn um die Aufnahme in das Collegium der Pontifices bewirbt und dabei die Frage erörtert, ob eine solche Aufnahme dessen Anwesenheit in Rom erfordere oder nicht. Zwei von Tunstalls Einwürfen schienen freilich zu lächerlich, um anders als beiläufig abgefertigt zu werden: daß jene Zeit zu bewegt gewesen sei, um nicht Ciceros ganze Aufmerksamkeit für wichtigere Dinge in Anspruch zu nehmen, und daß es einem Brutus gegenüber nicht eist der Erörterung über jene Rechtsfrage bedurft habe; aber die Beweisgründe selbst, mit welchen Cicero diese Erörterung führt, erheischten wenigstens in so fern eine nähere Beleuchtung, als es galt, die Maske antiquarischer und historischer Gelehrsamkeit herab zu reißen, mit welcher die Gegner gerade diesen ihren Angriff ausgestattet hatten. Zwar bemerkte der Verf., daß sogar ein wirklicher Fehler, den Cicero in dieser Hinsicht begangen hätte, noch kein Präjudiz gegen die Echtheit des Briefs abgeben könne; doch konnte er selbst darin keinen solchen erkennen, daß Cicero sich bei Brutus lieber auf ein älteres Beispiel seines Landsmanns Marius als auf das neuere Casars bezieht; und was Marius selbst betrifft, so mußte Marklands Argument, daß er nicht ex lege Domitia (650 u. c.) habe Augur werden können, weil er diese Würde bereits 649 u. c. bekleidet habe, dem Zusammenhange der Inschrift, welche jener nur halb hat abdrucken lassen (Orelli Coll. ampl. n. 543), eben so unbedenklich weichen, als Tunstalls Einwürfe gegen den Satz: dum unus erit patricius magistratus, auspicia ad patres redire non possunt, vor der wörtlichen Bestätigung des letzteren bei Dio Cassius XLVI. 45 und seiner übereinstimmenden Billigung durch die competentesten Kenner, wie Kubino Unters. S. 99

und Becker röm. Alt. II. 1, S. 307, verschwanden. Höchstens konnte dieses eingeräumt werden, daß mitunter schon der Tod beider Consuln zur Begründung eines interregnum hinreichte, wofür T unstall noch dazu gerade das sprechendste Beispiel, die Wahl des Valerius Flaccus vor Sulla's Dictatur, vergessen hat; inzwischen diente auch diese Waffe nur dazu, den andern Einwurf zu beseitigen, wie Cicero, wenn ein interregnum rechtlich unmöglich war, so großer Anstrengung, als er es I. 14 schildert, bedurft habe, um die Wahlen auf das nächste Jahr zu verschieben, in so fern es nämlich allerdings controvers sein konnte, wie weit der Begriff eines patricius magistratus reiche; und in ähnlicher Art ließ sich auch die letzte Schwierigkeit, die schon Manutius in der Stelle ad Att. II. 5 gegen die von Cicero behauptete Möglichkeit der Wahl eines Abwesenden gefunden hatte, zugleich mit dem oben erwähnten Bedenken T unstalls über die Unnöthigkeit einer solchen Erörterung vor Brutus dahin lösen, daß eine derartige Wahl allerdings factisch so selten und ungewöhnlich war, daß ihre rechtliche Zulässigkeit immerhin auch zwischen Staatsmännern Gegenstand einer Discussion werden konnte. Ein anderer Einwurf des letzteren hinsichtlich der Unmöglichkeit eines Senatsbeschlusses gegen Ventidius am 27sten April, wo dieser noch lange nicht mit Antonius vereinigt gewesen sei, erledigte sich leicht durch den Nachweis, daß derselbe gleichwohl sich schon längst offen für den Gegner des Senats erklärt hatte; und in gleicher Weise bedurfte es auch zur Rechtfertigung des sechsten Briefes nur der Erinnerung, daß nach Cicero's eigenen wiederholten Aeußerungen Famil. XII. 8 — 10 vor Dolabella's wirklicher Besiegung zahlreiche Gerüchte desselben Inhaltes nach

Rom gedrungen waren, um zu erklären, wie Brutus unter dem 16. Mai in ähnlichem Sinne an Cicero schreiben und gleichwohl directe Nachrichten aus Kleinasien und Syrien noch im Junius nur Hoffnungen in dieser Hinsicht ausdrücken konnten.

Gegen den siebenten und achten Brief lagen so gut wie gar keine Verdachtsgründe vor, und der neunte war schon in der vorhergehenden Vorlesung gerechtfertigt, so daß erst der zehnte wieder in so fern Stoff zur Bertheidigung darbot, als hier Tunstall allerdings Plutarchs und Appians Zeugnis für sich hat, daß Cicero selbst Octavians Ansprüche auf das Consulat begünstigt habe, welchen der Brieffsteller entgegen getreten zu sein versichert; gerade dafür aber brauchte sich der Verf. nur auf Drumann B. I, S. 329 zu stützen, der trotz seiner sonstigen Geneigtheit, in Ciceros Politik ein doppeltes Spiel und die Berstellungskunst der Schwäche vorauszusetzen, jene Angabe selbst für Verläumdung erklärt und die Auctorität der späten Zeugen mit Gründen bestritten hat, welchen die Bertheidigung nur wenig hinzuzufügen brauchte. Auch zum eilften blieben nach demjenigen, was schon in den Vindiciis Latinitatis gesagt war, nur noch einige Bemerkungen über die Person des Antistius Vetus übrig, welchen der Verf. keineswegs mit Markland für einen angehenden Staatsmann, sondern für denselben hielt, der früher bereits unter Cäsar mit Auszeichnung gedient hatte, so daß seine Bewerbung um die Prätur eben so wenig als Brutus Anerbieten eines selbständigen Commandos in seinem Heere auffallen konnte; und noch weniger lag für die folgenden ein Grund zu längerem Verweilen vor, bis dann freilich der funfzehnte oder Ciceros umständliche Bertheidigung gegen Brutus Vor-

würfe auf eine um so sorgfältigere Prüfung Anspruch machte, als Tunstall ihn geradezu für das schlechteste Stück der ganzen Sammlung erklärt hatte. Ja selbst Drelli hat sich durch den Anfang dieses Briefes bestimmen lassen (Onom. Tull. I. p. 100), die ganze Sammlung von einem Mitgliede des schöngeistigen Kreises herzuleiten, welchen der berühmte Valerius Messala zu Augustus Zeit um sich versammelt hatte, indem er daraus die Lobeserhebungen erklärt, welche Cicero hier über jenen ausspricht; so wenig aber der Verf. mit Tunstall daran Anstoß nehmen konnte, daß Cicero trotz seiner Differenz mit Brutus über das Ideal der Redekunst demselben Messala gerade auch als Redner empfiehlt, eben so leicht ward jener Gedanke durch die Bemerkung abgelehnt, daß ein Mann, der als diligentissimus Latini sermonis exactor geschildert wird, durch eine solche Fälschung nicht zu teuschen gewesen sein würde; und auch der Hauptinhalt des Briefes selbst erschien bei näherer Betrachtung weder den Umständen seiner Abfassung noch den bekannten historischen Thatsachen entgegen. Was die Umstände betrifft, so erklärte sich die Ausführlichkeit und logische Disposition des Ganzen, in welcher Tunstall im directen Gegensatz mit dem Vorwurfe der Nachlässigkeit, den er anderen Briefen macht, gleichfalls die Spur sophistischen Ursprungs erblickt, zur Genüge aus dem longum intervallum, welches sich Cicero genommen hatte, um seines Freundes Tadel einmahl gründlich und allseitig zu widerlegen, und worin man doch wahrlich nicht mit Tunstall bloß eine sophistische Berechnung erblicken darf, um aus den beiden gleichzeitigen Beschuldigungen der Milde und Strenge — deren letztere auch keineswegs, wie Tunstall aus einem ironischen Fortasse schließt, nur anticipiert ist — eine



rhetorische Antithese zu bilden; und eben so fand sich unter den historischen Einzelheiten keine, auf welche nicht im ungünstigsten Falle dasselbe paßte, was Drumann bei einer anderen Gelegenheit B. VI, S. 129 von dem echten Cicero urtheilt: 'auch übrigens bleibt er sich nicht gleich, weil er theils sich nicht mehr genau an das Vergangene erinnerte, theils die Dinge sich so fügen mußten, wie es sein Zweck erforderte.' Doch glaubte der Verf. auch dazu kaum seine Zuflucht nehmen zu müssen; ein Hauptpunct, daß Cicero hier Marcus Brutus statt Decimus die Schuld der Verschönerung des Antonius an den Iden des März beilege, erledigte sich nicht nur dadurch, daß die Angabe Plutarchs und Appians, wodurch Tunstall den Fälscher geteuscht glaubt, von Männern wie Kuhnkenius ad Vell. II. 58 und Drumann B. III, S. 723 als die richtige erkannt wird, sondern schon durch den einfachen Nachweis, daß die Worte unseres Briefes gar nicht das sagen, was Tunstall hereingelegt hat; und Aehnliches galt von der Mehrzahl seiner übrigen Vorwürfe, wenn er z. B. den Worten instrumentum regni die spätere Bedeutung eines Actenstücks unterschiebt, oder in dem einfachen Ausdrucke des Schmerzes über Brutus Entfernung aus Rom und Italien eine Mißbilligung dieses von Cicero selbst als unvermeidlich erkannten Schrittes erblickt, oder wo dieser seine eigene Entfernung aus der Hauptstadt als Folge dieser nämlichen Nothwendigkeit darstellt, den chronologischen Maßstab anlegt, wer von beiden ein Paar Tage früher oder später abgereist sei. Auch der Widerspruch, welchen Tunstall zwischen der Angabe, daß Servius und Servilius am 1sten Januar vor Cicero für Octavians Auszeichnung gestimmt hätten, und der Abstimmung dieses letztern in der 5ten Philippica findet, ließ

sich dadurch beseitigen, daß diese Rede in ihrer schriftlichen Redaction gewiß in ähnlicher Art wie die Corneliana als Resumé mehrtägiger Debatten zu betrachten ist; und selbst das Argument, worauf auch Drumann Gewicht legt, daß Ciceros Brief an Decimus Brutus Famil. XI. 14 von dem Antrage, die an dessen Geburtstage eingetroffene Siegesbotschaft von Mutina den Fasten beizuschreiben, nichts wisse, fand die leichte Entgegnung, daß die Kunde von diesem, wie uns unser Brief deutlich sagt, durchgefallenen Antrage auf Decimus nur ungünstig hätte wirken können; so daß von allen vermeinten Schwierigkeiten zuletzt nur noch die kritische in den Worten: *notam esse in fastis gratissimae victoriae sempiternam memoriam volebam*, übrig blieb, wofür der Verf. *notatam* zu lesen vorschlug.

Unter den drei letzten Briefen dieses Buchs endlich lag nach Abzug des bereits früher besprochenen gegen den achtzehnten gar nichts, gegen den sechszehnten wenigstens nichts Wichtigeres vor, als daß Brutus von Atticus nur einen Theil des Briefs, welchen Cicero an Octavian geschrieben hatte, erhalten haben wolle, und daß zu solchen Bitten, wie sie hiernach Cicero an Octavian für die Mörder Cäsars gerichtet haben solle, vor dessen Vereinigung mit Antonius und Lepidus kein Anlaß gewesen sei; wogegen sich mit zwei Worten erwidern ließ, daß man ja nicht wissen könne, ob die übrigen Theile jenes Briefs für Brutus Interesse gehabt hätten, und daß jene Bitte Ciceros dem ganzen Zusammenhange zufolge keine Fürbitte oder Gnadengesuch, wozu sich allerdings Cicero am Schlechtesten geeignet haben würde, sondern eine Aufforderung enthalten habe, mit Verzichtleistung auf seine persönliche Antipathie den Männern des Senats zum gemeinschaftlichen Kampfe d. Hand

zu reichen. Nur der siebzehnte bot die allerdings überraschende Aeußerung dar, daß Cicero einen der Mitverschworenen des Brutus, Casca, einen Meuchelmörder genannt habe; gerade diese aber, bemerkte der Verf., würde ein Fälscher am Wenigsten in Ciceros Mund gelegt haben, und so wenig er ihre Möglichkeit anders als durch die Vermuthung eines augenblicklichen Unmuths über die Feigheit der Mörder Cäsars erklären konnte, so nahm er doch auch für sie Drumanns Wort B. VI, S. 33: 'die Sache muß auf sich beruhen, wie so manche andere hingeworfene Bemerkung in Briefen dem Dritten unverständlich bleibt', um so mehr in Anspruch, als die übrigen Anstände desselben Briefes sich mit gleicher Leichtigkeit wie die früheren erledigten. Daß Atticus Tochter, deren Geburt allerdings auch Drumann wegen Att. V. 19 erst ins Jahr 50 a. Chr. setzt, nach richtiger Auslegung dieser und zahlreicher anderer Stellen im Jahr 43 schon zwölf oder dreizehn Jahre zählen und also nach römischer Sitte schon damals an ihre Verlobung gedacht werden konnte, war im Wesentlichen bereits von Middleton erwiesen; was aber den Triumph, wie sich Brutus hier ausdrückt, oder nach dem 15ten Briefe genauer die Ovation betrifft, welche Cicero für Octavian decretiert hätte, so ließ sich dieses mit der historischen Thatsache, daß Octavian keine solche Auszeichnung erhielt, durch die einfache Bemerkung vereinigen, daß Ciceros Antrag — und mehr braucht in decernere nicht zu liegen — im Senate an dem Rigorismus der pompejanischen Partei scheiterte; und so konnte der Verf. auch hier nur auf die wichtige Quelle aufmerksam machen, deren sich die moderne Zweifelsucht selbst verlustig macht, wenn sie Actenstücke verschmäht, die uns begreiflicher Weise tiefere Blicke als alle griechische Historiker der Kai-

ferzeit in das Wechselspiel der Interessen und politischen Motive der Parteien in jener entscheidenden Epoche der römischen Geschichte thun lassen. Freilich blieb auch so fortwährend die Möglichkeit übrig, welche Niebuhr in seinen neuerdings erschienenen Vorträgen (*The history of Rome*, edited by Schmitz, T. II, p. 105) aufgestellt hat, daß dieselben schon in der ersten Kaiserzeit unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse und Persönlichkeiten gefälscht seien, und in so fern historische Zuverlässigkeit haben könnten, ohne dadurch auch literarhistorisch echt zu werden; gleichwie aber Niebuhr dort selbst gleichsam zwischen der wissenschaftlichen Ansicht von ihrer Echtheit und der moralischen Ueberzeugung, wie er es nennt, von ihrer Unechtheit schwankt, ohne letztere anders, als durch die Auctorität der nämlichen Kritiker zu begründen, deren historischen Zweifeln sein Urtheil direct entgegen tritt, so würde es doch nach der gänzlichen Beseitigung der letzteren wieder völlig neuer Gründe bedürfen um eine solche betriegerische Entstehung nicht nur möglich, sondern auch irgend wahrscheinlich zu machen; und diesem Puncte war nun noch der letzte Abschnitt der Vorlesung gewidmet, um zu zeigen, wie die Argumente der Gegner sich nicht selten gerade durch inneren Widerspruch oder wechselseitigen Contrast aufheben. Daß manches Aehnliche, und gerade auch in der angegebenen Zeit gefälscht worden, gab der Vf. unbedenklich zu, machte aber dabei auf den wesentlichen Unterschied aufmerksam, daß dort überhaupt selten oder nie bewiesen werden, ja oft gerade der Beweis des Gegentheils geführt werden könne, daß der vorgebliche Verfasser wirklich ein solches Werk geschrieben habe, während es sich hier um die Leugnung der Identität unserer Sammlung mit einer im Alterthume selbst als authentisch beglaubigten handle, wofür

bei Briefen, welchen Cicero selbst Famil. IX. 21 plebejum sermonem und verba domestica vindiciere, selbst sprachliche Gründe nicht immer ausreichten; er wies auf den Widerspruch hin, wenn die meisten Philologen den Dialog de Oratoribus trotz seiner durchgängigen stilistischen Abweichungen für tacitinisch hielten und um eines Duzends ungewöhnlicher Ausdrücke willen unsere Briefe verdamnten; und bemerkte schließlich auch noch den Contrast, daß dieselben nach Niebuhr aus historischen Gründen nicht jünger als das erste Jahrhundert sein könnten, während keiner der sprachlichen Anstöße, welche die englischen Kritiker gefunden hätten, auf das silberne, sondern eher auf das eiserne oder eiserne Zeitalter deuten sollte, so daß auch darin nur ein Grund mehr liege, die Gegner sich unter einander aufreiben zu lassen, und uns selbst dagegen des wiedererlangten Besizes einer interessanten Urkunde classischer Sprache und Geschichte zu freuen.

### R o m.

Tipografia della Minerva 1844. Lezione sopra l'arcaica paleografia monumentale di Corinto e delle sue colonie, e illustrazione d'un antico epigramma Corcirese, dal P. Giampietro Secchi, della compagnia di Gesù, bibliotecario e professore nel collegio Romano. 30 Seiten in Octav.

Die Inschrift, welche zu obiger Abhandlung des gelehrten Padre Secchi Anlaß gegeben hat, befindet sich auf der Base eines Grabmonuments, welches im Jahre 1843 an einem alten Begräbnißplatze in Corfu ausgegraben wurde. Sie ward zuerst vom Prof. Orioli in der gazzetta di Corfu 12. Oct. 1843 bekannt gemacht. Die Buchstaben tragen einen überaus alterthümlichen Charakter,

ähnlich denen der alten Korinthischen Vase. Die Schrift läuft von der Rechten zur Linken: überall gilt *E* und *O* für *H* und  $\Omega$ , aber *EI* und *OT* erscheinen in gewöhnlicher Form. Secchi setzt darnach die Inschrift mit vollem Rechte vor *DI. XCIV.* Er beginnt seine Erklärung mit paläographischen Betrachtungen, und findet in der Uebereinstimmung der Schriftzüge auf Korinthischen, akarnanischen, sicilischen und großgriechischen Monumenten einen Beweis von der engen Verbindung dieser Länder. Die merkwürdige Grabschrift wird von der Gemeinde zu Korkyra und dem Bruder Praximenes dem auf der See verunglückten Menekrates, Elasiab Sohn, aus Dianthe im Lande der ozolischen Lokrer, ihrem Proxenos, gestiftet. Nach Secchis Restauration wäre sie so zu lesen:

$\Omega$  νιοῦ Τλασίαφο Μενεκράτεος τόδε σᾶμα  
 Οἰανθέος γενεάν· τόδε δ' αὐτῷ δάμιος ἐποίηι  
 ἧς γὰρ πρόξενος δάμου φίλος· ἀλλ' ἐνὶ  
 πόντ[ω]  
 ὄλετο, δαμόσιον δὲ καθ[ῆ]κε[εν φάστεϊ πένθος].  
 Πραξιμένης δ' αὐτ' Οἰ[άνθας] ἀπὸ πατρίδος  
 ἐνθῶν

σὺν δάμῳ τόδε σᾶμα κασιγνήτοιο πονήθη.  
 Ein attischer Archont *Τλησίας* kommt bei Paus. IV, 15, 1 vor: *Πραξιμένης* fehlt noch bei Pape. In der Herstellung scheint Secchi hin und wieder das Richtige verfehlt zu haben. Gleich im Anfange hatte Orioli in dem  $\Delta$  richtig ein bloßes Ornament erkannt. Der Klageruf  $\omega$  ist so undenkbar wie die Messung von *Τλασίαφο* falsch ist. Dagegen wird Niemand an der Verlängerung des  $\bar{\iota}$  Anstoß nehmen. Außer dem Digamma ist die Genitivform  $\bar{\alpha}\bar{o}$  merkwürdig. Denn wird sie auch von einigen alten Grammatikern dorisch genannt, so haben doch unsere bisherigen Quellen nicht ein sicheres Beispiel

zum Vorschein gebracht, s. Ahrens Dor. p. 225. Der Verf. des Epigramms scheint sich hiernach die Freiheit genommen zu haben, die ihm das heroische Maß verstattete, die epische Form zu gebrauchen. Sehr merkwürdig ist das im dritten Verse deutlich auf dem Steine stehende *πρόξενος*. Niemand darf an eine Aenderung in *πρόξενος* oder *προξένιος* denken, obschon *ξ* und *ι* in der Schrift sehr ähnlich sind. Die dialektischen Formen *ξείνος*, *ξέννος*, *ξένος* gehen auf die ursprüngliche *ξένιος* zurück, s. Ahrens Aeol. p. 55. Hier wird nun das *ι* durchs Digamma ersetzt, während andere Dorier, wie z. B. die Rhodier, *ξείνος* gehabt zu haben scheinen, Ahrens Dor. p. 190. — Die Herstellung des vierten Verses hat wenig Wahrscheinlichkeit, schon wegen des schlaffen Rhythmus: allein der Gedanke ist wohl getroffen. Ich vermute etwa *καθίκετο πένθος ἅπαντας*. Im fünften Verse verschmäht Secchi das näher liegende *αὐτῶ γαίας ἀπὸ πατρίδος*: was er gesetzt hat, ist mindestens nicht elegant, da Menekrates Heimath oben genannt war: auch *πατρίδος* würde neben *Οἰάνθας* schleppend sein. Die Form *ἐνθῶν* gibt eine erwünschte Bestätigung der Lehre der alten Grammatiker, daß die Dorier vor *τ* und *θ* das *λ* in *ν* umwandeln, von welcher aus Theokrit hinlänglich bekannten Wandlung in den reinen Quellen der Doris bisher sich kein Beleg gefunden hatte, s. Ahrens p. 110 sq. — Im sechsten Verse steht deutlich *κασιγνετοιο πονεθε* auf dem Steine. Allein abgesehen von der nichtdorischen Genitivform auf *οιο*, die man durch *Τλασίαο* vertheidigen könnte — auch *γαίας* kommt auf Rechnung des Verses, da die Dorier *γᾶ* sagten —, ist der Genitiv an sich in eben dem Maße unnatürlich, wie der Dativ natürlich. Dazu kommt der neben *ἔποιει* und *ᾠλετο* immerhin auffallende Wegfall des Augments in *πονῆθη*. Ich schreibe deshalb

κασιγνήτω ἐπονήθη, wobei bloß ο in ε geändert wird. Liest man nun im fünften Verse αὐτῷ γαίας ἀπὸ πατρὶδος ἐνθῶν, so verträgt sich κασιγνήτω wohl zur Noth damit, aber die Frage mag doch gestattet sein, ob nicht αὐτοῖ (d. h. αὐτόσε, nach Κορκυρα) gemeint gewesen sein könnte? Die Angabe des wohin? scheint sehr angemessen. An ἐπονήθη wird man nicht zweifeln dürfen, obgleich der mediale Gebrauch der passivischen Morisiform meines Wissens neu ist; aber er wird durch bekannte Analogien geschützt. Uebrigens widerstreitet ἐπονήθη der Annahme von Ahrens Dor. p. 148., daß die Dorier und Aeoler πονάω gesagt hätten, aber auch zugleich der subtilen Unterscheidung der Formen auf ᾱ und ῆ nach der Modification der Bedeutung, wie Hermann und Böckh geglaubt haben. Man wird ein Schwanken der verschiedenen Zweige der Doris annehmen müssen, da allerdings ᾱ gut beglaubigt ist.

Hiernach würde das nicht unelegante, aber eine gewisse alterthümliche Unbeholfenheit des Verses namentlich in B. 2 verglichen mit B. 6 und in der häufigen Nennung des δᾶμος verrathende Epigramm so zu lesen sein:

Τίου Ἰλασίαφο Μενεκράτεος τόδε  
σᾶμα,

Οἶανθέος γενεάν· τόδε δ' αὐτῷ δᾶ-  
μος ἐποίει.

ῆς γὰρ πρόξενφος δάμου φίλος· ἀλλ'  
ἐνὶ πόντῳ

ᾔλετο· δαμόσιον δὲ καθίκετο πέν-  
θος ἅπαντας.

Πραξιμένης δ' αὐτοῖ γαίας ἀπὸ πα-  
τρίδος ἐνθῶν

σὺν δάμῳ τόδε σᾶμα κασιγνήτῳ  
ἐπονήθη.

F. W. G.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

99. Stück.

Den 21. Junius 1845.

---

P a r i s.

Imprimé par Bèthune et Plon 1843. Études de Physique animale par Jacques Maissiat, Agrégé de Physique à la Faculté de Médecine de Paris. 276 Seiten in Quart, einige lithographische Tafeln und eine Tabelle.

Unter diesem Titel liegen hier einige Abhandlungen vor, welche sich vorzugsweise mit der mechanischen Theorie des Stehens und Gehens der Menschen und Thiere beschäftigen. Da in den Aufsätzen, welche sich auf diesen Gegenstand beziehen, einige der Hauptresultate, zu welchen die Herren Weber in ihrer Arbeit 'über die Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge' gekommen sind, ebenfalls vorgetragen werden, und der Verf. die Webersche Arbeit keinesweges als seine Quelle anerkennt, so kann man wohl zunächst hier eine Darlegung der Hauptpunkte erwarten, welche die Originalitätsfrage angehen.

Eine Uebereinstimmung zwischen den Weberschen Ansichten und denen dieses Buches liegt vor Allem darin, daß beiden die Grundanschauung gemeinsam

ist, daß die Bewegung der Beine beim Gehen wesentlich unter der Herrschaft der Pendelgesetze steht. Ueber sein Eigenthum an dieser Ansicht erklärt sich der Verf. besonders in einer pièce justificative sur un point de l'histoire de la locomotion (p. 273). Es scheint hiernach für unsern Verf. kein anderes Datum für wissenschaftliche Leistungen zu geben, als das der Mittheilung an die Akademie. Der Verf. hat am 17. Julius 1837 der Akademie eine versiegelte Note übergeben, welche 1843 geöffnet wurde und worin die Phrase vorkommt: 'Tout animal pour se transporter à une distance quelque peu considérable d'un lieu où il est, est obligé de voyager dans l'attitude où une partie de ses mouvemens des membres se fait par les lois du pendule'. — In Beziehung auf die Weber'sche Arbeit hat dann Herr Maissiat nichts weiter zu untersuchen als: ob und wann darüber eine Mittheilung an die Akademie gemacht sei. Derselbe sagt: 'Nous croyons nous rappeler que MM. Weber ont fait prendre date à l'Académie des sciences, pour cette même idée (par M. de Humboldt. Nous n'avons pu toutefois en retrouver la mention faite dans les comptes-rendus de 1837, 2<sup>e</sup> sém., à 1840, que nous venons de parcourir), mais à une époque postérieure à notre date 17. juillet 1837. Nous disons ceci non pour réclamer la priorité sur MM. Weber: il y a de l'honneur, comme du travail, pour tous: ce que nous désirons montrer, et qui est la vérité, c'est que nos travaux, sur ce point, ont été tout à fait indépendants de ceux de ces habiles et intelligents physiologistes allemands.' — Die Herren Weber werden hoffentlich diese Großmuth zu erkennen wissen. — Es ist Ref. unbekannt, wie es sich mit der erwähnten Mittheilung an die Akademie von Seiten der Brü-

der Weber verhält. Mag diese indessen erfolgt sein oder nicht, mag sie erfolgt sein wann sie will: das Buch über die Mechanik der Gehwerkzeuge ist schon 1836 erschienen, in dem Jahre vorher ehe Hr Maissiat eine einzelne Idee daraus als Geheimniß bei der Akademie nieder legte!

Mit dem deutschen Werke ist Hr Maissiat aber unbekannt, er kennt die Weberschen Untersuchungen nur durch dasjenige, was in Müllers Physiologie daraus ausgezogen ist, von welchem Werke Verf. eine Uebersetzung vor sich liegen hatte.

Wenn in diesem Vorgeben so viel Wahres ist: daß Maissiat bei der Deposition jener Note von den Weberschen Untersuchungen noch nichts wußte, daß er ferner bei Niederschreibung der von uns citierten Worte das Publicationsjahr der Weberschen Schrift nicht kannte, so kann man nicht umhin ihn zu bedauern, da er einem bedeutenden Verdachte arger literarischer Freibeuterei und Mystification nicht entgehen kann. Auch würde er dann mit vieler Mühe etwas viel Unvollkommeneres geleistet haben, als wenn er geradezu jene deutschen Untersuchungen den seinigen zum Grunde gelegt hätte. — Daß Maissiat entweder mit dem Weberschen Originalwerke oder auf irgend eine Weise mit seinem Inhalte bekannt ist muß man wohl daraus schließen, daß er sich ein Urtheil über die Arbeit erlaubt, wie man sich es billiger Weise nicht herausnehmen sollte, wenn man etwa nur Auszüge kennt. Außerdem weist noch ein anderer Umstand auf eine Bekanntschaft mit den Weberschen Leistungen hin, welcher dem Verf. keine Ehre macht: daß nämlich einige sehr wichtige Theile der Weberschen Ansicht hier möglichst als gleichgiltig bei Seite gesetzt sind, während unbedeutendern Sachen, welche Verf. als neu vorträgt, eine Wichtigkeit gegeben wird, welche hin und wieder ans Ro-

mische grenzt. — So wird unter andern nur ganz beiläufig die Theorie erwähnt, nach welcher der Luftdruck den Schenkelkopf im Acetabulum trägt, obgleich Maissiat doch sonst gerade sich zur Aufgabe macht diejenigen Verhältnisse hervor zu heben, durch welche physikalische Agentien die Arbeit leisten, welche man früher gewöhnlich ohne Weiteres den Muskeln zuschrieb, und obgleich jene Theorie doch auch durchaus nicht gleichgiltig ist für einen Hauptgegenstand des Verfs, nämlich eben für die Pendelschwingungen. Wenn der Rumpf beim Ruhen auf einem Beine an den Ligamenten oder einem der Ligamente hängt, durch welche Becken und Oberschenkel mit einander verbunden sind, woran hängt denn das Bein während seiner Schwingung? Die Ligamente müssen dann erschlaffen, welche den Rumpf trugen, andere sich spannen; das kann nicht ohne ein Herabfallen des Beines geschehen, es muß sowohl in dem Augenblicke, wo der Rumpf auf das Bein gelangt, als auch in dem, in welchem das Bein zu schwingen beginnt, eine Bogenwindung des Drehungscentrums des Schenkelkopfes im Verhältnis zum Becken Statt finden. Alles dieses wird aber bei der Fixation des Schenkelkopfes durch den Luftdruck vermieden. Hat das Hr Maissiat nicht begriffen? — So ist auch der anatomischen Ursachen, durch welche das Kniegelenk im Zustande der Streckung einer Rotation unfähig ist, während letztere Bewegung bei der Flexion möglich wird, p. 100 sq. ganz kurz aber dabei auf eine Weise gedacht, daß offenbar Maissiat die anatomischen Beobachtungen u. s. w. für sein Eigenthum ausgeben will, während auch gerade hierüber in dem Weberschen Werke eine so schöne Ausführung sich findet. — Daneben ist denn auf einige andere Dinge sehr viel Werth gelegt, wenn auch ihre Bedeutsamkeit zweifelhaft oder gering-

fällig ist, wenn sie nur mit mehr Recht als mehrere Hauptsachen für Eigenthum des Verfs gelten können. So ist derselbe sehr ausführlich über eine gewisse bande ilio - trochantéro - tibiale (wie hier ein Theil der fascia lata genannt wird), und die Declamationen über deren Wichtigkeit werden hin und wieder wirklich komisch. Wir führen eine solche später mehr in ihrem Zusammenhange auf.

Sechs Abhandlungen bilden das Buch: Ier Mém. De la station des animaux. IIe Mém. De la locomotion de l'homme et des animaux. — Essai d'une théorie. IIIe Mém. Vérification de la théorie par les faits observés; généralisations philosophiques. IVe Mém. Essais partiels d'une classification des animaux d'après leurs mouvemens extérieurs et les qualités physiques de l'aliment dont ils se nourrissent. Ve Mém. Sur les fluides élastiques intérieurs et les tissus élastiques des animaux, généralement des êtres. — Ire partie. Exposé général et considérations anatomiques préalables. VIe Mém. Même sujet. — 2e partie. Détails plus explicites. Rapports des mouvements des animaux, ou des fonctions physiologiques, avec l'atmosphère intérieure, l'atmosphère enveloppe, et l'état actuel des tissus élastiques régulateurs des pressions dans les divers milieux de l'économie animale.

Die vier ersten Abhandlungen stehen natürlich in näherer Beziehung unter einander als zur fünften und sechsten, und des Verfs Bemühungen, dem Leser begreiflich zu machen, daß die letzten beiden sich ihrem Inhalte nach den frühern innig anschließen, dürfen wohl für Mehrere als den Ref. unfruchtbar sein.

Im ersten Mém. wird erläutert, wie die Physiologen im Allgemeinen beim Stehen u. s. w. den Muskeln mehr Antheil an der Arbeit zuschreiben

als sie wirklich haben. — Die natürliche Stellung des Menschen sei die auf einem Beine und in dieser die Muskelanstrengung sehr gering. Anspannung von Bändern, Torsion, erhalte den Rumpf auf dem Oberschenkel, den Rumpf und Oberschenkel auf dem Unterschenkel ruhig. [Bis auf Weniges finden sich dann doch dieselben Grundlagen auch bei den Weber, obgleich Maissiat in dem kurzen historischen Ueberblicke am Ende des 3ten Mém. sich sehr absprechend über das äußert, was man bei diesen unsern Landsleuten vermisse, daß sie namentlich eben von der 'Torsion' nichts gewußt hätten!] Hier kommt denn die große Wichtigkeit der bande ilio - trochantéro - tibiale zum Vorschein. Dies ist eine starke Portion der fascia lata, welche von der crista oss. il. aus dem trochanter vorbeilaufend, mit demselben auch durch Sehnen verknüpft, zur tibia geht. Dieselbe wird durch den Glutaeus maximus nach hinten (und oben) gezogen. Nach dem Verf. sollen auch besonders Sehnenbündel an den trochanter gehen um das Vorwärtsgleiten der bande zu verhüten. [Für die Bewegung der fascia auf dem trochanter ist durch einen großen Schleimbeutel gesorgt, besondere Befestigungsfasern habe ich daselbst nicht wahrgenommen]. Dieser bande nun, zugleich mit dem obern Verstärkungsbande des Kapselbandes liegt es ob den Rumpf zu halten wenn derselbe auf einem Beine steht in jener ruhigsten Haltung, bei welcher eine Extremität als Stütze gebraucht, die andere dagegen theils vom Rumpfe selbst, theils mehr oder weniger vom Becken getragen wird, und bei seitlichen Störungen das Gleichgewicht wieder herstellt, indem sie entweder einen Augenblick mehr als Gewicht oder mehr als Stütze wirkt. Findet aber keine Störung Statt, so fällt, wenn z. B. auf dem rechten Fuße gestanden wird, der Schwer-

punct des Kumpfes durchaus nicht senkrecht über den Stützpunkt im Acetabulum, sondern links davon, spannt in dieser Lage die genannten Bänder und wird von ihnen schwebend erhalten. Am Knie ist ein ähnliches Verhältnis, indem hier der höchste Grad von Extension angewandt wird, durch welche dieses Gelenk anfängt einen schwachen Winkel nach hinten vorspringend zu bilden, während der Schwerpunkt der darauf ruhenden Masse vor dem Stützpunkte im Gelenke herabfällt. — Diese Verhältnisse sind im Ganzen recht klar dargestellt; mit Beweisen hat sich der Verf. nicht eben aufgehoben. Freilich hatte er sie auch da nicht nöthig, wo die Brüder Weber ihre genauen Untersuchungen angestellt hatten, welche doch nichts von dem Nutzen der Torsion der Ligamente verstanden haben sollen. — Indem Verf. nun glaubt in dieser Function der Bänder etwas Neues vorzutragen, legt er so hohen Werth darauf, daß er p. 132 sagt: ‘Si maintenant nous faisons un retour sur l’homme, nous pouvons dire, que la prééminence dont nous l’avons vu briller entre tous les animaux, remonte anatomiquement et initialement à la bande il. - tr. - tib.’ Man kann bekanntlich, wenn man die Function der Organe genau kennt, auf eine ähnliche Weise sehr vielen andern die Präeminenz zuschreiben, wie sie hier (mit eben so viel und eben so wenig Recht) einer Sehne zugeschrieben wird.

Will man irgend einem Theile eine Präeminenz ernsthaft zuschreiben, so versteht es sich stillschweigend von selbst, daß das nur das Gehirn sein kann.

Sehr weit ausgeführt hat der Verf. den Grundgedanken, daß die Gehwerkzeuge so eingerichtet sind, daß sie nach physikalischen Gesetzen Bewegungen machen müssen, welche nicht allein beim Gehen einen großen Theil der Arbeit leisten, wenn sie durch

die gehörigen Anstöße in Bewegung erhalten werden, sondern auch unter mehreren speciellern Verhältnissen zweckmäßig wirken. In diesem Sinne werden die Functionen der Beine bei Wendungen, von kurzem oder weiterm Bogen betrachtet. Indem sich der Körper aus der ruhenden Stellung auf einem Fuße in Bewegung setzen will, wird ein Theil der Bewegung schon durch die Schnellkraft der gespannt gewesenen Bänder bewirkt. Verf. rechnet es sich zum besondern Verdienst an, auf die Wirkungen dieser *détente* aufmerksam gemacht zu haben. — Die Arme werden durch die Schwankungen des Rumpfes in Bewegungen gesetzt. [Deren Zweckmäßigkeit beim Gehen in dem Weberschen Buche schon erläutert ist]. Die Arme werden durch eintretende Störungen, welche einen Fall nach vorn veranlassen können, voraus geschleudert. — Der Schenkel krümmt sich bei seiner Schwingung, weil der Oberschenkel für sich genommen eine kürzere Schwingungsdauer haben muß, als der ganze Schenkel. — Die Schwankungen des Körpers werden untersucht und die des Schwerpunktes des ganzen Systemes und seiner Theile einzeln betrachtet. Beim Uebergange des Körpers aus seiner auf einem Beine ruhenden Lage in dieselbe Lage auf dem andern Beine macht der Schwerpunkt eine Lateralschwenkung mit nach oben convexem Bogen. Beim Gehen wirkt dieser Schwenkung eine Ursache (welche für sich allein eine entgegengesetzte Bewegung des Schwerpunktes bewirken müßte) entgegen, wodurch sie schwächer ausfällt. Eine Reihe solcher Elemente wird in einer Tabelle mit den Thätigkeits- und Ruhezuständen der betreffenden Organe zusammen gestellt. Man vermißt manigfach die Beweise für die Behauptungen, die feinen Beobachtungen, deren Mangel neben der Weberschen Schrift so auffallen muß. —



Die Darstellung ist häufig recht glücklich, geistreich. Die Selbständigkeit des Gehirnsmechanismus wird, vielleicht etwas zu prägnant so ausgedrückt (p. 95): 'Ainsi le fond du mouvement ne dépend point de nous, ce sont les lois physiques et l'organisation initialement donnée qui en déterminent le mode, et à nous de le conduire, de nous en servir': — — — — — 'nous sommes, pour ainsi dire, matelots sur notre barque, nous pouvons ramer — — — fort ou mollement, etc. nous disposons de l'aviron, mais les qualités propres de la barque — — lui ont été primitivement données — —.'

In Beziehung auf Schönheit der Bewegung ist theils Gewicht auf die glückliche Vertheilung der Masse an den schwingenden Pendeln gelegt, theils auf die Qualitäten der Bänder, weder zu schlaff noch zu fest.

Ueberall weiß der Verf. Beobachtungen, welche das gewöhnliche Leben ohne Mühe darbietet, recht hübsch für seine Zwecke zu analysieren, während, wie schon bemerkt, die Schärfe des Experimentes ihm abgeht. Darum ist Manches aber recht angenehm zu lesen. So finden wir in den Betrachtungen über die Beziehung der Bewegungsfähigkeit der Thiere zu ihrer Erhaltung Schilderungen der Natur, z. B. eines vom Hunde verfolgten Hasen, seiner Sprünge u. s. w., welche sogleich den Jäger verrathen, als welchen sich Hr Maissiat auch noch an vielen andern Stellen seiner Schrift darstellt, den Jäger, welcher diese Vorgänge oft und mit Vorliebe betrachtet hat. Oft führt den Verf. auch diese Naturschilderung ziemlich vom Zwecke ab. Im Ganzen tritt auch hier wieder die Einseitigkeit der Auffassung gar zu scharf hervor, welche vor dem Gegenstande, mit welchem sie sich gerade beschäftigt, nichts weiter sieht: 'Tout animal a

pour condition première d'existence ses qualités locomotives propres.' Freilich eine sehr verbreitete Bedingung, aber warum die erste? Warum ist das nicht die Sinnenschärfe? Warum nicht die Muskelkraft mehr allgemein, und die Waffen, welche durch diese Muskeln geführt werden? Auch kann der Verf. schon nicht umhin manche Instinkte noch zu Hilfe zu nehmen, welche z. B. die Vögel, welche nicht sehr rasch fliegen, schwach sind und dabei weite Reisen zu machen haben, bei Nacht oder in der Dämmerung fliegen lassen. Eine hübsche Zusammenstellung der Sitten verschiedener Vögel, in dieser Beziehung finden wir p. 159 f. in der Note. Sie schließt mit einer Begeisterung über die Schwalbe: *Mais l'hirondelle tient le plein air, sous le soleil, sous les yeux de tous; l'air appartient à son aile modèle, à sa queue d'évolution instantanée etc.*

Der vierte Aufsatz ist eine Wiederholung vieler Dinge, welche in der systematischen Zoologie bekannt und hinreichend gewürdigt sind. Der Verf. legt hier und da mehr Gewicht darauf und wird dabei auch gelegentlich absurd. Den Bären vertheidigt der Verf. mit vieler Beredsamkeit gegen den Verdacht ein reißendes Thier zu sein, und darum soll seine Stelle im Systeme auch eine andere werden. Folgen wir dem Verf., so werden wir den braunen Bären vom *U. maritimus* zu trennen haben!

Im fünften Aufsatze geht der Verf. darauf aus die Wichtigkeit der Darmgase begreiflich zu machen. Man möchte fast glauben, der Aufsatz sei in Folge einer auf der Jagd gemachten Wette geschrieben. An die früher behandelten Gegenstände knüpft sich der vorliegende an, weil die Elasticität der Baucheingeweide, auf diesen Gasen beruhend, bei der Locomotion wegen der Erschütterungen derselben

wichtig sei! Nachdem im Anfange viel versprochen wird, verliert der Verf. sich am Ende zwischen einer Menge verschiedenartiger Gegenstände. An Paradoxieen und auffallenden Unrichtigkeiten fehlt es nicht: die Gase entwickeln sich aus der chemischen Zersetzung des Darminhaltes, darum sind antiseptische Stoffe so schädlich, z. B. Arsenik!! Die Darmgase verschließen den After (wie das Blut in der Aorta die Balven am linken Ventrikel); es fehlt nur die Nachweisung der Balvel!

Man kann also das Buch im Ganzen keineswegs loben, wenn auch mehrfach in den Beobachtungen nützlicher Stoff, in den Betrachtungen Anregung zu finden ist.

Bergmann.

### Paris.

Arthus Bertrand, éditeur 1843. Voyage en Islande et au Groënland executé pendant les années 1835 et 1836 sur la corvette la Recherche commandée par M. Tréhouart dans le but de découvrir les traces de la Lilloise, publié par ordre du roi sous la direction de M. Paul Gaimard. Littérature Islandaise par M. Xavier Marmier. 176 Seiten in Octav.

Der vorliegende erste Theil der isländischen Literaturgeschichte des Hrn Marmier umfaßt die Geschichte der isländischen Dichtung in zwei Kapiteln, von denen das erste vornehmlich die Poesieen der Skalden bespricht, das zweite ausschließlich der ältern Edda gewidmet ist. Schon aus dieser unpassenden Ordnung, nach welcher die ältesten dichterischen Erzeugnisse der größtentheils jüngern Skaldendichtung nachgestellt werden, wird derjenige, welcher mit den deutschen und nordischen Forschungen auf diesem Gebiete vertraut ist, abnehmen

Können, daß der Verf. sich nicht die Aufgabe gestellt hat, eine zeitgemäße genaue und scharfe Charakteristik der altnordischen Poesie zu geben und den Gang, welchen dieselbe seit den ältesten bekannten Zeiten genommen hat, in historischem Zusammenhange darzustellen. Und in der That begnügt sich derselbe hauptsächlich damit in seinem Buche, welches allerdings für ein größeres Publicum berechnet ist, von einigen besonders hervorragenden und bekannten isländischen Poesieen durch Inhaltsangaben und Uebersetzungen eine ungefähre Ansicht zu geben; im Uebrigen wird man sich, abgesehen von der eleganten äußeren Darstellung, durch diese Arbeit wenig befriedigt fühlen, da sich von einem gründlichen Selbststudium wenig oder gar keine Beweise finden und selbst die vorhandenen Hilfsmittel nicht einmahl so benutzt sind, wie es erforderlich war.

Die Abhandlung über die Skalden beschränkt sich auf die Angabe einzelner Namen, die Darlegung der allgemeinsten Grundsätze, der isländischen Verskunst und auf einige Proben von den bekanntesten Dichtungen. Es sind aber mehrere der wichtigsten Poesieen nicht einmahl genannt; wogegen es doch nur als Raumverschwendung anzusehen ist, wenn die Sagen von Starkadhr und Hagbardhr, welche der Verfasser für historische Lebensbeschreibungen hält, dem Saxo nacherzählt werden.

Vollständiger ist das Kapitel, welches über die Sämundscedda handelt. Hier wird doch wenigstens von allen Eddaliedern der Inhalt angegeben und von mehreren die Uebersetzung mitgetheilt. Aber alles Uebrige ist nur die Darstellung bekannter Sachen oder eine unnöthige Polemik gegen längst veraltete und abgethane Ansichten, während die neuesten Untersuchungen nicht berücksich-

tigt sind, und manche Stellen von der Ungründlichkeit und Oberflächlichkeit des Verfassers zeugen. So werden S. 76 alle alten Deutungen des Namens Edda aufgezählt, aber die einzig richtige Erklärung, nach welcher Edda so viel als *avia* ist, wird nicht angeführt. Nach S. 78 finden sich bei Saxo in jedem Kapitel seines Werkes deutliche Spuren (*traces évidentes*) von der *Völuspa*, *Vegtamsquidha* und andern eddischen Gesängen, was Niemand behaupten wird, welcher Saxo gründlich gelesen hat. S. 81 wird es als möglich hingestellt, daß Sämund die Lieder von den Nibelungen in Deutschland gehört und in das Isländische übersezt habe, eine Behauptung, welche schon durch die oberflächlichste Vergleichung der deutschen und nordischen Nibelungensage als unmöglich erscheint. S. 86 wird bei der Aufzählung der Ausgaben und Uebersetzungen der ältern Edda der dritte Band der Kopenhagener Ausgabe und Rasks Ausgabe nicht genannt.

### G r e i f s w a l d e.

Universitätsbuchhandlung 1843 (1844). Codex Pomeraniae diplomaticus. Herausgegeben von Hasselbach, Rossegarten und von Medem. 1. Band, 2. Lieferung. Mit 3 Lithographien. (Vergl. die Anzeige der 1. Lieferung S. 1844, Stück 120 \*).

In dieser 2. Lieferung ist die Beschreibung der Copiarien zc. noch nicht geschlossen, sondern mit der frühern Sorgfalt und Vollständigkeit, um nicht Breite zu sagen, fortgesetzt auf S. XXV—XL. Die beschriebenen Copiarien sind: 10 (eigentlich 11, da 5 doppelt stand). Die Matrikel des Klosters Mariensfließ (dürftig; Sec. 15). 11. Der Codex rugianus, angelegt unter dem Fürsten von Rügen

\*) Wo S. 1186 Z. 5 der Druckfehler daß statt da s steht.

Wizlav IV (Sec. 14). 12. Codex dipl. Rugianus (Urkunden aus Sec. 13 enthaltend). 13. Die Bamberger Transsumte von a. 1450. 14. Die Glandrianschen Copeien. 15. Die Matrikel der S. Mariencollegiatkirche zu Colberg. 16. Urkunden des Klosters Sarnowiz. 17. Codex Pruthenus (Abschriften Dreger's). 18. Die Matrikel des Jungfrauenklosters Stettin. 19. Diplomatarium Klemptzenianum. 20. Diplomatarium Deminense. 21. (Durch einen Druckfehler mit 12 bezeichnet.) Die Matrikel des Klosters Hiddensee. — Es folgen nun S. 169—344 die Urkunden Nr. 71 bis 144 mit ihren Ueberschriften und erklärenden Anmerkungen wie im 1. Hefte. Die erste, Nr. 71, ist eine schon mehrmahl's abgedruckte Urkunde des rügischen Fürsten Teromar I. vom Jahr 1193. Die 3 nächsten sind von 1194. Nr. 75 und 76 ist eine Urkunde des pommerschen Fürsten Grimislav von 1198, unter Nr. 75 aus dem Originale im Königsberger Archiv, unter Nr. 76 aus einem Transsumte vom Jahre 1262 in demselben Archive geliefert, nach Abschriften von Voigt. Die doppelte Mittheilung wird gerechtfertigt dadurch, daß das Transsumt eine Ausfertigung der Urkunde enthält, in welcher die ausführlichere Beschreibung der Grenzen des geschenkten Gebietes ausgelassen, dagegen eine Stelle über 4 geschenkte Dörfer hinzugefügt ist: auch sind die Zeugen zum Theil andere. Das abgedruckte *pervisitatores* ist keine glückliche Emendation in den vorliegenden Abdrücken für das *per visitatores*, wie der Hr. Prof. Voigt geschrieben hatte. Durch die ansehnliche Schenkung seiner Burg Stargard in Pomerellen mit Zubehör schließt sich Grimislav an den Wohlthäter des Hospitals des h. Grabes u. St. Johannes des Täufers zu Jerusalem\*), und diese Wohl-

\*) Des Johanniterordens, von dem die Schenkung dar-

thäter waren zunächst die 'visitatores dominici sepulchri.' — Nr. 77 u. 78 werden (nach Drezger) um 1200 gesetzt. Nr. 79 ist der Anfang ( $\frac{1}{3}$ ) des Testaments des Erzb. Absalon von Lund um 1200 (1201), aus Langebeck aufgenommen,  $2\frac{1}{2}$  Seiten mit den Anmerkungen, die sich meistens nicht auf Pommern beziehen, wegen einer Zeile (Dominae Margarethae duo ciffos Rojanorum Idolorum) Becher der rügischen Götzen betreffend. — Nr. 80 vom Jahre 1200 ist das letzte Stück aus dem 12. Jahrhundert in diesem pommerschen Urkundenwerke, welches im Ganzen 69 Nrn. aus diesem Jahrhunderte gibt. Die 64 Stück Nr. 81 bis 144 sind aus den Jahren 1201—1223. Der Urkundenvorrath wächst also auch in Pommern im 13. Jahrhundert ansehnlich, und derselbe wird noch viel mehr wachsen in den folgenden Jahrhunderten, so daß es nicht nöthig sein wird, fremde Urkunden heran zu ziehen, die Pommern wenig angehen, ja daß es, selbst bei bedeutender Geldunterstützung, kaum möglich sein wird, den ganzen pommerschen Urkundenschatz des 13., 14. und 15. Jahrhunderts so vollständig zu veröffentlichen und in gleicher Weise zu commentieren. Daß in einem solchen Sammelwerke auch die ungedruckten Urkunden mit aufgeführt werden, welcher man nicht habhaft werden konnte, deren Inhalt man aber aus Citaten kennen lernte (Nr. 91. 112. 113. 124), tadeln wir nicht, wenn die Herausgeber darin sich der Kürze befleißigten; daß aber (um hier nur von der 2. Lieferung zu sprechen) Urkunden wie Nr. 115. 116. 117, auch wie 119—123, vollständig in einen Codex Pomeraniae aufgenommen wurden, verdient offenen Tadel; denn die erstern sind preussische Urkunden, und als solche auch bereits gedruckt, die letztern beauf (durch Tausch?) in den Besitz des deutschen Ordens in Preußen kam.

treffen den Cistercienserorden im Allgemeinen. Wollte man das Verfahren der Herausgeber überall, oder wir wollen nur sagen in allen preussischen Provinzen nachahmen: welche Wiederholungen, welche Verschwendung von Zeit und Geld! — Mögen die Herausgeber in den folgenden Lieferungen sich einschränken lernen. Der Patriotismus wird sie da weniger nöthigen, die Armuth des Landes an werthvollen Urkunden durch Zusammenraffen fremden Gutes zu verdecken, und die Bogen mit unnöthigen Worten und unwichtigen Dingen zu füllen, die ein strenger Recensent Quisquilien nennen könnte. Dahin gehören die Varianten s c h l e c h t e r A b d r ü c k e oder Abschriften solcher Urkunden, die in dem Werke selbst nach den Originalen gegeben werden, und sonst noch Manches. — Wir verkennen ungeachtet der Bemerkungen, wozu wir uns genöthigt sahen, das Gute nicht, was auch in dieser 2. Lieferung der Fleiß der Herausgeber uns geschenkt hat, und danken ihnen dafür. Auf Einzelnes einzugehen und darüber ausführlicher zu sprechen, erlaubt die Natur dieser Blätter nicht; doch möchten wir fragen, warum Hr. S. die lateinischen Verse S. XXVI 'bloße Scheinverse' nennt? Es sind wirkliche Verse, freilich schlechte, aber Verse im Charakter ihrer Zeit. — Die dieser 2. Lieferung beigegebenen Steindrucktafeln enthalten: Tafel F Schriftproben zweier Urkunden von 1203 und 1205, G Siegel von 1) Bogislaus II. 2) Casimir II. 3) Bischof Sigwin. 4) Propst Conrad zu Camin, alle vom Jahre 1214. H Siegel von 1) Casimir II. 1214, 2) Bischof Sigwin 1216, 3) Capitel zu Camin 1216. Von diesen Siegeln sind 5 mit unvollständigem Rande, und dazu gehören beide Abbildungen des Siegels von Casimir II., das erste Mal nach einem Breslauer, das zweite Mal (besser) nach einem Schweriner Originalabdrucke. G. G. F.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

100. Stück.

Den 23. Junius 1845.

---

Ἐν Ἀθήναις,

ἐκ τῆς τυπογραφίας Κωνσταντίνου Γκάροπλα,  
1841. Ἑλληνικὸς νέος Παρνασσὸς ἢ ἀπάν-  
θισμα τῶν ἐκλεκτοτέρων ποιήσεων τῆς ἀνα-  
γεννηθείσης Ἑλλάδος. Ὑπὸ Κωνσταντί-  
νου Ἀλ. Χαντσερῆ. ζ' und 382 S. in Octav.

L e i p z i g.

Verlag von Leo 1844. Neugriechische Antho-  
logie. Original und Uebersetzung. Herausgegeben  
von Dr Theodor Kind. Erstes Bändchen. XVI  
und 180 Seiten in Octav.

M a n n h e i m.

Verlag von Bassermann 1844. Das Volksle-  
ben der Neugriechen, dargestellt und erklärt aus  
Liedern, Sprichwörtern, Kunstgedichten zc., nebst  
einem Anhang von Musikbeilagen und zwei kriti-  
schen Abhandlungen von Dr D. H. Sanders.  
XII und 358 Seiten in Octav.

So friedlich die Titel dieser drei Sammlungen

neugriechischer Poesien hier neben einander stehen, so schwer möchte es halten unter den drei Herausgebern Frieden zu stiften. Hr Kind hat sich in den Jahrb. für wissenschaftliche Kritik über die (1842) von den Herren Sanders und Oppenheim heraus gegebenen neugriechischen Volks- und Freiheitslieder, bei unbefangener Anerkennung des Guten, auch einige tadelnde Bemerkungen erlaubt. Dafür nennt Hr Sanders in einer seinem 'Volksleben der Neugriechen' zc. angehängten Antikritik jene Recension eine 'kindische' und bedient überhaupt den Gegner mit einer Polemik, deren Witz durch Heraushebung der pikantesten Stellen zu charakterisieren wir uns hier versagen müssen, die ihm selbst jedoch, nach ihrer weiten Ausspinnung zu schließen, sehr wohlgefällt. Vor dem Herausgeber des neugriechischen Parnass aber dürfen, in Betracht seines in der Vorrede, wie in der Auswahl der Gedichte sich beurlundenden Fremdenhasses, jene beiden Schriftsteller trotz ihres Philhellenismus schwerlich Gnade finden.

Hr Chantseris erzählt in der Vorrede, wie geringschätzig Neuserungen eines deutschen Buchhändlers (*ἀνιδεος Πάραρος*) und eines französischen Officiers über das griechische Volk, namentlich über den vermeinten Mangel einer neugriechischen Poesie, ihn zur Herausgabe seiner Blumenlese bewogen, besonders um den Europäern zu zeigen, daß das erst gestern zur Selbständigkeit erwachte Griechenland allerdings eine Literatur besitze und sich auch bereits eine poetische Sprache geschaffen habe, während Frankreich es erst nach 400jährigem Ringen, im 16. Jahrhundert bis zu seinem Malherbe, dem Schöpfer seiner Poesie gebracht. — Hr Chantseris verbreitet sich hierauf mit großem Phrasengeräusch über die Verdienste

der neugriechischen Dichter, deren nach seinem Urtheil vorzüglichste Leistungen er in der vorliegenden Blumenlese zusammen gestellt. Nun dürfen wir es freilich mit dem Worte ἀπάνθισμα hier nicht allzu genau nehmen, sondern müssen manche gar duft- und farblose Pflänzchen, nur weil sie exotisch und noch dazu auf 'klassischem Boden' gewachsen sind, mit deutscher Genügsamkeit für Blumen gelten lassen, analog wie der mäßige Grieche so manches nur ihm genießbar scheinende Unkraut mit dem allgemeinen Namen λάχανον beehrt und froh verspeißt. Sind es doch auch in der alten Anthologie nicht bloß Rosen, Lilien und ihnen ebenbürtige Blumen, die uns entgegen duften, und enthält doch auch das uns hier gebotene Sträußchen wenigstens einzelne Knospen und Blüten, aus deren lieblicher Frische und Fülle wir die tröstliche Gewisheit schöpfen, der Boden, der sie erzeugt, vermöge wohl noch edlere Gewächse zu zeitigen. Die Gedichte zwar, die einen großartigern Aufschwung und besonders eine originellere Entfaltung der neugriechischen Poesie am sichersten zu verbürgen schienen, die herrlichen Volks- und Klephtengesänge sind in Hr Chantseris Sammlung fast gar nicht vertreten, da es ihm nicht sowohl um Zeugnisse für die hohen geistigen Anlagen seines Volks zu thun war, als um Belege des dermaligen Standes seiner geistigen Kultur, die leider nicht so befriedigend ausfallen. Wir finden von jener Gattung im neugriechischen Parnas nur das bekannte Klephtenlied vom Olymp, hier mit der nicht sehr passenden Ueberschrift: Ὁ ἐπαναστάτης τοῦ Ὀλύμπου, und der pretiösen Unterschrift: Ποιητῆς ὁ ἑλληνικὸς λαός. Es steht seltsamer Weise unter der Classe von Dichtungen, die Hr Chantseris als thyrtsäische bezeichnet, wie

wir denn überhaupt hinsichtlich seiner Classification bemerken müssen, daß er sich des Talents einer Glycerion auch im Anordnen der Blumen nicht rühmen darf. Er theilt seine Anthologie in lyrische, erzählende, beschreibende, philosophische und moralische, rhetorische, erotische (anakreonthische und sapphische), bakchische, tyrtäische, satirische, heroikofomische, hero-elegische, elegische und dramatische Dichtungen, welche letztere in komische und tragische Scenen zerfallen. So willkürlich und unhaltbar diese Eintheilung an sich ist, so willkürlich und inconsequent verfährt der Herausgeber bei der Vertheilung der ausgewählten Gedichte unter die verschiedenen Classen. So findet man z. B. ein paar Kampfschilderungen aus dem Erotókritos unter den beschreibenden Gedichten und eine andere, die sich in nichts Wesentlichem von jenen unterscheidet, unter den rhetorischen. Unter letztere Rubrik gehören freilich streng genommen die meisten der mitgetheilten Dichtungen. Nur aus verhältnismäßig wenigen weht uns der erquickende Hauch echter, dem Herzen entströmender Poesie entgegen, während die meisten, bei aller rühmend anzuerkennenden Formvollendung und einer in andern Sprachen wohl kaum zu erreichenden Melodie der Verse, doch auf die Dauer mit dem leeren Geräusch des *χαλκός ἤχων καὶ κύμβαλον ἀλαλάζον* das Ohr ermüden, da ihr Inhalt selten die Seele zu erwärmen vermag. Ueberhaupt herrscht in der neugriechischen Poesie etwa dasselbe Verhältniß zwischen *μοῦσῃ* und *ῥῆγι*, wie es uns im materiellsten Sinne die äußere Erscheinung des Landes darbietet. Entzückt hängt der Blick des Fremden, der sich den Küsten Griechenlands nähert, an den herrlichen Umrissen der Berge, die die Aussicht begrenzen, und weilt mit Wohlgefallen auf den weißen

Mauern der Städte und einzelnen Häuser, die ihm aus der Ferne vielverheißend entgegen glänzen. Bald aber erregt der gänzliche Mangel des saftigen Grüns der Wälder, deren Schatten ihn in der Heimath wohlthuend umfing, in seiner Seele ein unheimliches Gefühl der Leere und des Mißbehagens, das weder die schönen Bergformen noch der heitere Himmel auszugleichen vermögen, und das noch wächst, wenn er, näher gekommen, in den von weitem so einladend schimmernden Häusern rohe, ärmliche Hütten erkennt, so öde und unfroh im Innern, wie die erstorbene Pflanzenwelt draußen auf Berg und Ebne. So lauschen wir freudig und erwartungsvoll den Tönen der Sprache Homers und Pindars — denn das ist sie, wie unser Deutsch die Sprache der Nibelungen —, die wir in den Liedern der neugriechischen Dichter vernehmen, und erbauen uns an Versformen, die uns in dieser Sprache an Anakreon und Aristophanes erinnern. Bald aber vermiffen wir den Reichthum und die Ursprünglichkeit des Gedankens, die Unbefangenheit der Empfindung, vor Allem die ungetrübte göttliche Heiterkeit des Geistes, die uns aus den Werken der alten Sänger von Hellas so wunderbar ansprechen, Eigenschaften, die in den meisten Dichtungen der neuesten durch eine eben so wortreiche als inhaltleere, fast nur in leidigen Abstractionen sich bewegende und bei allem Schwulst nicht selten zu versificirter Prosa herabsinkende Rhetorik und eine unstäte, den Mangel eigener Schaffungskraft nur zu deutliche beurkundende Nachahmungsfucht ersetzt wurden, welche letztere sich besonders in unbeholfenen, oft wahrhaft caricaturmäßigen Copien des modernen europäischen 'Weltschmerzes', mithin des directen Gegensatzes des alten heitern Griechengeistes, gefällt.

Rühmlich anzuerkennen ist allerdings die männliche Gesinnung, das redliche Ringen und Streben der meisten neugriechischen Dichter, so wie vor Allem die Begeisterung für Freiheit und Volkswohl, wovon die besten Dichtungen der bedeutendern unter ihnen durchdrungen sind und die sich namentlich nach Hrn Sanders Ausdruck (S. 291) als der rothe Faden durch alle Gedichte des begabtesten, Alexander Sutsos, schlingt. Nur Schade, daß dieser 'rothe Faden' (den also ein berühmter Kritiker aus der Bildersprache der deutschen Kritik vergebens als allzu abgenutzt endlich beseitigt zu sehen wünschte) statt der echten Perlen der Poesie meistens nur allgemeine Freiheitsphrasen an einander reiht und ohne alle concreten Beziehungen, ohne eine Spur jenes streng nationalen Gepräges, das eben den vorhin erwähnten Aephtenliedern einen so unwiderstehlichen Reiz verleiht, sich oft so dissolut ins Breite zerfasert, daß er an jene Schilderei des rothen Meeres erinnert, wo man nur das rothe Meer, das heißt eine scheckig roth überpinselte Wand sah, aber weder die Kinder Israel, weil sie bereits durchgegangen, noch Pharaon mit seinem Heer, weil die bereits ertrunken waren. Und doch steht es fast noch übler mit den Dichtungen, worin besondere Zustände und Ereignisse auf volksthümliche Weise gefeiert werden sollen, denn hier vermögen die neugriechischen Dichter nicht einmahl mit der ungeschminkten Poesie der Geschichte gleichen Schritt zu halten. So beginnt z. B. eine Hymne auf den Geburtstag der griechischen Freiheit in der, *Κιθάρα* betitelten, Sammlung patriotischer Dichtungen von Panagiotis Sutsos mit den Worten: 'Wir haben heute den fünfundzwanzigsten März, wenn ich nicht irre', und diese Worte werden als besonders effectvoll in dem Gedichte,

dessen ganzer Inhalt dem Anfange entspricht, noch drei oder viermahl wiederholt. Ungefähr eben so poetisch ist desselben Dichters Gespräch in Elysson, worin die Geringsfügigkeit der Einwohnerzahl, Streitkräfte etc. des neuen Griechenlands dem alten gegenüber, katastermäßig abgehandelt wird; und seines Bruders Alexander, übrigens sehr lobenswerthe Erinnerung an die Zeiten, wo die (bei Namen aufgezählten) gelehrten Auserwählten des griechischen Volks in Göttingen und Pisa und auf den Universitäten an der Seine und an der Themse aus dem Borne der Weisheit schöpften\*). Weit vorzüglicher als alle diese Elegien und die ernst gehaltenen Freiheitslieder eines Kalvos, Salomos, Rhangawis und der Brüder Sutsos scheinen uns die Dichtungen, worin die socialen und politischen Gebrechen der Zeit, zunächst die der Gegenwart Griechenlands mit den Waffen der Satire bekämpft werden. Hr S. stellt als den Koryphäus dieser Gattung M. Sutsos hin, der in seinem Panorama von Griechenland (2 Bde 1831 und 1833) gegen die Tyrannei Kapodistrias und seiner Anhänger und gegen die mannigfachen Uebelstände der spätern Zeit zu Felde zog und der bei Vielen seiner Landsleute noch jetzt für den neugriechischen Juvenal gilt. Doch kann man seine eigene bescheidene Aeußerung im zweiten Theil des Panorama (Shantseris S. 53), 'daß er mit schwachen, ungeübten Händen zuerst das Geschloß der Satire probiert habe und bessern Dichtern einen bessern Erfolg auf der von ihm eröffneten Bahn wünsche,' immerhin, wenn es auch nicht so ernstlich damit gemeint sein sollte, als

\*) — *λόγιοι τοῦ γένους μας λογάδες*

*Εἰς τὰς σχολὰς συνέτρεχον τῆς Γκέντιγγας, τῆς Πίζας,  
καὶ τὰ πανεπιστήμια τῆς Σένας καὶ Ταμίνας.*

wohlbegründet gelten lassen, und nach einigen von Gh. mitgetheilten politischen Satiren neuester Zeit hat sich in ihrem Verfasser, Theodor Orphanidis, bereits ein Dichter gefunden, der jenen Wunsch Alexanders verwirklicht, indem er mit mehr Glück in der strengen kaustischen Weise Barbier's, als jener in der leichten, tändelnden Manier Béranger's sich versucht. Orphanidis bekämpft in seinem *Τοξότης* die Mängel der dem Aufstande vom 15. September vorhergegangenen Verwaltung mit einer Rückhaltlosigkeit, die trotz der Pressfreiheit in Gh. zu Auslassungen veranlaßt, die sich wie Censur-lücken ausnehmen. — Aus gleichem Grunde, wie die Satiren, nämlich als Schilderungen wirklicher und eigenthümlicher Zustände, zählen wir die komischen Scenen aus Al. Soutsos' *Ασωτος* zu den beachtungswerthesten Stücken der Gh.'schen Sammlung, wiewohl sie der Form nach nur schwache, zum Theil rohe Nachbildungen Molière's sind und in dieser Hinsicht des Dichters, dem Charalambos in den Mund gelegter Ausdruck der Zufriedenheit mit seinem eignen Witz: *Νὰ κωμῳδία ζωντανή ... τὸν Μολιέρο τι θέλω;* doppelt naiv heraus kommt. Origineller als diese Scenen von Soutsos, wenn auch in technischer Hinsicht ihnen noch nachstehend, schien uns das Lustspiel *ὁ τυχοδιώκτης* von Churmussis, worin sich lange vor der Septemberrevolution die damals vorherrschende Leidenschaft der Griechen, ihr Fremdenhaß, in der schlagendsten Form, in der der Verspottung, Luft machte.

(Fortsetzung folgt.)

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

101. 102. Stück.

Den 26. Junius 1845.

---

Athen, Leipzig und Mannheim.

Fortsetzung der Anzeige dreier neugriechischen Gedichtsammlungen von Chantseris, Kind und Sanders.

Bei des Herausgebers entschiedner Sympathie mit dieser Gesinnung ist es zu verwundern, daß der Parnas aus jener zu ihrer Zeit Epoche machenden Komödie keine Proben enthält. Die ersten Spuren echt komischer Kraft finden sich, nicht in dramatischer sondern in epischer Form, in einem ältern Gedichte von Rhisos Nerulos, *νοῦνας ἀσπασίη*, worin das eigennützige und ränkevolle Treiben der frühern Phanarioten mit grellen Farben geschildert wird und woraus Ch. unter den 'heroikokomischen' Dichtungen einige Bruchstücke mittheilt. Eben dieser Rhisos, ehemahls Minister in der Walachei und später in Griechenland, schrieb auch eine ziemlich frostige Komödie zur Verspottung der freilich übereilten Sprachreinigung, wie sie einige Schüler Korais' beabsichtigten, und zwei noch frostigere Tragödien, Aspasia und Polyxena, welche durch die sich unwillkürlich dabei aufdrängende

Vergleichung mit Sophokles und Euripides noch ungenießbarer werden, die indessen immer noch als Meisterwerke erscheinen, wenn man sie mit den von Gh. reichlich ausgebeuteten Nachwerken des Joh. Sabelios (*Ζαμπέλιος*) zusammen hält, eines Poeten, der die dankbarsten Stoffe, wie den Brudermord Timoleon's, den Fall von Byzanz und die Verschwörung des Rhigas im leichtesten Gallimathias und, was im Griechischen doppelt unverzeihlich, in holprigen, dem Ohre widerstehenden Versen verdirbt. Hoch über diese traurigen Tragiker erhebt sich allerdings P. Sutsos in seinem *Ὀδοπόρος* und seinem *Μεσσίας*, über die Brandis (Mittheilungen über Griechenland III.) ein sehr nachsichtiges Urtheil fällt, die aber gleichwohl von jenen der neugriechischen Poesie überhaupt anhaftenden Mängeln durchaus nicht frei sind. Das Höchste im Drama scheint uns nach allen bis jetzt vorliegenden Proben Alexander Rhangawis geleistet zu haben, dem, bei warmer und tiefer Empfindung und nicht geringer dichterischer Regsamkeit, nur das Erbübel der meisten neugriechischen Sänger, unsägliche Breite, zur Last fällt, und bei dem daher auch die vollendetste Harmonie der Verse, verbunden mit einer nur allzu ängstlich hellenisirenden Reinheit der Sprache, zur ermüdenden Monotonie wird. Auch von ihm gilt, was Gh. in der Vorrede (S. 8) von Vinzenz Kornaros, dem Verfasser des *Ερωτόκριτος* sagt: *Εἰς τὸ ποιημᾶ του ἀπαντῶνται τεμάχια ὑψηλῆς ποιήσεως, ἄξια τοῦ Ὀμήρου καὶ τοῦ Αἰσχύλου, τὰ ὅποια ὁμῶς πνίγονται εἰς τὸν καταρῶακτὴν τῆς πολυλογίας του.* In seinem Trauerspiel *Phrosyne* verewigt Rhangawis das Schicksal einer auf Ali Pascha's Befehl ertränkten griechischen Jungfrau, der Geliebten eines Sohnes jenes Ty-

rannen, und liefert so, ohne es zu wissen, ein Seitenstück zu Graf Lörring's weiland hochgepriesener Agnes Bernauerin, das wenigstens hinter diesem jetzt glücklicherweise vergessenen Ritterspectakelstück nicht zurück bleibt. Bei Gh. finden sich mehre Bruchstücke aus jenem Trauerspiel, eins u. a. mit der Ueberschrift: *Ἰσοὺς φέρων εἰς τὸν θάνατον τὴν ὡραίαν Εὐφροσύνην τῶν Ἰωαννῶν*, was ungefähr so heraus kommt, als läse man in einer Anthologie aus dem Sophokles den 'Monolog der schönen thebanischen Prinzessin Antigone, ehe sie sich erhängt.' Weit über jenen ersten dramatischen Versuch, der durch einen sehr naiven Dialog über den Gegensatz der classischen und romantischen Schule eingeleitet wird, erhob sich Rh. in seinem spätern Drama *ἡ Παράμυθη* (der Vorabend), welches nicht, wie Hr Kind (neugriech. Anthol. S. 176) irrthümlich bemerkt, die Zeiten unmittelbar vor dem Ausbruch der griechischen Revolution, sondern die Verschwörung des Rhigas im Jahre 1798, und einen damit in Verbindung stehenden, aber rein erdichteten Aufstand der Griechen unter Phloros, einem Emisär des Rhigas, zum Gegenstande hat. Dies Drama, bei dem sich der Einfluß Schillers auf keiner Seite verkennen läßt, ist reich an herrlichen, wahrhaft ergreifenden und auch den höhern Anforderungen der Kunst genügenden Stellen und würde für ein Meisterwerk gelten können, wenn der Verf. sich nicht scheute, es auf die Hälfte seiner dermaligen Ausdehnung zu reducirern. Nur gewinnen könnte es auch durch größere Annäherung an die Rede-weise des Volks, dem es jetzt durch zahllose, dem gemeinen Mann wohl noch größtentheils unverständliche Hellenismen entfremdet wird. Ungern vermisten wir darin Wörter, die, wenn auch nicht

classisch, doch durch ihre historische Bedeutsamkeit nicht bloß in Griechenland, sondern in ganz Europa einen guten Klang gewonnen haben. So ist z. B. der schöne Ehrenname des Braven, Πάλληγιον \*), sorgfältig vermieden und durch das altgriechische Γενναῖος ersetzt worden, wobei den Waffengenossen oder den Söhnen und Enkeln eines Botsaris und Karaiskakis unmöglich die Seele schwellen kann, wie bei jenem durch tausend siegreiche Kämpfe geweihten Worte, das man nun als barbarisch ausmerzen will. Die im Parnas abgedruckten Stellen aus der Παράμωη gehören als patriotische Betrachtungen über den Zustand der Griechen und über das, was dem Volke noth thut, z. B. über die Entfernung der Priester vom weltlichen Regiment, zu den besten, wenn gleich hinsichtlich ihres poetischen Werths zu den schwächern Theilen des Drama. Hr Kind gibt daraus nur eine dialogisierte Schilderung des Parnas beim Sonnenaufgang, die er aber nicht als Dialog, sondern in der Form eines einfachen Gedichts mittheilt und die sich eben so bei Chantseris findet, und Hr Sanders kennt den zweiten Theil der Gedichte von Rhangawis überhaupt nicht. Unter den darin enthaltenen Dichtungen verdient nächst jenem Drama ein Epos in fünf Gesängen, ὁ Λαοπλάτης, die meiste Beachtung. Der Held desselben ist der montenegrinische Mönch Stephanos, einer der vielen falschen Peter III., welche die Regierung der Mörderin dieses unglücklichen Fürsten beunruhigten. Der Dichter entwirft darin von der gepriesenen Semiramis des Nordens, die er eine Ἀσχημονοῦσα Φρύνη nennt, ein eben so wahres

\*) Diese Diminutivform des altionischen πάλλης kommt in der heutigen Bedeutung schon im Chronicon Alexandrinum vor.

als abschreckendes Bild, erzeugt aber dabei offenbar ihrem blödsinnigem Gemahl und Schlachtopfer zu viel Ehre, wenn er ihm nachrühmt, er habe Rußland *μὲ ἰδιώτου ἀρετὰς καὶ φρένας κυβερνήτου* beherrscht, man müßte denn das Wort Idiot im französischen Sinne nehmen. Ein Hauptzweck dieses Gedichts ist, Griechenland vor den lockenden Vorspiegelungen seines mächtigen nordischen Glaubensgenossen, die ihm von jeher nur zum Verderben dienten, zu warnen. Dahin deutet schon das Motto: ‘Sic notus Ulyxes?’ Setzt freilich möchte solche Warnung kaum noch nöthig sein, da seit den Ereignissen der letzten Jahre auch dem kurzsichtigsten Griechen über die wahren Absichten Rußlands die Augen müssen aufgegangen sein. — Ein eben so kühner und freisinniger Geist, wie in Rh.’s dramatischen und epischen Dichtungen, athmet auch in seinen kleinern unter den Ueberschriften *Δημοτικά* und *Λύρα* gesammelten lyrischen und romantischen Productionen, worin der Dichter überdies eine noch größere Gewandtheit im Versbau bei einer in neugriechischen Gedichten überraschenden Manigfaltigkeit der Versformen bethätigt. Insbesondere gilt dies von mehreren dem Original treu nachgebildeten Bearbeitungen deutscher Gedichte, worunter namentlich eine Uebersetzung von Göthes Erlkönig (*ὁ Βουρκόλακας*) Erwähnung verdient. Auch in fremden Sprachen bewegt sich der griechische Dichter mit großer Leichtigkeit, wie dies mehre im zweiten Theil seiner Werke enthaltene französische Oden und Lieder und seine zwar nichts weniger als meisterhaften, doch in ziemlich fließender Sprache und erträglichen Versen abgefaßten deutschen Uebersetzungen einiger Satiren aus H. Sutsos ‘*Πανόραμα*’ beurfunden. Was dagegen seine aus lauter Dak-

tylen bestehenden Hexameter betrifft, so müssen wir dem Verdammungsurtheil, welches Hr Sanders (S. 295) darüber fällt, völlig beistimmen. — Für einen der bedeutendern unter den jüngsten neugriechischen Dichtern erklärt Hr Kind den Syrioten Joh. Karasutsas, dessen in der neugriechischen Anthol. S. 134 mitgetheilte *Πανελληνία* allerdings von kräftiger patriotischer Gesinnung zeugen, dabei aber leider, wie andere in Chantseris Parnas abgedruckte Gedichte von ihm, in einer allzu gespreizt declamatorischen, affectiert hellenisierenden Sprache verfaßt sind, um den griechischen Leser in gleichem Maße, wie einst die glühenden Schlachtgesänge Rhigas, deren Sprache jetzt für barbarisch gilt, zu ergreifen. Jedes Gedicht von ihm ist eine Aufeinanderhäufung allgemeiner und uns wenigstens ziemlich abgedroschen scheinender Redensarten, jede Zeile, mag er nun klagen oder jubeln, ein *opus operatum*, und bei einer von Ch. mitgetheilten Herbstelegie über den Tod seines Freundes können wir den Dichter weniger wegen dieses Verlustes bedauern, als wegen seines Wunsches, man möge (mit Uncialbuchstaben) auf sein und seines Freundes Grab schreiben: ‘Die Freundschaft des Damon und Pythias.’

Es würde uns zu weit führen, wollten wir jeden Dichter, dem Hr Chantseris eine Stelle in seiner Blumenlese gegönnt, näher charakterisieren. Als des Vorzüglichsten unter den von ihm ausgewählten Musterstücken sei daher nur noch einiger Fragmente aus dem *Περιπλανώμενος* des A. Sutsos gedacht, wovon sich bei Brandis a. a. D. ein ziemlich vollständiger Auszug findet, so wie einer Episode aus Dionys Salomos’ poetischer Erzählung Lambros in achtzeiligen Stanzeln, die Hr Ch. in jämmerlicher Verstümmelung, Hr S.

aber vollständig und mit einer trefflichen Uebersetzung mittheilt. Wir nennen diese Spukgeschichte als das einzige uns bekannte Gedicht, worin die Manier Victor Hugo's bei den, die Koryphäen des alt- und neufranzösischen Parnasses so eifrig ausbeutenden neugriechischen Dichtern ihre Vertretung findet. — Aus dem Erotokritos finden sich mehre Bruchstücke, die aber Hr. Gh. von einem seiner Freunde, einem 'bewährten Poeten' (*δοκιμὸς ποιητής*), wie er selbst sagt, dermaßen hat verarbeiten, d. h. castrieren lassen, daß z. B. die Geschichte des kretischen Fürsten Charidimos, eine merkwürdige Parodie der Geschichte des Kephalos und der Prokris und wohl die anziehendste Episode des ganzen Gedichts, zu einer völlig unbedeutenden Erzählung von einer halben Seite (S. 76) zusammen geschrumpft ist. Daß dies Gedicht trotz seiner Weiterschweifigkeit nicht so tief gestellt zu werden verdient, wie Leake in seinen *Researches in Greece* es thut, versuchten schon Zen und Andre darzuthun, und noch vollständiger würde durch eine gute Uebersetzung dieser Zweck erreicht werden. Beflagenswerther jedoch, als die Geringschätzung des Erotokritos, ist die unbegreifliche Gleichgiltigkeit, womit alle Sammler neugriechischer Gedichte von Fauriel bis auf die Herren Chantseris, Kind und Sanders, bei fast übertriebener Aufmerksamkeit auf die unbedeutendsten Fegen jedes Volksliedes, die vielen im Volksdialekt geschriebenen griechischen Gedichte ignorierten, die schon zu Du Cange's Zeit auf der Pariser Bibliothek moderten und wovon dieser Gelehrte in seinem *Glossarium mediae et infimae Graecitatis*, außer zahllosen linguistischen Belegstellen daraus, ein vollständiges Verzeichniß mittheilt. Sicher würde man aus den poetischen

Klagschriften des Ptochoprodromos \*) über seine Armuth und gegen seinen Abt, aus des Emanuel Georgillas Geschichte der Pest zu Rhodos (*Θαυατικὸν τῆς Πόδου*), aus dem historischen Gedichte eines Griechen über die Niederlage der Ungern bei Barna, aus den romantischen Erzählungen der Abenteuer des Libyströs und der Rhodamne, der Geschichte des Römers Belthandroß, den versificierten Historien vom Alexander und vom Belisar und vielen andern jener, seit Du Cange, also seit etwa anderthalbhundert Jahren, vielleicht von Niemand angesehenen Handschriften ein treueres und lebensvolleres Bild des mittelalterlichen Griechenlands und insbesondere des damaligen Standes seiner geistigen Bildung gewinnen, als aus der gesammten bibliotheca Byzantinorum. Eine der wichtigsten und interessantesten der von Du Cange nach dem Manuscript allegierten historischen Dichtungen, die Chronik der Kriege der Franken in Morea im 13. Jahrhundert, veröffentlichte in neuester Zeit als ein Seitenstück zu der provençalischen Chronik des Ramon Muntaner der um die Aufhellung eines Theils der byzantinischen Geschichte hochverdiente Buchon, und von der als Pendant zur nordischen Thierfabel und wie diese als versteckte Satire auf den Clerus beachtenswerthen Geschichte vom Esel, Wolf und Fuchs, die in Venedig als Volksbuch unzählige Male aufgelegt wurde, besorgte Jacob Grimm einen Abdruck mit vorausgeschickter epitomatischer Uebersetzung in seinem Sendschreiben an Lachmann über Meineke Fuchs. Als besonders merkwürdig durch seinen Gegenstand nennen wir von den Pariser Handschriften noch

\*) Nach Du Cange (l. c. p. 955 und ind. auct. p. 32 et 62) identisch mit dem byzantinischen Erotiker Theodor Prodromos.



ein Klaglied über Konstantinopels Fall (*Θρήνος τῆς Κωνσταντινουπόλεως ἠχμαλωτισμένης*), woraus Du Gange 62 Verse einzeln anführt und das sich, aus dem Inhalt einiger derselben zu schließen, wiewohl sich kein einigermaßen zusammenhängender Theil des Ganzen daraus herstellen läßt, einem durch mehrfachen Abdruck bekannten kürzern Trauerliede über denselben Gegenstand an historischem und poetischem Interesse mindestens an die Seite stellen kann.

Mit dem letzterwähnten kürzern *Θρήνος*, der zuerst bei Fauriel abgedruckt steht, eröffnet Hr Kind den ersten Abschnitt seiner Anthologie, die historischen Volkslieder. Charakteristisch für den Geist der damaligen Griechen ist es, daß darin nicht von dem Untergange des Reichs und der Knechtschaft des Volks die Rede ist, sondern von der heiligen Sophia und ihren Glocken und Glöcklein, und von der heiligen Mutter Gottes und ihren weinenden Bildern. Unter den übrigen historischen Liedern bei Kind, wovon die meisten sich schon bei Fauriel finden, scheint uns das letzte, welches den Tod des (1825) bei Navarin gefallenen Hydrioten Tsamados feiert, den Vorzug zu verdienen.

Ueber die Klephtengesänge bei Kind ist eben nichts zu sagen, da die bedeutendsten darunter aus Fauriel entlehnt, mithin als bekannt vorauszusetzen sind. In den beiden schönsten (*ἡ βοή τοῦ μνημιατος* und dem bekannten Olympoliede) finden sich Zusätze und Veränderungen, wodurch die Gedichte eher verloren als gewonnen haben.

Eben dies gilt von einigen Liedern des folgenden Abschnitts, die Hr Kind nach Fauriel als romantische (*πλαστὰ τραγούδια*) bezeichnet. Doch verdient der verstorbene Ulrichs Dank, diese Vari-

anten gesammelt, und die Herren Kind und Sanders, sie in ihre Blumenlesen aufgenommen zu haben, da sie zur Bestätigung des Umstandes dienen, daß alle jene Lieder fast unbewußt aus Geist und Gemüth des Volkes hervorquellen, im Munde desselben leben und beinahe jeder Tag sie sich vermehren und umgestalten sieht, wie schon Thiersch in seiner trefflichen Abhandlung 'über die neugriechische Poesie' (S. 33) bemerkt. Eine Hauptrolle und gewissermaßen die der alten *Εἰμαρμένη* spielt in diesen Gedichten der Genius des Todes *Χάρος* oder *Χάροντας*, der als unzweifelhafte Umgestaltung des alten Charon wenigstens sicherer auf einen Zusammenhang des heutigen Volksglaubens mit den alten Mythen hinweist, als die Heiligen *Ἐλευθέριος* und *Στειλχανός*, die nach Bybilakis' gezwungener und von Hn Sanders mit Recht verspotteter Hypothese aus der Göttin *Εἰλειθρία* und dem alten *Σειληνός* entstanden sein sollen. Nicht minder als Charon scheint sich *Ἐρως* beim Volke im alten Ansehen behauptet zu haben, worauf schon die populäre Veränderung seines Namens in *Ἐρωτας* schließen läßt. In Christopoulos Liebesliedern tritt er als Pallikar auf und hat natürlich mit nichts in der Welt weniger gemein, als mit der christlichen *ἀγάπη*.

Auf die romantischen Lieder folgen bei Hn Kind unter der Ueberschrift: 'Bermischtes', verschiedene Dichtungen, die unsers Bedünkens großen Theils noch in den vorigen Abschnitt gehören, wie denn auch Hr Sanders mehrere davon seiner Auswahl der romantischen Lieder einverleibt hat. Das erste, *ὁ ἀναγνώριμος*, zeichnet sich durch reges dramatisches Leben aus, und durch die von dem unerkannt heimkehrenden Gatten zu seiner Legitimation angegebenen Kennzeichen des Hauses wird man

unwillkürlich an die ähnliche Scene in der Odyssee (*Ψ*, vs. 173 — 206) erinnert, wiewohl wir weit entfernt sind, in diesem Liede, dessen Verfasser vielleicht den Homer nie nennen hörte, eine Nachahmung desselben finden zu wollen.

Den Beschluß des ersten Theils der Anthologie machen 'Gedichte Einzelner', d. h. genannter Verfasser, worunter als das bedeutendste einige Elegien der Brüder Sutsos und das schon oben erwähnte, den Fall Kretas beklagende Gedicht *Πανσλήνια* von Karatsutsas hervor zu heben sind. Als das historisch merkwürdigste dagegen erscheint uns, in Betracht seines berühmten Verfassers, ein kleines Lied von Alexander Ypsilantis, dem unglücklichen Schilderheber der Revolution, unter der Ueberschrift: τὸ πένθος τοῦ πατριώτου "Ελληνας, das nach dem Muster eines französischen Gedichts von Arnault unter dem Bilde eines aus seinem Neste vertriebenen Vögleins, das Schicksal des heimathlosen, unstät umherirrenden Hellenen in rührender, wenn auch etwas allzu sentimentaler Weise beklagt. — In den Anmerkungen zu den in diesem Abschnitt mitgetheilten Dichtungen der Brüder Sutsos und namentlich zu einer Elegie des Jüngern, Panagiotis, über die Ruinen von Athen, worin Kapodistrias ein korphiotischer Betrüger (*πλάνος Κερκυραῖος*) genannt wird, spricht sich Hr Kind über die maßlose Erbitterung dieser Dichter gegen den Präsidenten mißbilligender aus, als früher in seiner Ausgabe des *πανόραμα τῆς Ἑλλάδος*. Er theilt bei der Gelegenheit eine Aeußerung jenes von seinen Anhängern in den Himmel erhobenen und von seinen Gegnern den verabscheuungswürdigsten Tyrannen beigezählten Staatsmannes ein Jahr nach seiner Ankunft in Griechenland mit, die in mehr-

facher Beziehung zu merkwürdig ist, um sie hier nicht anzuführen. 'Ce pays (soll Kapodistrias zu einem nahen Freunde gesagt haben) n'a pas les élémens pour former un état; je me suis trompé, et j'ai trompé l'Europe. Pour moi il n'y a plus de porte de salut qu'un coup de pistolet. Je ne me le donnerai pas moi-même, mais je bénirai la main, qui me le donne.' Es ist zu wünschen, daß Kapodistrias, dessen für seine Zeit als nothgebotene Dictatur zur kräftigen Steuer der Anarchie wohlthätiges Walten trotz seiner von ihm eingestandenen Irrthümer die Anerkennung auch seiner Gegner verdient, es ist zu wünschen, sagen wir, daß er sich in der oben ausgesprochenen traurigen Prognose über Griechenlands Zukunft eben sowohl geteuscht haben möge, als in seinen frühern, vielleicht allzu hoch gespannten Hoffnungen. An Elementen zu einem Staate fehlt es Griechenland so wenig, als irgend einem Lande auf Erden, nur hat sich allerdings bis jetzt der Demiurgos nicht gefunden, der diese Elemente dem Zustande der rudis indigestaque moles zu entreißen vermöchte, und lange noch wird freilich die hochfliegende von A. Sutsos im Namen seines Volks ausgesprochene Hoffnung auf die Wiedererrichtung des Thrones Konstantins\*), womit Hr. Kind sein Buch bedeutungsvoll beschließt, für eine Chimäre gelten müssen. Doch mag das Volk sich diesen schönen Träumen immer hingeben, so bald sie es nicht in eitle Träume einwiegen, sondern zu verdoppelter Thatkraft anspornen.

\*) *Ἡ ἀδιάμαστος φυλή μας ἴσως ἐνωθῆ ἔκ νέου  
 Ἀπὸ κορυφῶν τοῦ Αἴμου μέχρις ἄλτρων τοῦ Μαλεῖου,  
 Κ' εἰς τὰς θύρας τοῦ Ἐυξείνου  
 Ἀνυψώσωμεν τὸν θρόνον τοῦ μεγάλου Κωνσταντίνου.  
 Περιπλανώμενος, p. 79.*

Ob die heutigen Griechen mehr oder weniger hellenischen oder slawischen Ursprungs sind, ist hierbei ein höchst gleichgiltiger Umstand und daher der ganze Streit für und wider die Fallmerayer'sche Ansicht, abgesehen von seinem historischen Interesse, wenn man die Abstammung eines Volks als ein Kriterium seines Werths oder Unwerths ansehen will, ein wahrer Windmühlkampf. Schon mehrfach ist dieser Satz ausgesprochen, und auch Herr Sanders bekennt sich in der seinem Buche (S. 299) angehängten Abhandlung über den Einfluß fremder Nationen auf die heutige griechische, namentlich in Bezug auf Volksglauben und Volkspoesie, zu derselben Ansicht. Ohne F.'s Ueberzeugung, daß in den Adern der heutigen Griechen kein Tropfen echten Hellenenbluts fließe, zu theilen, sucht er gleichwohl, im Widerspruch mit seinem Freunde Oppenheim und in Uebereinstimmung mit dem schönen Satze Percy's, 'nicht aus einem emporgeworfenen Stein, wohl aber aus einem Strohhalme lasse sich die Richtung des Windes, nicht so sicher aus schwerern Dingen, als aus Liedern und Flugschriften, lasse sich der Geist der Zeit erkennen,' mit großem Scharfsinn die Verwandtschaft der griechischen Anschauungsweise mit jener des Serben, Wlachen und Russen aus der Volkspoesie dieser Nationen nachzuweisen. Eine Menge interessanter und schlagender Belegstellen zu diesem Behuf liefern ihm unter andern Talvj's \*) Sammlung serbischer Volkslieder, Sulzers Geschichte des transalpinischen Daciens und Göthe's Stimmen des russischen Volks. Auch Anklänge aus der deutschen, schwedischen, finnischen und selbst aus der neuhebräischen Volkspoesie sind nicht unberücksichtigt geblieben, doch eben daß auch diese

\*) L. A. L. (Robinson, geb.) v(on) J(acob).

sich finden, könnte zum Beweise dienen, wie mislich es ist, aus der Uebereinstimmung einiger allgemein menschlichen, wenn auch überraschend ähnlich verarbeiteten und eingekleideten Anschauungen auf eine nahe genetische Verwandtschaft der Völker zu schließen.

Auch den Grundsatz, aus der Volkspoesie den Geist des Volks und der Zeit zu erkennen, scheint uns Hr Sanders allzu weit auszudehnen, wenn er es in den Bemerkungen zu den häuslichen Liedern (S. 121) 'zur richtigen Charakterisierung des griechischen Volks' für nöthig hält, auf einige 'obscöne' so genannte Kinderlieder aufmerksam zu machen, wie sie allerdings obscöner gewis noch in keiner Sprache gedruckt sind und wie sie Hr Sanders hier nicht bloß im Original, sondern auch in sorgfältig ausgefeilten metrischen Uebersetzungen mittheilt. Percy spricht in dem oben angeführten Motto von empor geworfenen Strohhalmen, nicht aber von empor geworfenem Mist. An Botenliedern erquickt sich der Pöbel aller Völker ohne Ausnahme, und wir halten die Beleuchtung solches übelduftenden Kebrichts der Poesie zur Charakterisierung eines Volks für nicht nothwendiger, als es etwa behuf der physischen Vergleichung der Racen die chemische Analyse der faeces sein würde. Hr Sanders weist übrigens (S. 125) jeden Tadel 'ehrsamer Deutschen' hierüber mit dem Vorwurf der Prüderie im voraus zurück und erinnert an die mephistophelische Botenapologie:

Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,  
Was keusche Herzen nicht entbehren können.

Wir beschränken uns also darauf, jedem 'keuschen Herzen,' das Süßigkeiten, wie die dort aufgetischten, 'nicht entbehren kann,' zu seinem Ge-

schmack Glück zu wünschen, und wenden uns zu den Liedern, in deren Auswahl Hr Sanders seinen Zweck auf eine erspriesslichere Weise verfolgte und in deren Uebersetzung er sein rühmlich anzuerkennendes Talent würdigern Stoffen zuwandte. — Wie Hr Kind, eröffnet er seine Sammlung mit historischen Liedern, unter denen wir das erste, aus Pashley's travels in Crete entlehnte, die Zerstörung Adrianopels (1361), als eine der ältesten gedruckten Proben neugriechischer Poesie, und das dreizehnte, *Γιαράρης*, als ein Klephtenlied der neuesten Zeit, worin sich schon der Volkshaß gegen die steuereintreibenden *Μισοβάρητοι* ausspricht, als die merkwürdigsten hervorheben. Der Herausgeber knüpft an dies Lied, worin ein Grieche sich weigert, gegen Koliopulos und Kolokotronis zu zeugen, eine Digression über die Verdienste des letztgenannten Häuptlings, für den er unbedingt eingenommen ist, der indessen bei unleugbaren, dem Vaterlande geleisteten Diensten den eignen Vortheil am wenigsten vergaß und sich nicht selten als einen Klephten im schlimmsten Sinne des Wortes bewährte. Hr Sanders verdankt das Lied so wie sehr viele andere und darunter die interessantesten in dem ganzen Buche der mündlichen Mittheilung eines befreundeten Griechen, Iraklis Mitsopoulos aus Patras, von dem er manchen Gedichten auch erläuternde Bemerkungen in griechischer Sprache beigefügt und der ihm (nach S. 350) aus seinem Vaterlande noch viele in Deutschland unbekanntes Volkslieder mitzutheilen versprochen hat.

Die Klephtengefänge im engern Sinne sind hier den historischen Liedern einverleibt und nicht mit Unrecht, da sie sämmtlich das Gepräge historischer Ueberlieferung in sich tragen und überdies in dem Zeitraum der Unterdrückung die unabhängigen Kleph-

ten allein die Geschichte der Griechen, als eines selbständigen Volkes, repräsentierten. Es wäre überflüssig, noch etwas zum Lobe dieser kräftigen Lieder zu sagen, aus deren Mehrzahl uns erquickend die frische Waldluft, die markige Fülle des Lebens und der That entgegen strömt, die wir in den neugriechischen Kunstgedichten vermißten. — Eine ergiebige Fundgrube für den Sammler wären vielleicht noch, die bisher wenig oder gar nicht berücksichtigten Familiensagen, die in einzelnen Häuptlingsgeschlechtern fortleben und die zum Theil wunderbar an die Mythen der Urzeit erinnern. (In einer solchen Tradition über den Ursprung des Geschlechts der Navromichaläer, die sich in den Bergen der Mani erhielt und wovon in einer 1840 in Göttingen gedruckten Sammlung neugriechischer Gedichte (S. 107) eine poetische Umschreibung steht, kann man, wenn man will, eine Nachbildung der Liebesgeschichte des Peleus und der Thetis finden, wiewohl sich freilich ähnliche Sagen von Verbindungen sterblicher Helden mit Nixen, Undinen u. fast bei allen Völkern finden).

Der Abschnitt der romantischen Lieder bei Hrn Sanders ist reich an neuen Stücken, worunter einige durch ihre schalkhafte Naivetät, die der Uebersetzer meisterhaft wiederzugeben gewußt, sehr ansprechen. Wir zählen dahin die Geschichte von dem Pfaffen, der seine schöne Beichttochter für einen Kuß absolviert, die des jungen Mädchens (Nr. 10), die für die Beköstigung und Bettung des Gastes schnell Rath weiß, das Lied von dem tanzlustigen Weibe, wozu es außer dem vom Herausgeber angeführten Seitenstücke aus Erlach's deutschen Volksliedern noch ein anderes plattdeutsches gibt, und 'die schwere Wahl' (Nr. 11), die an das Studentenlied *Filia, filia mea* etc. erinnert.

(Schluß folgt.)



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

## 103. Stück.

Den 28. Junius 1845.

Athen, Leipzig und Mannheim.

Schluß der Anzeige dreier neugriechischer Gedichtsammlungen von Chantseris, Kind u. Sanders.

Der dritte Abschnitt (*τραγούδια οίκιανά*) besteht aus kleinen Hochzeit-, Wiegen-, Fest- und Kinderliedern, die dem Herausgeber zu besonders anziehenden Parallelen mit gleichartigen Volksdichtungen in andern Sprachen Veranlassung geben. Beachtenswerth unter den Anmerkungen ist eine an Goethe und Lady Montague sich knüpfende Bemerkung über die orientalische Blumensprache und eine Digression über die Todtenklagen der Griechen (*μυριολόγια*), deren Ursprung sich im grauesten Alterthum verliert (vgl. II. 2, 720; Od. 2, 58 u.) und wovon ein classisches Beispiel aus Lukians Schrift *περὶ πένθους* angeführt wird.

Von den 264 Distichen, die Hr Sanders im vierten Abschnitt mittheilt, sind einige aus Fau-riel, Pashley und Bybilakis entlehnt, die meisten aber für uns neu und fast alle durch die natürliche Lebendigkeit und Frische, wodurch sie sich als unmit-

telbare Eingebungen des Augenblicks ausweisen, sehr anziehend.

Die Sprichwörter im folgenden Abschnitt mit dem Goethe'schen Motto: 'Sprichwort bezeichnet Nationen, muß aber erst unter ihnen wohnen', zeugen von derbem, gesundem Volkswitz; die Räthsel sind zum Theil höchst cynischer Natur und veranlassen den Herausgeber, als Seitenstück (zur Erquickung 'keuscher Herzen' vielleicht?) ein deutsches zu citieren, das freilich an Cynismus alle griechischen von dem der Sphinx an um eine Welt hinter sich läßt.

Den Abschnitt der Kunstpoesie eröffnen erotische und bakchische Lieder von Christophulos, dem 'neugriechischen Anakreon', den Hr Kind absichtlich, doch wissen wir nicht warum, aus seiner Anthologie ausgeschlossen hat. Außerdem enthält dieser Abschnitt ein Kriegeßlied von Kokkinakis, wovon nicht zu begreifen, wie es nach der Melodie: 'Es ritten drei Reiter zum Thor hinaus' gesungen werden kann; ferner das schon früher erwähnte Fragment aus Salomos' Lambros und schließlich mehrere Dichtungen von Alexander Sutsos, über deren Werth im Allgemeinen wir uns gleichfalls bei Gelegenheit der Chantseris'schen Sammlung bereits aussprachen. In dem kritischen Anhange gibt Hr Sanders eine verbesserte Uebersetzung der in seinen und Oppenheims neugriechischen Volks- und Freiheitsliedern enthaltenen Satire des letztgenannten Dichters 'über die Pressfreiheit' (unter Kapodistrias) im Versmaß des Originals. Von eben diesem Gedicht existiert noch eine deutsche Bearbeitung von dem Griechen Rhangavis (zum Theil abgedruckt in Wigand's Vierteljahrsschrift, Bd. 2. S. 300), die sich freilich an Wort- und Formtreue mit der Sanders'schen nicht messen kann, sie aber an

Leichtigkeit der Sprache und ungezwungener Naivität vielleicht übertrifft.

Hr Sanders besleißigt sich als Uebersetzer durchweg einer Treue im Wiedergeben nicht bloß jeder Assonanz, jeder Alliteration, jedes absichtlichen oder zufälligen Reims, sondern auch jeder Härte und Holprigkeit des Originals, die bis jetzt schwerlich Ihresgleichen fand, und in dieser letztern Beziehung artet sein sonst höchst aner kennenswerthes Streben nach Genauigkeit in eine Künstelei aus, die weder der Uebersetzung zum Vortheil gereicht, noch zur richtigen Würdigung des Originals erforderlich ist.

Was seine Behandlung des Urtextes betrifft, so können wir seinen Grundsatz, daß  $\nu$  am Schlusse des Wortes bei nachfolgendem  $\pi$  in  $\mu$  zu ver wandeln, weil es in diesem Falle so ausgesprochen wird, unmöglich billigen, da derselbe, consequent durchgeführt, die maßlosesten Willkürlichkeiten, z. B. die Gleichschreibung sämmtlicher S-Laute, rechtfertigen und endlich die ganze Orthographie übereinander werfen würde.

Die Musikbeilagen sind eine dankenswerthe Zugabe für den Ethnographen, nur nicht für den Musikfreund, da sich bekanntlich die neugriechische Musik, bei deren Erwähnung als solcher der Herausgeber (S. 324) mit Recht hinzusetzt: *Sit venia verbo*, an ohrzerreißender Disharmonie mit der chinesischen vollkommen messen kann, wiewohl ihre, von Sulzer angenommene Verwandtschaft mit derselben so grundlos ist, wie Hr Sanders sie darstellt.

Ellissen.

### H a m b u r g ,

bei Perthes = Besser und Mauke 1845. Zeitschrift für die gesammte Medicin, mit besonderer Rück-

sicht auf Hospitalpraxis und ausländische Literatur. Herausgegeben von F. W. Oppenheim. (10ter Jahrgang) 1845. Bd. 28. Januar und Februar. Hest 1. 2. S. 1—144 u. 145—288.

Die Zeitschrift, über welche wir in diesen Blättern zu gewissen Zeiten zu berichten gedenken, indem es uns wünschenswerth scheint, daß in unsrer Journal-reichen Zeit die Ansprüche des Lesepublicums von Zeit zu Zeit laut werden, bietet durch die Verbindungen Hamburgs und der Redaction so mancherlei seltenere literarische Erscheinungen dar, daß wir in unseren kurzen Bemerkungen öfters zugleich willkommene Notizen zu geben hoffen dürfen. Sie zerfällt in 6 Rubriken, je 3 für größere und kleinere Arbeiten: I. und III. für Original-Mittheilungen, II. und V. für Auszüge und Recensionen; unter letzteren werden auch einzelne deutsche Werke besprochen, III. und VI. für Journal-Artikel; doch ist diese 6te Rubrik (Vermischtes) unter keinen bestimmten Namen zu fassen; sie hat 4 Abtheilungen, deren erste oft längere Abhandlungen bringt, und ist in ihrer ganzen Manigfaltigkeit nur aus eigner Anschauung kennen zu lernen. —

I. u. III. Prof. Dr. Otto hatte zu phrenologischen Zwecken die Wirkungen einzelner Arzneien auf besondere Geisteskräfte darzustellen gesucht; Dr Weber in Hannover tritt nun hier gegen seine Behauptungen auf, indem nach W. diese Wirkungen bereits bekannter seien, als O. angibt. Auf die seltsame Grundidee Otto's geht W. kaum ein, idealisiert aber z. B. die Wirkungen der Canthariden dahin, daß sie das treueste Bild der Wuthkrankheit darstellen und wohl deshalb das einzige Mittel wären, 'welches in dieser unheilvollsten aller Krankheiten öfters von unbezweifeltem Nutzen sich erwies.' Wir anerkennen weder diese homöopathische

Folgerung, noch die Genauigkeit der von diesem und von andern Mitteln angegebenen 'Erstwirkungen,' noch überhaupt, daß eine gründliche Pharmacodynamik bei der noch immer mangelhaften thierischen Chemie und Nervenphysiologie möglich sei; — die Wirkungen der Mittel sind Lebenserscheinungen des Organismus.

Recht befriedigend fällt hingegen die Beschreibung der Pariser Heilanstalten und Curmethoden für Venerische (S. 17), von Dr Boeneck in Altona aus; der practische Arzt wird im Verf. seinen erfahrenen, überall treffenden Collegen erkennen.

Sehr wackere Beobachtungen über eine Keuchhustenepidemie im Alexandrinischen Waisenhause zu Moskau theilt Dr Panck, Arzt an demselben mit (S. 145). Nach Verf. sind es besonders die Complicationen, welche die Krankheit intractabel machen; als trefflicher Beobachter sind seine Erfahrungen mit mehreren Mitteln von entschiedenem Werthe; die vielleicht wenig gebräuchliche, von Zhiel empfohlene Salzsäure that ihm mehrmals gute Dienste.

Einen seltenen Fall von plötzlichem Tode commentiert Bloßfeld, Prof. der Med. for. in Kasan, recht gut (S. 85): 'Alles wohl erwogen, scheint der Tod von einer freiwilligen Luftentwicklung hergeleitet werden zu müssen.' In den Hirnvenen viele Luftbläschen. Der Bruder schien auf gleiche Weise in gleichem Alter untergegangen zu sein. — Das Verhalten des vorhergegangenen rheumatischen Fiebers, die Analyse des Bluts, der Luft fehlen. Aus amtlichen Nachrichten dänischer Aerzte entlehnt Prof. Dr Otto (S. 232) mehrere Fälle: Leberabsceß, Lebensgefahr nach Mandeln, traumatischer Staar, Mißgeburt (Acephalus); bemerkenswerth sind eigenthümliche, warzenartige Auswüchse, die Bloch

in der Mundhöhle eines Mädchens antraf, c. 140 an der Zahl, erbsengroß, aus verdicktem Zellgewebe bestehend, die abgetragen wurden. Interessant ist auch: ein Hypospadiæus, der bis zum 26sten Jahre für ein Mädchen galt. (S. 237).

II. u. V. Williams' allgemeine Pathologie (S. 31), in Amerika mit Zusätzen von Glymer nachgedruckt, hat schon dadurch, daß sie den Fortschritt des englischen Unterrichts von Empirie zur Rationalität bezeichnet, Bedeutung und umschreibt diese schwer begrenzte Disciplin mit Gewandtheit; namentlich werden mit Recht die s. g. 'näheren Elemente der Krankheit', wie Anämie, Hyperhämie, Hypertrophie u., hieher gezählt und, was bei allgemeineren Betrachtungen besondere Anerkennung verdient, Hypothesen vermieden. Eigenthümliche Betrachtungen, besonders über 'angeschwollene Leber' (Pfortaderstocfungen) und ihre Folgen, zu welchen Schwäche des Gehirns und Lungenucht gezählt werden, bringt uns Philip's 'treatise on protracted indigestion' (S. 47); aber man ist nicht sicher, ob Verf. nicht besonders die englische Diät vor Augen hatte und nicht aus gewöhnlichen Erscheinungen ein ungewöhnliches Bild componierte. Diese symptomatische Lungenucht, durch functionelle Störung der Leber erzeugt, reibe ganze Familien auf und sei in ihrem frühestem Stadium heilbar. — Aus Fallot's Krankenhausbericht (Etudes cliniques. Brüssel 1843) wird (S. 61) eine Reihe Notizen ausgezogen; F. verdient sicher Beachtung, nur hat der Hr. Ref. zu viel gewollt, Ansichten und Facta, Meteorologie und Pathologie berührt, und eben dadurch nur berührt. — Eine nicht unwichtige Relation über die 'méningites cérébro-spinales,' die 1837—42 in französischen Garnisons epidemisch herrschten, liefert E. Broussais (S. 71) nach officiellen Berichten; sie

verdient besonders rücksichtlich der Essentialität der Fieber mit den Beschreibungen epidemischer Schleim-, Gallen-, gastrischer Fieber verglichen zu werden. Einzelne Beobachter beschuldigen Malaria, der intermittierende Charakter war häufig; kurz man ist nicht sicher, ob der Krankheit der Begriff Meningitis nach jeder Schule zukomme.

Die Auszüge des 2ten Heftes sind ausschließlich psychiatrischen Inhalts. Ein Opus posthumum J. Cheyne's über partielles Irresein hat uns wenig, oder wenig Neues gewährt; selten wird hier eine Ansicht gut begründet und selbst für die Grundansicht: partieller Wahn, Pluralität der Geisteskräfte ist wenig geschehen. Es folgen dann 10—11 nicht in den Buchhandel gekommene amerikanische Irrenhausberichte; zuerst eine allgemeine Statistik (S. 182—220) der Irren in den Ver. Staaten; rein numerischer und historischer Art, so daß der geehrte Hr Ref. gut gethan hätte, die Tabellen möglichst zu compensieren. Was ist z. B. damit anzufangen, wenn (sub Stand der Irren) 1, 2 oder 3 als diesem oder jenem Stande angehörig aufgezählt werden, da hier der kleinste Zufall das ganze etwaige Resultat bestimmt? Sämmtliche übrige, ebenfalls mehr statistische Berichte über die Anstalten von New-York, Philadelphia, Ohio (1842 u. 1843), Maine, New-Hampshire, Vermont, Boston und Bethlem sind S. 220—31 gegeben. Die Distinction zwischen mechanischer und lebendiger Kraft, oder was dasselbe sagt, zwischen der Anwendung todter Zwangsmittel und der Wärterarme ist in diesen Anstalten noch nicht allgemein aufgenommen; in mehreren gilt der Riemen und die Fackel selbst für milder, als das s. g. Nicht-Zwangssystem. Die Statistik von Bethlem ist eine treffliche, raisonnierende Arbeit von Webster, ein gan-

zes Jahrhundert und c. 18000 Fälle umfassend. Man ersieht aus ihr: stete Zunahme der Heilungen, Abnahme der Todesfälle, Prävalenz des acuten Irreseins unter Weibern, Abnahme des Suicids (im Irrenhause!). Forschenden Irrenärzten müssen diese Data höchst willkommen sein. Von den 21 recensierten Schriften (V. Bibliographie) wollen wir nur einzelne berühren. Puchelt's Venensystem, oder namentlich der 2te, specielle Theil, ist eine treffliche Sammlung; auch Tiedemann, über Würmer in den Geruchsorganen kann nur Gutes leisten. An Ganstatt's Pathologie (Bd. 3), als an einem bedeutenden Werke sagen kleine Ausstellungen freilich nicht zu, indeß sind die hier gemachten einleuchtend; doch scheint uns z. B. der vom Ref. urgierte Zusammenhang zwischen Ruminatio und Masturbation (als Ursache) nicht erwiesen. Eine seltsame, fast unglaubliche Enttuschung gewährt Münter's Schrift: Aufschluß einer wichtigen Entdeckung, welche wesentlichen Einfluß auf die Physiologie hat, indem diese Entdeckung in einer Methode des Vortrags besteht. Von Klendke's Schriften sind hier die Störungen des Sprachorgans und neue physiologische Abhandlungen besprochen, leider ohne die in diesem Falle eben so wünschenswerthe, als schwierige Kritik. Am neuesten war uns der 'merkwürdige Parallelismus zwischen den Erscheinungen des Schwindels und der Gegenwart infusorieller Thierchen im lebenden Blute', soll heißen: Verf. fand in seinem Blute, während er an Schwindel litt, Thierchen, die ihm auch ohne Schwindel vorgekommen sein sollen. Bei andern neuen Abhandlungen hätten füglich ältere Autoren mit ganz gleichen Ansichten genannt werden sollen. — In sofern auch Kartenhäuschen gut und schlecht gebaut werden können, wollen wir



das Lob, das Hirschfelds Umriffe der Phrenologie trifft, gern unterschreiben.

Vom Auslande wird S. 108 ff. eine Reihe Gelegenheitsreden mitgetheilt, unter welchen die von Paine, einem heftigen Gegner der auch in Amerika anklingenden Liebig'schen Theorien, am anregendsten ist. — S. 272 belegt Coates mit Todes-Zahlen, daß der schwarze Mensch Luft und Licht im hohen Grade bedürfe und das Isolierungssystem schlecht ertrage; unstreitig kommt ein Theil der Wirkung auf Rechnung der Baulichkeit. — Hoefler stattet 'à S. Exc. M. le Ministre de l'instruction publique' einen officiellen, recht unparteiischen Bericht über das deutsche Unterrichtswesen ab. — Jackson machte einen speculativen Versuch, die Analogie der Placenta und Milz, welche er 'a permanent placenta', so wie umgekehrt die Placenta eine temporäre Milz nennt, darzuthun; — aber über diese organische Quellkraft, wie wir bildlich die Contractilität der Zellgeweben- und fibrösen Faser nennen möchten, fehlen allerdings noch nähere Aufschlüsse, von denen eine nähere Einsicht in manche Erscheinungen der Circulation zu erwarten sein dürfte.

IV. u. VI. Die Redaction, die überhaupt jedem Hefte einen möglichst gleichartigen Inhalt zu geben sucht, wählt auch unter den Journal-Artikeln nach diesem Principe; Hest 1 bringt pathologisch-therapeutische, Hest 2 historisch-statistische und psychiatische. Dort spricht Prof. Bang aus seiner langen Hospital-Erfahrung über Leberleiden, Abercrombie über eine Hämorrhagie der Leber (wobei der Hr Ref. die überflüssigen Recepte besser weggelassen hätte), Duparcque über Gallenconcremente, die sich durch einen clonischen Krampf der Bauchhälfte und durch Convulsionen im Schenkel cha-

arakterisieren sollen, und Rees deduciert den Morbus Brightii aus Anämie, wodurch aber die Nierendegeneration nicht erklärt wird. Unter den psychiatrischen Artikeln macht sich das Marine-Asyl zu Haslar durch die Einführung eines mildereren und den Seeleuten angemesseneren Systems, (nach Vorbild von Hanwell, wo Conolly den Geist Pinel's nach allen Richtungen walten läßt,) sehr angenehm bemerkbar. Eine scheinbar kühne Idee: ein Boot zum Rudern und Segeln, ward hier zum kostbaren Mittel, dessen Wirkungen die Erwartungen noch übertrafen. — Thore theilt einige durch physische Uebel günstig critisirte Fälle von Wahnsinn mit. Von den statistischen Artikeln dürften die Uebersichten über die Mortalität nach größeren Operationen von Inman und über die Mortalität in der englischen Marine am wichtigsten sein; für Hospital-Dekonomie ist auch die Statistik der französischen Hospitäler von Interesse.

Eine durch ihre Genauigkeit bemerkenswerthe 'authentische Mittheilung über die in Cairo auf Veranlassung der russischen Regierung angestellten Untersuchungen und Versuche, verpestete Stoffe mittels erhöhter, trockner Wärme zu desinficieren', aus den Protocollen der Untersuchungs-Commission gezogen, bringt das Vermischte (S. 114 — 133). Das Resultat stimmt mit der apriorischen Wahrscheinlichkeit, daß organische, vitale Materien durch eine etwas anhaltende Wärme von 40 — 60° R. in ihrer Natur alteriert werden, vollkommen überein, und die Gesamtuntersuchung geht natürlich von der Voraussetzung aus, daß solche Materien die Pest nach den ihr fremden Regionen zu verbreiten im Stande seien. Für den Anticontagionisten aber, d. h. bei der Voraussetzung einer Generatio aequivoca der Pest, wird es nicht eben

merkwürdig erscheinen, daß s. g. verpestete Stoffe durch Wärme wie durch Luft, Wasser, Chlor u. nicht gerade ansteckend werden. Verkennen wir jedenfalls nicht, daß diese Untersuchungen im Sinne der Quarantänep Praxis geführt und höchstens noch ein Desinfectionsmittel gefunden haben, welches freilich den großen Vorzug hat, einer Zeit anzugehören, wo ein solches Zeit sparendes Mittel mehr und mehr Bedürfnis wird; wenigstens könnte es nicht auffallen, wenn sich Frankreich dieser russischen Entdeckung bemeisterte, um seine Quarantänen unschädlich zu machen.

Im 2ten Hefte ist Trélat's Bericht über den Irrentransport aus der Salpêtrière u. mitgetheilt und für ähnliche Gelegenheiten von Nutzen.

Der kleinen Notizen, die hier als 'Neues vom Auslande' zu folgen pflegen, gedenken wir nicht weiter: es sind wissenschaftliche Embryonen, oft genug eines guten Kopfes zum Ausbrüten werth. Läßt sich z. B. die stäts tödtliche Paralyse der Irren durch Application eines Cauteriums im Nacken heilen, wie Boissin in der Acad. de méd. behauptet? (S. 284).

Preisaufgaben, Todesfälle. Unter letzteren (S. 137—144) der Necrolog des von seinen Collegen und Kranken gleich betrauernten Dr G. H. Gerson.

### P a r i s.

Germ. Baillièrre 1843. *Traité clinique et pratique des Maladies des Enfants* par M. M. Barthez et Rilliet, Doct. en médec. anciens internes lauréats de l'hôpital des Enfants malades à Paris etc. Tome I. 850 S. Tom. II. 782 S. Tom. III. 744 Seiten in Octav.

Während in Deutschland und Großbritannien die

Kinderkrankheiten längst eine nähere Würdigung und ausführliche Darstellung erfahren hatten, fehlte es in Frankreich immer noch an einem Werke, welches diesen wichtigen Theil der Heilkunde zu einem Ganzen vereinigt vorgetragen hätte. Dieses Bedürfnis fühlend hatten die würdigen Verfasser bereits im Anfange des Jahrs 1837 den Plan gefaßt, die Krankheiten des kindlichen Alters vom ersten Lebensjahre bis zur Pubertät zu bearbeiten, und schon 1838 mit der Bekanntmachung des ersten Fragments ihrer Untersuchungen begonnen (*Maladies des Enfants, affections de poitrine. 1re partie, Pneumonie. 1838*). Die reiche Gelegenheit, welche ihnen das Hôpital des Enfants malades darbot, auf das getreuste benutzend, fuhren sie fort, die zur Herausgabe ihres Werkes nöthigen Erfahrungen zu sammeln, und sind endlich in vorliegendem Buche mit der Bekanntmachung ihrer gewonnenen Resultate hervorgetreten, eine Arbeit liefernd, wie solche bis jetzt Frankreich noch nicht aufzuweisen hatte. Eine besondere Aufmerksamkeit bei ihren Darstellungen haben die Vf. der Symptomatologie und Diagnostik gewidmet, so wie die pathologische Anatomie, welche die Definition jeder Krankheit und ihre Stelle, die sie im Systeme einnimmt, rechtfertigen soll, auf das genaueste berücksichtigt. Die Krankheiten selbst haben die Verf. in acht Classen gebracht: 1) Phlegmasies, 2) Hydroisies, 3) Hémorrhagies, 4) Gangrènes, 5) Neuroses, 6) Fièvres continues, 7) Tuberculisations, 8) Entozoaires, welche acht Hauptabschnitte ihre gehörigen Unterabtheilungen haben. Ein p. XXIV des ersten Theils aufgestelltes Tableau synoptique du plan de l'ouvrage gibt den Ueberblick des reichhaltigen Inhalts. In einem Anhange zum dritten Band geben die Verf. Be-

trachtungen über den physiologischen Zustand des Kindes: sie setzen (M. 2) die Art des Krankeneramens auseinander, und fügen (M. 3) noch Einiges über die Darreichung und Form der Arzneien, wie solche Kindern zuträglich, hinzu. — Wir können uns hier nur darauf beschränken, auf das erschiene Werk selbst aufmerksam gemacht zu haben, welches bereits in Frankreich die größte Anerkennung gefunden hat.

### B e r g z a b e r n ,

bei D. Hügenell 1845. Der Rationalismus, seine Berechtigung und Bedeutung in der protestantisch-evangelischen Kirche überhaupt und insbesondere in der vereinigten Kirche der Pfalz. Eine durch das dritte Sendschreiben des Hrn Hofrath Dr Fr. Thiersch veranlaßte Erörterung von Fr. Th. Frank, protestant. Pf. zu Ingenheim in der bayerischen Pfalz. 41 Seiten in Octav.

Der ultramontane Vorkämpfer Professor Ignaz Döllinger in München hatte in der Frage über die Kniebeugung den Protestantismus selbst mit gewohnter römischer Anmaßung befehdet, Thiersch in seinen trefflichen Sendschreiben an Döllinger, durch welche er sich den Dank aller Gebildeten erworben, 'über Protestantismus und Kniebeugung im Königreich Bayern' den Stand der Fragen würdig und trefflich beleuchtet, namentlich aber in dem 3. Sendschreiben 'über den Protestantismus im Allgemeinen und über seine Stellung in Baiern' (bekanntlich ein sehr zartes Thema) den Protestantismus als solchen als ein würdiger Jünger der Reformatoren gläubig, classisch, freimüthig vertheidigt. Der Verf. vorstehender Schrift erkennt nun 'ungemein viel Wahres, Gutes und Treffendes' bei Thiersch

an, findet aber im 3. Sendschreiben von Thiersch den 'rationalen' Standpunct des Protestantismus, auf dem er allein dem Katholicismus gegenüber im wissenschaftlichen Kampfe festen Halt und Stärke habe, verlassen, und namentlich die principiellen Verhältnisse der unierten Kirche der Pfalz zwar mit sehr milden Ausdrücken, aber nichts desto weniger entschieden und völlig verworfen. Der Verf. meint, es sei unevangelisch, die Schrift allein als Norm anzunehmen, und doch Symbole aufzustellen und daran zu binden, und vertheidigt die Union in der Pfalz, die 'zwar die Symbole in gebührender Achtung hält (Vereinigungsurkunde, letztlich sanctioniert den 20. Junius 1822, §. 3), jedoch keinen anderen Glaubensgrund, noch Lehrnorm, erkennt, als allein die heilige Schrift'. Ihm genügt nicht etwa die Restriction über die Symbole: quatenus cum S. S. consentiunt, er glaubt nur an die göttliche Offenbarung im Evangelium, quia et quatenus Evangelium cum ratione consentit, erklärt als innerstes Wesen und großen Vorzug des Rationalismus 'Unbefangenheit', meint, nur der Rationalismus könne die Frage beantworten, worauf der Protestantismus die Auctorität der Schrift gründe (nämlich auf die Uebereinstimmung mit der Vernunft), und fragt, wie die Orthodorie dies vermöge, mit der Behauptung, daß sie es nicht könne. Aber die Kirche argumentiert ja aus den unmittelbaren Erklärungen des Erlösers selbst, seiner Bildung, und hat seine heilige Geschichte, seine Lehre, wie ihre Wirkungen für sich, da es gerade nach der Geschichte dem Rationalismus schwerer sein dürfte, Lehre und Wirkungen des Christenthums ohne höhere Offenbarung und Hilfe zu erklären, zumahl die im Christenthume erwachsene und gebildete Vernunft sich nur ungeberdig und

undankbar erweist, wenn sie sich als alleiniges Kriterium, und damit als alleinige Quelle der Wahrheit hinstellt. So wenig wir darum den ganzen Standpunct des Vf. billigen, so wenig halten wir auch seine Bemerkungen gegen Thiersch begründet: d. Vf. unterscheidet nicht genug, daß die Symbole nicht Grund des Glaubens, aber Ausdruck desselben und Norm der Lehre sein wollen und sein müssen, und daß damit die Freiheit der Schriftforschung sich sehr wohl verträgt. Wir brauchen kaum zu bemerken, daß wir ebenfalls die ganze Fassung des §. 3 über die Union in der Pfalz für sehr nachtheilig und verfehlt halten, weil sie der subjectiven Willkür in der Lehre Thür und Thor öffnet.

Köllner.

### D a r m s t a d t.

Druck u. Verlag von C. W. Leske 1842. Das Zeitalter Hildebrands (Gregors VII.) für und gegen ihn. Aus zeitgleichen Quellen. *Omni phantasmate sublato. Guenericus.* Von Georg Cassander. XIV und 200 Seiten in Octav.

Geschichtsforschung und Quellenkritik sind löbliche Dinge und sollen der Geschichtschreibung immer vorgehen. Meint aber Jeder, der in den Quellen zu Hause ist, nun sofort Geschichte schreiben zu müssen, so geschieht meistens ein Unglück. Vorliegendes Werk ist ein solches. — Der Vf. behauptet, man sei neuerdings in Betreff Gregors nur wenig mit den gleichzeitigen Quellen vertraut. Was die ultramontane Geschichtschreibung betrifft (namentlich Voigt), so werden Unterlassungssünden und historische Schönfärberei-Bersuche gebührend nachgewiesen. Auch ist nicht zu verkennen, daß der Vf. die Literatur des 11. Jahrh. auf eine bewunderungswürdige Weise durchforscht hat. Sein Zweck ist nämlich, eine Geschichte Hildebrands zu verfassen. Als Vorläufer derselben gibt er uns hier

ein Bild des Zeitalters, das heißt mit andern Worten eine Kritik der gleichzeitigen Quellen. Wäre nicht die Methode sehr weitläufig, die Darstellung erschreckend rauh und ungelent, und der Geist des Ganzen mehr polemisch und misvergnügt, als selbständig, so würde das Werk größeren Nutzen haben, als der ist, daß man sich Einzelheiten daraus zu geschicktem Gebrauche aneignen kann.

Die Zeitgenossen (Wf. nennt sie Coäven) werden, so weit sie Schriftliches hinterlassen haben, in Classen getheilt und über den Helden des Zeitalters abgehört. Nachdem Fanatiker, Politiker und perfide Verdreher und Schmeichler auf beiden Seiten (für den Papst wie für den Kaiser) gemustert sind, werden als urtheilfähige, unbescholtene Zeugen anerkannt (S. 125 ff.): Sigebert von Gemblours, Wido von Snabrück, Waltram v. Raumburg, Othbert v. Lüttich und vorzüglich Guenericus von Trier. Besonders machen wir darauf aufmerksam, daß der Wf. den Jesuiten Gretser überführen will, eine Menge untergeschobener Schriften für Gregor (sogar den lib. apologeticus) selbst verfaßt zu haben. Auch findet sich im Schlußabschnitte unsers Buches viel Brauchbares über Gregors Regestum, in welchem Interpolationen auch früher schon vermuthet sind. — Bei vielen Männern schließt übrigens der Verf. aus einzelnen Zügen zu viel Gutes oder Böses.

Eine gründliche Geschichte Hildebrands ist sicher nicht überflüssig. Will der Verf. sie geben, so rathen wir ihm größere Sorgfalt in Darstellung (und Druck), weniger räthselhaft Aufschiebendes in den Beweisen, mehr Nachweis für Einzelheiten und umfassendere Benutzung der neuern Literatur. Dieselbe ist doch nicht durchweg so schlimm, als der Verf. geneigt scheint zu glauben. K. Kd.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 104. Stück.

Den 30. Junius 1845.

---

### F i r e n z e .

Società editrice fiorentina. Le opere di Galileo Galilei. Prima edizione completa, condotta sugli autentici manoscritti palatini. Tomo I, 1842, Tomo II, 1843, Tomo III, 1843, Tomo IV, 1844.

Es ist bekannt, unter welchem entsetzlichen geistigen Zwange Galilei seine letzten Lebensjahre zubrachte. Nicht bloß machte man es ihm selbst unmöglich seine gesammelten Schriften, wie er beabsichtigte, heraus zu geben, überall wo die Macht der römischen Inquisition hinreichte, war gemessener Befehl gegeben, weder einen neuen Abdruck seiner bereits erschienenen Schriften, noch die Herausgabe der ungedruckten zu gestatten (Venturi Memorie etc. P. II. p. 257). Auch nach seinem Tode hörte diese fanatische Verfolgung nicht auf, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß hierdurch Manches für immer verloren gegangen ist. Gewiß ist, daß sein Enkel Cosmus, der in den geistlichen Stand trat, in einem Anfälle von Schwärmerei

eine Menge werthvoller Papiere den Flammen übergab, und bei dieser Gelegenheit mögen manche Schriften vernichtet worden sein, welche Galilei selbst als fertige bezeichnet, von welchen aber nie eine aufgefunden worden ist. Dahin gehören die Abhandlungen *de sono et voce*, *de visu et coloribus*, *de compositione continui*, deren Inhalt sich nicht aus dem Titel errathen läßt, *de animalium motibus*, von welchen er in einem Briefe vom 7. Mai 1610 spricht (*Fabroni lettere inedite* T. 1. p. 18). Eine Mechanik in drei Büchern, die an derselben Stelle erwähnt wird, ist wenigstens im Auszuge bekannt, eben so eine Abhandlung *de maris aestu*. Eine Gnomonik, welche Galilei in den ersten Jahren seines Aufenthaltes zu Padua schrieb, ist ebenfalls verloren, und auch seine Vorlesung über den neuen Stern von 1604 ist nie im Druck erschienen, nur der Anfang findet sich bei Venturi (a. a. D. P. II. p. 331).

Galileis Schriften waren theils im Auslande, theils sogar in Uebersetzungen erschienen, und diejenigen, welche er selbst herausgegeben hatte, waren schon während seines Lebens so selten geworden, daß er sich, wie er in einem Briefe sagt, oft genöthigt sah sie für seine Freunde abschreiben zu lassen; eine Gesammtausgabe seiner Schriften ward daher nach seinem Tode ein fühlbares Bedürfnis. Sein Liebling Viviani, der sich selbst Galileis letzten Schüler zu nennen pflegte, beabsichtigte zuerst eine solche. Zu diesem Zwecke sammelte er alle Ausgaben von Galileis einzelnen Werken und alle für und gegen ihn erschienenen Schriften, besonders solche, die mit eigenhändigen Randbemerkungen Galileis und seiner Schüler versehen waren, und bemühte sich außerdem von dessen Briefen und ungedruckten Sachen, so viel er konnte, zu-

sammen zu bringen. Auf seine Veranlassung erschien im Jahre 1656 zu Bologna die erste Ausgabe von Galileis Werken in zwei Quartbänden. Eines seiner Hauptwerke, der nicht minder verfolgte als berühmte *dialogo dei massimi sistemi*, durfte nicht aufgenommen werden, sonst enthält diese Ausgabe, außer den meisten schon früher einzeln gedruckten Schriften auch noch einige bis dahin ungedruckte, welche Viviani dem Herausgeber mitgetheilt hatte. Der größte Theil der Manuscripte wurde jedoch hierbei nicht benützt, und aus dem Tone, in welchem eine biographische Notiz geschrieben ist, die Viviani für den Prinzen Leopold von Medici aufsetzte, läßt sich schließen, daß er keinesfalls Alles, was er in Händen hatte, bekannt gemacht haben würde. Nicht bloß eilt er über den berüchtigten Inquisitionsproceß weg, er treibt sogar die Vorsicht so weit, daß er Galileis Vorliebe für das Kopernikanische System als einen Tribut bezeichnet, den dieser große Geist der menschlichen Schwäche zollte. Inzwischen starb der freisinnige Ferdinand der Zweite, und mit der Thronbesteigung seines Sohnes Cosmus kam in Toskana ein so trüber Geist zur Herrschaft, daß Viviani alle Gedanken an die fernere Herausgabe der Werke Galileis, dessen Namen bei Hofe kaum genannt werden durfte, aufgeben mußte; er sah sich sogar veranlaßt, alle gesammelten Bücher und Papiere in einer unterirdischen Korngrube seines Hauses zu verbergen, da er befürchten mußte, daß ihm dieser Schatz auf obrigkeitlichen Befehl entrisen werden könnte. So starb er ohne etwas weiter bekannt gemacht zu haben, einige Bruchstücke aus Galileis Correspondenz ausgenommen, welche man in seinem *quinto libro degli elementi d'Euclide* findet.

Im Jahre 1718 erschien die zweite Ausgabe von Galileis Werken zu Florenz in drei Quartbänden. Auch in dieser fehlt der erwähnte Dialog, sonst ist sie beträchtlich reichhaltiger als die erste. Nicht bloß enthalten die zwei ersten Bände, welche im Ganzen ein Abdruck der ersten Ausgabe sind, Einiges mehr, sondern der dritte Band besteht ganz aus bis dahin ungedruckten Stücken, welche sich zum Theil im Besitze der Erben Vivianis befanden.

Noch vollständiger ist die dritte Ausgabe, welche 1744 zu Padua in vier Quartbänden heraus kam; außer einigen ungedruckten Stücken erschien hier zum ersten Male nach seiner Verbannung der dialogo wieder mit höherer Erlaubnis, doch mußte er sich einige Modificationen gefallen lassen, welche Venturi angibt (a. a. D. II. p. 117). Dagegen sind noch einige Zusätze aufgenommen worden, welche Galilei selbst einem Exemplare der ersten Ausgabe beigeschrieben hatte.

Die früher erwähnte vergrabene Sammlung hielt man für ganz verloren, als sie nach langem Zeitraume wieder zu Tage kam. Nachdem Vivianis Haus schon durch die Hände mehrerer Besitzer gegangen war, entdeckte ein Bedienter im Jahre 1739 den vergrabenen Schatz, von welchem er keinen bessern Gebrauch zu machen wußte, als daß er die Handschriften allmählich einem Wurstkrämer verkaufte, der seine Waaren darin einwickelte. In diesem Zustande fiel ein Blatt in die Hände des Ritters Nelli, welcher es sogleich als ein Autograph Galileis erkannte; er kaufte von dem Krämer was sich bei diesem noch vorfand und erhielt später von dem rechtmäßigen Besitzer Alles was sich noch in der Grube vorfand. Nelli arbeitete hierauf viele Jahre an einer Biographie Galileis,

an deren Ende auch die Actenstücke, auf welche er sich stützte, abgedruckt werden sollten; die Biographie wurde auch im Jahre 1793, nach dem Titelblatte zu Lausanne, in Wahrheit zu Florenz, in zwei Quartbänden gedruckt, durfte aber nicht ausgegeben werden.

Inzwischen kam Einiges auf anderem Wege zum Vorschein. Fabroni machte in seinen *lettere inedite di uomini illustri 1773* eine Anzahl sehr wichtiger Briefe Galilei's bekannt. Ein Theil von Viviani's Sammlung, welchen Nelli nicht erhalten hatte, kam an Targioni Tozzetti und erschien in dessen *Notizie degli aggrandimenti delle scienze fisiche u. s. w.* In Rom fand sich eine Beurtheilung des Tasso von Galilei und wurde dort 1793 heraus gegeben.

An die paduanische Ausgabe schließt sich die vierte und bis zur anzuzeigenden letzte an, welche die *società dei classici italiani* im Jahre 1811 zu Mailand heraus gab. Die ersten zwölf Bände sind ein Abdruck der vier paduanischen, der 13te enthält den berühmten Brief Galilei's an die Großherzogin Christina über das Verhältniß der Naturwissenschaft zur Bibel, welcher zwar schon 1634 bei Elzevir erschienen und mehrfach wieder abgedruckt worden war, den man aber keiner der frühern Ausgaben einzuverleiben gewagt hatte, dann die erwähnte Beurtheilung des Tasso und einige andere kleine Aufsätze.

Einen sehr bedeutenden Zuwachs erhielt die auf Galilei bezügliche Literatur durch die mehrfach früher erwähnte Schrift *memorie e lettere inedite u. s. w.* von Venturi. Der erste Band erschien 1818, bei welchem der Verf. außer der noch immer zurückgehaltenen Schrift Nelli's, die Handschriften mehrerer italiänischer Bibliotheken benutzte.

Hier erschien auch zum ersten Mahle Galileis ausführliche Abhandlung über die Fortification. Bald darauf, im Jahre 1820, wurde endlich Nelli's Biographie frei gegeben und zugleich seine Sammlung für die großherzogliche Bibliothek zu Florenz angekauft. Diese Biographie enthält einige Auszüge aus Galileis Correspondenz, aber gerade das Wichtigste, die Actenstücke nämlich, auf welche sich Nelli häufig bezieht und die als Fortsetzung seiner Schrift folgen sollten, vermißt man. Im folgenden Jahre kam auch der zweite Band von Venturis Werk heraus, bei welchem er die Nellische Sammlung benutzte. So schätzenswerth Venturis Arbeit ist, da er nicht bloß viel Seltenes und Zerstreutes der Vergessenheit entriß, sondern auch bedeutende ungedruckte Stücke zuerst bekannt gemacht hat, so muß man doch bedauern, daß er sich häufig mit dürftigen Auszügen begnügt hat.

Rechnet man hierzu noch einige Briefe, welche Hr Libri in der Bibliothek von Carpentras gefunden und in seiner *histoire des sciences mathématiques en Italie* T. 4, p. 473 sq. bekannt gemacht hat, ferner einige andere Mittheilungen desselben Gelehrten in dem *Journal des Savans*, März und April 1841, und dessen Nachweisungen über Copien von Briefen Galileis, die sich in verschiedenen Bibliotheken finden (*hist. des sc. mathém.* T. 4, p. 242), so dürfte das Vorstehende so ziemlich alle bekannten Quellen enthalten, in welchen etwas von Galileis Schriften zu finden ist. Hr Libri hat uns Hoffnung gemacht, die ganze ungedruckte Correspondenz Galileis, in deren Besitz er ist, zu veröffentlichen, eine Hoffnung die, so viel Ref. weiß, bis jetzt noch nicht in Erfüllung gegangen ist.

Aus dem Gesagten erhellt, daß eine vollstän-

dige Ausgabe aller Schriften Galileis, im strengsten Sinne des Wortes, wohl schwerlich zu Stande kommen wird, da Manches wahrscheinlich unwiederbringlich verloren ist. Man wird eine Ausgabe schon als vollständig ansehen müssen, wenn sie nur alles bis jetzt Bekannte gesammelt enthält. Gewis nur in diesem Sinne ist die neue Ausgabe *la prima completa* genannt worden, aber selbst in dieser beschränkten Bedeutung wird sie schwerlich ganz ihrem Titel entsprechen, da Manches, wie schon erwähnt wurde, besonders briefliche Mittheilungen, außerhalb Italiens zu suchen ist und den Herausgebern schwerlich zu Gebote stehen wird. Hauptsächlich aber stützt diese neue Ausgabe ihren Anspruch auf Vollständigkeit auf den allerdings wesentlichen Umstand, daß die Herausgeber durch die Munificenz des Großherzogs von Toskana in den Stand gesetzt sind, den ausgedehntesten Gebrauch von der mehrfach erwähnten Mellischen Sammlung zu machen. In der Vorrede sprechen sie zugleich den Wunsch aus, auch einige kleine Schriften Galileis, die sich bis jetzt in Privathänden befinden, ihrer Ausgabe einverleiben zu können.

Galileis Schriften sind in dieser neuen Ausgabe nach den Gegenständen geordnet und in sechs Abtheilungen gebracht, von welchen die erste die Astronomie, die zweite die Mechanik, die dritte vermischte wissenschaftliche Gegenstände, die vierte Literatur, worunter auch eine Komödie vorkommen muß, die, von Galileis eigener Hand geschrieben, in der Bibliothek zu Florenz liegt (Venturi II, p. 356), die fünfte Galileis Correspondenz in so fern sie nicht schon zu den früheren Abtheilungen gezogen ist, die sechste die Actenstücke und Briefe, welche auf Galilei Bezug haben, enthalten soll.

Die vier vorliegenden Bände gehören zur ersten Abtheilung. Den ganzen ersten Band füllt der *dialogo dei massimi sistemi*. Ich habe schon früher die Mängel und Vorzüge der paduanischen Ausgabe \*) dieses Dialogs erwähnt, zu ersteren gehört auch, daß das sehr ausführliche Inhaltsverzeichnis, welches die erste Ausgabe 1632 enthält, und das jedenfalls wenn nicht von Galilei selbst, doch unter seiner Aufsicht angefertigt ist, weggelassen wurde, vielleicht weil in demselben, was gerade das Merkwürdigste daran ist, das Kopernikanische System als eine Wahrheit und nicht, wie im Dialog selbst, als eine Hypothese dargestellt wird. In der neuen Ausgabe ist Alles wieder hergestellt worden, wie es in der ersten war, doch sind auch die Zusätze der paduanischen beibehalten worden, zugleich sind mehrere Fehler in den Zahlen, die sich in allen früheren Ausgaben finden, verbessert worden.

\*) In dem Urtheil der Inquisition, welches Riccioli in seinem *Almagestum novum* lateinisch abdrucken ließ, wird der Dialog als *dialogo delle due massime systeme* aufgeführt. Hr Libri in seiner *hist. des sc. mathém.* (T. 4, p. 265 n.) macht sich über diese *fautes grossières de grammaire* lustig und sagt: *On doit être étonné que la cour de Rome n'ait pas songé à condamner comme hérétiques tous les Italiens qui s'obstinaient à faire sistema masculin.* So wenig vom Italiänischen, als Hr Libri hier voraussetzt, hat man gewis zu keiner Zeit am römischen Hofe verstanden, und die erwähnten Fehler sind Druck- oder Schreibfehler, denn in dem italiänischen Originale der Inquisitionsfentenz, welches bei Venturi (II, 170) abgedruckt ist, heißt es richtig: *delli due massimi sistemi.*

(Schluß folgt.)



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

105. 106. Stück.

Den 3. Julius 1845.

---

F i r e n z e.

Schluß der Anzeige: 'Le opere di Galileo Galilei. Prima edizione completa, condotta, sugli autentici manoscritti palatini.'

Den zweiten Theil eröffnen sechs bereits bekannte Briefe Galileis über das Kopernikanische System. Die vier ersten finden sich auch bei Venturi (I, p. 14, 203, 208, 212), der fünfte ist der schon früher erwähnte Brief an die Großherzogin Christine, der sechste, zuerst in einem italiänischen Journal abgedruckt, findet sich ebenfalls bei Venturi (II, p. 6). Hierauf folgt die Streitschrift des Antonio Rocco, der nach seinem eigenen Geständnisse durchaus Nichts von Mathematik verstand (Mem. II, 130), gegen den Dialog, welcher zu Venedig im Jahre 1633 unter dem Titel *esercitazioni filosofiche* erschien. Außer der satyrischen aber ruhig gehaltenen Antwort Galileis, die unter dem Titel *postille al libro di Antonio Rocco* auch schon in den früheren Ausgaben vorkommt, sind hier zum ersten Mahle noch 71 kurze aber

heftige Randnoten abgedruckt, welche Galilei einem Exemplare der Rocco'schen Schrift beige geschrieben hat, die letzte heißt: *oh grandissimo buè!*

Die Schrift eines andern Gegners Lodovico delle Colombe, der wo möglich noch weniger als Rocco von der Sache verstand und dessen Stil ein Muster von Arroganz ist, nebst den Randglossen Galileis sind hier zum ersten Mahle aus einer florentinischen Handschrift bekannt gemacht. Die Herausgeber scheinen aber das Verhältniß des Colombe zu Galilei nicht ganz richtig aufgefaßt zu haben (Vorrede p. x). Colombe hat nicht gegen den Dialog geschrieben, seine Schrift ist vielmehr viel älter als dieser. Allerdings zielt er auf Galilei, indem er gegen Kopernikus polemisiert, aber direct gegen diesen ist nur der Theil der Schrift gerichtet, wo er die Entdeckungen über den Bau des Mondes, welche Galilei in seinem *nuncius sydereus* bekannt gemacht hatte, angreift. Auch hat Galilei hierauf in einem Briefe an Gallanzoni geantwortet, wo er auch eine Stelle aus dieser Schrift anführt. Eigentlich hätte also diese im dritten Bande abgedruckt werden sollen, wo Galileis Brief aufgenommen ist. Da dieser vom 16. Julius 1611 ist, und der *nuncius sydereus* im März 1610 erschien, so muß Colombe's Schrift in der Zwischenzeit abgefaßt sein.

Den Schluß dieses Bandes bildet Galileis Brief an den Cardinal Orsino über Ebbe und Fluth, welchen, wie oben bemerkt wurde, schon Targioni bekannt gemacht hat, der aber hier nach einer correcteren Handschrift der florentinischen Bibliothek ediert ist.

Der dritte Band beginnt mit dem *trattato della sfera*, einer Schrift, die, wenn sie von Galilei

herrührte, seiner durchaus unwürdig wäre. Aber äußere und innere Gründe können kaum einen Zweifel darüber lassen, daß sie untergeschoben ist, wie auch schon Nelli (Vita I, p. 59) geurtheilt hat. Sie erschien zuerst im Jahre 1656 in Rom, heraus gegeben von einem Jesuiten, einem eifrigen Anhänger des Aristoteles; in der Bologneser Ausgabe der Galileischen Werke, die, wie oben bemerkt wurde, unter Viviani's Anleitung erschien, fehlt sie, wie auch in der zweiten, und wurde erst in die paduanische aufgenommen. Der Verfasser dieser Schrift ist ganz und gar in den Banden der aristotelischen Physik gefangen, wie paßt dies zu Galilei, der, wie Viviani erzählt, schon als Student gegen Aristoteles ankämpfte, und nach seinen eigenen Aeußerungen von Jugend auf ein Anhänger des Kopernikus war? Wer nun gar die erbärmlichen Beweise gelesen hat, welche der Verf. dieser Schrift für die Wahrheit des ptolemäischen Systems anführt, wird gewiß überzeugt sein, daß hier ein Mißbrauch mit dem Namen Galileis getrieben worden ist. Gegen solche Gründe kann ein Umstand, welchen die Herausgeber anführen, gar keine Berücksichtigung verdienen, daß nämlich in der Bibliothek zu Venedig ein Manuscript dieser Schrift ist, in welchem bemerkt wird, daß die Studenten zu Padua sich dessen bis zum Jahre 1606 bedient hätten.

Es folgt hierauf der berühmte sydereus nuncius, zu welchem sich unter den florentinischen Handschriften zwei Autographe Galileis gefunden haben, über welche die Herausgeber Genaueres mittheilen. Außer verschiedenen Varianten sind hier aus der einen Handschrift auch noch die Beobachtungen Galileis vom 9. März bis zum 18. April abgedruckt. Eine Reihe bekannter Briefe

und Aufsätze über die Mondoberfläche folgen, zu den meisten sind Handschriften, zum Theil Autographe Galileis verglichen worden und daraus manche Zusätze und Aenderungen bemerkt, die ich übergehe.

Wegen einiger Randbemerkungen Galileis sind hier auch wieder zwei ausführliche Dissertationen eines La Galla, die im Jahre 1612 erschienen, abgedruckt; einige dieser Bemerkungen hat auch schon Venturi (II, 334).

Den Schluß dieses Bandes bildet die bekannte Correspondenz über die Sonnenflecken; auch zu dieser enthält die florentinische Sammlung die Autographen.

Der vierte Band umfaßt die Schriften, welche sich auf den bekannten Streit zwischen Galilei und dem Pater Grassi beziehen. Zuerst Grassis Abhandlung *de tribus cometis* und die Entgegnung von Guiducci, Galileis Schüler; letztere findet sich von Guiducci selbst geschrieben unter den Handschriften der florentinischen Sammlung, nebst Zusätzen und Verbesserungen von Galileis eigener Hand. Die Handschrift weicht oft bedeutend von der gedruckten Ausgabe ab; der gegenwärtige Abdruck ist genau nach der Originalausgabe von 1619 veranstaltet, und die Varianten der Handschrift nebst den Bemerkungen Galileis sind in Noten beigefügt. Hierauf folgt die Antwort Grassis, *libra astronomica* u. s. w. nebst hier zum ersten Male gedruckten Randbemerkungen Galileis, welche die ersten Grundlinien zu der berühmten hierauf folgenden Streitschrift *il saggiaiore* enthalten, die nach der ersten Ausgabe von 1623, nebst einigen Aenderungen von Galileis Hand, die noch nicht bekannt waren, abgedruckt ist. Dann die Antwort Grassis, *ratio ponderum* u. s. w. nebst vie-

len bisher ungedruckten Randbemerkungen Galileis, von welchen Venturi (II, 339) schon eine Probe gegeben hat. Stern.

### B o n n ,

bei Eduard Weber 1844. Kleine Schriften von F. G. Welcker. Erster Theil: zur griechischen Literaturgeschichte. VI und 464 Seiten in Octav.

‘Wer viele Arbeiten über einzelne Gegenstände in verschiedenen Zeitschriften ausgestreut hat, ist demjenigen Publicum, für welches sie ursprünglich bestimmt waren, gewissermaßen schuldig sie zusammenzustellen, da nach Verlauf von Jahren es den Meisten schwer fallen würde sie in bändereichen Sammlungen aufzusuchen’ — mit diesen Worten gibt der verehrte Verf. den Zweck und Gesichtspunct dieser Sammlung der reichhaltigen Abhandlungen und Recensionen an, mit welchen er in dem langen Zeitraume von dreißig Jahren neben seinen zahlreichen größeren Werken die philologische Welt beschenkt hat; und obgleich Ref. nicht hofft, daß unter seinen philologischen Altersgenossen viele seien, für die es erst dieser Sammlung bedurft hätte, um ihre Aufmerksamkeit auf jene Arbeiten zu lenken, so verdient es doch jedenfalls den Dank der Wissenschaft, daß dieselben auf diesem Wege auch dem jüngeren Geschlechte zugänglich gemacht worden sind, dem sie sonst allerdings leicht hätten in ihrer vereinzeltten Erscheinung entgehen können. Daß aber ein solches Entgehen für jeden, den es beträfe, ein wahrer Verlust sein würde, kann Niemand bezweifeln, der mit der Thätigkeit des Vfs und seiner wissenschaftlichen Stellung näher bekannt ist. Ref. gehört zwar keineswegs zu denjenigen, welche jedem Ausspruche desselben die Auctorität

eines Orakels beilegen und mitunter seine subjectivsten Vermuthungen als unumstößliche Grundlagen betrachten, auf welche sie ihre eigenen Luftgebäude aufführen; im Gegentheil sträubt sich sein nüchterner Sinn eben so sehr gegen jene schwindelnden Combinationen, zu welchen der Reichthum seiner von einem unerschöpflichen Schatze gelehrter Analogien unterstützten Phantasie den Verf. nicht selten hinreißt, als gegen jene auflösende Kritik, die nur die Möglichkeit einer Fälschung oder Täuschung erweisen zu dürfen glaubt, um diese sofort als wirklich unterstellen und aus dieser Unterstellung neue Schlüsse ziehen zu können; wenn aber in der heutigen Generation auf ein entzündliches Gemüth, das da Ansteckung befürchten ließe, hundert kalte Köpfe kommen, die der Erwärmung und Anfeuerung bedürfen, so werden wir dieselbe Flamme, die so manches überlieferte Gebilde vor unsern Augen verzehrt und dagegen hundert andere Stoffe zu nie erwarteten Gestalten zusammen schmilzt, gleichwohl nur als eine erwünschte und segensreiche Erscheinung in der Wissenschaft betrachten müssen. Es war eine schöne Zeit, in welcher dieser reiche Geist seine Schwingen zu entfalten anfang, und deren heilige Glut er in unverehrter Frische auch bis ins höhere Alter treu bewahrt hat: die Eisrinde, welche viele Menschenalter hindurch über dem Gebiete der Alterthumswissenschaft gelegen hatte, war geschmolzen, und mit freudigem Entzücken sah sie die Gegenstände, die sie bisher nur in dem vereinzelt und verwelkten Zustande gelehrter Herbarien zu betrachten gewohnt gewesen war, in organischem Wachstume aus dem Boden des vergegenwärtigten Alterthums hervor sprießen; hunderte von Namen, die ihr nur leere Klänge gewesen waren, fingen an Leben und Bedeutung

zu gewinnen, hunderte von Zügen, die in ihrer Vereinzelnung höchstens den gelehrten Sammelfleiß beschäftigt hatten, flogen sympathetisch zusammen und bevölkerten das weite Leichensfeld einer großen Vergangenheit mit den jugendwarmen Gestalten eines rührigen Volks- und Kunstlebens, und über dem Ganzen lag der heitere Frühlingshimmel mit seinen Blütendüften, an welchen das kleinste Blümchen wie der prangendste Baum seinen verhältnismäßigen Antheil ansprach, während andererseits alle Theile dieses reichen Bildes als Kinder eines Vaters, des antiken Geistes, und einer Mutter, der classischen Erde, als ein großer Organismus erschienen, von welchem kein Glied richtig verstanden und dargestellt werden könne, ohne in seiner Verwandtschaft und seinem Zusammenhange mit den übrigen aufgefaßt zu sein. Jetzt ist es anders geworden; was damahls in Blüte stand, ist jetzt zur Frucht gereift, aber in der Erndte theilen sich die Bestrebungen und muß die uneigennützigte Freude an dem gemeinschaftlichen Besizthum eifersüchtiger Zersplitterung der gesteigerten Kräfte weichen: der Sprachforscher nimmt den gemeinschaftlichen Namen der Philologie für sich allein in Anspruch und wirft den sachlichen Theil der Wissenschaft in eine Classe mit der Geschichte und den Antiquitäten der Indier und Chinesen; der Archäologe verschmäht es hinwiederum Philologe zu heißen, und dünkt sich reich genug, um getrennt vom Mutterhause eine eigene Niederlassung zu gründen; und selbst die redlichste Alterthumsforschung hat Mühe, die Früchte dieser beiden Zweige auch nur mit dem Auge zu verfolgen und den gebührenden Antheil davon für den gemeinschaftlichen Heerd einzuziehen, so daß es der höchsten Aufmerksamkeit und Anstrengung bedarf, wenn die kaum begründete Wissenschaft

nicht ihren eigenen Schwerpunct wieder verlieren und in eine Anzahl selbständiger Beschäftigungen auseinander fallen soll, die den Mangel an einem eigenen Principe nur durch den Anschluß an irgend ein fremdes ersetzen können. Eben darum aber thut es Noth, daß Männer, die ihre Stellung von vorn herein inmitten dieses Schwerpunctes genommen haben, immer wieder aufs Neue mit ihrem Beispiele zeigen, daß die Philologie es wirklich und wahrhaft mit einem lebendigen Gesamtkörper zu thun habe, in welchem jeder Theil durch hundert und hundert Fäden mit den übrigen verknüpft ist, und wo selbst die speciellste Untersuchung sich der gleichzeitigen Rücksicht auf das Ganze und alle seine Aeußerungen nicht ent schlagen kann; und daß dieser Standpunct gerade ganz und gar der unseres Verfs ist, hat derselbe nicht nur in seiner wissenschaftlichen Laufbahn bethätigt, sondern auch an mehr als einem Orte — vgl. nur sein Rhein. Mus. B. II, S. 456 — und selbst in der Vorrede der vorliegenden Sammlung ausdrücklich zu erkennen gegeben. Freilich können wir hier nur mit tiefem Bedauern lesen, daß Hr Welcker auf den großartigen Plan eines Gesamtwerkes 'über die Religion, Poesie und Kunst der Hellenen von dem Ursprunge an bis zur Höhe ihrer Entwicklung', wovon der größere Theil dieser einzelnen Aufsätze nur Proben oder Abfälle gewesen seien, so gut wie verzichtet; jedenfalls aber drückt auch diesen jener Ursprung aus einer gemeinschaftlichen Lebensquelle die Weihe einer höheren Ansicht ihres Gegenstandes und einer Allseitigkeit der Betrachtung auf, deren Verdienst man nicht besser erkennen und würdigen kann, als indem man sie mit den monographischen Erstlings- Arbeiten vergleicht, deren Beurtheilung die Mehrzahl derselben zunächst



ihre Entstehung verdankt, und die, obgleich sie fast durchgehends zu den vorzüglichsten in ihrer Art gehören, doch gegen diesen Reichthum innerlichster Kenntniß und lebendigster Anschauung des Alterthums mager und todt erscheinen. Ja wenn Ref. nicht mißdeutet zu werden fürchten darf, so möchte er fast behaupten, daß diese kleineren Aufsätze, in welchen die Natur der Gegenstände die Behandlung auf ein bestimmteres Maß zusammen gedrängt und durch diese Concentration der Fülle des Stoffs gleichsam den Fünfstelast seiner duftigsten und sublimsten Theile abgenommen hat, noch einen wohlthätigern Eindruck zurücklassen, als die größeren Schriften des Verfs, in welchen sich die Massen seiner Gelehrsamkeit bisweilen überstürzen, und statt dem Strome seines Geistes einen Damm zu setzen, die Fluten desselben immer höher und höher schwellen, so daß sie zuletzt alles, was auf ihrem Wege liegt, mit sich fortreißend und hunderte von Seitenbächen, die ihnen begegnen, in sich aufnehmend, zu der oben geschilderten Frühlingslandschaft noch das Bild einer Ueberschwemmung hinzufügen, die neben den fruchtbaren Keimen, die sie zurück läßt, doch auch krankhafte Erscheinungen erzeugen kann; hier fließt dagegen der volle Strom in tiefem und sicherem Bette anmuthig einher, und wenn er auch in seinen mäandrischen Windungen hier und da ein Stückchen des Ufers ablöst und wegschwemmt, so theilt er dafür allen Gegenden, durch welche sein Lauf führt, eine erquickliche Frische mit, und bildet zugleich ein Verbindungsmittel, durch welches die Producte der einzelnen erst zu einem Gegenstande lebendigen Verkehrs und Austausches werden.

Bei dieser allgemeinen Schilderung des Eindrucks und wissenschaftlichen Charakters der hier

dargebotenen Aufsätze müssen wir es übrigens um so mehr bewenden lassen, als der größere Theil derselben, wie gesagt, schon seit Jahren in philologischen Zeitschriften oder sonst abgedruckt ist und ihr Inhalt jedem Freunde dieser Literatur als bekannt vorausgesetzt werden darf. So hat der erste Artikel 'Namen' ursprünglich hinter Schwencks etymologisch = mythologischen Andeutungen, ein anderer 'über die unechten Lydiaka des Kanthos' in Seebodes Archiv 1830, und 'ein Stoff der alten Attischen Komödie' in den Annalen des Instituts für archäologische Correspondenz von demselben Jahre gestanden; drei andere sind aus den Recensionen entlehnt, welche Hr Welcker in den Jahren 1828 — 30 über die Bruchstücke der Sappho von Neue, des Stesichoros von Kleine, und des Alkaios von Matthä, in Jahns Jahrbüchern für Philologie geliefert hat, so wie die über den Linos und Epicharmos, und 'ein Vers aus einer Iliupersis des Aeschylos bei Aristophanes', nebst dem Bruchstücke über 'die späteren Thebaiden, auch die des Statius', den Lesern der Darmstädter Allg. Schulzeitung von 1829 — 32 noch wohl erinnerlich sein werden; endlich folgen noch aus dem inzwischen in des Verfs Hände übergegangenen Rheinischen Museum die Abhandlungen über die Zweikämpfe des Herakles bei Pissander, das ABG = Buch des Kallias in Form einer Tragödie, den Delphin des Arion und die Kraniche des Ibykos, die Unechtheit der Rede des Lysias gegen den Sokratiker Aeschines, Heraklides Pontikos *περὶ πολιτειῶν*, und Auszüge aus den Beurtheilungen des Ibykos von Schneidewin, des Anakreon von Bergk, und des Aufsatzes über die griechische Elegie in Osanns Beiträgen zur griechischen und römischen Literaturgeschichte. Ueber das Verhältniß dieser neuen Ab-

drücke zu der ursprünglichen Erscheinung erklärt sich der Verf. selbst in der Vorrede so: 'die Aufsätze dieser Sammlung mußten wegen der vielfältigen Bezugnahme auf mehrere derselben in der neuesten philologischen Literatur unverändert bleiben — was ich stillschweigend verbessert habe, beschränkt sich auf wenige einzelne Worte oder unbedeutende Dinge; sonst sind Berichtigungen oder Zusätze durch Klammern unterschieden oder in Noten beigebracht — nur ist in den Recensionen alles, was sich speciell auf die angezeigte Schrift bezog und nicht zur Fortleitung der eigenen an diese geknüpften Bemerkungen nothwendig schien, weggestrichen' — und gewiß wird man diesen Grundsätzen volle Beistimmung nicht versagen können; nur was derselbe noch weiter hinzufügt: 'auch sind die Bemerkungen über die einzelnen lyrischen Fragmente der verschiedenen besprochenen Sammlungen ausgeschlossen geblieben', erregt großes Bedauern, in so fern wir nicht hoffen dürfen, daß diese Beiträge zur Erklärung und Kritik jener interessanten Bruchstücke vielleicht in einem spätern Bande ihre Stelle finden werden; und jedenfalls vermessen wir manchen einzelnen Zug, der uns in jenen Recensionen lieb geworden war, und auf den die Unspruchlosigkeit des Verfs geringeres Gewicht gelegt hat, als die meisten seiner Leser thun dürften. So namentlich den Anfang der Recension über Neue's Sappho, wo Hr Welcker von seinem eignen Vorsatze spricht, den er von Voss veranlaßt schon früher zur Herausgabe der griechischen Lyriker gefaßt hatte und darin namentlich auch von Heeren aus seinen reichen Sammlungen unterstützt ward; wenigstens hätte diese Erzählung in der Vorrede des ganzen Werkes einen schönen Platz gefunden, da sie doch wesentlich zur Erläuterung

dient, wie gerade aus diesem Gebiete die volle Hälfte der hier wiederholten Erörterungen entnommen und dabei mit einer Vollständigkeit und Tiefe des Eingehens behandelt ist, die ohne eigene langjährige Beschäftigung mit demselben Gegenstande bei einer bloßen Recension fast unerklärlich wäre. Doch über das Maß des zu Gebenden wollen wir mit dem Verf. um so weniger rechten, als derselbe uns für diese Weglassungen auf der andern Seite durch so manche neue Bemerkung in seinen Zusätzen entschädigt und außerdem sogar zwei neue noch nie gedruckte Abschnitte hinzugefügt hat, von welchen der eine 'über Archilochos' gleichfalls zu einer Recension der Ausgabe von Viebel bestimmt war, die aber nie das Tageslicht gesehen hat, der andere 'über den Ursprung des Hirtenliedes' nur mit der Zeitbestimmung 1820 oder 21 versehen ist; und über diese halten wir uns denn auch verpflichtet unsern Lesern in aller Kürze etwas näher zu berichten. Zwar sind es der Zeit ihrer Entstehung nach gerade die frühesten von allen, die uns hier geboten werden; da jedoch hier die Rücksicht wegfiel, welche dort den Verf. zu unverändertem Abdrucke bestimmte, so dürfen wir annehmen, daß sie jedenfalls in der Fassung erscheinen, welche derselbe noch jetzt billigt, wie denn auch in Gedanken und Ausdruck kein Unterschied zwischen ihnen und den jüngsten der vorliegenden Arbeiten bemerkbar ist.

Was den Archilochos betrifft, so beschäftigt sich der Verf. vorzugsweise mit der iambischen Poesie, deren künstlerischer Begründung jener hauptsächlich seine Stellung in der griechischen Literatur und seinen Ruhm bei der Nachwelt verdankte; in den übrigen Gattungen, an deren Spitze er allerdings als metrischer Erfinder gleichfalls steht, scheint sein

reicher Geist mehr zeitweilig gespielt und augenblickliche Stimmungen nieder gelegt zu haben, als daß dieselben in seiner Hand bereits den scharf ausgeprägten ästhetischen Charakter erhalten hätten, den ihnen die weitere Entwicklung der griechischen Dichtkunst mittheilte. In dem strafenden Ernste des Tambos dagegen fand die Energie seines Charakters den entsprechendsten Ausdruck; Hr Welcker erinnert sehr passend an eine Aeußerung Luthers: 'ich habe kein besser Werk denn Zorn und Eifer; denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein'; und so richtig er warnt, über den Tambos nicht zu vergessen, daß Archilochos auch Dichter priesterlicher, politischer, ethischer, lyrischer Art gewesen sei, so verlangt er doch mit Recht, daß wir außer Geist und Gemüthsanlagen überhaupt in der Kunstgeschichte am meisten das berücksichtigen, was der Form nach neues und eigenthümlich schöpferisches von einem Manne ausgegangen sei. Nur hätten wir eben deshalb gewünscht, dieser eigenthümlichen Schöpferkraft des Dichters nicht den größern Theil ihrer Originalität wieder dadurch geraubt zu sehen, daß sein Haß und die Poesie, die dessen Ausdruck ist, statt aus der Quelle seines Inneren aus allerlei äußerlichen gottesdienstlichen und politischen Umständen abgeleitet wird; ein Abweg, auf welchen die geschichtliche Betrachtungsweise, gerade indem sie ein Individuum lebendig mit seiner Zeit und den Gebräuchen seines Volkes verschmelzen will, nur allzu leicht verfällt, den Boden, aus welchem ein Gewächs hervorsprießt, mit den Keimen zu verwechseln, die doch der eigentliche Grund dieses Hervorsprießens sind, und so wenig sie auch ohne jenen Boden hätten gedeihen können, doch ihre Entstehung nicht dem Boden als solchem verdanken.

Nach moderner Ansicht könnte es freilich wünschenswerth erscheinen, das Anstößige, was die Archilochische *rabies* für unser Gefühl hat, dadurch zu mildern, daß man theils seinem Hasse selbst höhere patriotische Beweggründe, aus Parteispannung hervorgegangen, unterlegte, theils die alles Maß übersteigenden Aeußerungen desselben durch einen 'weit verbreiteten Festgebrauch' entschuldigte, 'wodurch das Gehässige und der Mißbrauch, welche irgend darin vorausgesetzt werden, von dem Individuum auf das Volk, auf uralte und geheiligte Einrichtungen zurückfällt'; aber gerade wenn wir auf den sittlichen Charakter des Alterthums zurückgehen, bedarf es einer solchen Entschuldigung eben so wenig, als sie auf Archilochos irgend historisch nachweisbare Anwendung finden möchte. Für die griechische Volksmoral standen Haß und Liebe völlig gleich, und war jener eine eben so geheiligte Leidenschaft wie diese: *μισοῦντα μισεῖν, τὸν φίλον δ' ὑπερφιλεῖν*, galt als Norm des geselligen Lebens, und die Tüchtigkeit des Mannes ward eben sowohl darein gesetzt, seinem Feinde Böses, als seinem Freunde Gutes zuzufügen zu können; was Wunder, wenn sich dieser Trieb eben sowohl durch die Poesie adelt, wie das Homerische *οἶνοβαρές, κυνὸς ὄμματ' ἔχων, κραδίην δ' ἐλάφοιο* in den Augen jener Zeit keinen Mißklang gegen die sonstige Würde des Epos bildet, und wie die kriegerische Elegie der erotischen vorausgeht, eben so bei einem thatkräftigen Volke die Lyrik des Hasses überhaupt der der Liebe voraneilt? Um Mimnermos Empfindungen für seine Nanno, oder Anakreons für den schönen Bathyllos zu erklären, bedarf es keiner Annahme, daß die Dichter mit den Aeltern der Geliebten politisch befreundet gewesen; wozu also bei Archilochos auch nur die An-

deutung einer möglichen Parteiverschiedenheit zwischen ihm und dem Vater seiner ungetreuen Neobule, von welcher Hr Welcker selbst sagt, daß sie sich auf keine Weise mit Bestimmtheit entscheiden lasse: 'vermuthlich war auch Archilochos von Lykambe nicht bloß für sich, sondern auch als Bürger und Parteimann gekränkt; und vielleicht stand jener von seinen Freunden so wohl umschirmt, daß die Sage, Neobule habe sich der Zamben wegen erhängt, im Sinne der Zeit selbst lächerlich gewesen wäre'? — und wenn es Niemanden einfallen wird, die erotische Poesie aus den Festen der Aphrodite abzuleiten, so halten wir es auch für die iambische nicht für nöthig, auf die Thesmophorien weiter zurück zu gehen, als es in etymologischer und vielleicht auch metrischer Hinsicht zur Erklärung des Wortes *ἰαμβος* nöthig ist. Hören wir Müllerer Gesch. der griech. Liter. B. I, S. 238, so wäre es nicht zu begreifen, 'wie die Parier es dulden konnten, daß der wüthende Dichter dieselben Personen, mit denen er kurz vorher sich zu verbinden so lebhaft verlangt hat, mit so schmachvollen Lasterungen überhäufte, wenn nicht eben diese Zamben bei einem Feste, dessen hergebrachte Feier jeder Ausgelassenheit zum Schutze diente, zuerst hervortraten, und wenn es nicht als ein Recht dieser Art von Poesie betrachtet ward, die üble Nachrede, zu der ein Grund vorhanden war, nach Lust und Laune zu übertreiben', wonach also die Archilochischen Zamben ursprünglich für das Demeterfest verfaßt gewesen wären; und wenn Hr Welcker auch nicht so weit geht, so legt er doch darauf Gewicht, daß des Dichters Großvater unter den Stiftern des Demeterdienstes in Thasos gewesen sei, und Archilochos angebliche Mutter *Ἐρινώ*, welche er sehr scharfsinnig als allegorische

Bezeichnung seiner Tadelssucht deutet, der Tambor des eleusinischen Demetermythus entspreche; — Ref. bekennt offen, daß er sich die Tonier der Inseln und kleinasiatischen Colonien in jener Zeit der einbrechenden Sittenverderbnis und politischen Zerrüttung viel zu weltlich denkt, als daß es der Maskenfreiheit eines Festes bedurft hätte, um einem Manne voll innerer Glut und Energie des Charakters Anlaß oder Vorwand zum Ausdrucke seiner Empfindungen zu geben, und so lange daher keine nähere als die etymologische Verwandtschaft des Archilochischen Tambus mit cerealischen Festgebräuchen nachgewiesen werden kann, halten wir uns lieber an die von Hrn Welcker selbst erwähnte politische Freiheit der Tonier, die, während sie den bürgerlichen Zusammenhang des Ganzen auflöste, dem Einzelnen den ungehemmtesten Spielraum individueller Aeußerung gewährte, wie er selbst in der attischen Demokratie wenigstens ihren gesetzlichen Grundlagen nach nicht zu finden war. Von diesem Standpuncte aus fällt dann aber zugleich aller Grund weg, an den Wirkungen zu zweifeln, welche der Nachricht des Alterthums zufolge die Angriffe des Dichters in dem Selbstmorde der Angegriffenen hervorgebracht haben sollen, obgleich diese auch Müllern nur 'im Charakter des Tambus travestiert' scheint; und eben so rechtfertigt sich die Plutarchische Erzählung von dem Widerwillen, den Archilochos durch die Schilderung seiner Flucht im Kriege den Spartanern eingeflößt habe, welche Hr Welcker gleichfalls 'unter die Mißdeutungen späterer Jahrhunderte' rechnet, während sie doch nicht das Entfernteste enthält, was spartanischer Denkungsart oder der Natur der Umstände zuwider liefe.

(Schluß folgt.)

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

107. Stück.

Den 5. Julius 1845.

---

B o n n.

Schluß der Anzeige: 'Kleine Schriften von F. G. Welcker. Erster Theil: zur griechischen Literaturgeschichte.'

Daß Archilochos eben so wie Terpandros, Tyrtaos, und andere Dichter und Künstler dieser und der nächstfolgenden Zeit Sparta als damaligen Mittelpunkt der hellenischen Nationalcultur aufgesucht habe, hat durchaus nichts Unglaubliches; und wenn wir annehmen dürfen, daß man dort eben sowohl wie in Delphi, wo später seinem Mörder der Tempel verboten ward, von seinen Gedichten Kenntniß genommen hatte, so müßte Spartas Disciplin eine ganz andere gewesen sein, wenn nicht gerade dieselbe Beschönigung seiner Feigheit, deren sich Hr Welcker zu seiner Entschuldigung bedient, seine Ausweisung beschleunigt hätte: zu einer so feinen Distinction, wie zwischen 'Zurücklassen' und Wegwerfen des Schildes, war der spartanische Sinn nicht gemacht, und daß er 'sich gelobt einen schöneren wieder zu erwerben', können wir in den

Worten des Bruchstücks nicht finden, die vielmehr den leichtsinnigen Trost enthalten, daß an dem verlorenen Waffenstücke nicht viel gelegen sei, weil ein eben so gutes wieder neu zu kaufen stehe.

Kürzer können wir über den andern hier zum ersten Male gedruckten Aufsatz 'über den Ursprung des Hirtenliedes' sein, indem hier gerade das, worauf es uns besonders ankommen würde, auch von dem Verf. scharf gewahrt ist, daß nämlich die bukolische Poesie des Theokrit mit den so genannten Bukoliasmen, wie sie bei den Festen der Artemis im Peloponnes sowohl als in Sicilien vorkamen, nichts gemein hat, und die Scholiasten jenes Dichters so wie die römischen Grammatiker, die aus derselben Quelle geschöpft zu haben scheinen, wenn sie das theokritische Gedicht von jenen Hirtenliedern herleiten, eine große Verwechslung begehen. Denn wenn man auch annehmen kann und muß, daß auch die Wettgesänge und sonstigen Altercationen, welche Theokrit in künstlerische Form gebracht und gleichsam theatralisch gestaltet hat, uralte volkspoetische Elemente enthalten, so sind doch diese erstens rein weltlicher Art, und zweitens, so weit wir sie verfolgen können, wesentlich in Sicilien heimisch, während jene Bukoliasmen einem gottesdienstlichen Gebrauche angehörten, der mit dem peloponnesischen Cultus derjenigen Artemis, welche Müller Dor. B. I, S. 372 die arkadische nennt, zusammenhing, und folglich erst mit der griechischen Colonisation nach Sicilien kommen konnte; und so hat Hr Welcker gewis Recht, wenn er S. 408 schreibt: 'es ist vollkommen klar, daß die Erklärungen der Alten über den Ursprung der bukolischen Poesie aus den Festen der Artemis, sowohl aus den dabei von Hirten gesungenen Hymnen als aus dem Liedchen beim Erheben von Ga-

ben die eigentliche Frage ganz vorbeigehen und ohne alle Kenntniß der Natur der Sache geschrieben sind.' Die einzige Frage, die vielleicht noch entstehen könnte, wäre die, ob nicht zulezt auch alles das, was die Grammatiker von solchen artemisfischen Bukoliasmen in Syrakus erzählen, nur durch Verwechslung mit Theokrit und seiner Bukolik auf diese Stadt übergetragen sei, wie es z. B. in der schönen Abhandlung von Schneidewin, die wir uns wundern von Hrn Welcker nicht wenigstens nachträglich berührt zu sehen, *Diana Phacelitis et Orestes apud Rheginos et Siculos*, Gott. 1832, p. 26 heißt: iidem tamen aliorum referunt sententiam, qui Syracusis ortum carmen bucolicum voluerunt, ob Theocritum puta Syracusanum, qui, si non primus ad artis praecepta id genus cantilenas revocavit, maximam tamen consecutus est celebritatem; vergl. p. 16: seduxisse grammaticum videtur vel carminis bucolici princeps Theocritus, qui Syracusas patriam habuit, vel Diana *ποταμία* ex Peloponneso cum colonis Graecis in Ortygiam propagata, cujus similis indoles fuit atque Phacelinæ; doch bestimmt uns der hier zulezt erwähnte Umstand selbst, auch Syrakus nicht von den Dren auszuschließen, nach welchen jener gottesdienstliche Gebrauch aus dem Peloponnes verpflanzt worden zu sein scheint. Halten wir uns freilich an die besondere Form des Mythos und Cultus, in welcher Artemis als *Phacelitis* erscheint, so beruht diese für Syrakus auf dem einzigen Zeugnisse des Probus zum Virgil, und dürfte sich für Sicilien vielleicht nur auf messenischem Gebiete sicher nachweisen lassen, wohin sie aus dem heimischen Cultus von Limnä verpflanzt war; denn die Sage, daß Antiphemos, der Gründer von Gela,

dort zum Andenken des Mopsos der Artemis Phakelis Spiele gestiftet habe', deren Quelle Hr Welcker S. 406 nicht wieder finden konnte, beruht auf offenbarem Mißverständniß von Athen. VII, p. 297 F, wo die Gründung der Stadt Phaselis durch Antiphemos Bruder Lakios im Auftrage des Mopsos erzählt wird; — aber wie Hr Schneidewin selbst sehr richtig bemerkt, so ist diese Phakelitis nur eine einzelne Erscheinung derselben Gottheit, deren Verehrung aus uralter vordorischer Zeit unter mancherlei Beinamen im Peloponnes und an vielen andern Küsten wiederkehrt, und die wir am liebsten von den Lelegern herleiten möchten, welchen vielleicht mit Uschold der ganze Mythenkreis des Drestes und der Sphigenia wie der Helena beizulegen ist; und gleichwie der Cultus von Karyä, wohin gleichfalls eine Angabe jene Bukoliaëmen verlegt, gewiß von dem zu Limnä nicht wesentlich verschieden war, so dürfen wir wohl auch die syrakusische Artemis nicht zu specifisch von der rheginischen und messenischen trennen. Dürften wir einer Etymologie folgen, die Hr Welcker anderswo (über eine kretische Colonie in Theben, Bonn 1824, S. 75) aufgestellt hat, so wäre die syrakusische Ortygia geradezu identisch mit der spartanischen Orthia oder Orthosia, die keine andere als die tau- rische und folglich auch die Phakelitis ist; und jedenfalls ist es nicht zu übersehen, daß die Ephe- sier, deren Artemis mit jener lelegischen doch noch näher, als auch Müller annimmt, verwandt sein dürfte, neben dem ortygischen Haine bei Tacitus Annal. III. 61 auch einen Fluß Cenchrus nen- nen, dessen Name deutlich an den Hafen Kenchreä bei Korinth, der Mutterstadt von Syrakus, erin- nert; außerdem hat Müller selbst bereits in dem Mythos von der Arethusa den Zusammenhang des

syrakusischen Artemisdienstes mit peloponnesischen Natursagen nachgewiesen, und so tragen wir kein Bedenken die entschiedene Aehnlichkeit derselben mit der Phakelitis auch bis auf den besonderen Gebrauch des Bukoliasmos an ihrem Feste zu erstrecken. Ja auch ohne der begrifflichen Scheidung dieses Bukoliasmos von der theokritischen Bukolik Abtrag zu thun, kann man sich doch denken, daß gerade in Syrakus der pastorale Wettgesang zu Ehren der Artemis mit dem allgemeinen Charakter des dortigen Hirtenliedes auf ähnliche Art verschmolz, wie die megarische Posse in Sicilien durch den Zusatz der örtlichen Mimië einen wesentlichen Aufschwung nahm; und so würde es sich denn auch erklären, wie gerade die sicilischen Bukolisten einen solchen Ruf erhielten, daß sie mit ihrer Kunst auch auswärts und bis nach Kleinasien und Aegypten gegangen sein sollen. Nur die besondere Erwähnung Lydiens bei Diomedes hat etwas Auffallendes und dürfte erst aus dem Namen *Lydiastae* abgeleitet sein, den derselbe offenbar aus seiner griechischen Quelle neben *Bucolistae* entlehnt hat. Hr Welcker meint: 'die Lydiasten lassen sich entweder als Banden sicilischer Bukolisten denken, die ein jährliches Fest in Lydien bezogen, oder als lydische Bukolisten, die man bei der Aehnlichkeit mit den sicilischen von diesen durch den Namen unterschied'; aber letzterer Annahme steht doch die ganze Fassung der Stelle entgegen: *nonnulli et in Italiam et in Lydiam et Aegyptum transisse creduntur, quos Lydiastas et Bucolistas appellant*, und für erstere bieten die Formen *Ἰοθμιασταί*, *Λιοννοιασταί* u. s. w. bei dem Mangel eines Festes unter dem Namen *Λύδια* auch keine genügende Analogie; wie wenn wir an eine sikulische Form des lateinischen *Ludio* oder *Ludius* zu

denken hätten, den ja schon Dionys von Halikarnaß irrigerweise aus Lydien abgeleitet hat?

Zum Schlusse noch einige zerstreute Bemerkungen zu den Zusätzen, mit welchen Hr Welcker seine älteren Aufsätze reichlich und mit dankenswerther Berücksichtigung neuerer Arbeiten versehen hat. So bespricht er S. 98 fgg. die theräische Inschrift, die nach Böckhs Restauration in den Abhandl. der Berl. Akad. 1836 ein gleichzeitiges Zeugnis für die Wundergeschichte des Arion abgeben würde, in so fern dessen eigener Bruder sie durch ein Denkmahl verewigt hätte:

*Κυκλείδας Κ[υκλήος ἀδελφειῶν Ἀρίωνι,  
τὸν δελφίς [σῶσε, μναμιόσυνον τέλεισεν:*

was Hr Welcker dann so auffaßt, daß, wenn der theräische Poseidondienst, wie Böckh gezeigt habe, von dem tänarischen abstammte, das bekannte Denkmahl des Dichters auf Tánaron dort 'unter der vermittelnden Form, daß es von einem Bruder herrühre', nachgeahmt worden sei. Ref. kann sich aber überhaupt nicht davon überzeugen, daß ein öffentliches Weihgeschenk, welches einen Mann auf einem Delphin sitzend vorstellte, keine tiefere Bedeutung gehabt habe, als wie der Verf. will, das poetische Bild zu verkörpern, daß der das Schiff begleitende Delphin gleichsam selbst den Reisenden seinem Ziele entgegen trage; und wie er sich freut, daß Hr Welcker jetzt S. 95 die jüngere Entstehung des unter Arions Namen erhaltenen Hymnenbruchstücks einräumt, so hält er auch fortwährend die Ansicht Müllers u. A. fest, daß in jenem Weihgeschenke zunächst ein älterer poseidonischer Mythos dargestellt gewesen sei, den man erst später irgendwie auf den Sänger Arion übertrug. Wie dieses vielleicht sogar durch eine einfache Namensverwechslung veranlaßt werden konnte,

hat er Quaestt. Oedipod. p. 81 und 105 angedeutet, in so fern der Name des bekannten poseidonischen Rosses 'Αρσιών auch auf einen Delphin um so mehr paßte, als ähnliche erdgeborene Wunderthiere anderswo geradezu δελφίνη oder δελφύνη heißen; dem sei jedoch wie ihm wolle, so kann er jedenfalls in der obigen Inschrift zwar die Beziehung auf Arion, nicht aber die Ergänzung ἄδελφειῶ einräumen, worauf doch eigentlich erst ihre Anwendung für den vorliegenden Zweck beruht. Selbst die völlige Richtigkeit des Böckhischen Facsimile vorausgesetzt bleibt zwischen ΑΔΕ und Ε kein Platz für drei Buchstaben ΑΠΗ, wie hier statt ΑΦ geschrieben werden müßte; sollen wir aber einmahl abweichen, so öffnen sich unzählige Möglichkeiten sonstiger Ergänzung, worunter keine der entlegensten die ist, daß in jenen Anfangsbuchstaben der Name 'Αρσιών selbst enthalten sei; und auch ohne den Trumpf in Anwendung bringen zu wollen, welchen der dummstolze Zetzer in Gramers Anecd. Oxon. T. III, p. 352 darauf gesetzt hat, daß man diesen Namen nicht mit langem sondern mit kurzem Vocale flectiere (ὅτι Ἀριονος τὸ ο μικρὸν δεῖ γράφειν ... καὶ οὐχ ὡς οἱ βούβαλοι σχεδευδύται μέγα), werden wir doch wenigstens verlangen dürfen, daß das theräische Epigramm dem tänarischen, von welchem es abgeleitet oder nachgeahmt sein soll, in der Flexion und Quantität des Namens entspreche. Noch sicherer übrigens glaubt Ref. seine Emendation bei Athenäus XIII, p. 610 C: ἐκ τῆς Ἀγία τοῦ Ἀρσιῶν für ἐκ τῆσακάτου Ἀρσιῶν Ἰλίου περιόδος gegen den Verf. in Schutz nehmen zu können, der sie aus Casar de Carm. eleg. p. 54 anführt, aber fortwährend den Flötenspieler Saka das als Verfasser jenes Gedichts in Anspruch

nimmt, wogegen schon der fehlende Artikel vor *Ἀγορείου* sprechen dürfte. Hr Welcker sagt S. 177: 'daß ein Dichter, nicht ein Antiquar, zu verstehen sei, ergibt der Zusammenhang, dünkt mir, deutlich'; aber gerade hiervon hat unseres Erachtens Otto Zahn in der Zeitschr. f. d. Alterth. 1841, S. 164 den überzeugenden Beweis geliefert, daß auch der jüngere Agias, der mit Derkyllos verbunden zu werden pflegt, als Dichter betrachtet werden müsse, während für Sakadas als Dichter außer der höchst zweideutigen Stelle des Plutarch, die ihn eben so gut als *μελοποιός* bezeichnen kann, keine Spur vorliegt. Zu einer andern Bemerkung veranlaßt uns die Note S. 199, wo der Verf. die neueren Ansichten über die Sage von Daphnis und ihre Behandlung bei Theokrit insbesondere nachträgt. Ref. kann allerdings auch nicht glauben, daß wie Döderlein in dem Erlanger Programme von 1843 annimmt, ein Schwur unverbrüchlicher Treue gegen den Gegenstand der ersten Liebe in Aphrodites Augen ein Verbrechen sein könne, daß sie mit den Lockungen einer neuen hoffnungslosen Liebe strafe, sondern nimmt lieber mit Hrn Welcker an, daß diese Hoffnungslosigkeit, an welcher Daphnis verschmachtet, die Strafe für seine Gleichgiltigkeit gegen eine andere entgegenkommende Liebe sei; über den Gegenstand jener hoffnungslosen Sehnsucht jedoch kann er sich mit dem nichts sagenden Eigennamen Kenea oder gar Kenia, wie ihn Hr Welcker mit Meineke und dem alten Scholiasten aus Idyll. VII. 73 ableitet, nicht zufrieden geben. Schon der Artikel dürfte uns nöthigen, in den Worten:

ὡς ποκα τὰς ξενέας ἠράσσατο Δάφνις ὁ  
βώτας

vielmehr ein Appellativum *ξενέα*, die Fremde, zu



finden, daß sich zu ξένη eben so verhielte, wie δένδρον, ἀδελφεός, κενός, βροτεός zu den gewöhnlichen Formen ohne ε; für den Sinn aber paßt dieses ganz vortrefflich, wenn wir annehmen, daß Aphrodite eben aus Rache den Hirten zur Liebe gegen eine Unbekannte entflammt habe, die er nun nicht finden kann, während er die Mädchen, die ihn umschwärmen, zu suchen verschmäht; und wenn wir mit dem Verf. und Lennep annehmen, daß diese ξενέα dieselbe sei, die bei Servius ad Virgil. Ecl. VIII. 68 Chimära heißt, so wird man uns die Frage wenigstens verzeihen, ob dieser Name nicht schon in der sinkenden Latinität ein Phantom oder Hirngespinnst bedeuten könne? Wenigstens ist diese Bedeutung in den romanischen Sprachen so allgemein und alt, daß wir wohl berechtigt sind, sie schon aus dem Gebrauche des frühen Mittelalters abzuleiten; dieses vorausgesetzt wären also Servius Worte: hunc igitur cum Nympha Nomia amaret et ille eam sperneret et Chimaeram sequeretur, etwa in dem Sinne des Sprichworts: nubem pro Junone anplecti, nicht wie Hr Welcker will, von einem andern Hirtenmädchen, sondern von einer eingebildeten Liebe zu einer namenlosen Schönen zu verstehen, die Aphrodites Zorn in ihm erzeugt hätte; und dadurch würde sich dann auch in der ersten Idylle das sonderbare Schweigen des Leidenden über den Gegenstand seiner Sehnsucht, so wie das allzu späte Mitleiden der Aphrodite erklären: τὸν δ' Ἀφροδίτα ἠθέλ' ἀνορθῶσαι, welches Aufrichten doch nur den Sinn haben kann, daß sie gleichsam den Zauber, den sie auf ihn gelegt hat, lösen will. — S. 430 beweist der Verf. dem Unterzeichneten die Aufmerksamkeit, auch seinen gelegentlichen Widerspruch gegen die vermuthete Unechtheit der Rede des Lysias

gegen Aeschines aus der Abhdl. de Socratis magis-  
 tris anzuführen; einem so verehrten Gegner ge-  
 genüber ist es Schuldigkeit, eine abweichende Mei-  
 nung wenigstens mit zwei Worten zu motivieren.  
 Was in jener Abhandlung über versteckte Anspie-  
 lungen in Platos Menexenos auf Angriffe des Ly-  
 sias gegen Sokrates und seine Schule vermuthet  
 ist, sind freilich nur Vermuthungen und könnte  
 sich auch auf die andern Reden, die Hr Welcker  
 selbst als echt betrachtet, κατ' Αιοχίνου συνο-  
 φαντίας oder βλάβης beziehen; aber auch die  
 Schuldfrage, um die es sich hier handelt, können  
 wir schon aus dem doppelten Grunde nicht mit  
 dem Verf. für ein sophistisches Machwerk halten,  
 weil es überhaupt um die alten Reden schlecht  
 stünde, wenn ihnen alle Reden abgesprochen wer-  
 den sollten, in welchen sich thatsächliche Unwahr-  
 heiten oder Uebertreibungen fänden, und weil diese  
 Rede jedenfalls schon früher existierte, als solche  
 sophistische Machwerke, wie sie Hr Welcker voraus-  
 setzt, üblich wurden. Derselbe beruft sich darauf,  
 daß schon Cäcilius und Dionys von Halikarnas  
 unter den 425 Reden, die Lysias Namen führten,  
 nur 230 für echt erklärten; aber auch die unech-  
 ten unter diesen waren schwerlich viel jüngeren Ur-  
 sprungs als Lysias, sondern rührten von andern  
 gleichzeitigen Logographen geringeren Ranges her,  
 und gesetzt also auch die fragliche Rede gegen Ae-  
 schines wäre unter diesen begriffen gewesen, so bliebe  
 noch immer die Schwierigkeit, die Hrn Welckers  
 Annahme allein bestimmt hat, wie ein Zeitgenosse  
 dergleichen Dinge von Aeschines habe sagen kön-  
 nen. Die Eifersucht der Rhetoren auf die Philo-  
 sophen einerseits, die geflistliche Fabrication fal-  
 scher Producte auf die Namen berühmter Redner  
 andererseits, wie sie der Verf. voraussetzt, scheint

erst in der Kaiserzeit begonnen zu haben; nehmen wir also mit dem Verf. selbst an, daß bereits Harpokration unsere Rede als echt citiere, so wird sie nach Meiers neuesten Untersuchungen (Comm. Andoc. VI part. XIII, p. 69) schwerlich in jene Kategorie fallen können, da kein Citat dieses Grammatikers jünger als Liberius, wenige jünger als August sind; und eben so wenig können wir nach dem Begriffe, den wir aus den erhaltenen Resten alter Rhetorik und aus den von dem Verf. angezogenen Stellen in Schömanns Att. Proc. S. 288. 297. 311 von den fictarum litium exercitationibus der Rednerschulen gewinnen, annehmen, daß eine einfache Schuldklage, und sei es auch gegen einen gefeierten Namen, Aufgabe solcher Schulübungen geworden sei. Beiläufig bemerken wir dagegen, daß wir unter den von Hrn Welcker anerkannten Reden noch zweifeln, ob es wirklich eine βλάβης gegeben habe; das einzige Fragment, das in Bekk. Aneëdd. p. 130 unter diesem Titel existiert, scheint uns nur durch Mißverständnis des Grammatikers so aufgefaßt zu sein, während die Worte: οὗτος ἐμοὶ βλάβης δέδικασται, in ihrer einfachsten Bedeutung: 'dieser hat gegen mich auf Schadenersatz geklagt' vielmehr zu der Beschwerde über Sykophantie gehören dürften. Endlich erlauben wir uns zu S. 440 noch auf einen Gesichtspunct aufmerksam zu machen, unter welchem das von Hn Welcker geradezu in das Reich der Fabeln verwiesene Gemählde des Bularchos bei Plinius VII. 39 und XXXV. 34 doch vielleicht zu retten und mit den anderweitigen Nachrichten über die ungleich spätere Entwicklung griechischer Malerei zu vereinigen sein dürfte. Der Vf. schließt so: jene Erzählung, nach welcher der Indische König Kandaules ein Schlachtgemählde mit Gold aufgewogen haben

soll, stammt wahrscheinlich aus den Lydiacis des Xanthos, diese waren aber wahrscheinlich unecht, und so verliert sie allen urkundlichen Grund; — eine Kritik, von der uns jedenfalls die erstere Prämisse um so ungewisser scheint, als Plinius unter den Quellen beider Bücher keinen Xanthos nennt; und warum soll denn die vorderasiatische Technik nach dem Maßstabe der mütterländischen beurtheilt werden? Daß die organische Entwicklung der Malerei zur schönen Kunst in Griechenland erst viel später fällt, ist gewiß; gemahlt aber wurde dessenungeachtet gewiß viel früher im Oriente eben so wohl wie in andern Gegenden, die diese Kunstübung nicht erst von Griechen zu erlernen brauchten; und warum sollte in dieser — freilich barbarischen — Art nicht auch ein kleinasiatischer Grieche für einen orientalischen König haben arbeiten können? müssen wir doch auch im Löwenthore, das von vorderasiatischen Arbeitern verfertigt ist, eine uralte Sculptur erkennen, die mit der spätern hellenischen in keinem organischen Zusammenhange steht; begegnet uns doch mehre Menschenalter vor Diponos und Skyllis der Bildhauer Malak und sein Geschlecht auf Chios, dessen Kunstübung mit derjenigen, welche die erstgenannten Meister in Griechenland begründeten, wenigstens analog gedacht werden muß, ohne darum in den Entwicklungsgang der mütterländischen Plastik einzugreifen; eben so ist es gewiß auch möglich jenen Bularchos zu denken, der immerhin kein Maler im künstlerischen Sinne gewesen zu sein brauchte, um einen der menschlichen Natur angeborenen Trieb so weit zu entfalten, daß er dem Maßstabe eines barbarischen Hofes entsprach. Doch es ist Zeit diesen Hariolationen ein Ziel zu setzen, obgleich auch sie selbst mit dem obersten Zwecke dieser Anzeige in so fern

eng verbunden sind, als sie zeigen, zu wie manigfacher Anregung diese Abhandlungen Stoff enthalten; inzwischen versteht sich dieses bei einem jeden, der den Vf. kennt, ohnehin von selbst, und so mögen sie denn auch nur unsererseits als Beweis der Aufmerksamkeit dienen, die wir neben dem Hauptinhalte auch der gelegentlichsten Bemerkung des hochverehrten Verfassers schuldig zu sein geglaubt haben.

K. Fr. H.

### D r e s d e n.

Verlag von Justus Naumann 1844. Erläuterungen zur Reformationsgeschichte durch bisher unbekannte Urkunden. Herausgegeben von Joh. Karl Seidemann, Pfarrer zu Eschdorf. VIII und 174 Seiten in Octav.

In Sachsen ist es noch Etwas werth, Reformator gewesen zu sein. Mit welcher Emsigkeit werden die Archive durchforscht, mit welcher Aufrichtigkeit die Actenstücke veröffentlicht! Manches norddeutsche Land dürfte, um seine eigene Reformationsgeschichte kennen zu lernen, getrost ein paar sächsische Pfarrer kommen lassen oder seine Reformatoren an Sachsen zu Lehen geben. In der That muß man ja das Leben unsers Urbanus Regius in *Zeibichii de theologis ad tempus commodatis schediasma* auffuchen.

Zu solcherlei Zucht und Selbstvermahnung ist das vorliegende Werkchen ein erfreulicher Anlaß. So wenig wir des Vfs 'Leipziger Disputation im J. 1519' rühmen konnten (s. d. Bl. 1844. St. 84. S. 839 f.), so lobenswerth finden wir die Herausgabe dieser Urkunden. Sind ihre Ergebnisse auch nicht von der Art, daß sie Hauptpunkte der Reformationsgeschichte umgestalten, so ergänzen und berichtigen sie doch Manches nicht unerheblich, zu-

mahl des Herausgebers Genauigkeit Nichts zu wünschen übrig läßt; gibt er doch die ganze archaische Orthographie und Abbrevierweise und bringt sogar das Latein in deutschem Druck. Wenn freilich auf diesem Gebiete noch so viel Unerfahrenheit oder Nachlässigkeit im Lesen und Abschreiben der Urkunden zu rügen ist, wie sie (in der Vorrede) In Dr Neudecker nachgewiesen wird, so darf man etwas zu viel Genauigkeit kaum tadeln. — Einen besondern Nutzen auch minder wichtiger Quellenstücke sehen wir darin, daß sie uns in die Gedanken und Lebenssphäre der Zeit versetzen, aus der sie stammen. Sie sind Stücklein des geistigen Herculanum, welches die Geschichte aufzugraben unablässig beschäftigt ist.

Zuerst finden wir ein paar Actenstücke, in denen sich Tetzl bescheinigen läßt, er habe Dem, der die Jungfrau Maria etwa schänden werde, keinen Ablass versprochen, December 1517, — eine Nachwirkung der 75. These Luthers. — Ueber die Veröffentlichung der Bannbulle wider Luther zu Leipzig wird eine Correspondenz Herzogs Georg mit Eck und des Merseburger Bischofs mit dem Kanzler Joh. Kochel veröffentlicht S. 5 ff. Interessanter ist aber ein späterer Brief Ecks an den Herzog (S. 172 ff.), weil dieser theologische Schaarwächter von Ingolstadt sich darin sehr unverblümt selbst charakterisiert. Die Religionsache behandelt er wie ein Geschäft und von seinen Schriften redet er wie ein Kaufmann. Aber die Bücher wollen nicht gehen! Und doch weist er den Herzog an, die 30 Gulden, so ihm derselbe 'zu der Consutation gnädiglich gelihen', von Cochleus zu verlangen, der seiner Bücher viel habe. Eck spricht auch von seiner auf Befehl des baierischen Herzogs zu verfassenden Bibelübersetzung; die Hauptsache ist: 'nach dem puren lateinischen text' und ohne Verände-

rung der Eigennamen, auch die Bücher nicht nach der Ordnung von Erasmus Ausgabe. Aber das Deutsch wird dem würdigen Manne schwer, auch will er Emser's Version nicht in den Weg treten. Dieser Eck die Bibel übersetzend muß ausgesehen haben wie ein Bock, der eine Rose zerkaut. — Einzelne reformatorische Genrebilder finden sich über Jac. Seidler auf der Glashütte bei Döbeln, den Joh. Konge Meißens, und über Gabriel Zwilling in Eilenburg. Obschon Herzog Georg die neue Lehre auf jedem Schritt hemmte, so macht sie doch täglich neue Erwerbungen. Wie erinnert doch dies Aufspassen, Denuncieren, Verhören, Einsperren, Exilieren an so manche politische Vorgänge der neuern Zeit: damals war jeder verdächtig, der sub utraque communiciert hatte. Das meiste Interesse erregt indessen Herzog Georg. Er hat einen rein persönlichen Groll auf Luther und steigt daher oft auf gleichen Boden des Streites zu ihm hinab, vergißt aber nicht, auch seiner landesherrlichen Macht sich zu bedienen, wenn es gilt die Schriften des Doctors zu verfolgen; wobei denn Vieler Herzen offenbar werden. In einem Trostbriefe an Hartmuth von Kronberg hatte Luther einer Wasserblase erwähnt, die dem Himmel trotz mit ihrem hohen Bauche. Der corpulente Herr in Dresden fängt darüber einen Briefwechsel theils mit Luther theils mit dem Kurfürsten an, der ein halbes Jahr auf das Eifrigste geführt wird und einige 20 Actenstücke umfaßt \*).

\*) Da heißt es z. B. S. 64: 'So wir doch vorwar wissen, Das wir einem menschen vil Genlicher sein denn Einer wasserblasen, zum andern Als doctor Martinus luter schreybt, das wir mit vnnserm Grosszen Bawch, dem Hymel Truxen, Ist am tag das vnnsere bawch also groß nicht ist, das wir damit Syedann gein Wittenberg Truxen megen, u. s. w.'

Sehr charakteristisch sind endlich die Actenstücke, welche die Kanonisation des heil. Benno betreffen. Herzog Georg betreibt die Sache eifrig, weil es die Verherrlichung eines seiner Verwandten betraf. Die mitgetheilten Documente zeigen nun, wer gerade in Rom Einfluß hatte und wie Jedem beizukommen war. Da ist von einem 'verguldeten becher von — lxx fl. werdt' die Rede; diesen soll erst der Cardinal von Medici haben. Als aber Leo X. stirbt, bei dem er galt, wird verordnet, daß Wilh. von Enckenvoirt, Hadrians Freund, den Becher bekomme. Auch berechnet der Herzog die von der Kanonisation gehofften Finanzvortheile auf sehr ungeistliche Weise, S. 92 ff. — Endlich finden sich Mittheilungen, die tiefe Blicke ins damalige Klosterleben gestatten, z. B. von Annaberg: 1508 bis 1514 stattlicher Neubau der Klostergebäude; 1524 Klage über lutherische Communion, Verzeichniß der Theilnehmer, Untersuchung gegen sie, 1534 Klage der ganz verlassenen Mönche und Bitte, der Herzog möge ihnen wieder 'zcu getrencke' verhelfen, auch nach Weihnachten sie 'mitt eynem sweyne' begaben. — Im Jahre 28 entfloh die Herzogin Ursula von Münsterberg aus dem Freiburger Nonnenkloster, und es hebt eine lange Untersuchung an, deren Protocolle S. 115 ff. mitgetheilt werden. Wie Blumen zum Lichte, so hatten sich die armen Jungfrauen zu Luthers Schriften gedrängt, und machen zum Theil gar kein Geheimniß vor den Commissarien daraus, daß sie zu entfliehen suchen würden, wenn man ihnen den alten evangelischen Prediger nehme. R. Kd.

#### B e r i c h t i g u n g e n .

- S. 988. 3. 16 v. unten statt Bogenwindung I. Bewegung.  
 — 990. 3. 6 v. unten statt Becken I. Boden.  
 — 1020. 3. 4 v. unten statt Träumen I. Hoffnungen.



# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

108. Stück.

Den 7. Julius 1845.

---

W i e n.

Verlag von Kaulfuß Wittwe, Prandel und C. 1844. Jahresbericht über die Leistungen der Medicinal-Verwaltung und Gesetzgebung in der Provinz Oesterreich unter der Enns vom Jahre 1843, als Fortsetzung der Sammlung der Sanitäts-Verordnungen für das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns, bearbeitet und herausgegeben von Joseph Johann Knolz, k. k. nied. österr. Regierungsrathe, Sanitäts-Referenten und Landes-Protomedicus u. s. w. Neueste Folge. Erster Band. CXXXVI u. 216 Seiten in Octav.

Die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens gehören zu den vorzüglichsten Gütern, welche den Menschen von der Staatsverwaltung verliehen wird; und wenn auch viele weise Anordnungen aus andern Verwaltungszweigen unbeachtet bleiben, so ist doch die Abtheilung der Sanitätsgesetzgebung mit dem eigenen Interesse der Selbsterhaltung eines jeden Einzelnen zu innig verbunden, als daß sich nicht dessen Anordnungen des ungetheilten Beifalls er-

freuen und mit allgemeinem Danke jederzeit aufgenommen werden sollten. Die Fürsorge des österreichischen Staates war von jeher dahin gerichtet, das Sanitäts=Wesen zur Förderung des öffentlichen Gesundheitswohles durch den Erlaß der zweckdienlichsten Verordnungen sachgemäß zu organisieren, von Zeit zu Zeit zu vervollkommen, und die oberste Leitung desselben dazu vollkommen gewachsenen Männern, die Ausföhrung selbst aber den competentesten, mit Willen und Kraft ausgerüsteten öffentlichen Behörden anzuvertrauen, weshalb auch in den neuesten Zeiten die Medicinal=Verwaltung und Gesetzgebung Oesterreichs in Anerkennung ihrer Vortrefflichkeit manchem ausländischen Staate eingeständenermaßen zur Grundlage gedient hat. Als Beispiel dieses Letztern wollen wir hier nur den preußischen Staat anführen, in welchem zu jener Zeit wenigstens, als Ruß an der Spitze der dortigen Medicinal=Verfassung stand, gar Manches nach österreichischem Vorbilde angeordnet wurde. Dankenswerth erscheint aber auch die Mühe derjenigen, welche in regelmäßigen Berichten uns über die Leistungen der Medicinal=Verwaltung einzelner Staaten Nachricht geben, wodurch in weiterem Kreise von den Ergebnissen und Fortschritten jenes so wichtigen Zweigs der Staats=Verwaltung Kenntniß genommen werden kann. In vorstehendem Werke hat der würdige Hr Verf. unter zwei Abtheilungen seinen Jahresbericht uns vorgelegt, und zwar enthält die erste die Leistungen der Medicinal=Verwaltung, und die zweite die Sanitäts=Verordnungen des Jahres 1843. — Der erste Abschnitt der ersten Abtheilung handelt von der Witterungs=Beschaffenheit, dem Krankheits=Charakter und den herrschenden Krankheitsformen im Allgemeinen, dann der Stadt Wien

und des flachen Landes insbesondere. In Bezug auf den Krankheits-Charakter bemerkt der Verf., daß dieser abweichend von den vorhergegangenen Jahren als ein catarrhalisch = rheumatisch = entzündlicher auftrat. Während seit einer langen Reihe von Jahren der gastrisch adynamische sich stets zu dem allein herrschenden erhob und fast zu dem stationären Charakter sich ausgebildet hatte, dem sich nur selten und nie auf längere Zeit der entzündlich catarrhalisch = rheumatische als Lateralcharakter zur Seite stellte, änderte sich in diesem Jahre die Rangordnung, und der letztere behielt, mit nur kurzen Zwischenräumen aussetzend, die Oberhand über den gastrisch = adynamischen Charakter, so daß dieser theilweise ganz in den Schatten gedrängt, theilweise nur als umstimmender Lateralcharakter erschien. Dem zu Folge wurden auch die catarrhalischen und rheumatischen, so wie die entzündlichen Fieber mit den verschiedensten Localaffectionen am zahlreichsten beobachtet. Zahlreich kamen zwar auch die gastrischen und typhösen Fieber, aber im Vergleich mit den Vorjahren in bei weitem geringerer Anzahl vor. Unter den Exanthemen waren die Blattern, Masern und der Scharlach die häufigsten Krankheitsformen. Bei den mehr chronischen Leiden war der Einfluß eines vorherrschenden Krankheitscharakters nicht bemerkbar. Ausführlich und zwar nach Monaten gibt der Verf. die Uebersichten sowohl der Stadt Wien als des flachen Landes, die letztere in Viertel = Jahr = Berichte zusammen gedrängt. — Der zweite Abschnitt enthält die in Nieder = Oesterreich 1843 geherrschten Epidemien. In 21 Fällen mußte auf dem flachen Lande N., somit mit Ausschluß der Stadt Wien, das Auftreten der 7 Krankheitsformen als: der Blattern, der Masern, des Typhus, des Keuchhu-

stens, des Scharlachs, der Ruhr und des Groupß als epidemisch erklärt werden. Die Epidemien selbst schildert der Verf. ausführlich. Die numerischen Verhältnisse der Genesenen und Gestorbenen stellen sich folgendermaßen heraus: An Blattern sind 1690 erkrankt, 1552 genesen und 138 gestorben; an Masern 4848 erkrankt, 228 gestorben. Am Typhus erkrankten 904, es genesen 815 und starben 85 u. s. w. — Dritter Abschnitt. Die Epizootien. Der Gesundheitszustand der Nutz- und Hausthiere war ungeachtet des naßkalten Jahres sehr befriedigend. Im Ganzen wurde unter dem Rindviehe die Lungenseuche an 6 Orten, der Milzbrand an 1 Orte beobachtet. Die Schafräude herrschte nur unter einigen Schafsheerden im Viertel unter dem Mannhardsberge, und in eben diesem Kreise wurde an einem Orte der Rogz bemerkt. — Vierter Abschnitt Resultate der Trauungs-, Geburts- und Sterbelisten von Wien und den 4 Kreisen. Geschlossene Ehen: 11,903. Geborene: 57,353. Verstorbene: 53,641. Unter der Anzahl der Geborenen waren 1546 todt geboren. Rücksichtlich des Geschlechts waren unter den Geborenen 28,488 männlichen und 27,219 weiblichen Geschlechts, also um 1271 Knaben mehr als Mädchen, welcher Ueberschuß sich regelmäßig von Jahr zu Jahr zeigt, und daher nicht als eine vorübergehende Erscheinung betrachtet werden kann. Unter den Geborenen waren 41,582 eheliche und 14,125 uneheliche Kinder: daher fast von vier Kindern eines unehelich, und ein uneheliches Kind kam auf 102 Bewohner. In Wien war von zwei Kindern eins unehelich, und es kam auf 44 Einwohner eine uneheliche Geburt. Auf 35 Geburten kam überhaupt ein todtgebornes Kind. Unter den Gestorbenen waren 115 Selbstmörder, 4 Wasserscheue, 20 Ermordete, 366 Verunglückte und 6

Justificierte. So verschieden die Veranlassung zum Selbstmorde, als: getuschter Ehrgeiz, unglückliche Liebe, häuslicher Verdruß, Verlust des Vermögens, Krankheit, Irreligiosität, und die Motive zur freiwilligen Abkürzung des menschlichen Lebens angegeben wurden, so lassen sie sich doch alle auf eine Hauptursache zurückführen, nämlich auf ein Mißverhältniß der Anforderungen und Ansprüche an das Leben zu den äußern Umständen und Verhältnissen. Unter den Unglücksfällen kamen vor 2 Todesfälle durch Blitz, einer durch eine Schneelawine, 2 durch Erdstürze und 2 durch Erfrieren. In Wien ereigneten sich durch Fahren oder Reiten 16 und auf den Eisenbahnen durchs Ueberfahren 2 Unglücksfälle. — Fünfter Abschnitt. Die Leistungen der sämtlichen Humanitäts-Anstalten Niederösterreichs. Hier betrachtet der Verf. 1. das Wiener k. k. allgemeine Krankenhaus mit seinen 3 Anstalten, der Kranken-, Gebär- und Irrenanstalt. Im Ganzen wurden 35105 Individuen verpflegt: in der Krankenanstalt betrug die Zahl der Behandelten 22618, von welchen 15714 geheilt, 1458 gebessert, 634 ungeheilt entlassen, und 72 in die Versorgung abgegeben wurden: 2923 starben. (Eine Uebersicht der Krankheitsformen nebst Bemerkungen hat der Verf. hinzugefügt). Interessant ist die Mittheilung des Todesfalles eines Weibes, bei welchem die Wuth erst nach dem so langen Zeitraume von 5 Jahren nach dem Bisse zum Ausbruche kam. In der Gebäranstalt, welche auf den Gratisabtheilungen zugleich auch als Lehranstalt benützt wird, waren am Schlusse des Jahrs 252 Wöchnerinnen verblieben; zu diesen wurden im Jahre 1843 5914 Schwangere aufgenommen, von denen 137 unentbunden und 5341 nach der Entbindung entlassen wurden. Gestorben sind 457 Wöchnerinnen: die Gesamtzahl der Entbindungen

betrug 5792, worunter 63 Zwillingส์geburten waren. Der Gesundheitszustand der Wöchnerinnen kann im Ganzen als befriedigend angesehen werden, dagegen früher weniger Sterbefälle vorkamen. Unter den Krankheitsfällen der Wöchnerinnen waren Kindbettfieber die zahlreichsten und gefahrvollsten. Die Gesamtzahl betrug 679. Das Kindbettfieber trat unter den verschiedenartigsten Formen, und besonders heftig und zahlreich in den ersteren 4 und den letzten 2 — 3 Monaten — mithin in den Winter- und Herbstmonaten — auf. Das örtliche Leiden beschränkte sich selten auf das Bauchfell allein, mehrentheils war Metrophlebitis mit Endometritis compliciert, wozu sich erst im weiteren Verlaufe Peritonitis exsudativa gesellte, das Allgemein-Leiden sprach sich durch heftiges Fieber aus, welches meistens gleich anfangs den adynamischen Charakter an sich trug. Die Irrenanstalt hatte 591 Kranke zu behandeln: 100 wurden geheilt, 22 gegen Revers entlassen, 38 in die Versorgung und 2 in die Krankenanstalt abgegeben: 105 starben und mit dem Jahreschlusse blieben 324. Unter den eigentlichen psychischen Krankheiten wurde Melancholie am häufigsten beobachtet. Besonders waren Weiber dieser Krankheitsform unterworfen: sie war bei denselben meist religiöser Art und führte zu 18 Selbstmordversuchen. Der Melancholie reiheten sich, der Anzahl nach, die Fälle von Blödsinn, Ekstasis, Eknoia, und Tobsucht an. Die Behandlung dieser Formen wurde weniger durch pharmaceutische Mittel, als durch geistiges Einwirken und durch ein entsprechendes diätetisches Verhalten versucht, und ungeachtet der so ungünstigen Räumlichkeiten der Anstalt wurde in vielen Fällen vollkommene Heilung dadurch erzielt. Die gewöhnlichen Arzneimittel waren Brechweinstein in getheilten Gaben als

alterans, und gelinde Abführmittel als Ableitung. Dagegen bewährten sich kalte Waschungen, Ueberschläge und besonders die Douche in den verschiedensten Leiden als die erfolgreichsten Heilmittel. Das zweckmäßigste Mittel übrigens blieb stets eine entsprechende Beschäftigung der Geisteskranken, daher dieselben zu allen häuslichen Arbeiten nach Möglichkeit verwendet wurden. Um auch dem Geiste schwächerer Irren einige Beschäftigung bieten zu können, wurde versuchsweise eine kleine Lese- und Schreibstube ins Leben gerufen, welche sich besonders bei Melancholischen und Blödsinnigen auf das ersprießlichste bewährte. Die Todesfälle in der Irrenanstalt erfolgten meistens durch Lungensucht, Marasmus, Wassersucht und Auszehrung, welche körperliche Leiden gleichzeitig mit den verschiedensten Geisteskrankheiten bestanden. Der Sectionsbefund solcher Leichen wies stets Hydrocephalus chronicus, Gehirncysten, Tuberculose, Herzfehler oder Entartungen in den Unterleibseingeweiden nach. Ein öconomischer Nachweis zeigt, daß die Unterhaltung der Krankenanstalten sich folgendermaßen verhielt: für die Krankenanstalt betrug die Summe aller Ausgaben 332,315 fl. Conv. Münze, für die Gebäranstalt 45,289 fl. und für die Irrenanstalt 67,127 fl. — II. Das k. k. Findelhaus. Der Zweck dieser Anstalt ist uneheliche Kinder zu verpflegen, und bis zum vollendeten 10. Jahre zu versorgen: jedoch ist dies auch bei ehelichen Kindern der Fall, wenn die Eltern derselben aus irgend einem triftigen Grunde ihren Pflichten nicht nachkommen können, und wenn solche Kinder wegen des noch nicht erreichten Normalalters zur Aufnahme in das k. k. Waisenhaus untauglich sind. Alle Kinder, welche demnach in die Findelanstalt aufgenommen werden, bleiben so lange in der Anstalt selbst zur Pflege, bis sie bei entsprechenden

Privat-Parteien gegen Entgelt untergebracht werden können. Zur Verpflegung der Kinder in der Anstalt selbst werden stäts 70 bis 80 Ammen unterhalten, welche aus vollkommen gesunden, jüngeren, zum Ammendienste tauglichen, im Gebäuhause unentgeltlich Entbundenen gewählt und 6 bis 8 Wochen in der Anstalt behalten werden. Zu gleicher Zeit kann das Publicum von hier aus vollkommen gesunde Ammen erhalten. Mit dem Schlusse des Jahrs 1842 waren im Findelhause selbst 210 und in auswärtiger Pflege 10585, also im Ganzen 10795 Findlinge verblieben. Zu diesen wurden neu aufgenommen 5642, zurückgebracht oder zurückgefordert 5759, so daß sich die Zahl der überhaupt Aufgenommenen auf 22196 belief. Davon sind gestorben 3852, also kommen auf 100 Findlinge 34,3 gestorbene. Eine Uebersicht der herrschenden Krankheiten ist hinzugefügt, unter welchen besonders die Ophthalmien sich in den ersten 3 Monaten in ihrer ganzen Heftigkeit zeigten, und in einer merkwürdigen abhängigen Beziehung mit den zu derselben Zeit im Gebäuhause am häufigsten und heftigsten vorgekommenen Puerperalkrankheiten standen. Mit dem Beginne des Frühjahres wurden die Augenentzündungen seltener, bis sie im Nov. und December an Intensität wieder zunahmen und einen besonders trägen und hartnäckigen Verlauf entwickelten; vorzüglich erheischten die bedeutenden Wucherungen der Bindehaut der Augenzlieder eine energische Anwendung der wirksamsten adstringierenden Mittel, als: Sublimat, Sulf. Cupri, selbst Lapis infernalis mit Opium, dadurch wurde meist eine vollkommene Heilung erzielt, bis auf wenige Fälle, welche mit Zerstörung einzelner Hautgebilde des Auges endeten.

(Schluß folgt.)

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

109. 110. Stück.

Den 10. Julius 1845.

---

W i e n.

Schluß der Anzeige: 'Jahresbericht über die Leistungen der Medicinal-Verwaltung und Gesetzgebung in der Provinz Oesterreich unter der Enns vom Jahre 1843, als Fortsetzung der Sammlung der Sanitäts-Verordnungen für das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns, bearbeitet und herausgegeben von Joseph Johann Krolz.'

Im Findelhause besteht auch noch das Hauptimpfungs-Institut, mit welchem der Zweck verbunden ist, alle Findlinge, so weit es Alter und Gesundheit zulassen, so wie auch fremde Kinder der Impfung zu unterziehen, und immer frischen, brauchbaren Impfstoff zur Vertheilung an die Impfärzte in der Provinz in Bereitschaft haben zu können. — III. Die Stadtarmen und die k. k. Polizei-Bezirks-Armenanstalten in Wien. Sie bilden einen integrierenden Theil der Armenkrankenpflege überhaupt, und haben den Entzweck, den hierortigen Armen in ihren Wohnungen selbst eine unentgeltliche ärztliche Hilfeleistung, so wie Arzneien

und andere therapeutische Mittel unentgeltlich zu verschaffen. Von dazu bestimmten Sanitätsindividuen wurden im Jahre 1843 20068 Arme behandelt. — IV. Das k. k. Waisenhaus. — V. Die k. k. Arbeits- und Besserungsanstalt. Hier wird jedem erkrankten freiwilligen Arbeiter sowohl, als auch jedem daselbst angehaltenen Zwänger unentgeltliche ärztliche Hilfe geleistet. Bei den abgehaltenen Ordinationen erschienen im Verlauf des Jahrs 1767 Hilfsbedürftige, als Ambulanten, die schwer Erkrankten und Bettlägerigen wurden stäts in das allgemeine Krankenhaus gebracht. — VI. Das k. k. nieder-österr. Provinzial-Strahaus. Unter den gesammten Sträflingen (1006) kamen 894 Erkrankungsfälle vor. — VII. Die Irrenanstalt zu Ybbs. Diese Anstalt, aus der ehemahligen Abtheilung des dortigen Versorgungshauses für unheilbare Geistesranke — wegen Ueberfüllung der Wiener Irrenanstalt — seit 1842 in eine eigene Staatsanstalt auch für heilbare Geistesranke umgeschaffen, besitzt seitdem, ganz getrennt von der Versorgungsanstalt ein eigenes für sie allein provisorisch angestelltes Sanitätspersonal, und nur die administrativ-öconomischen Geschäfte werden von der dortigen Versorgungshaus-Verwaltung gleichzeitig als k. k. Irrenanstalts-Verwaltung zu Ybbs unter der unmittelbaren Aufsicht der Landesstelle besorgt. Es wurden hier 373 Geistesranke verpflegt. — VIII. Das Bezirkskrankenhaus Wieden. — IX. Das Inquisitenspital des Wiener Criminalgerichts. — X — XIII. Das Spital der barmherzigen Schwestern in Wien, Humpendorf und in der Leopoldstadt, so wie das der Elisabetherinnen auf der Landstraße. — XIV. Das Wiener Kinderkranken-Institut. — XV. Das erste Kinderspital des Dr Mauthner am Schottenselde, und

XVI. das unentgeltliche St. Josephs Kinderspital auf der Wieden. Diese drei Anstalten sollen dem Bedürfnisse eines geeigneten Zufluchtsortes für zartere erkrankte Kinder abhelfen. — XVII. Das Wiener Israelitenspital. — XVIII u. XIX. Das Wohlthätigkeitshaus und das Marienspital in der Stadt Baden. — XX. Die Privat-Heil-Irren- und Pflegeanstalten in Niederösterreich. — Zu diesen Anstalten, deren Hauptzweck ärztliche Behandlung und Verpflegung der erkrankten Individuen ist, kommen noch diejenigen, deren Bestimmung die Versorgung von armen, alten und gebrechlichen, daher erwerbsunfähigen Menschen ist, von welchen Instituten Wien sieben an der Zahl besitzt. — Diesen größeren Humanitätsanstalten reihen sich die kleinen in den verschiedenen Ortschaften Niederösterreichs bestehenden so genannten Landspitäler an, welche den Localbedürfnissen und den speciellen Zwecken hinlänglich entsprechen, jedoch von zu geringem Belange sind, als daß sie einzeln aufgeführt werden könnten. — Sechster Abschnitt. Die Badeanstalten und Mineralquellen. Auch an diesen ist die Provinz sehr reich, und zwar sowohl an Badeanstalten als Reinigungsmittel, als auch an eigentlichen Heilbädern. Unter diesen letztern ist besonders das schwefelhaltige Baden zu bemerken, welches im Jahre 1843 5323 Curgäste zählte. — Siebenter Abschnitt. Resultate der Schutzpocken-Impfung. Diese wurde seit dem Jahre 1802 in Niederösterreich als Schutzmittel gegen die natürlichen Blattern eingeführt und gesetzlich angeordnet, und seither nicht nur stäts von der Staatsverwaltung als ein wichtiger Theil der Sanitätspflege mit einer besondern Observe überwacht, sondern es werden auch alle hierdurch anwachsenden Unkosten aus dem Staatsschatze, und nur einige

wenige von der Wiener städtischen Casse bestritten. — Der achte Abschnitt endlich enthält eine Uebersicht des gesammten Sanitäts = Personals von Niederösterreich, und beschreibt ihre Leistungen in rein practischer, in sanitäts = polizeilicher und wissenschaftlicher Beziehung. In Wien selbst sind 447 Aerzte, 204 Wundärzte, 536 Hebammen, und 44 öffentliche Apotheken. Auch das flache Land ist mit einem hinlänglichen ärztlichen Personal versehen, wie aus den zusammengestellten Uebersichtstabellen des Verfs zu ersehen ist. Aus den weiteren ausführlichen mitgetheilten Berichten über die Wirksamkeit der Aerzte überhaupt geht hervor, daß das Sanitätswesen in Niederösterreich in allen seinen Zweigen und Wirkungen vortrefflich eingerichtet ist. — Die zweite Abtheilung des interessanten Buches enthält die Sammlung der Sanitäts = Verordnungen für das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns von dem Jahre 1843, 147 Nummern, die freilich hier nicht näher angeführt werden können. In einem Anhange befinden sich die Instructionen für das Krankenhaus = Verwaltungspersonal, 14 an der Zahl enthaltend. — Wir empfehlen das Buch mit seinem reichen Inhalte jedem Staatsarzte, und versprechen ihm volle Befriedigung in Bezug auf die ihm daraus werdende Belehrung.

### H a l l e,

bei Mühlmann 1844. Predigten zur Erkenntniß christlichen Glaubens von A. S. Neuenhaus, drittem Prediger an der Domkirche zu Halle.

Unsere Zeit ist in mancher Beziehung eine bedenkliche und gefährliche Patientin, eine religiöse Ungewißheit und Lauheit ist nicht das kleinste un-

ter ihren Gebrechen. Darum haben ihr schon viele Doctoren den Puls gefühlt; der Eine hat den Grund des Uebels hier, der Andere dort gesucht, der Eine hat dies verordnet, der Andere das. Unser Verfasser, offenbar ein reich gebildeter, geistvoller Mann, der sich in seiner Zeit umgesehen, findet die Wurzel der Krankheit in dem Mangel an christlicher Erkenntnis und hält darum Predigten 'zur Erkenntnis des christlichen Glaubens' für nöthig und zeitgemäß. Ohne Denen beizutreten, welche schon in diesem Titel einen inneren Widerspruch entdecken, erlaubt uns Neuenhaus anderer Meinung zu sein; sind doch nur selten die wirklichen Aerzte bei einem Kranken derselben Ansicht. In einer Confirmationsrede sagt der Redner (S. 295): 'Was man nicht recht kennt, das kann man nicht recht achten und nicht recht lieben.' Aber erlaubt dieser Satz wohl die Converse: Wenn man etwas nicht recht achtet, oder nicht recht liebt, so hat dies nur darin seinen Grund, daß man es nicht recht kennt? Nur bei einem durch die Sünde nicht getriebenen Zustande der menschlichen Seele würde eine solche Behauptung ihre Wahrheit haben. Auch der Apostel Paulus schickt in der trefflichen Stelle Col. 2, 2. 3, welche den Predigten statt der Vorrede vorgedruckt ist, dem Reichthum des gewissen Verstandes, 'zu erkennen das Geheimnis Gottes' ein 'Zusammengefaßtwerden in der Liebe' voraus. Auch an des tiefsinnigen Pascal Wort erinnern wir: 'Menschliche Dinge muß man kennen, um sie zu lieben; göttliche Dinge muß man lieben, um sie zu erkennen.' Mit einem Worte, wir suchen, von dem Verf. abweichend, den Grund des Zeitübels wo anders. Christliche Erkenntnis ist im Verhältnis zu andern Zeitaltern, relativ gesprochen, in Menge da; aber sie ist unbeweg-

licher, starrer und spröder als jemahls. Macht sie flüßig, macht sie lebendig! Schon ein Tropfen, wirklich und wahrhaftig in den Adern einer Menschenseele zu Blut und innerstem Eigenthum geworden, macht sie gesund. Schreibt, schreit, ruft, predigt zur Verlebendigung, — zur Menschwerdung christlichen Glaubens!

Aber wir legen wohl in den Titel mehr und Anderes hinein, als nach dem Willen des Verfs darin zu suchen ist. Er ist vielleicht nur ein Feind gewisser Predigten, die in unsern Tagen sehr beliebt sind und jedenfalls etwas Imponierendes und Ergreifendes haben. Wie bei einem Feuerwerk staunt man über die kühnen Bilder=Raketen, die pikanten, aufgeworfenen Leuchtkugeln, über die Brillantsonnen der Sentenzen und geistvollen Aperçus — aber wenn Alles verpufft und verfliegen ist, fühlt man sich hohl und flau, als sähe man das leere Gerüst und Sparrenwerk. Außer einem allgemeinen, unbestimmten Eindruck nimmt man nichts mit. Das will Neuenhaus nicht. Jede Predigt soll einen lehrhaften Kern haben, jede einen Stein zu dem Gebäude christlicher Erkenntnis in der Gemeinde hinzutragen. In diesem, durchaus nicht verwerflichen Sinne ist Neuenhaus ein 'lehrhafter' Prediger, der am Lehren und Erkennen offenbar besondere Freude findet. Fast in jedem der mitgetheilten Vorträge ist irgend ein Punct des christlichen Glaubens oder Lebens in den Schwinkel einer zuweilen fast wissenschaftlichen Betrachtung genommen; die christlichen Festzeiten — denn an diese, seltener an ihre Pericopen — schließen sich die 25 Vorträge an, gaben dazu ungezwungene Veranlassung. Nur über Eins müssen wir mit dem lehrhaften Prediger rechten. Wie es in der Mathematik Axiome gibt, die nicht weiter

bewiesen werden und bewiesen werden können, so gibt es für die einfache Frömmigkeit Sätze, die man dauernd ins Herz drücken, aber nicht weiter zerlegen, oder aus einer Meute von Zweifeln, welche die Skepsis etwa gegen sie losgelassen hat, herausretten darf. Das Volk weiß von solchen Zweifeln Nichts — der Gelehrte weiß von ihnen, kann er sie etwa immer genügend lösen? Nehmen wir die 18te Predigt: Ohne Gott kann uns nichts begegnen, so halten wir es für ganz unnöthig, auf der Kanzel eine Vermittelung der Naturordnung mit menschlicher Freiheit zu suchen. 'Hier, meine Brüder — sagt Neuenhaus — sind wir mit unserer Betrachtung an eine Schwierigkeit gelangt, deren Lösung wir zu finden haben. Die Schwierigkeit ist also diese: Geschieht Nichts ohne Gottes Willen, nun so thut Gott auch das Uebel durch den Menschen, und der Mensch ist darum nur ein willenloses und auch unschuldigcs Werkzeug; thut aber der Mensch das Uebel aus seinem Willen, nun so ist Gottes Wille darin beschränkt, und es geschieht also ohne seinen Willen. Wie lösen wir diese herben Widersprüche?' Darauf ist freilich die Antwort schwer, es hat sie noch Keiner ordentlich gegeben, auch Neuenhaus in seiner Predigt nicht. Aber warum dies schwierige Problem (mehr der Philosophie, als der Theologie) auf die Kanzel bringen? Fast möchten wir glauben, weil zuweilen mit dem Redner, geistlichen Gemeindepredner, der Scholasticus die Kanzeltreppe hinaufsteigt, und von Zeit zu Zeit mit einspricht. Seine unleugbar philosophisch angelegte Natur soll Neuenhaus nicht verleugnen, ja es erbauen, es festigen sich auf ihr bei ihm gerade schöne Bestrebungen; aber I Cor. I würde ich immer von Zeit zu Zeit einmahl nachlesen.

Die Wahl gerade dieses paulinischen Abschnittes könnte nun aber in Bezug auf die Form dieser Predigten zu dem großen Mißverstände verleiten, als hätten wir es mit gekünstelten Producten, mit unverständlicher, abstruser Darstellung und hohen Worten zu thun. Nichts von alledem. Vielmehr ist es zu bewundern und an den meisten Stellen mit großem Lobe anzuerkennen, wie dem oft schwierigen Inhalte gegenüber, die Sprache so einfach und durchsichtig, an vielen Stellen kindlich und gemüthlich, fast überall popular ist. In dogmatische Expositionen klingt die Sprache des Lebens hinein, und oft wird an einem alten Volksspruchwort die wissenschaftliche Rede weiter geleitet. Wie es die Reisenden von den Alpen erzählen, so sprossen dicht neben den erhabensten Partien die gewöhnlichsten und bescheidensten Blümlein. Das ist ein schöner und hoher Vorzug, und der Redner wird schon zusehen, daß die gerühmten Tugenden nicht, wie man dies vereinzelt Passagen vorwerfen könnte, in ein nicht immer wohlthuendes Sich gehen lassen und in Lockerkeit des Redegewebes ausarten.

Da Neuenhaus Vorträge sehr geeignet sind, sowohl das Herz in Erbauung zu erwärmen als auch den Geist zu weiterem Nachdenken anzuregen, so möchten sie sich zur Hausandacht für gebildete Christen besonders schicken.      Dl.

### G r ä ß.

Im Verlage der Damian und Sorge'schen Buchhandlung 1844. Geschichte des Herzogthums Steiermark. Erster Theil von Dr Albert von M u c h a r, Stiftskapitular von Admont, k. k. Professor an der Universität zu Grätz. VI und 474 Seiten in



Octav mit achtzehn Steindrucktafeln und einer Karte der römischen Steiermark.

Zwanzig Jahre nachdem der gelehrte Verf. in seinen Schriften über das celtische und römische Norikum den ersten Versuch gemacht hatte, die zerstreuten Nachrichten der alten Schriftsteller über dieses merkwürdige Grenzland deutscher und itali-scher Bildung mit dem reichen Schatze seiner autoptischen Untersuchungen und Sammlungen über alte Denkmähler in jenen Gegenden zu einem Ganzen zu verbinden, beginnt er dieses dankenswerthe Unternehmen aufs Neue, wenn auch nach einem etwas veränderten Plane, der, wie der Titel lehrt, in seinem Verfolge über die Grenze des classischen Alterthums hinaus zu gehen verspricht, und deshalb schon hier vielmehr durch die heutige, als durch die antike Abmarkung des Landes bestimmt ist. Denn das alte Noricum umfaßte bekanntlich außer dem größeren Theile der heutigen Steiermark noch eine beträchtliche Anzahl benachbarter Landschaften, wäh-rend dagegen von Steiermark selbst der jenseits des Mons Cetius gelegene Theil schon zu Panno-nien gerechnet ward; gleichwie jedoch der Vf. schon in der Vorrede des frühern Werkes als natürlich voraussetzt, daß er 'bei Ausarbeitung des Ganzen seinen Blick mächtig erweitern und denselben auf die jenseits gelegenen germanischen Landes-theile, auf Oberpannonien selbst, auf die zehnte Region Italiens, und auf die beiden Rhätien aus-dehnen mußte', so hat auch hier die obige Grenze nicht so scharf gehalten werden können, daß nicht auch die übrigen Theile von Norikum und Pan-nonien, ja Illyrikum mehrfach zur Ergänzung des Bildes herein gezogen worden wären, und in so fern bewegt sich im Ganzen auch dieses Werk mit jenem so ziemlich auf gleichen Boden. Nur darf

es darum nicht etwa als eine zweite Auflage des früheren angesehen werden, die jenes in sich aufgenommen und seinen Inhalt zu einer neuen Form verarbeitet hätte; wie wenig dies die Absicht des Verfs gewesen sein kann, geht schon daraus hervor, daß er wiederholt auf sein römisches Morikum verweist; und sollen wir offen sprechen, so ist uns letzteres durch gegenwärtige Arbeit so wenig entbehrlich gemacht, daß wir ihm vielmehr im Puncte der Forschung wie der Darstellung fortwährend den Vorzug vor dieser einräumen. Dort sprach er es klar aus, daß sein Werk 'keine für Jedermann cursorisch zu lesende Geschichte, daß es vielmehr nur eine kritische Vorarbeit, eine Quellsammlung zu einer künftigen vollkommen ausgearbeiteten Geschichte sein solle' — und diesem bescheidenen aber mit richtiger Berechnung seiner Kräfte gesteckten Ziele entsprach denn auch die Behandlung und Vertheilung des Stoffs dergestalt, daß jeder Punct, der dabei in Betracht kam, einen abgeschlossenen und befriedigenden Eindruck zurückließ; jezt hat er mehr als Sammler und Forscher, er hat auch Geschichtschreiber sein, und den ganzen reichen, fast überwältigenden Stoff zugleich für ein größeres Publicum, für seine steirischen Landsleute insgemein übersichtlich machen wollen, und indem er zu diesem Ende die Massen seiner Sammlungen und Notizen auf einander thürmt, statt sie wie früher vor den Augen des Mitforschers auseinander zu legen, verrückt er diesem den Standpunct der Betrachtung, ohne ihn darum, wie wir glauben, dem Laien wesentlich zu nähern. Wir wollen nicht von dem Stile reden, obgleich nicht unbemerkt bleiben darf, daß derselbe keinesweges durchgängig der Versicherung der Vorrede entspricht: 'in der Darstellung selbst habe ich mich eines ein-

fachen und schlichten Ausdruck besessen, weil es mir nur um historische Richtigkeit und Wahrheit zu thun war'; was uns aber besonders störend angesprochen hat, ist die Eintheilung des Ganzen, die einen großen Theil des schönen Stoffs geradezu auf den Kopf stellt, und dadurch nicht nur das methodische Eindringen in denselben erschwert, sondern auch Anticipationen auf der einen, Wiederholungen auf der andern Seite hervor bringt, die bei der oft nur allzu gedrängten Kürze des Uebrigen doppelt unangenehm sind. Von den drei Theilen, in die jede Specialgeschichte eines Landes von selbst zerfällt, ist der erste oder topographische unter der Ueberschrift: 'des Steirerlandes Gegenwart', einschließlichs eines Abschnitts 'über des Steirerlandes Naturgestalt und Veränderungen in der Urzeit', auf sechs Seiten erledigt, die begreiflicherweise kein organisches Bild des Landes in der Gliederung seiner örtlichen Grundlagen, sondern nur eine Namen- und Productenliste in dem Rahmen declamatorischer Schilderung bieten können; und statt daß man hiernächst die äußere Landesgeschichte erwarten sollte, an welche sich dann die Beschreibung seiner ursprünglichen und nachfolgenden Culturzustände anschloße, folgen zuvörderst 'die inneren Verhältnisse und das innere Leben im Steirerlande in der vorchristlichen Epoche und in der Römerzeit' (S. 9—204), und darauf erst 'die Geschichte des Steirerlandes' (S. 205—344) in geschichtlicher Darstellung, so daß man also früher von der 'Verfassung der celtisch-germanischen Völkerschaften der Steiermark' liest, ehe man von der Einwanderung dieser Völkerschaften etwas weiß, und fast 200 Seiten eher die Namen der römischen Statthalter in Pannonien und Norikum kennen lernt, als man die Eroberung dieser Länder durch

die Römer erfährt! Wohl bestimmt der Verf. in der Vorrede S. IV seinen Vorsatz dahin, 'nicht bloß eine trockene Reihe von vaterländischen Begebnissen zusammen zu stellen, sondern auch vorzüglich das innere Leben der Steiermark nach der Hauptidee der fortschreitenden Humanität, des öffentlichen und privaten Rechts, der bürgerlichen und religiösen Verhältnisse und Wirksamkeit zu schildern'; aber dann hätte er sein Buch erstens von vorn herein nicht als eine Geschichte der Steiermark, sondern als eine steirische Culturgeschichte ankündigen müssen, für welche alles Uebrige nur als Voraussetzung gedient hätte, und zweitens sieht man nicht ein, was unter diesem Gesichtspuncte nun doch jener ganze große Abschnitt soll, der unter den 'Geschicken der Steiermark' auch das erzählt, daß mehr als zweihundert Jahre der Senat den neuen Kaisern zuzurufen pflegte: 'herrsche glücklich wie Augustus, gut wie Trajanus!' und mehre Seiten auf die Beschreibung des Aussehens der Gothen und Hunnen nach Jornandes verwendet!

Mit allem diesem wollen wir jedoch nur verhüten, daß man nicht in diesem Werke einen inneren Fortschritt erwarte, der dem langen Zeitraume, welcher zwischen ihm und seinem früheren Vorläufer liegt, entspräche; das Verdienst, welches es nur mit diesem gemein hat, tüchtigen und umfassenden Quellenstudiums und Sammlerfleißes, lassen wir ihm ungeschmälert, und erkennen auch gern an, daß diese Eigenschaften sich inzwischen in demselben Maße, wie der Stoff selbst gewachsen ist, noch über ein größeres Gebiet ausgedehnt haben. Namentlich gilt dieses von den culturgeschichtlichen Kapiteln über die uralten steiermarkischen Berg-

werke, Salinen u. s. w. (S. 115 fgg.) und über die Religion der celtisch-germanischen Urbewohner und die römische Götterverehrung in der Steiermark (S. 146 fgg.), die mit reichen Beobachtungen aus dem heutigen Leben untermischt, gewis Niemanden, der sich für diese Zweige interessiert, unbefriedigt lassen werden; und, wenn auch andere Kapitel dieses Abschnitts nur Auszüge aus der früheren Schrift, ja ganze Untersuchungen dieser hier in einer Note zusammengedrängt sind, so wird man doch nicht leicht eine Notiz vermissen, die bei irgend einem alten Schriftsteller oder auf einem sonstigen Denkmale in näherer oder entfernterer Beziehung auf die Steiermark und deren Bewohner stünde. Das Einzige ist auch hier zu bedauern, daß der Verf. sich nicht auch mit neuern Forschungen, wie z. B. Grimms deutscher Mythologie und dessen Rechtsalterthümern, vertraut erhalten\*) oder auch nur gegen die antiquarischen Annahmen seiner früheren Schrift durchgehends eine ähnliche Kritik geübt hat, wie er z. B. S. 181 die Echtheit der ersten Pallium-Bulle des Papstes Symmachus an den Vorcher Bischof Theodor, welche er dort B. II, S. 61—88 vertheidigt hatte, jetzt aufgibt; eine consequente Strenge in dieser Art würde sein Buch von manchen häßlichen Makeln befreit haben, die es jetzt namentlich in Beziehung auf römische Provinzialverwaltung entstellen und meistens aus der ältern Schrift ohne erneuerte

\*) So lesen wir z. B. S. 150 von der Frau Perchte (Berhta, Perahta): 'nach römischen und christlichen Auslegungen scheint sie die Isis, Serobias, Diana Abundia, Minerva gewesen zu sein' — wer versteht das, ohne Grimm S. 250 fgg. zu vergleichen? Oder hätte der Verf. auch nur diesen, ohne ihn zu nennen, excerpiert?

Prüfung herüber genommen worden sind. So lesen wir S. 18: 'zum Behufe der politischen und militärischen Verwaltung theilte Constantin der Große das ganze Römerreich in vier große Prätorien, jedes Prätorium in Diöcesen' u. s. w., fast wörtlich wie im Röm. Norikum B. I, S. 11, aber ohne die geringste Auctorität für jene Bezeichnung der vier großen Statthalterschaften, die offenbar nur aus Mißverständnis des Titels ihrer Vorsteher, der Praefecti Praetorio hervorgegangen ist, während man nach Walters richtiger Bemerkung (Rechtsgesch. S. 382) nicht einmahl von einer Einteilung des Reichs in vier Praefecturen reden darf. Aehnlichen Schlags ist was wir S. 73 lesen: 'unter den Kaisern entrichteten die Provinzen die Abgaben nicht mehr in Zehnten, sondern jeder derselben ward ein bestimmtes Quantum an Getreide auferlegt ... alle diese Abgaben und Einkünfte wurden von den Censoren in Rom im Namen des Senats verpachtet', als ob es unter den Kaisern überall noch Censoren im Sinne und mit den Geschäften der Republik gegeben hätte, oder auch nur alle Provinzialeinkünfte fortwährend dem Senate zugeflossen und nicht vielmehr ein großer Theil derselben, wohin gerade auch die von Norikum und Pannonien gehörten, von Procuratoren für den kaiserlichen Fiscus verwaltet worden wären. Aber auch von diesen Procuratoren hat der Verf. einen sehr unklaren Begriff, wenn er z. B. S. 65 schreibt: 'in den ersten Zeiten römischen Besitzes, in welchen Augustus die illyrischen Provinzen unmittelbar sich selbst vorbehalten hatte, war die Steiermark unter Procuratoren gestellt, welche alle Civil- und Militärgeschäfte leiteten' — eine Behauptung, deren Unbegreiflichkeit nur durch die

nächstfolgende übertroffen wird: 'in der Epoche von Vespasianus bis Commodus war der Einfluß der Prätorialpräfecten auf die Steiermark entscheidend, aus welcher Zeit wir auch die trefflichen illyrischen Befehlshaber L. Plautius Silvanus u. s. w. kennen'! Was der Verf. damit meint, versteht man überhaupt erst, wenn man das Römische Norikum aufschlägt, wo es B. I, S. 77 heißt: 'da erhielten auch gewöhnlich die Prätorialpräfecten ausgedehntere und fast ungemessene Gewalt, das Obercommando über die Grenzgardien und alles in den Limesprovinzen vertheilte Militär'; doch ist auch dieses für die angegebene Zeit in solcher Allgemeinheit eben so falsch wie die den Procuratoren beigelegte Civil- und Militärgewalt, die gleichfalls aus dem früheren Buche S. 76 entnommen ist, obgleich dort wenigstens die pannonischen Legaten Atellius (nicht Attilius) Hister (Tac. Ann. XII. 29) und Titus Flavianus (Hist. II. 86) nicht in eine Classe mit dem Procurator Norici Petronius (Hist. I. 70) geworfen sind, während wir hier unmittelbar nach jenem Passus von den Procuratoren weiter lesen: 'in solcher Macht und Würde erscheinen von Augustus bis Vespasian auch in der Steiermark Fusius (vielmehr Fufius) Geminus, Attilius Hister, Petronius und Titus Flavianus'! Erst S. 241 begegnet uns Hister in seiner richtigen Stellung als Befehlshaber in Pannonien; aus dem Vorhergehenden aber sieht man offenbar, wie der Verf. von der römischen Provinzialverfassung keinerlei klaren Begriff gehabt, sondern was von einem Amte oder einem Lande galt, schlechtthin auf das andere übertragen hat, wie er denn auch z. B. S. 406 schwankt ob er die Abkürzung Proc. in einer Zu-

schrift durch Procurator oder Proconsul Pannoniae ausfüllen soll, welchen letzteren Titel es nie gegeben hat; und eben dahin gehört es, wenn er wiederholt von Propäto ren in Pannonien u. s. w. spricht, indem er von der inschriftlichen Formel legatus Augusti pro praetore die beiden ersten Worte wegläßt und die letzten als alleinigen Amtstitel betrachtet. Auch die Vicuri (S. 79) statt viocuri oder curatores viarum, die ein philologisches Auge seltsam afficieren werden, sind unverbeßert aus dem Römischen Norikum B. I, S. 226 herübergefloßen; und nehmen wir dazu, daß das frühere Werk, was bei gegenwärtigem bei Weitem nicht in solchem Maße der Fall ist, für jede Angabe doch seine Quelle hinzufügt, wodurch dieselbe jedenfalls sofort kontrolliert werden kann, so werden wir selbst in seinen Fehlern jenem noch einen Vorzug einräumen müssen, den dieses durch einzelne Zuwüchse seinerseits kaum aufwägt.

Nur in einem Stücke, das wir bisher noch nicht berührt haben, hat allerdings das vorliegende Buch ein selbständiges Verdienst, auf das wir noch mit einigen Worten näher eingehen müssen, obgleich wir freilich auch hier nicht immer gerade mit dem Verf. einverstanden sein können: wir meinen das höchst willkommene Urkundenbuch römischer Inschriften, die freilich zum größern Theile auch früher schon benutzt waren, hier aber nicht nur vervollständigt, sondern auch nach dem Orte, wo sie sich befinden, alphabetisch geordnet und zugleich mit den nöthigen Notizen über sonstige Alterthümer steirischen Fundorts verbunden sind.

(Schluß folgt.)

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

## 111. Stück.

Den 12. Julius 1845.

### G r ü ß.

Schluß der Anzeige: 'Geschichte des Herzogthums Steiermark. Erster Theil von Dr Albert von Nuchar.'

Unter den letztern, die uns auch durch die beigegebenen Steindrucktafeln bildlich vor das Auge geführt sind, zeichnet sich vor Allen der so genannte Pranger in Pettau aus, ein Grabmonument mit mehreren Feldern, von welchen das hauptsächlichste einen Orpheus unter den Thieren vorstellt; doch kehrt diese nämliche Vorstellung noch auf einem zweiten Denkmahle zu St. Martin am Bachern bei Windisch Feistritz wieder, und auch andere kleinere Steine bieten manches interessante Bild, sei es aus der Typik des Alltagslebens oder aus der Mythologie, worunter wir für letztere Kategorie nur auf Tafel XVIII mit Leda, die der Schwan umarmt, und der zu Endymion herabsteigenden Selenen\*), für erstere aber auf Tafel I aufmerksam

\*) Der Verf. sagt zwar S. 441: 'eine weibliche Gestalt auf einem von zwei Pferden gezogenen Wagen vor-

machen, wo der Verf. S. 351 sehr glücklich zwei von den 'in den Gegenden um Nussen und dessen Salzbergen einheimischen Hallaunen oder Hellingern' mit Werkzeugen, die sich auf die Bearbeitung der Salinen und das Salzsieden beziehen (Kufe, Becher, Krug, und Sudtöpfe) erkennt. Auch was die Inschriften betrifft, so hat derselbe ihrer Auslegung keine geringe Sorgfalt zugewendet und zugleich manche Lesart, der er in dem frühern Werke gefolgt war, nach wiederholter Autopsie berichtigt, wie dies namentlich von dem deus Chartus gilt, über welchen er dort B. II, S. 29 — 33 eine lange, jetzt aber von ihm selbst zurückgenommene Erörterung gegeben hatte; gehen wir inzwischen ins Einzelne ein, so bleibt allerdings auch hier nicht Weniges zu wünschen übrig, was besser hätte ausfallen können, wenn der Verf. theils das Bedürfnis seiner gelehrten Leser klarer ins Auge gefaßt, theils sich selbst durch genauere epigraphische und antiquarische Studien diesen gleicher gestellt hätte. In der erstern Hinsicht hätte er wenigstens vielen Raum sparen und die Uebersicht wesentlich erleichtern können, wenn er dieses Urkundenbuch mit einem oder mehreren Registern versehen und jedenfalls einen Nomenclator Noricus beigefügt hätte, aus dem man sich mit einem Blicke selbst hätte entnehmen können, was er jetzt mit vielen Worten bei jeder betreffenden Inschrift anmerkt.

stellend, welche einer andern zur Seite unter einem Baume liegenden Person ein Kind in flüchtiger Fahrt zu rauben scheint'; wenn aber das über dem Haupte flatternde Gewand der einen, und der Schlaf, wie der Hirtenstab der andern Figur an der Bedeutung der Hauptpersonen nicht zweifeln läßt, so werden wir auch in dem vermeintlich geraubten Kinde vielmehr Gros erkennen müssen, der Selenes Wagen zu dem geliebten Schläfer lenkt.

Es ist gewiß sehr schön und verdienstlich, wenn er überall auf die eigenthümlichen Namen dieser Gegend achtet, deren manche er bis in das Mittelalter, ja bis auf die lebenden Geschlechter herab zu verfolgen gesucht hat; aber bedarf es dazu bei jedem einzelnen Steine mit langer Rede zu erzählen: 'die Namen Calventus und Veraucus sind hier einzig; Secundus kommt auf vielen andern vaterländischen Monumenten vor; der Name Jucundus kommt auf steiermarkischen Römersteinen niemahls, wohl aber Jucunda auf einem Denksteine zu Seckau bei Leibnitz vor; Attilius liest man auf Denkmählern zu Gilly und St. Dionysen bei Bruck' u. dgl.? In der andern Beziehung aber braucht man nur wenige Seiten zu lesen, um auf Auslegungen zu stoßen, die den Proben, welche wir oben von der antiquarischen Unsicherheit des Verfs gegeben haben, völlig entsprechen. Selbst in der bereits berührten Inschrift S. 440, wo er seine frühere Lesart jetzt so berichtigt hat: deo invicto Charito Neviod. summ., dürfte sein deus Charitus, der 'so viel als deus Amor, Cupido puer, Amor Charis (gr. Charitos, *χαρις*) Gratia, die Huldgöttin' bedeuten soll, um kein Haar besser als der frühere deus Chartus bestellt, und eben so wenig am Schlusse an Summanus zu denken sein, welchen 'die meisten Alterthumsforscher für den Jupiter selbst halten'; sondern der deus invictus wird wohl wie gewöhnlich (Orelli n. 450) Sol oder Mithras, Charito aber der Name eines Mannes aus Neviodunum sein, und am Schlusse vielleicht etwas fehlen, so daß die Inschrift eine ähnliche Form wie die Urnselzer S. 350 gehabt hätte: J. O. M. Venustinus sum. pontif. signum Larum (so scheint für L. arup. gelesen werden zu müssen) cultoribus cum basi. In einer andern

S. 360 hat der Verf. zwar selbst gesehen, daß für Aur. Justino militi leg. II. Italo vielmehr zu schreiben ist Ital. O d. h. mortuo, vgl. Jahn Spec. epigr. p. 54; wenn er dagegen zum folgenden: in exp. Dac. ... scae an. XXXIII Aur. Verin. Vet. et Mess. Quartina parentes fecerunt, zuerst bemerkt: 'statt des in der Mitte verstümmelten Wortes lesen Einige Dacoisca, was auch einen bestimmten Sinn gibt', und sodann zu parentes: 'wahrscheinlich die Aeltern oder Blutsverwandte', so weiß man nicht ob man seinen Augen trauen soll. Nach DAC. folgt in seiner Abschrift IIRSCAE; aller Wahrscheinlichkeit nach ist darunter die panionische Stadt Siscia verborgen, so daß jener Soldat in expeditione Dacica Sisciae gestorben wäre. Auch S. 348 dürfte mit leichter Aenderung herzustellen sein Secundus Veraci f. et Secunda Calventi fil. v. f. sibi u. f. w., wo der Verf. LE für ET gelesen und durch legavit erklärt hat; noch sicherer aber ist S. 353 Genio Aug. nicht durch augusto zu ergänzen und 'dem hehren Schutzgeiste' zu übersetzen, oder S. 355 mil. leg. s. s. b. f. praef. stip. an. VI. O ann. XXV mit dem Verf. zu lesen: militi legionis supra scriptae bona fortuna praefecto stipendio. Annis Sex. mortuis annorum viginti quinque, sondern dort nach Analogie unzähliger Stellen Augusti, hier aber nach supra scriptae zu setzen beneficiario praefecti (wie legati bei Orelli n. 3182) und dann fortzufahren: stipendiorum annuorum VI, mortuo annorum XXV. Was die Worte S. 407 sollen: 'Ve- und Flamen ist der besondere Priester einer eigenen Gottheit', wollen wir eben so wenig untersuchen, als die Richtigkeit der Inschrift S. 356: STATIVS. V. FI. SATVRNINVS. C. STATIO. SEIANO. T. EX.

VOTO, wo nur so viel gewiß ist, daß keine von beiden Auslegungen des Verfs paßt: 'Staius vovit. Filius Saturninus C. Statio Sejano terminavit, oder Staius Veberanus, Filius Saturninus C. Statio tribuno ex voto posuerunt'; aber wie derselbe auch da, wo ihm das Richtige vorliegt, auf eine unbegreifliche Weise schwankt, sehen wir S. 363, wo er M. L. durch miles legionis und erst in Klammern durch Marci libertus erklärt, oder S. 358, wo er die bekannte Abkürzung D. N. M. Q. in divo numini majestatique auflöst, obgleich er anderswo S. 364 die ausgeschriebene Formel devoti numini u. s. w. vor Augen hatte und selbst S. 425 richtig so ergänzt hat. Doch nur zu lange haben wir uns bei diesen Steinen verweilt, die allerdings mit geringen Ausnahmen, wohin wir z. B. den Genius Anigemius S. 353 rechnen, nur bekannte Erscheinungen und Verhältnisse darbieten; deshalb zum Schlusse lieber noch ein Wort über die höchst interessanten Schriftzüge, die sich nach S. 446 auf zwölf vor mehreren Jahren in den so genannten windischen Büchern bei Megau zwischen Pettau und Radkersburg ausgegrabenen Bronzehelmen finden. Der Verf. nennt sie Runenschrift, und hat zur Vergleichung auch ein Runenalphabet darunter abdrucken lassen, mit welchem inzwischen die Ähnlichkeit jedenfalls nur eine scheinbare weniger Zeichen ist und außerdem die offenbare Richtung der Schrift von der Rechten zur Linken in directem Widerspruche steht; für diese gibt das Runengebiet nur in den beiden uplandischen Steinen bei W. Grimm Taf. VI eine Analogie, die aber nach dieses Erklärers eigenem Zeugnisse S. 171 fgg. mit allen übrigen bekannten Denkmählern dieser Art eben so contrastiert, als sie auch in sonstigen Einzelheiten unserer Helm-

schrift entspricht; und wenn man schon bei jenen Steinen unwillkürlich an etruskische Buchstaben erinnert wird, so sind wir hier, wo Rhätien (Liv. V. 33) als Verbindungsglied so nahe liegt, gewiß noch ernstlicher an diese Quelle zu denken berechtigt.

K. Fr. H.

### L e i p z i g,

bei F. A. Brockhaus 1844. Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt von Dr. D. W. H. Busch, Geh. Medicinalrathe u. s. w. Fünfter Band. VIII und 495 Seiten in Octav.

Mit diesem Bande ist das ganze Werk geschlossen, über dessen frühere Theile wir bereits in unseren gel. Anz. 1842. 2. St. und 1844. 20. St. berichtet haben. Es enthält dieser letzte Band die Operationen in den Geschlechts-Krankheiten des Weibes, und zwar sind dieselben in neun Abschnitten dargestellt. — Der erste Abschnitt gibt die chirurgische Anatomie und Untersuchungslehre der weiblichen Geschlechtsorgane, in seinem ersten Theile die Einleitung für das ganze Buch selbst bildend, in so fern die Geschlechtsorgane des Weibes hier einer genauen Darstellung unterworfen werden. Die neuesten Untersuchungen Visfranc's, Riccord's, Krause's und Anderer hat der Verf. überall mit eingeschaltet. Der zweite Theil dieses Abschnitts, welcher der Untersuchungslehre der weiblichen Geschlechtstheile gewidmet ist, lehrt die Untersuchung durch das Gesicht, das Gefühl und das Gehör. Ein besonderes Kapitel ist dabei den Mutterspiegeln gewidmet: der Verf. gibt den einfachen Speculis den Vorzug, wenn der Mutterhals untersucht werden soll, welche auch bei der Application

von Narkmitteln die Scheide vollkommen schliessen: besonders sind zu letzterem Zwecke die gläsernen Instrumente zu benutzen, welche durch die Narkmittel nicht angegriffen werden. Im Kapitel von der Untersuchung durch das Gehör folgt der Verf. im ersten Kapitel 'Untersuchung mittelst des Pleßimeters' dem Franzosen Piorry, da ihm die Angaben des Letzteren durchaus richtig und practisch erscheinen: das zweite Kapitel (die eigentliche Auscultation) berücksichtigt besonders die Erfahrungen und Lehren Hohl's. — Der zweite Abschnitt handelt von den Operationen, welche zu verschiedenen Zwecken angewendet werden. In sechs Kapiteln sind hier erläutert: 1) die Injectionen in die Mutterscheide und Gebärmutter. 2) Die Einbringung der Schwämme und des Charpiepfropfes in die Scheide. 3) Die Anlegung der Bauchbinden und der T-Binde für die Geschlechtstheile. 4) Die Application der Narkmittel an die Geburtstheile. 5) Die Application von Blutegeln an die Gebärmutter. 6) Der Catheterismus. — Der dritte Abschnitt ist den Operationen am Unterleibe und Becken gewidmet, und zwar das erste Kapitel der Laparotomie (*ἡ λαπαρότα* heißt nicht der Bauch, sondern bezeichnet nur einen Theil desselben, den Weichtheil an den Seiten unter den Rippen bis an die Hüften): auch ist hier die Glytrotomie (nicht Glythromie, wie im Buche steht) näher auseinander gesetzt. Im zweiten Kapitel sind die Verrenkungen und Brüche der Beckenknochen dargestellt. Das dritte Kapitel ist der Exstirpation krankhafter Geschwülste im Becken, der Crostosen und Osteosteatome gewidmet. — Der vierte Abschnitt bringt die Operationen am Perinäum, und zwar 1) die Operation der Dammrisse, 2) das Einschneiden des Perinäums. Letz-

tere Operation ist zur Verhütung von Dammrissen bei der Geburt, und in solchen Fällen empfohlen worden, in welchen man sich einen Zugang zu den inneren Geschlechtstheilen behufs der Ausführung von Operationen verschaffen will. (Bei einer Totalerstirpation des Uterus sah Ref. dieses Verfahren von Langenbeck in Anwendung gebracht). Mit Recht verwirft der Verf. das Einschneiden des Damms zu geburtshilflichem Zwecke, und beschränkt dasselbe nur auf bedeutendere Verengerungen des Scheideneingangs, welche in organischen Anomalien ihren Grund haben. Bei einer mäßigen Verengerung oder Unnachgiebigkeit des Scheideneingangs ist es zweckmäßiger, unter Anwendung der erschlaffenden Verfahrensarten, den Fall der Natur zu überlassen, zumahl, da oft noch die Geburt ohne Zerreißung des Mittelfleisches selbst in den verzweifeltsten Fällen erfolgt. — Fünfter Abschnitt. Operationen an den äußeren Geburtstheilen. Erstes Kapitel: Von der Operation der Verwachsung der großen und kleinen Schamlippen. Zweites Kap.: Von der Operation des imperforierten Hymen. Drittes Kap.: Von der Nymphotomie. — Sechster Abschnitt. Operationen an der Mutterscheide. 1) Von der Operation bei Verwachsung der Mutterscheide. 2) Von der Operation der Blasenscheidenfisteln. 3) Von der Operation der Mastdarmscheidenfisteln. — Der siebente Abschnitt handelt von den Operationen an der Gebärmutter. 1) Von der unblutigen Erweiterung des Muttermundes. Sie wird nothwendig in der Geburtshilfe zur Ausführung der künstlichen Frühgeburt, und bei krankhaften Zuständen, um anomale Körper aus der Gebärmutter zu entfernen, wenn die Zeit nicht beschränkt und der Mutterhals nachgiebig ist, so daß man eine unblutige



Erweiterung zu erreichen im Stande ist. Die Erweiterung selbst geschieht entweder mit dem Finger, dem Pressschwamm oder mit Dilatorien. 2) Von der Operation zur Eröffnung der verschlossenen Gebärmutter. 3) Von dem Gebärmutterstich. In diesem Kapitel ist auch die *Punctio abdominis* durch die Scheide aufgenommen. 4) Von den Operationen zur Heilung des Gebärmutter- und Mutterscheidenvorfalles. In diesem Kapitel werden betrachtet: a) Verengerung der Scheide; b) Epistiorraphie (Schamlezzennaht); c) die Abtragung des vorgefallenen Theils der Scheide; d) die Anwendung der Mutterkränze. 5) Die Operation der Gebärmutterpolypen. Besonders sind hier die zwei Methoden, die Unterbindung und Abschneidung näher gewürdigt. 6) Die Erstirpation der Gebärmutter. Der Verf. betrachtet hier sowohl die theilweise wie die Totalerstirpation. — Der achte Abschnitt behandelt die Operationen bei den Krankheiten der Eierstöcke: 1) die Paracentese derselben, und 2) ihre Erstirpation. — Der neunte Abschnitt endlich ist den Operationen an den Brüsten gewidmet: 1) von dem Aufbinden derselben; 2) von den Brustwarzenhütchen; 3) von den Mitteln zur künstlichen Entleerung der Milch; 4) von der Amputation und Erstirpation der weiblichen Brüste. — Hinter jedem Abschnitte ist auch in diesem Bande eine bedeutende Menge von Büchern angeführt, wobei wir nur eine größere Auswahl gewünscht hätten, wie sich solche für ein practisches Lehrbuch besser eignet und dann auch wirklichen Nutzen stiftet.

B e r l i n,

bei Dehmißke 1844. Sinnius Capito. Eine

abhandlung für geschichte der Römischen grammatik von Martin Hertz. 37 S. in gr. Octav.

Sinnius Capito, den die Alten in eine Reihe mit Aelius Stilo, Cincius und andern Zeit- und Fachgenossen Barro zu stellen pflegen, muß etwas junger als jene Männer gewesen sein, da ein Brief von ihm an Dvids Freund Clodius Tuscus erwähnt wird. Sinnius gehört zu den grammatisch=antiquarischen Forschern, die seit der Mitte des 2. Jahrhunderts nach dem Muster der alexandrinischen Polyhistorie ihr vaterländisches Alterthum in Literatur und Sage mit edlem Streben und großem Kraftaufwand durchforschten und als deren erste Größe Barro dasteht. Doch sammelt sich um diesen eine Reihe nicht unbedeutender Mitforscher, unter denen Sinnius und Nigidius Figulus hervorstechen. Die Werke dieser Gelehrten blieben indes fast ausschließlich ein Eigenthum der engern gebildeten Kreise, bis sie von spätern Grammatikern compendiarisch verarbeitet, dem größern Publicum zugänglicher gemacht wurden. Eben dieser Umstand ist aber Ursache, daß unsere Kenntniß ihrer Werke äußerst lückenhaft ist.

Sinnius, zu den *viri eruditissimi* gerechnet, zeichnete sich durch Genauigkeit seiner grammatischen Untersuchungen aus, ohne die antiquarische Seite zu vernachlässigen. Grammatische Streitfragen verhandelten namentlich seine *epistolae* mit reichen Stellensammlungen aus der ältern Literatur, wie den zwölf Tafeln, Navius, Ennius, Pacuvius u. s. w. In den von Hn Hertz S. 18 ff. überzeugend unserm Sinnius vindicirten *libri spectaculorum* unterwarf er die verschiedenen Spiele und öffentlichen Schauspiele in enger Verbindung mit den gottesdienstlichen Beziehungen, denen sie ihren Ursprung verdankten, seiner Betrachtung. Beson=

dere Aufmerksamkeit muß er auf Erklärung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redeweisen verwandt haben, welche ihm vielfach Anlaß boten, gelehrte antiquarische Ausführungen anzuknüpfen. Es scheint fast, als habe er in einem eigenen Werke den griechischen Sammlungen eine vaterländische zur Seite gestellt. In geographisch = ethnographischen Studien, die ihm nicht fremd blieben, scheint er sein Augenmerk besonders auf griechische Colonisationen in Italien gerichtet zu haben, während er in der Etymologie lateinischer Wörter in der Regel sich an die Muttersprache hielt. Eng verwandt sind seine Forschungen in Bezug auf Gegenstände der römischen Religion, der Verfassung und des Rechtswesens, wobei auch die außerrömische Bevölkerung Italiens Berücksichtigung fand. Die meist inhaltreichen von S. 27 — 37 zusammengestellten Bruchstücke seiner Schriften lassen nur noch die ungefähren Umrisse so umfangreicher Bestrebungen erkennen.

Wir bedürfen noch vieler Monographien so gründlicher Art, wenn die lange Zeit hintangesetzte römische Erudition in ihren zusammenhängenden Einwirkungen auf die Literatur und Bildung des Volkes ganz ermessen werden soll. Je mehr die ältern Werke der Art zerstückelt sind und das Material zerstreut und verschüttet, desto wünschenswerther sind so gelehrte Vorarbeiten für eine zusammenfassende Darstellung. Da die neueste Zeit auch hier frisch Hand ans Werk gelegt hat und fortzufahren verspricht — wie wir denn von Herrn Herk zunächst eine Schrift über Nigidius Figulus erwarten dürfen —, so scheint sie die Verwirklichung einer solchen sehr wünschenswerthen Gesamtdarstellung nicht in allzu weite Ferne hinaus zu rücken.

F. W. G.

## S t u t t g a r t ,

bei Chr. Belfer 1845. Ist die evangelisch=lutherische Kirche eine neue Kirche oder die alte? Aus den symbolischen Büchern dieser Kirche beantwortet von A. F. C. Mengert, Pfarrer zu Fischbach in Oberfranken. 76 Seiten in Octav.

Bei Gelegenheit des zu Augsburg erfolgten Uebertrittes des evangelischen Pfarrers Dr Haas zur römischen Confession hat ein hoher katholischer Geistlicher eine Rede gehalten und bald hernach veröffentlicht, in welcher die alt römische kindische Ansicht vom baldigen Untergange des Protestantismus und seinem vermeintlichen Irrthum, in alt hergebrachter Beschränktheit aber mit der ganzen Zuversicht der neuen römischen Polemik zu Tage tritt. Der Uebertritt des gedachten Pfarrers sei ein 'Vorwärts', das 'die Aufgabe der Zeit macht', 'die Gläubigen an Gottes Wort unter den Protestanten werden über kurz oder lang vorwärts gedrängt werden zur Anerkennung des unfehlbaren Richters der Kirche', 'Stillstand in der Mitte sei Halbheit, nur gedankenloser, nicht denkender Geister würdig, unwürdig ihres Heiles bekümmertes Seelen' u. s. w.; 'mit Wehmuth trauere jeder Katholik um den irrenden Bruder', weil er ihn 'draußen stehen sieht, nackt, außer der Kirche, ohne wahre Predigt, ohne wahre Losprechung, ohne wahren Leib des Herrn, ohne wahre Gnadenmittel zur Seligkeit' u. s. w. Der Verf. hält nun wenigstens die Veranlassung solchen Geredes, die Convertierung eines evangelischen Geistlichen, für bedeutend genug, die Frage aufs neue gründlich zu erörtern, wo die wahre alte, Eine heilige, apostolische, katholische Kirche sei, und zeigt dies in genügender Weise aus den Erklärun-

gen der evangelischen lutherischen Symbole über ihre Principien, ihren Charakter und ihre Lehren. Wir bezeugen dem Verf., daß er die Sache der evangelischen Kirche würdig führt, und freuen uns seines würdigen Zeugnisses evangelischer Wahrheit, wenn wir auch seine Befürchtung, daß mancher Evangelische sich, leichtgläubig und schwach, als 'irrenden Bruder' ansehen, und 'auf den Mutterruf der römisch-katholischen Kirche sich aus den teuflischen Schlingen des Betruges erretten und zur Einheit der Wahrheit zurückführen lassen werde' (Worte des Festredners in Augsburg), nicht theilen. Sonst machen wir noch darauf aufmerksam, daß diese Rede des Festredners in Augsburg sich wohl dazu eignet (neben den vielfältigen Injurien der Münchener historisch-politischen Blätter gegen das evangelische Bekenntnis, neben Riffel u. s. w.) bei der Klage des Domcapitels von Trier am Bundestage über Verletzung der Parität der Confessionen durch die protestantische Presse mit in Frage zu kommen. Köllner.

### B o m b a y.

Printed for Collett et Comp. Transactions of the medical and physical Society of Bombay. Vol. 1. 1838. XV. 370 S. — Vol. 2. 1839. 269 Seiten in Octav mit 2 (sehr schlechten) Lithographien.

Schon seit einer Reihe von Jahren verdanken wir der medicinisch-physikalischen Gesellschaft in Calcutta durch die Herausgabe ihrer Verhandlungen manche interessante Mittheilungen über die medicinischen Verhältnisse Indiens. Im Jahre 1835 hat sich nun auch in Bombay eine ähnliche Gesellschaft gebildet, die in Calcutta bestehende sich zum Vorbilde nehmend. Sie stellte sich die Aufgabe, vorzüglich für das westliche Indien, Un-

tersuchungen anzustellen über Meteorologie, medicinische Topographie, über die physischen Verhältnisse der Bewohner, ihre Krankheiten, der Eingebornen sowohl als der Europäer; über den Zustand der Medicin unter den Eingebornen; indische *Materia medica*; Botanik, Zoologie und vergleichende Anatomie, so weit sie sich auf Indien beziehen. Die wichtigeren dieser Untersuchungen sollen in den jährlich erscheinenden Transactions dem Publicum mitgetheilt werden.

Die zwei ersten dem Ref. vorliegenden Bände dieser Transactions enthalten Abhandlungen, welche dem oben mitgetheilten Plane entsprechen. Sie sind als schätzenswerthes Material für die Kenntniss indischer Zustände zu betrachten, und wir wollen deshalb die wichtigeren ihrem Inhalte nach aufzählen.

Zu den wichtigeren Abhandlungen des ersten Bandes über medicinische Topographie und Epidemiologie gehören: eine Skizze der Provinz Guzerat von Deesa bis Damaun mit Karte, von Gibson (S. 1—77), die sich über Landesbeschaffenheit, Producte und herrschende Krankheiten verbreitet. Eine Abhandlung über das Clima der Berge von Mahabuleshwur, die für die Präsidentschaft Bombay eine bedeutende medicinische Wichtigkeit haben, da sich dort eine sehr besuchte ärztliche Anstalt für Kranke und Reconvalescenten befindet, von S. Murray (S. 78—154). Dann ziemlich kurze Bemerkungen über die warmen Quellen im Konkan von A. Duncan. Auch die Epidemiologie ist reich vertreten. Wir finden: Berichte über epidemische Krankheiten (nach den Chinen Bubonenpest, nach Andern typhöse Fieber), die in den Jahren 1815—1820 in Kutch, Kattywar und im Zillah von Ahmedabad herrschten von Th. Whyte, S.

M'Adam und J. Gilder. Berichte über die Krankheiten, die unter verschiedenen Regimentern der Garnisonen des westlichen Indiens herrschten, von Brown, Forbes, Hunter, worunter Ref. besonders Angaben über den Guineawurm (*Dracunculus*) von Interesse waren (S. 216 ff.). Percival Lord schildert in einer Abhandlung den Zustand der Medicin unter den Anwohnern des Indus — er entspricht noch ganz der ersten Kindheit des Menschengeschlechts. Ein ziemlich voluminöser Appendix enthält Casuistik und die Proceedings der Gesellschaft.

Der Inhalt des zweiten Bandes ist im Wesentlichen von derselben Art, wie der des ersten. Er bringt Berichte: über das Klima von Sattara, von Young, eine topographische und statistische Schilderung von Ahmednuggur, von L. Barra; eine Abhandlung über Vegetation, Volk und Krankheiten im Deccan von Gibson; einen zweiten Bericht über die Reconvalescentenstation auf den Bergen von Mahabuleshwar von S. Murray; Berichte über einzelne Epidemien, über den Gesundheitszustand mehrerer Garnisonen u. s. w. Auch hier bilden Mittheilungen einzelner Krankheitsfälle und die Proceedings der Gesellschaft den Schluß.

Nur wenige der in beiden Bänden enthaltenen Aufsätze sind von allgemeinerem Interesse und wohl keiner nach des Ref. Urtheil von irgend bedeutendem wissenschaftlichen Werthe, aber das Ganze gibt doch zu interessanten Betrachtungen über die indischen Verhältnisse Anlaß, läßt eine erfreuliche Erweiterung unserer Kenntnisse derselben hoffen und darum ist auch die Fortsetzung dieser transactions zu wünschen.

S. B.

B a s e l.

In der Schweighäuser'schen Buchhandlung 1844.

Die Waldstätte vor dem ewigen Bunde von 1291 und ihr Verhältniß zum Hause Habsburg. Von Rem. Meyer, V. D. M. Hauptlehrer am Gymnasium. 51 S. in Octav.

Die — vorzüglich durch Kopp's Forschungen angeregte — Streitfrage über die ältesten Verhältnisse der Waldstätte und die Entstehung der Eidgenossenschaft, hat mehrere Arbeiten hervor gerufen, deren Verfasser eines Theils der Ansicht Tschudis und Müllers beitreten, andern Theils aber in bedeutenden Stücken von derselben abweichen. Zu den ersteren gehört v. Bf. dieser Schrift, zu den letzteren Referent. Der Verf. sucht darzuthun, 'daß bis zum ewigen Bunde vom Jahre 1291 das Haus Habsburg in keinem der drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden erbliche Hoheitsrechte besessen habe.' Als ein Hauptargument gilt ihm, in Bezug auf Schwyz, eine durch den 'Geschichtsfreund der fünf Orte' erst bekannt gemachte Stelle, welche Tschudis Aussage, Graf Rudolf von Rapperswyl habe die (bis her bald für echt, bald für unecht erklärte, von uns nicht ohne Gründe dem Grafen Rudolf von Habsburg zugeschriebene) Urkunde von 1217 ausgestellt, und den alten Grenzstreit zwischen Einsiedlen und den Schwyzern geschlichtet, bestätigen soll. — Der Bf. breitet seine Untersuchung auch über das Siegel von Unterwalden aus, und will beweisen, daß die auf Tschudis Autorität sich stützende Selbstständigkeit Unterwaldens in sehr frühen Zeiten keine erdichtete sei. Es lassen sich aber demokratische Einrichtungen späterer Zeit, ein vom Volke gewählter Landammann und ein Landrath im 13. Jahrhundert, und schon früher, mit dem alten Verfassungszustand jener Thäler nicht vereinbaren; sie würden, wie Hr Blumer in seiner gelehrten Abhandlung (Archiv für Schw. Gesch. B. III) bemerkt, der ganzen staatlichen Entwicklung des übrigen Deutschlands, — wozu die Schweiz einmahl gehörte, da sie in das deutsche Reich eingegliedert war — widersprechen. Es sei uns vergönnt diese kurze Anzeige mit einer merkwürdigen Stelle aus Joh. Conrad Füssli's Staats- und Erbschreibung der Schweiz zu beschließen: 'Die Scribenten haben eine gute Absicht. Sie machen die Freiheit der Städte und Länder alt, und wollen damit beweisen, daß diejenigen, welche Freiheit erlanget, nichts anderes gewonnen, als was sie vorher verloren hätten. Die Sache wäre recht, wenn die Historie nicht dadurch umgekehrt würde. Meines Bedünkens ist es eben so löblich, aus einem Slaven frei werden, als die Freiheit verlieren und hernach wieder erwerben.' S—s—y.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

112. Stück.

Den 14. Julius 1845.

---

B e r l i n ,

bei Reimer 1845. Guil. Mauricii Schmidt  
Diatribē in dithyrambum poetarumque dithy-  
rambicorum reliquias. VIII und 271 Seiten in  
groß Octav.

Da ich dieses reichhaltige Buch eines tüchtigen  
jungen Philologen in einer andern Zeitschrift einer  
ausführlichen Beurtheilung unterworfen habe, so  
will ich mich hier auf die Prüfung eines kleinen  
Abschnitts beschränken. Ueber den bisher allge-  
mein in seiner Bedeutung und merkwürdigen In-  
dividualität verkannten Dithyrambiker Sikymnios  
von Chios gibt auch vorliegendes Werk nur  
ungenügende und vereinzelte Bemerkungen, aus  
denen kein klares Bild des Mannes hervor tritt.

Nachdem Hr Schmidt p. 83 sq. einige Verse  
des Sikymnios zu verbessern gesucht hat, bemerkt  
er, daß Hr Bergk Poett. Lyr. Graec. p. 840  
entweder das achte Bruchstück weglassen oder auch  
die Stelle in den scholl. Ven. II. B, 106 dem  
Dithyrambiker habe zulegen sollen. Die Stelle

heißt so: *Λικύμνιος δὲ παραδηλοῦσθαι φησι  
 λεληθότως τὴν ἔχθραν, ἵνα μὴ λοιδορήσῃ τὸ  
 γένος· τὸ μὲν γὰρ δῶκε φιλίας τεκμήριον,  
 τὸ δὲ καταλιπεῖν ἀνάγκης· διὸ ἐφ' ὧν μὲν  
 τῷ ἔδωκεν ἐχοῖσατο, ἐφ' ὧν δὲ τῷ ἔλιπεν.*  
 Herr Schmidt kann den Zweck der Bemerkung des  
 Licymnios nicht gehörig erwogen haben, wenn er  
 schließt, *Licymnium quoque aliquem inter eos  
 nomen professum esse, qui Homericis lectio-  
 nibus illustrandis operam navaverunt.* Li-  
 cymnios Beobachtung, die etwas Sophistisches ver-  
 räth und recht wohl in der *τέχνη* des Rhetors  
 stehen konnte, sollte keineswegs bloße Worterklä-  
 rung sein. Denn schon früh mußte es auffallend  
 scheinen, daß die Feindschaft des Atrous und Thyestes,  
 der Stoff so vieler Tragödien, von Homer dort  
 nicht angedeutet wird. Da dies Manchem un-  
 glaublich vorkommen mochte, so verfiel man auf  
 spitzfindige Deutungen des *λείπε* und *δῶκε*, welche  
 Aristarch's gesunder Sinn verwarf, indem er ge-  
 radezu erklärte, daß dem Dichter die tragische Fa-  
 bel unbekannt sei: das lehren die scholl. Ven. A:  
*ἡ διπλῆ, ὅτι οὐ γινώσκει τὴν ἔχθραν Ἀτρέως  
 καὶ Θυέστου, ἀλλὰ συμφωνοῦντας αὐτοὺς  
 συνίστησιν.* Mit dieser richtigen Auffassung der  
 Sache verschwindet zugleich die Folgerung Herrn  
 Schmidts, das achte Bruchstück sei ursprünglich ein  
 Scholion zu *Il. P, 211* gewesen, zu welcher Stelle  
 eine ähnliche Ableitung des Namens *μέλος* aus  
 Myrsilos von Lesbos angeführt wird, wie sie Li-  
 cymnios aufgestellt hatte. Nämlich das Excerpt  
 des Mel. Festus Aphthonius bei Gaisford *scrr. metr.  
 lat. p. 240 sq.* lautet: *Μέλος dictum putant a  
 Meline (Melia) Oceani filia, quam primam quat-  
 tuor chordis usam affirmat Lysanias, sive, ut  
 Licymnius, ἀπὸ τοῦ μελεάζειν, τουτέστι*

*Ἰοννεῖν*. Daß aber eine solche Ableitung auch unabhängig von der Stelle der Ilias und zu ganz anderm Behufe aufgestellt werden konnte, versteht sich von selbst und ist klar durch das aus gleicher Quelle geflossene Excerpt *περὶ λυρικών* in Boissonades Ann. Gr. IV, 458.

Nachher verwirft Hr Schmidt die Ansicht Spengels, der Artt. scriptt. p. 91 den Likhymnios der Scholien, den er für eine Person mit dem Dithyrambiker hält, mit den alten Erklärern Homers, einem Theagenes, Stesimbrotos und Andern, auf gleiche Linie stellt. Hr Schmidt wendet ein, diese Männer haben sich mit physischer und ethischer Auslegung der Mythen im wissenschaftlichen Sinne ihrer Zeit beschäftigt. Das ist kein Grund gegen Spengel, da er gar nicht behauptet hat, daß Likhymnios eine gleiche Richtung verfolgt habe. Daß Hr Schmidt ferner sich versehen hat, wenn er dem Likhymnios eine *satis ieiuna verborum derivatio* beilegt, ergibt sich aus dem Obigen. Wenn Likhymnios der Rhetor und der Homerische gleich seien, meint weiter Hr Schmidt, so brauche man sich nicht über seinen großen Ruf zu verwundern, den er *his ipsis conaminibus* habe damahls (wann?) erwerben können. Und Manche hielten allerdings den Rhetor und lyrischen Dichter für identisch, wogegen sich außer Heindorf zum Phädrus namentlich Geel hist. crit. sophist. p. 179 erklärt habe, wie denn andere neuere Gelehrte den Dichter für älter als Simonides, den Rhetor für weit jünger ausgäben. So weit Hr Schmidt.

Bei diesem ungewissen Schwanken ist es der Mühe werth, der Sache einmahl auf den Grund zu gehen, zumahl tüchtige Gelehrte, um von den Nachschreibern abzustehen, im Irrthum befangen sind. Die allgemeine Annahme ist für Verschie-

denheit des Dithyrambikers vom Rhetor, wie z. B. noch W. Dindorf thes. Steph. s. v. beide unterscheidet. Ja, die Literaturhistoriker haben den Dithyrambiker unter die ältesten attischen Dithyrambiker gestellt, wie auch Hr Bergk ihn nach Kydias und Lamprokles, vor Pratinas und Lasos von Hermione aufgeführt hat, wovon schon Form und Inhalt der Ueberreste hätten warnen sollen. Ulrich, der den Licymnios eben so ansetzt, verweist auf Fabricius zum Sertus p. 700 und da haben wir die alleinige Quelle des verjährten Vorurtheils. Fabricius nennt ihn *poeta dithyrambicus antiquissimus*. Und mit welcher Flüchtigkeit hat man dieß nachgebetet! Er setzt ausdrücklich hinzu, er meine älter als Platon, da sich die Stelle im Phädrus auf denselben Mann zu beziehen scheine. — Der einzige Forscher, der meines Wissens widersprochen hat, ist L. Spengel l. c. p. 91 sq., indem er sich auf die Zusammenstellung des Rhetors beim Dionysius mit Agathon beruft und wegen der poetisch zierlichen termini seiner *τέχνη* sich dahin ausspricht: *vix possumus quin contra vulgarem sententiam eundem esse atque poetam Parium (vielmehr Chium) lyricum Licymnium statuamus, nec quemquam, qui Empedoclem, Euenum, alios idem fecisse meminit, poetam rhetoricen tractasse male habebit*. Wegen der Notiz über *δῶκε* und *λεῖπε* hält Spengel es für erlaubt, ihm auch grammatische Erklärung des Homer zuzutrauen.

Man müßte sich darüber wundern, daß Spengels gesundes Urtheil nicht allgemein Eingang gefunden hat, wenn nicht der treffliche Gelehrte es versäumt hätte, die Nachrichten über den Pyriker und seine Ueberreste gleichfalls zu untersuchen und

wenn von ihm nicht zufällig eine entscheidende Stelle des Aristoteles übersehen worden wäre.

Zuvörderst wollen wir uns den Rhetor näher bringen. Wir finden ihn zuerst erwähnt bei Platon im Phädrus p. 267, C. τὰ δὲ Πώλου πῶς φράσσομεν αὐτὴν μουσεῖα λόγων, ὡς διπλασιολογίαν καὶ γνωμιολογίαν καὶ εἰκονολογίαν, ὀνομάτων τε Δικυμνιείων, ἃ ἐκείνῳ ἐδωρήσατο πρὸς ποιήσιν εὐπειρίας; Platon sagt nach der richtigen Lesart, daß Polos sich habe vom Sikymnios die Sammelpätze von ὀνόματα (d. h., wie sich gleich zeigen wird, poetische, klingende Ausdrücke, kühne Metaphern und dgl.) schenken lassen, um dadurch eine schöne Diction zu erreichen. Sikymnios nämlich, gleich Polos ein Schüler des Gorgias, trachtete selbst in den termini seiner Technik nach zierlichen, bildlichen Ausdrücken; darin überbot er gar den Polos, weshalb Platon ironisch sagt, Polos habe sich die μουσεῖα ὀνομάτων von Meister Sikymnios schenken lassen. Die Scholien freilich denken sich wirklich Polos als Schüler des Sikymnios: p. 318 Bekker. Ὁ Δικύμνιος Πώλου διδάσκαλος, ὃς διήρει τὰ ὀνόματα εἰς κύρια, σύνθετα, ἀδελφά, ἐπίθετα καὶ εἰς ἄλλα τινά, welches Hermias p. 192. Ast. und Gregorios Kor. Walz. VII, 2, 1224 nachsagen. Doch ist das eben so gut ein Trugschluß aus Platon, wie die umgekehrte Angabe bei Suidas s. v. Πῶλος, wonach dieser διδάσκαλος Δικυμνίου gewesen. Beide waren Schüler des Gorgias, und der Akragantiner konnte weder Lehrer noch Schüler des Chiers sein. Auch würde ich auf die Angabe der Scholien von der διαίρεσις ὀνομάτων des Sikymnios nicht so großes Gewicht legen, wie Spengel p. 88, der es nicht un-

glaublich findet, daß Polos als Sikuler sich vom Eikhymnios dergleichen angeeignet habe. Allein zur *εὐπέεια* gehörten doch Definitionen der Art nicht eigentlich. Auch darin greift Spengel fehl, wenn er Suidas Nachricht vom Polos: *ἔγραψε — περὶ λέξεων* hierher zieht. Denn nach der richtigen Lesart *περὶ λέξεως* muß man an Polos *τίχνη* denken.

Ueber Eikhymnios rhetorische Richtung kann hier nach schon kein Zweifel sein. Genauer lehrt ihn uns Dionysios von Halikarnaß kennen: Gorgias, Polos, Eikhymnios stellt er zusammen als nach schmucken Redefiguren haschende Künstler, wie de Thuc. iudic. p. 869 (131. Krüger.) *Εὔροι δ' ἄν τις οὐκ ὀλίγα καὶ τῶν θεατρικῶν σχημάτων κείμενα παρ' αὐτῶ, τὰς παρισώσεις λέγω καὶ παρονομασίας καὶ ἀντιθέσεις, ἐν αἷς ἐπλεόνασε Γοργίας ὁ Λεοντίνος καὶ οἱ περὶ Πῶλον καὶ Δικύμνιον καὶ πολλοὶ ἄλλοι τῶν κατ' αὐτὸν ἀκμασάντων.* Vgl. p. 792. (223. Kr.). Dadurch erhielt die Prosa ein buntes, poetisches Flitterkleid: Dionys. de Lys. iud. p. 457. stellt diese poetische Prosa der schlichten Art des Eysias gegenüber: *οἱ βουλόμενοι κόσμον τινὰ προσεῖναι, τοῖς ὅλοις ἐξήλλαττον τὸν ἰδιώτην καὶ κατέφευγον εἰς τὴν ποιητικὴν φράσιν μεταβολαῖς τε πολλαῖς χρώμενοι καὶ ὑπερβολαῖς καὶ ταῖς ἄλλαις τροπικαῖς ἰδέαις, ὀνομάτων τε γλωττηματικῶν καὶ ξένων χρῆσει καὶ τῶν οὐκ εἰωθότων σχηματισμῶν τῇ διαλλαγῇ καὶ τῇ ἄλλῃ καινολογίᾳ καταπληττόμενοι τὸν ἰδιώτην.* *Δηλοῖ δὲ τοῦτο Γοργίας ὁ Λεοντίνος ἐν πολλοῖς πάνυ φορτικὴν τε καὶ ὑπερογκον ποιῶν τὴν κατασκευὴν καὶ οὐκ ὀρθῶς διθυράμβων ἔνια φθεγγόμενος, καὶ*

τῶν ἐκείνου συνουσιαστῶν οἱ περὶ Λικύμνιον τε καὶ Πῶλον. In einer andern Stelle nennt er ihn neben Agathon als Vertreter des καλλωπίζειν τρυφεροῖς καὶ περιέργοις σήμασιν, s. de admir. p. 1035. Nachdem Dionysios die Worte des Menexenos angezogen: Δεῖ δὴ τοιούτου τινος λόγου, ὅστις τοὺς μὲν τετελευτηκότας ἰκανῶς ἐπαινέσει, τοῖς δὲ ζῶσιν εὐμενῶς παραινέσει, ruft er aus: Οὐκουν ἐπιρῶρημα ἐπιρῶρηματι παράκειται καὶ ῥήματι ῥήμα, τὸ μὲν ἰκανῶς τῷ εὐμενῶς, τῷ δ' ἐπαινέσει τὸ παραινέσει, καὶ ταῦτα πάρισα; Οὐ Λικύμνιοι ταῦτ' εἰσὶν οὐδ' Ἀγάθωνες οἱ λέγοντες

ὑβριν ἢ πρην μισθῶ ποθὲν ἢ μόχθον πατρίδων \*), ἀλλ' ὁ δαιμόνιος ἐρμηνεῦσαι Πλάτων. Mögen die Worte dem Likhymnios, wie es scheint, oder dem Agathon gehören, immer ist die Stelle ein bedeutender Grund, den Rhetor zugleich als Dichter zu denken, und schon Spengel hat hierauf besonders Nachdruck gelegt.

Auf die τέχνη des Likhymnios bezieht sich Aristoteles einige Male, wie Rhet. III, 13. p. 137. Bekker. Δεῖ εἶδος τι λέγοντα καὶ διαφορὰν ὀνομά τι θέσθαι· εἰ δὲ μὴ, γίνεται κενὸν καὶ ληρῶδες, οἷον Λικύμνιος ποιεῖ ἐν τῇ τέχνῃ, ἐπούρωσιν ὀνομάζων [τὴν ἐπανά-

\*) Vortrefflich emendiert Herr Schmidt:

ὑβριν ἢ Κύπριν, ὅσων πόθον ἢ μόχθον  
πραπίδων.

Namentlich ist πραπίδων glücklich erkannt. Statt ὅσων würde ich aber lieber auf μύθων raten, wodurch eine Assonanz zwischen πόθον und πραπίδων, μύθων und μόχθον gewonnen werden würde. Doch läßt sich Sicheres nicht sagen.

ληψιν] καὶ ἀποπλάνησιν ὄζους. So hat Spengel p. 89 mit Hilfe des Scholiasten die Worte überzeugend hergestellt. Aristoteles tadelt die lächerliche Ziererei der Worte, wo es auf eine Bezeichnung ankommt, die den neuen Begriff scharf und bestimmt angebe. Was wir schon aus Platon wissen, daß Eikymnios besonders auf εὐέπεια ausging, bestätigt Aristoteles III, 2. p. 117. *Κάλλος ὀνόματος τὸ μὲν, ὡσπερ Λικύμνιος λέγει, ἐν τοῖς πόφοις ἢ τῷ σημαινομένῳ, καὶ αἰσχος δὲ ὡσαύτως· ἔτι δὲ τρίτον ὃ λύει τὸν σοφιστικὸν λόγον.*

Jetzt können wir die Ueberreste der lyrischen Gedichte des Eikymnios mustern und zusehen, ob sie zu der Eigenthümlichkeit des Redekünstlers stimmen. Nur einmahl werden ausdrücklich Dithyramben angeführt, Ath. XIII, 603, D. *Λικύμνιος* (codd. *ἀλικύμνιος*) ὁ Χῖος ἐν διθυράμβοις; einmahl kommt *Λικ. ὁ Χῖος μελοποιός* vor bei Parthen. Erot. 22., und es ist gar nicht nöthig, die lyrischen Poesien des Dichters auf Dithyramben zu beschränken, obschon sie allerdings die Hauptsache sind. Ich halte mich an die Folge der Bruchstücke bei Herrn Bergk.

Das erste und zweite hatte Apollodor im zwanzigsten Buche *περὶ θεῶν* (Heyne I, 391 sq.) angeführt wegen der *ὀνομάτων παρέμφασις* der Ströme im Hades. Und zwar nach Anführung von Melanippides Persephone sagt er: *ἔτι καὶ Λικύμνιος φησιν·*

*Μυρίαϊς παραῖς δακρῶν Ἀχέρων*  
*ἀχέων τε βροῦει·*  
*καὶ πάλιν·*

*Ἀχέρων ἄχεα βροτοῖσι πορθμεύει.*

(Schluß folgt.)



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. 114. Stück.

Den 17. Julius 1845.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Guil. Maur. Schmidt  
Diatribē in dithyrambum poetarumque dithy-  
rambicorum reliquias.'

An und für sich würde eine solche Etymologie  
noch keineswegs ein Beweis rhetorischer Ländelei  
sein, wie denn außer Melanippides selbst Aeschylus  
Agam. 1536 mit πόρθμενι' ἀγέων dieselbe eben-  
falls angewandt hat. Allein die Wiederholung  
mahnt an den Redekünstler, den συνοσιαστής  
des Gorgias, der nach Gleichklängen jagte. Und  
nun werden wir auch der Etymologie μέλος von  
μελεάζειν bei dem μελοποιός ihr Recht lassen,  
da sie in ähnlicher Verbindung sehr wohl denkbar  
ist. — Sentimental nach Inhalt und Form ist  
das dritte Bruchstück, worin Eikhymnios die zärt-  
liche Liebe des Hypnos zum schönen Endymion  
ausmählt, den der Schlafgott mit offenen Augen  
einschläfert, um sich ihrer auch dann zu freuen:

"Ἵπνος δὲ χαίρων ὀρμάτων αὐ-

γαῖς ἀναπεπταμένοις ὄσοις  
ἐκοίμιζεν κόρον\*).

Schon die Häufung ὀρμάτων ἀργαῖς und ὄσοις verräth den zierlichen, Synonyma mit spitzer Schärfe abwägenden Wortkünstler: auch scheint die Assonanz ἐκοίμιζεν κόρον nicht unabsichtlich zu sein. — Das vierte schöne Bruchstück kann nicht in Betracht kommen, da die Ansicht Meinekes Comm. gr. 2, 362 viel für sich hat, daß Sertus fälschlich den Sikymnios statt des Atriphron genannt hat. Indes ist es so zart, daß es, gehöre es wem es wolle, platterdings nicht aus so alter Zeit stammen kann, wie man annimmt. Das scheint auch Passow bewogen zu haben, den Sikymnios zu den Alexandrinern zu schlagen. — Das fünfte, Hymenäos Liebe zum schönen Argynnos, stimmt auffallend zu Hypnos Liebe zum Endymion und kam vielleicht in demselben Dithyrambus vor. — Das sechste geht auf die Liebe der Manis, Krösos Tochter, zu Kyros, dem sie die Akropolis von Sardes übergibt, ohne daß Kyros ihre Leidenschaft erwidert. Wer wollte leugnen, daß die Erzählung von einem unglücklichen Liebesabenteuer historischer Zeit in einem μέλος eben so schwer zu denken wäre bei einem Dichter älter als Lasos, wie sie bei ei-

\*) Weder darf daran gedacht werden ἀναπεπταμένοις ὄσοις zu streichen, wie Fiorillo wollte, noch darf man durch die Aenderung Hrn Schmidts ἐκοίμιζεν κόρας dem Dichter allzu viel Ungeschmack aufbürden. Obenein bestätigt Athenäus Paraphrase: ἀναπεπταμένων τῶν βλεφάρων κοιμίζειν τὸν ἐρωμένον entschieden κοῦρον oder κόρον. Uebrigens erwähnt Eubulos im Ganymedes bei Athenäus VI, 248, C. die Liebe des Hypnos zum Ganymedes:

Ἵπνος γὰρ αὐτὸν ὄντα κακόοιτον τρέφει.

Meineke Comm. 3, 213 vergleicht Sikymnios Mythos, irrt aber, wenn er den Ganymedes stillschweigend selbst im Texte des Athenäus statt des Endymion substituirt.

nem rhetorisierenden und nach dem Zierlichen strebenden Dichter begreiflich ist?

So stimmen die Nachrichten vom Rhetor und die Reste des Dichters vortrefflich zusammen. Und daß wir unter Eikhymnios nur eine Person, die eines vielseitigen Zeit- und Kunst-Genossen des Pulos zu denken haben, erweist allein die Stelle des Aristoteles Rhet. III, 12. p. 135 unwiderleglich: *βαστάζονται οἱ ἀναγνωστικοί, οἷον Χαιρήμων (ἀκριβῆς γὰρ ὥσπερ λογογράφος), καὶ Αἰκύμνιος τῶν διθυραμβοποιῶν.* Es bedarf für die Kenner der griechischen Poesie keiner Worte, daß ein Dithyrambiker vor Lasos unmöglich mit einem Chäremon zusammen als ein Dichter bezeichnet werden konnte, dessen Dithyramben einem lesenden Publicum gefallen mußten. Nur zu dem subtilen Rhetor stimmt eine *ἀκριβεία ὥσπερ λογογράφου*, wie beim Chäremon. Dazu kommt nun noch der äußere Grund, daß Aristoteles in der Rhetorik nicht *Αἰκύμνιος* ohne weitem Zusatz als Techniker und Dithyrambiker genannt haben würde, wäre an zwei verschiedene Personen zu denken.

So gewinnen wir im Eikhymnios von Chios eine äußerst interessante Persönlichkeit. Es ist der zweite Dithyrambiker, den die Weininsel den Athenern geliefert hat: denn in Athen werden wir ihn uns seiner rhetorischen Studien wegen zu denken haben. Als ein würdiges Seitenstück zu seinem vielleicht wenig ältern Landsmann Son ergriff er mit ionischer Leichtigkeit die eben aufgekommene sicilisch-athenische Rhetorik, mit der er in Poesie wie in Prosa prunkte. Wir werden ihn neben Son zu den ersten Männern zu zählen haben, die die früher streng abgegrenzten Gebiete der Poesie und Prosa gleichmäßig anbauten, dergestalt, daß die

Prosa noch ganz poetische Diction behielt und in die Poesie Manches aus den rhetorischen Studien übertragen wurde. Auch diesen Schritt thaten zwei bewegliche Sonier zuerst. F. W. S.

### Frankfurt a. M.

1844. Handbuch der Forst- und Jagdliteratur. Vom Jahre 1829 bis zum Jahre 1843. Systematisch geordnet u. herausgegeben von C. P. Laur op.

Es dürfte nicht unangemessen erscheinen, in diesen Blättern, die als Archive des wissenschaftlichen Fortschreitens in allen Fächern anzusehen sind, eine kurze Nachricht über die neueste forstliche Bibliographie nieder zu legen. — Bücherverzeichnisse sind Nachweisungen des Ganges, den der menschliche Geist auf dem Wege der Wissenschaften nimmt; Meilensteine, um darauf abzulesen, wie weit er in dieser oder jener Richtung fortgeschritten; zugleich aber auch Warnungstafeln, um nicht auf Seiten- oder Abwege, denn jede Wissenschaft hat ihre Abwege, zu weit abzuschweifen.

Die Forstwissenschaft, unter ihren Geschwistern die jüngste, verdient vielleicht am meisten diese Art von Controle; noch so jung und im Wachsen begriffen, kann sie, wenn sie es bedürfen sollte, vielleicht noch recht gut erzogen werden; einer guten Erziehung aber bedarf sie gewis, theils dieser Jugend wegen, theils aber ihrer eigenthümlichen Natur und hohen Verwandtschaft wegen.

Aus empirischem Boden erwachsen kann sie sich, gleich der ihr so nahe stehenden Landwirthschaft zc., der Urproduction überhaupt, nur durch Verbindung mit andern Fächern in der Reihe der Wissenschaften aufrecht erhalten: die naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächer sind gleichsam

die Ammen, die die Forstwissenschaft aus ihrer kleinen Wiege aufgenommen und groß gezogen haben. — Ihr Object, der Wald, ist allgemein ein Gegenstand gleichsam von ewiger Dauer; in der jedesmahligen Gegenwart wurzelnd, verfällt er sehr häufig erst der Zukunft zur Erndte anheim; er ist mehr Gemeingut als Privatgut, dagegen aber mit einer Menge privatrechtlicher Gerechtsame belastet und in der freien Natur belegen, manigfachen Angriffen von Innen und Außen durch Menschen und Thiere und durch Naturereignisse ausgesetzt.

Der Staat und die Gesetzgebung muß sich daher seiner Verwaltung, seiner rechtlichen Benutzung und seiner Beschützung durch Maßregeln und durch Menschen (Officianten) annehmen.

Also abermahls Verbindungen der Forstwissenschaft mit Grundsätzen der Staats- und Rechts-Verwaltung, der National-Deconomie und des polizeilichen Schutzes der National- und Privat-Güter; Verbindungen, die zwar ihr eigenes Feld, die Verbindung der Erhaltung des Waldes mit seiner Benutzung, zwar nicht unmittelbar berühren, aber doch nicht davon getrennt werden können, wenn die Zwecke der Forstwissenschaft im Staate erreicht werden sollen.

Bei dieser großen und zahlreichen Verwandtschaft der Forstwissenschaft mit andern Fächern (wir hätten den genannten noch andere, z. B. historische und medicinische, hinzufügen können) kann, wenn ich mich des Ausdrucks eines unserer größten Philosophen bedienen darf, bei ihrer Ausbildung leicht ein Streit der Facultäten entstehen; eine jede will ihre Lehren vorzüglich geltend machen; und da kann der Fall, wie bei der Concurrnz mehrerer Präceptoren bei einem Zögling, leicht eintreten,

daß eine Disciplin vernachlässigt, eine andere aber über die Gebühr vorgezogen wird.

Wir haben noch ganz vor Kurzem, in diesen Blättern eine Schrift (Kritische Beleuchtung 2c.) angezeigt, deren Verf., Hr Schulze, über die dormalige Bevorzugung der s. g. Hilfswissenschaften und Vernachlässigung der eigentlichen reinen Forstwissenschaft, bittere Klage führt und hierin einen Hauptgrund der augenblicklichen Stockung in der Ausbildung der Forstwissenschaft sucht.

Ein Blick auf ihren Entwicklungsweg mag also wohl an der Zeit sein.

Das Jagdwesen, seit den ältesten Zeiten und in vielen Ländern auch noch jetzt, mit dem Forstwesen aus bekannten Gründen, in administrativer Hinsicht, verbunden, steht, so wie auch die Fischerei (Jagd im Wasser), wissenschaftlich mit dem Forstwesen fast in gar keiner Berührung: beide liegen in dieser Hinsicht so weit auseinander, wie Thierkunde und Pflanzenkunde. — Practisch hingegen, weil der Wald der Hauptaufenthalt des Wildes ist, kommen beide wesentlich mit einander in Berührung; und man kann, in Folge dieses Naturverhältnisses, auch nicht in Abrede stellen, daß die Ausübung beider, zweckmäßig, in einer Hand verbunden und es nützlich sei, daß der Jäger mit dem Förster eine Person bilde.

Dieses Verhältnisses wegen ist es denn auch von jeher Gebrauch gewesen, die Literatur des Forstwesens mit der des Jagdwesens gemeinschaftlich abzuhandeln; ja, da die Bienen (allerdings auch jagdbare Thiere) ihre Waben auch in hohlen Bäumen aufbauen und der Torf brennt wie Holz, auch wohl im Walde gefunden wird, so hat man auch die Literatur dieser beiden Fächer, des Zeidelwesens und des Torfstichs, an die des Forstwesens

geknüpft, obwohl die Bienenzucht längst den Händen des Jägers, für welchen sie eigentlich gehörte, entrückt und das Torfwesen für den Förster sowohl als für den Jäger ein so heterogenes Geschäft ist, daß, um das Maß voll zu machen und dem Förster (wahrlich oft ein Lastträger!) neben dem Waldhammer, der Wolfsangel, dem Fischhaken, der Bienenkappe, dem Torfmesser auch noch Schlägel und Eisen in die Hand zu geben und ihm ein Leder umzubinden, weiter nichts fehlt, als auch noch die Lehre von der Stein- und Braunkohlen-Gewinnung zu dem Kreise der erforderlichen forstlichen Kenntnisse hinzu zu rechnen; und sehr wohl erinnert Ref., als er noch zu den Füßen seines forstlichen Lehrers saß, es sich noch, daß unter den verschiedenen Kohlenarten auch die Braun- und Steinkohlen figurirten.

In der That, die Cumulation so vieler Hilfs- und Nebenfächer auf ein einziges Haupt, beweiset recht schlagend die wahre Natur der Forstwissenschaft und das grenzenlose Bestreben ihrer Berehrer, immer noch Mehr in ihren Kreis herab zu ziehen. — Das kann sie aber nicht ertragen; ihre Basis ist nicht breit genug, um eine solche Last auf sich zu nehmen, und es gehört nicht viel prophetisch-wissenschaftlicher Geist dazu, um voraus zu sagen, daß sie dereinst, wie ein Gebäude auf schwachem Grunde, umfallen, dann aber, mit sammt ihren practischen Consequenzen von Männern in einer Gestalt aufgerichtet werden werde, die ihrem Standpuncte in der Reihe der Wissenschaften (und zugleich auch verwirklicht) in der Reihe der Staatseinrichtungen angemessen ist.

Wir werden die Belege zu diesen Aeußerungen zum Theil in dem Folgenden finden und uns jetzt

näher zu dem Inhalte unsers anzuzeigenden Buchs wenden.

Mit Uebergangung der früheren Bibliographen des Forst- und Jagdwesens zc., von Rohr, Kreyzig, Zinken, Bergius, selbst des um die wissenschaftliche Landwirthschaft so hochverdienten Joh. Beckmanns u. A., deren Verzeichnisse sich nicht bloß auf Schriften des Forst- und Jagdwesens zc., sondern zugleich und hauptsächlich auch auf cameralistische, oeconomische, mercantilische, physikalische zc. Wissenschaften beziehen, wollen wir uns sogleich zu dem von Moser im 18. Bde seines Forst- und Jagd-Archivs 1796 gelieferten und in den folgenden Bänden fortgesetzten Verzeichnisses der damaligen Forst- und Jagd-Literatur zc. wenden.

Das Verzeichniß ist, so weit man urtheilen kann, vollständig und systematisch und zugleich auch kritisch; es umfaßt nicht bloß die deutsche, sondern auch die ausländische (französische, engl., italiänische, schwedische zc.) Forst- und Jagdliteratur; es enthält aber auch zugleich eine Menge von Werken aus dem Fache der Mathematik, Physik, Chemie, Botanik u. s. w., die durchaus nicht forstlicher Natur, sondern nur als Lehrbücher dieser Hilswissenschaften überhaupt anzusehen und sowohl für den Forstmann als für jeden andern Studierenden von Nutzen sind.

Das System, welches Moser seinem Verzeichnisse zum Grunde gelegt hat, fällt mit dem, jetzt vor uns liegenden in vielen Stücken zusammen, nur ist die Reihenfolge der einzelnen Abtheilungen eine andere. Die Kritiken sind nur kurz, in den meisten Fällen aber bündig und treffend.

Um, zur Vergleichung, nur eine kleine Probe seiner Arbeit zu geben, will Ref. den ersten Abschnitt des I. Kapitels, die Einleitungsschriften enthaltend,



in den Hauptsummen vollständig und aus den folgenden Kapiteln zc. nur Einiges mittheilen: jener Abschnitt enthält 'die forstwissenschaftlichen Hilfswissenschaften' (Mathematik, Physik, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Chemie und Technologie) und zählt folgende Werke (Compendien zc.) auf:

1) Mathematische Forstchriften	46	Schrift.
(Vermessung zc. der Waldungen ins=		
besondere . . . . .	21	
Gehalt der Bäume zc.	26)	
2) Physikalische (Compendien, z. B.		
Erleben zc.) . . . . .	1	—
3) Botanische (Linnéische System zc.)	34	—
4) Zoologische (nur einige auf Forst=		
wissenschaft bezogen). . . . .	9	—
5) Mineralogische Forstchriften (Sy=		
steme zc.) . . . . .	1	—
6) Chemische (z. B. Suckow zc.)	1	—
7) Technische (Beckmann, Lam=		
precht zc.) . . . . .	2	—

überhaupt also = 141 Schrift.

Der zweite Abschnitt enthält die forstwissenschaftlichen Hilfsmittel (ähnlich dem Lauropschen Verzeichnisse) nämlich: Abbildungen, Sammlungen, Herbarien zc., Forstakademien zc. Von den letzteren waren damahls in Deutschland nur 7 vorhanden, jetzt sind deren 13. — Im III. Kapitel werden Wörterbücher aus allen Sprachen aufgeführt und an deutschen allein = 23, worunter sich indessen Werke wie das Krünichsche zc. befinden.

Das rein Forstwissenschaftliche bei dieser großen Vermischung mit ganz allgemeinwissenschaftlichen Gegenständen auszuziehen, würde eine höchst mühsame und am Ende wenig lohnende Arbeit sein. — So viel gibt sich schon aus dem ersten Abschnitt zu erkennen, daß Mathematik und Botanik schon

damahls als die vorzüglichsten Hilfswissenschaften der Forstwissenschaft angesehen und ausgebeutet wurden, Physik und Chemie zc. aber noch sehr im Hintergrunde standen.

Dagegen mögen die verzeichneten Jagdschriften, als ihrem Inhalte nach rein abgeschlossen, hier vollständig folgen:

1) Griechische und lateinische (ältere).	14.
2) Deutsche . . . . .	73.
3) Französische . . . . .	30.
4) Englische . . . . .	7.
5) Holländische . . . . .	3.
6) Italiänische . . . . .	15.
7) Schwedische . . . . .	1.
8) Spanische . . . . .	2.
9) Portugiesische . . . . .	1.
10) Jagdrechtliche Schriften . . . . .	15.
11) Vom Vogelfang . . . . .	9.
12) Von der Falkonierkunst . . . . .	23.

überhaupt = 193.

Das Lauropsche Verzeichniß enthält an deutschen Jagdschriften allein 480 Nummern in dem Zeitraume von 14 Jahren. Die Jagd hat zwar, wie die Wälder, abgenommen; die Leidenschaft zur Jagd, die Kunst des Schießens (Gewehr = Construction zc.), die Berührung der Jagd mit der Land = und Forst = Wirthschaft u. s. w. haben aber zugenommen; daher neuerdings so viele Schriften über Jagd = Gewehre, Wildschäden, Wildschäden = Verhütung zc., Gegenstände, die man zu Mosers Zeiten, allerdings auch kannte und bearbeitete, aber nicht in der Maße wie jetzt, wo durch unaufhörliche Verminderung und Theilung der Wälder das regale Wild auf die Felder der Einwohner getrieben und nicht selten vom Fleiße des Landmanns genährt wird.

Nicht übergehen dürfen wir hier ein im Jahre 1823 in Berlin bei dem Buchhändler Th. Chr. Fr. Enslin erschienenenes alphabetisches Verzeichniß der in älterer und neuerer Zeit, insbesondere aber vom Jahre 1750 bis zur Mitte des Jahrs 1823 in Deutschland im Forst- und Jagdwesen, in der Fischerei und im Vogelfange heraus gegebenen Schriften in kl. Octav auf 41 Seiten. Es macht auf Vollständigkeit und Wissenschaftlichkeit aber keinen Anspruch und ist mehr als eine Buchhändlerspeculation, als wie ein literarischer Ueberblick anzusehen, weshalb es auch die Ladenpreise, aber keine Kritiken enthält. Inzwischen dient es doch auf den ersten Angriff zur Abhilfe, und sein Sichbeschränken lediglich auf deutsche Forstschriften ist für uns erwünscht.

Im Jahre 1829 erschien in Gotha unseres Hrn Vfs systematisches Handbuch der Literatur der Forst- und Jagd-Wissenschaft von den ältesten Zeiten bis Ende des Jahrs 1828 und fast gleichzeitig mit demselben Dr W. Pfeils kritisches Repertorium der Forstwissenschaft und ihrer Hilfswissenschaften. Berlin 1830.

Das systematische Handbuch etc. ist in Hrn Dr W. Pfeils kritischen Blättern 5. Bds. 2. Heft beurtheilt worden und ohne Zweifel längst in den Händen aller Literatoren. Wir können daher über eine Anzeige desselben hier in diesen Blättern hinausgehen und zwar um so mehr, als wir gleich die Fortsetzung desselben, das jetzt vorliegende Handbuch, weiter besprechen wollen. — Eben so wenig kann eine Anzeige des Pfeil'schen Werks im Plane liegen, da es nun auch schon seit einer Reihe von Jahren bekannt ist; bemerken wollen wir nur, daß es sich durch seine kritische Natur von dem Laurop'schen Unternehmen unterscheidet und sich dadurch

dem Moserschen Werke mehr nähert, um so mehr, als in den kritischen Blättern des Hrn Bfs neu erschienene Schriften fernerhin eben so angezeigt werden, als dies in der Fortsetzung des Moserschen Werkes geschehen ist.

Hrn Laurop's gegenwärtiges Handbuch schließt sich, wie die darauf angeführten Zahlen beweisen, an das vorige an, es ist also als eine Fortsetzung desselben bis in die neueste Zeit anzusehen. Auch in Form und Inhalt ist es dasselbe geblieben; es umfaßt den Zeitraum von 14 Jahren, also beinahe von  $1\frac{1}{2}$  Decennium, und enthält in nachfolgender systematischen Ordnung: A. an Forstschriften 2664 Nummern und B. an Jagdschriften 480 Nummern: nämlich in der ersten Abtheilung: Forst- und Jagd = Literatur überhaupt 549 Nummern und zwar

A. Einleitungsschriften :

I. Geschichte des Forst- u. Jagdwesens 42 Num.

II. Literatur des Forst- u. Jagdwesens 8 —

B. Abhandelnde (?) Schriften :

I u. II. Forstgeographie u. Forststatistik 221 —

III. Forst- und Jagd-Topographie 3 —

IV. Biographien . . . . . 40 —

V. Forst- und Jagd-Wörterbücher 6 —

VI. Forst- und Jagd-Zeitschriften . 40 —

VII. Forst- und Jagd-Vereine und deren Verhandlungen . . . . . 77 —

VIII. Forst- und Jagd-Taschenbücher und Kalender . . . . . 9 —

IX. Vermischte Forst- und Jagd-Gegenstände . . . . . 30 —

In der zweiten Abtheilung: Forstliteratur insbesondere betreffend 2664 Nummern in folgenden Unterabtheilungen :

A. Forstwissenschaftliche Hilswissenschaften :

I. Naturkunde . . . . . 36 Num.

II. Naturgeschichte	541	Num.
III. Forstmathematik . . . . .	29	—
IV. Baukunst . . . . .	18	—
B. Forstwissenschaftliche Hilfsmittel:		
I. Naturalien = Sammlungen	3	—
II. Holzpflanzen = Abbildungen	8	—
C. Forstwissenschaft überhaupt:		
I. Hand = und Lehrbücher der Forstwissenschaft . . . . .	26	—
II. Vermischte forstliche Gegenstände	38	—
D. Forstwirthschaft überhaupt . . . . .	55	—
I. Waldbau . . . . .	519	—
II. Forstpfl ege (z. B. Forsttaxation)	342	—
III. Forstbenutzung (Forsttechnologie)	344	—
IV. Forstschutz (z. B. vor Insecten zc.)	199	—
V. Forstpolizei (Forstrecht, Forstorganisation, Staats=Forstwissenschaft; Bildung des Personals . . . . .)	508	—
In der dritten Abtheilung werden die Jagdschriften aufgeführt und zwar in folgender Ordnung (480 Num. überh.)		
A. Jagdwissenschaftliche Hilfswissenschaften:		
I. Jagdthierkunde . . . . .	113	Num.
II. Kenntniß der zur Jagd erforderlichen Hunde . . . . .	39	—
B. Jagdwissenschaftliche Hilfsmittel:		
I. Jagdgewehre . . . . .	33	—
II. Jagdgeräthschaften . . . . .	2	—
C. Jagdwissenschaft überhaupt:		
I. Lehr = und Handbücher der Jagdwissenschaft . . . . .	17	—
II. Wörterbücher der Jagdwissenschaft	10	—
III. Vermischte Jagdgegenstände . . . . .	73	—
D. Jagdausübung:		
I. Wildzucht . . . . .	4	—
II. Wildjagd (auch Trüffel = und Bienenjagd zc.) . . . . .	114	—

III. Wildschuß . . . . .	7 Num.
IV. Jagdzustand und Jagdertrag	20 —
E. Jagd = Polizei:	
I. Jagdrecht . . . . .	32 —
II. Maßregeln zur ordnungsmäßigen Jagd = Benutzung (bei Verpachtun- gen, Wildschäden) . . . . .	16 —

Man muß aber nicht glauben, daß die hieraus sich ergebende Zahl von überall 3693 Nummern eben so viele besondere Werke oder auch nur eben so viele Bände wären; es sind zum größten Theile nur Nummern von den verschiedenen Gegenständen, die in ein und demselben Werke oder in ein und eben derselben Zeitschrift enthalten sind und die hier nur unter der Abtheilung aufgeführt stehen, wohin sie gehören. So z. B. befinden sich in Behlens Forst- und Jagdzeitung, in Pfeil's kritischen Blättern zc. Abhandlungen und Aufsätze über alle und jede Gegenstände des Forst- und Jagdwesens; sie sind ausgezogen und zur Bequemlichkeit des Suchenden mit einer Nummer in ihr betreffendes Fach gestellt worden.

Eben so finden sich auf der anderen Seite auch hier, ähnlich, wie in dem Moserschen Verzeichnisse, Bücher, die rein Wissenschaftliches im Allgemeinen abhandeln (Compendien zc.) ohne gerade in unmittelbarem Bezug auf das Forst- und Jagdwesen zu stehen; z. B. Dietrich's Handbuch der Botanik, Wiegmann's Handbuch der Zoologie u. s. w.

Sind diese Werke als die Quellen der Wissenschaft anzusehen, so sind jene Auszüge gleichsam die Canäle, die auf die verschiedenen Gegenstände abgeleitet werden.

Ueber das von dem Hrn Verf. gewählte System der Verzeichnung wollen wir mit demselben nicht rechten. Er hat dasselbe in einer systematischen Uebersicht entwickelt, und nach derselben wird es

Jedem leicht werden das gewünschte Buch zc. zu finden. Nur ein paar Bemerkungen, zum Theil mit Bezug auf das, was wir oben beim Eingange über die Natur der Forstwissenschaft gesagt haben, wollen wir uns in dieser Beziehung erlauben; jedes System ist am Ende ein künstliches Gebäude, in welchem man sich erst durch Uebung zurecht finden muß.

Gleich in der I. Abtheilung unter dem Buchstaben B. hat der Hr Verf. 'abhandelnde Schriften' und als solche Werke über Forstgeographie, Forststatistik, forstliche Reisen zc. aufgeführt. Was soll dieser Ausdruck hier besonders bedeuten? Ref. will bedünken, daß alle Bücher ohne Unterschied, Etwas 'abhandeln' und Reisebeschreibungen nicht mehr, als ein Compendium, das ruhig in der Stube abgefaßt worden ist. — Die bloße Ortsveränderung oder die Ortsverschiedenheit zc. kann den Begriff nur 'abhandeln', nicht constituieren; wir halten dafür, daß der Ausdruck nicht gut gewählt sei.

Der Begriff von Polizei ist freilich ein ziemlich weiter; man kann Alles dahin rechnen, was zum Schutze und zur Sicherheit der Waldungen in ihrem äußeren und inneren Zustande gereicht; und so ist es ein Leichtes Forsttaxationen und Betriebsregulierungen als forstpolizeiliche Maßregeln anzusehen, sie gehen geradezu auf den Schutz und die Sicherheit der Waldungen los; ja, die ganze Forstverwaltung ist hiernach am Ende weiter nichts, als eine polizeiliche Maßregel!

Unser Hr Verf. führt nun unter Forstpolizei unter andern auch die Staatsforstwirthschaft und unter dieser mit Recht 'die Forstorganisation' und die 'Oberaufsicht über die Nationalforstwirthschaft' auf. Dies, dünkt uns, ist ein Versehen gegen die Gliederung der Wissenschaft selbst. Die Staatsforstwirthschaft ist ein Ausfluß der höchsten Regie-

rungs-Gewalt im Staate selber; sie umfaßt alle Wälder im Staate ohne Unterschied, und zwar, zum Zwecke einer dem Wohle des Ganzen angemessenen Behandlung, und aus ihr müssen alle Bestimmungen, die zu diesem Zwecke führen, also auch forstpolizeiliche, sowohl für die eigenen Staatswaldungen, als auch für alle übrigen Waldungen im Staate, hervorgehen; sie ist der Quell aller forstlichen Gesetzgebung.

Die Staatsforstwirtschaft, weit entfernt, ein untergeordnetes Glied der Forstpolizei zu sein, ist also vielmehr die Urheberin derselben; sie ordnet die Forstpolizei nicht allein in den eigenen Staatswaldungen, sondern auch in den Gemeinde-, Stifts-, Privat- u. s. w. Waldungen an u. s. w.

Vollständig, den Quellen nach (denn bei der vorhin angeführten Numerierung muß man allerdings von Quellen reden), ist das Verzeichniß nicht ganz, obwohl es, soweit wir es haben prüfen können, auf diese wesentliche Eigenschaft hohen Anspruch machen kann. So z. B. vermiffen wir unter der Literatur des Forst- und Jagdwesens, Rubrik: Kritische Anzeigen, die Götting. gel. Anzeigen ganz, obwohl sie seit einer langen Reihe von Jahren mehrere Anzeigen von forstlichen Werken enthalten, was wir um so mehr bedauern, da hieraus hervor zu gehen scheint, daß der Hr Verf. diese Anzeigen nicht liest, also auch von dieser unserer wohlgemeinten Kritik nichts erfährt. Das Hann. Magazin, ein anderes norddeutsches periodisches, obwohl nicht so allgemein verbreitetes Blatt, ist zwar hin und wieder, aber doch nicht in allen Fällen, wo es forstliche Aufsätze liefert, angeführt. Ueberhaupt scheint dem Hrn Verf. die forstliche u. Literatur im Norden von Deutschland fremder, als im Süden, geblieben zu sein.

(Schluß folgt.)



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

115. Stück.

Den 19. Julius 1845.

---

Frankfurt a. M.

Schluß der Anzeige: 'Handbuch der Forst- und Jagdliteratur. Vom Jahre 1829 bis zum Jahre 1843. Systematisch geordnet und herausgegeben von C. P. Laurov.'

Vollständig, der Materie nach, kann das Verzeichniß nicht allein genannt werden; es enthält nach des Ref. Ansicht sogar Gegenstände, die durchaus nicht zum Forstwesen gehören. Dahin zählt Ref. beim Forstwesen den Torfstich und die Steinkohlen-Gewinnung und beim Jagdwesen das Trüffel-Suchen. Torf und Steinkohlen sind Gegenstände der bergmännischen Gewinnung; wenn auch angenommen werden mag, daß der Torf sich wieder erjünge, so geschieht es doch auf eine Art und mit einer Langsamkeit, die mit der beim Holz durchaus nicht verglichen werden kann; im Gegentheile stehen beide in dem größten Widerspruche mit einander. Weßwegen will man nun zwei Gegenstände, die in ihrem Ursprunge und in ihrem innern Wesen so ver-

schieden von einander sind, mit einander vermischen? Etwa weil der Torf auch brennt und wärmt, oder weil er auch verkohlt wird, oder weil er zu Zeiten auch im Walde gefunden wird und der arme Förster (öfter ein Träger vieler Würden und Bürden) den Stich in seinem Walde auch beaufsichtigen muß? Dann könnte man noch viele andere Gegenstände unter diese Kategorie rechnen, und die Zahl der Hilfs- und Nebenwissenschaften des Forstbedienten nähme kein Ende!

Bei den Steinkohlen und deren Gewinnung ist der Widerstreit mit den Grundprincipien des Forstwesens noch größer.

Eben so groß ist er in seiner Art beim Jagdwesen, hinsichtlich der Trüffel und deren Auffuchens. Jedermann weiß, daß die Trüffel ein wohlriechender und wohlschmeckender Schwamm ist, der unter der Oberfläche der Erde allerdings zu Zeiten im Walde wächst, nicht in jedem Jahre zur Vollkommenheit gelangt und bei seiner Reifzeit an Hunde und Schweine durch seinen Geruch verrathen wird. Kann man nun das Auffuchen solcher Schwämme eine Jagd nennen, deswegen weil es mit Hunden geschieht? oder kann man es dem Förster zc. aufbürden, deswegen weil die Trüffel an einer Baumwurzel erwächst? Was wächst nicht alles unter Bäumen und was spürt der feine Geruchssinn der Hunde nicht alles aus! Man sollte doch dergl. Dinge aus Forst- und Jagd-Lehrbüchern und Bücherverzeichnissen weglassen; die Literatur ist doch übermäßig reich!

Dagegen will Ref. es nicht verhehlen, daß es ihm außerordentlich angenehm gewesen sein würde, wenn der Hr Verf. seine Arbeit auch auf die auß-

ländische Forst- und Jagdliteratur (wenn letztere nun einmahl eine treue Begleiterin der Forstliteratur sein soll) ähnlich, wie sein Vorgänger Moser, erstreckt oder Hoffnung gegeben hätte, sie noch bis dahin erstrecken zu wollen.

Ref. weiß wohl, daß ein solches Unternehmen mit großen Schwierigkeiten und mit geringem Lohne, hinsichtlich der Vollständigkeit, verbunden ist; die landwirthschaftliche Literatur des Auslandes ist, begreiflich, gerade diejenige, die am wenigsten die Grenzen überschreitet, so nützlich und unschädlich dies auch im Allgemeinen geschehen könnte. Nichts desto weniger aber sind die Wege hierzu gegenwärtig doch auch vielseitig eröffnet; das auch im Auslande, z. B. sogar in Schweden und Rußland, fühlbar werdende Bedürfnis den Wäldern Aufmerksamkeit zu widmen, hat Verbindungen aller Art mit Deutschland, dem Geburtslande der Forstwissenschaft, zuwege gebracht; deutsche Forstleute werden herbei gerufen; deutsche Lehrbücher zum Grunde gelegt, und nach Deutschland reisen Ausländer, um sich an Ort und Stelle von der deutschen Waldwirthschaft zu unterrichten u. s. w. Dies und die manigfaltigen Canäle, worin die Literatur von ganz Europa nun einmahl hin und her fließt, würden, sollte man glauben, hinreichen, um sich auch einigermaßen mit der Forst- und Jagdliteratur des Auslandes bekannt zu machen.

Nun noch einige Betrachtungen über den Zustand der Forstliteratur im Allgemeinen und über die Richtung, die sie nach dem vorliegenden Verzeichnisse zu nehmen scheint; die Jagdliteratur wollen wir von diesen Betrachtungen ausschließen, weil die Jagd, gegenwärtig mehr ein Gegenstand des Vergnügens, als des Nutzens, niemahls so tief

in das National=Wohl eingreifen kann, als die Waldwirthschaft.

Daß über die Wälder nicht genug geschrieben werde, kann man wahrlich nicht behaupten; was für eine reiche Bibliothek hat nicht schon eine so junge Wissenschaft, als die Forstwissenschaft, aufzuweisen! Eher mögte man sagen, es werde zu viel geschrieben; und in der That, geht man in die Wälder, erwägt man die Einfachheit der Waldwirthschaft und ihr wahres Bedürfnis, so weiß man öfter nicht, woher der Stoff zu den vielen Büchern u. kommt, die über sie erscheinen; wie lange, wenn es so fortgeht, wird es dauern, so überflügelt die forstliche Literatur die landwirthschaftliche, wenn gleich die Landwirthschaft fast ein so ehrwürdiges Alter hat, wie das Menschengeschlecht!

Was ist hiervon der Grund? Nach des Ref. Meinung nicht die Tiefe und Uerschöpflichkeit der Wissenschaft selber, obwohl die Natur, die erhabene Natur in allen ihren Zweigen, unerschöpflich genannt werden kann, sondern ihr eigenthümliches, beschränktes, aber vielseitig mit andern Fächern verbundenes, Feld und der lebhafte Wunsch ihrer Verehrer, sie geltend zu machen und sie zu dem Range zu erheben, den sie, ihrer Ansicht nach, in der Aula und im Staate einnehmen müsse! Je weniger Stoff, desto mehr Gerede! Das soll nicht eine Anklage, ein Wühlen in eigenen Eingeweiden, sondern nur der Ausdruck des Gedankens sein, daß praktische, empirische Wissenschaften zwar allerdings auch Grundsätze, aber doch mehr Handeln, als Schreiben, verlangen!

Die Naturkunde und die daraus abgeleiteten praktischen Gegenstände, z. B. der Waldbau, haben die

vorzüglichste Bearbeitung gefunden; bezüglich 576 und 519 Nummern! Das ist ganz in der Ordnung und höchst erfreulich, denn eine gute treue Naturbeobachtung muß den Stoff zur Forstwissenschaft liefern! Dann folgt die reine und forstlich angewandte Mathematik (29 und 342 Nummern), von dem Hrn Verf. Forstpflanze genannt (Bermessung und Bonitierung der Forsten, Berechnung des Inhalts der Bäume &c.), und das ist abermahl in der Ordnung und erfreulich: ohne Mathematik kann die Forstwissenschaft, deren Object organische Massen sind, die sich erzeugen und ausbilden und massenhaft manigfaltig verwandt werden und wirken, gar nicht fertig werden!

Hier aber kann Ref., wie er es schon zum öftern gethan, es nicht unterlassen, vor wissenschaftlich unnützen und practisch nachtheiligen oder höchst kostbaren Abwegen zu warnen! Und diese Warnung besteht darin: von der Mathematik nicht mehr zu erwarten, als sie bei organischen Körpern leisten kann!

Die Forstmathematiker sind z. B. sehr bemüht gewesen den körperlichen Inhalt der Bäume auf das Genaueste zu berechnen, und sie haben hierzu mehrere Formeln, gestützt auf regelmäßige mathematische Körper: Cylinder, Kegel, Paraboloid, angewandt und hiernach dicke Rechenknechte, zum practischen Gebrauche, angefertigt. — Die Form der Bäume, Wurzel- und Stammende zusammengenommen, im Allgemeinen, ist die zweier mit ihren Grundflächen gegen einander stehender Kegel; der eine, der bei weitem regelmäßige, der überirdische, geht mit seiner Spitze in die Luft; der andere, öfter unregelmäßige, verbreitet sich in die Erde, und der erste behält die Kegelform noch bei, wenn

man sich auch alle vom Stamme divergierenden Zweige an den Hauptschaft angelegt denkt. Unsere Bäume sind, wenn wir einen Ausdruck von der Mineralogie entlehnen dürfen, zwei mit ihren Grundflächen verwachsene organische Crystalle (Pyramiden), von denen sich der eine in der Erde (in Wurzeln), der andere in der Luft (mit den Zweigen), vermöge der Lebensthätigkeit, ausbreitet.

Nun aber ist der lebensthätige Organismus der Bäume ein widerspenstiges Ding, das sich durchaus nicht in die regelmäßige Kegelform zwingen läßt; es nimmt bisweilen, je nach seinem Standorte, seinem Wachsthumszustande, seinem Alter 2c. sonderbare bauchige, zusammengeschnürte 2c. Gestalten an, deren körperlicher Inhalt, ohnerachtet aller Reductionszahlen 2c. nach einer einzigen Formel nicht richtig gefunden werden kann. Wozu hilft nun das ewige und ewig wiederholte Anlegen von dieser oder jener starren mathematischen Formel an die lebendige Form der Bäume, wenn man doch weiß, daß man die Wahrheit nie ganz erreicht, daß eine Abweichung von einigen Kubikzollen, ja, wenn man will, von einem Kubikfuß, für die Forstbewirthschaftung von gar keinem, für den Verkehr von nur geringem, sich gewöhnlich wieder ausgleichendem, Einflusse ist! Man quält sich hier bei einem Baum mit einer Mikrologie, während man öfter im Walde, z. B. durch unvorsichtiges s. g. Durchforsten wachsender Bäume, ein gros verschwendet. Ferner: die Bäume, nach unserer Angabe gestaltet, wachsen alle Jahre so zu, daß sich über dem alten soliden Kegele und allen seinen Zweigen, ein neuer Hohlkegel, Zuwachs, Jahresring genannt, herzieht.

Sollte der jedesmahlige neue Zuwachs von glei-

chem körperlichen Gehalte sein; so müßte nach Maßgabe der verschiedenen Höhen die Dicke der Wand des neuen Kegels mit der Dicke der Wand des vorhergehenden in einem umgekehrten Verhältnisse stehen, oder die Dicke der Wände des neuen Kegels müßte verhältnißmäßig geringer sein, als die Dicke der Wände des vorigjährigen.

Nun aber hat die Natur sich in dieser Beziehung durchaus an kein feststehendes Gesetz gebunden. Im Allgemeinen zwar ist in den ersten Jahren eines dikotyledonischen Baumlebens der Zuwachs im Zunehmen; in den mittleren Jahren gleichförmig in der Schwebe; im späteren Alter aber, den organischen Gesetzen gemäß, im Abnehmen; allein von diesem allgemeinen Gesetze der Ausbildung organischer Körper machen die Bäume eine große Ausnahme, so z. B., daß die Dicke der Jahresringe im Zunehmen begriffen, wenn sie, theoretisch, im Abnehmen begriffen sein sollten und umgekehrt; und alles dies bisweilen so plötzlich, daß es scheint, als habe die Natur einen Sprung gethan, was doch sonst ihrem regelmäßigen Gange nicht angemessen. Meistentheils liegt der Grund hievon in den verschiedenen Erdschichten, die die Wurzeln beim fortschreitenden Wachsthum des Baums durchdringen, zu Zeiten aber auch in anderen äußeren klimatischen oder Standorts u. - Ursachen.

Aus dieser unbezweifelten Thatsache ergibt sich nun, daß der körperliche Inhalt der so alljährlich auf einander geschobenen Zuwachskegel einem angenommenen Gesetze der Zunahme, Gleichförmigkeit und Abnahme durchaus nicht entspreche, sondern, daß das wirkliche Wachsthum diesem angenommenen Gesetze auf die auffallendste Weise widerspreche; daß also auch alle Berechnungen von einem zukünft-

tigen Wachsthumsgänge oder die s. g. Zuwachsrechnungen, die nothwendig von irgend einer bestimmten räumlichen Grundlage ausgehen müssen, in der Regel unrichtig und falsch sind oder nur durch einen Zufall das Richtige treffen und vor Erfahrungssätzen über den Wachsthumsgang der Bäume nur das voraus haben, daß man nachrechnen könne, um wie Vieles man sich geirrt habe? zc.

Nun aber ist es bekannt, daß auf diesem Wachsthumsgänge, auf dieser Entwicklung der Baum- und Waldformen, die ganze Taxationslehre oder die Lehre sich stütze, wonach dictatorisch voraus bestimmt werden soll, wie ein organischer Körper nach mathematischen Gesetzen sich entwickele!

Man fühlt ohne Weiteres, daß dies, um sich mäßig auszudrücken, ein Unding ist; daß die Mathematik hier ihre Grenzen erreicht habe, daß also alle wiederholten Versuche Versuchen gleichen, ein leeres Faß zu füllen, und daß es der Wissenschaft, den Wäldern und den Cassen bei weitem förderlicher sein dürfte, die Natur zu beobachten und den Bäumen oder den Wäldern ihren Entwicklungsgang unter allen Umständen abzulauschen, damit man so aus der Erfahrung Maßstäbe gewinnen möge, die man an einen jungen Wald mindestens mit eben der Sicherheit anlegen könne, wie einen mathematischen, der am Ende jedenfalls sich auf Erfahrung stützen muß!

Die Forstbenutzung (Forsttechnologie zc.) ist auch nicht vernachlässiget worden; sie zählt sogar noch mehr Nummern als die Forstpflanze, nämlich 344.

Je mehr die Wälder ab- und die Holzbedürfnisse zunehmen, desto mehr muß man auf eine möglichst-größte und zweckmäßigste Benutzung dessen, was sie dermalen noch liefern (ihres Material-



Ertrages), bedacht sein; und dies kann nur durch eine sorgfältige Sortierung des Materials, je nach seiner Gebrauchsfähigkeit bewerkstelliget werden.

Wie unendlich vieles Holz, was zu edlern Zwecken geeignet wäre, zu Bau- und Nutzholz aller Art, wird in den Öfen gesteckt und zu Asche gebrannt!

Dies mag sanguinisch klingen, denn die Menschen müssen doch Brandholz vor Allem haben, und am Ende könnte jede Brandkluft noch zu irgend einem technischen Zwecke dienen; wohin würde dies zuletzt führen? Allerdings zu etwas Kleinlichem. Allein bis zu einem solchen Detail wollte Ref. auch nicht herab steigen; er wollte nur auf den möglichen Gang der Forstbenutzung im Großen, auf den Aufschwung der Wälder zu einem höheren Gebrauche aufmerksam machen, wenn der niedere, zum Brandbedarfe, auf andere Weise beschafft werden kann und nützlich beschafft wird.

Eine wie unendlich große Masse von Torf ist nicht in Deutschland, insbesondere im nördlichen Deutschlande vorhanden; man könnte sagen, es gäbe hier Gegenden, wo mehr Torf als Ackerland! Und dieser unermessliche Reichthum von Brennmaterial liegt, wenn nicht ganz, doch größtentheils unbenutzt da und dient zu weiter nichts, als zu schlechten Weide- und Jagd-, selten zu Getreide-Gründen! Wie große Lager von Braun- und Steinkohlen unter der Erde verborgen sind, wissen wir freilich nicht. — Gering mag aber ihre Menge und Masse dennoch nicht sein, denn fast täglich werden deren neue zufällig entdeckt; und suchte man nach, würde man deren noch mehrere entdecken!

Gesetzt diese für Jahrhunderte, ja vielleicht für Jahrtausende unerschöpfliche Menge von Brennmaterial, die zu nichts Anderem gebraucht werden

Kann (kleine Nebengebrauche kommen hierbei nicht in Betracht), käme auf den Markt, zum Gebrauche der Nation, was würde davon zunächst die Rückwirkung auf die Wälder sein oder sein können? Aufblühen derselben, denn ihre (jetzige) Hauptlast, Herbeischaffung des Brenn=Materials, wäre dann von ihren Schultern gewälzt; sodann aber bessere, technische Verwendung ihres Holztrages (sie würden gleichsam als lebende Nutz= und Bauholz=Magazine anzusehen sein) und endlich Reduction der vorhandenen Waldflächen auf das wahre Land= und Staats=Bedürfnis, denn aller Boden, der nicht von Natur lediglich zur Erzeugung von Holz bestimmt ist, würde dann zum Ackerbau zc. bestimmt werden können; den Umstand, daß ein großer Theil der abgestochenen Torfmoore ebenfalls die herrlichsten Acker= und Wiesengründe liefern würde, nicht einmahl in Anschlag gebracht. — Welcher Gewinn für National=Reichthum und Wohlstand liegt hier verborgen! Aber er ist nur, wenn uns der Ausdruck erlaubt ist, durch Staats=Forstbenutzung und durch Staats=Technologie zu erreichen.

Daß unsere jungen Forstmänner sich nicht genug in den Wäldern umsähen, nicht genug reiseten, und daß überhaupt die Forststatistik vernachlässiget würde, kann man auch nicht sagen; dies Fach zählt 221 Nummern, immer genug in einem Zeitraume von 14 Jahren!

Die forstlichen Reisen haben gewis eben die guten Folgen wie alle übrigen Reisen. Sie erweitern die Kenntnisse und den Blick des Reisenden; beladen mit dem, was er in fremden Wäldern Gutes und Schlechtes sah, kehrt er zu den heimischen zurück; und wenn er auch nicht alles Vortheilhafte sogleich bei sich einführen kann, so bleibt doch die

Idee wach und tritt ins Leben, wenn die Umstände günstig werden.

In Deutschland ist mit den forstlichen Reisen noch ein besonderer Vortheil, nämlich der verbunden, daß es seine (immer noch ungemeinen) forstlichen Kräfte besser kennen lernt. Die deutsche Forststatistik ist noch sehr häufig im Dunkeln gehalten und belegen: gehalten, weil man, sonderbarer Weise, aus den Waldverhältnissen hin und wieder noch ein Geheimniß macht; belegen, weil vieler Orten die Wälder, und namentlich die Gemeinde- und Privat-Wälder, nicht vermessen, kartiert und reguliert sind.

Würde nun durch forstliche Reisen der Waldreichtum Deutschlands aufgeschlossen, zeigten die Reisenden, wie hier der Ueberfluß benutzt, dem ärmeren Nachbar oder wohl gar dem Auslande zugeführt, dort dem Mangel durch Surrogate, bessere Einrichtungen zc. abgeholfen werden könne u. s. w., so würde auch hinsichtlich der Wälder eine Einheit in Deutschland, dem zerrissenen Deutschland, herbei geführt und dem Lande ein Aufschwung und den Wäldern eine Sicherheit, z. B. in Betreff allgemeiner polizeilicher Maßregeln gegeben werden, deren nur wenige andere Länder Europas sich zu erfreuen haben dürften.

Mit einer Bemerkung über die s. g. Forstpolizei, die in der von dem Hrn Verf. beliebten, oben bereits getadelten, Anordnung, eine reiche Bearbeitung gefunden (508 Nummern), wollen wir die Anzeige über diese Bibliographie schließen.

Was hat alles Cultivieren, Betriebsregulieren, Taxieren zc., alles Schreiben am Ende, für einen Zweck? Natürlich keinen andern, als: die Wälder

für den Staat und seine Einwohner so nutzbar, wie möglich, zu machen und in diesem Zustande zu erhalten.

Aber was hilft alles Cultivieren und Taxieren zc., wenn man mit der einen Hand nimmt, was man mit der andern gibt? man kommt nicht einen Schritt weiter; ja, viel mehr zurück, als vorwärts; und dies ist der Fall sehr häufig bei unserer Wald- und Forstwirthschaft im Großen!

Bei der Erzielung keines Bodenerzeugnisses ist der Einschluß der Fläche in feste Grenzen, der Bühne, auf welcher dies Erzeugnis vor sich gehen soll, nothwendiger, als beim Holze, eben, weil hier die Erndte nicht unmittelbar hinter der Saat folgt und die Einrichtungen auf Jahrhunderte gemacht werden. Aber geschieht dies? Keinesweges so dauernd und feststehend, als erforderlich wäre!

Bei der Vornahme einer Betriebs- und Abgabe-Regulierung zc. hat man freilich in der Regel nichts Siligeres zu thun, als die Grenzen zu regulieren und festzulegen: das Bedürfnis drängt sich auf; und es ist in dieser Beziehung nichts vergänglichlicher, als die Schärfe der Grenzwinkel gewahr zu werden, die bei dieser Gelegenheit gezogen werden.

Aber wie lange dauert diese genaue und allerdings im höchsten Grade erforderliche Unveränderlichkeit (Starrheit möchten wir sagen) des Waldbodens, auf welchen alle Betriebsabgaben und Culturpläne zc. gegründet sind, in unendlich vielen Fällen? Häufig nicht länger, als einige Jahre ( $\frac{1}{4}$ ,  $\frac{1}{2}$  zc. der Betriebszeit); dann treten Gründe ein, den regulierten Wald zu beroden, zu theilen, zu purificieren; in ihm den Betrieb und den Abgabesatz zu ändern u. s. w.

Was ist die Folge davon? Neue Cultur und

Taxationspläne, nicht selten den früheren schnurstracks entgegen gesetzt; der arme Wald muß sich Alles, gleich einem Patienten, der auf dem Todtenbette liegt, ruhig gefallen lassen: die Hartigsche Fachwerks- oder die Hundeshagensche rationelle Methode u., er kann sich, da die Wälder keine Kohlgärten sind, nicht sogleich wieder erheben; er braucht Jahre dazu.

Mittlerweile aber wechseln Menschen und Ansichten, nicht die Eigenschaften des Waldes; die Nachkommen verlieren die Geduld; ähnliche Gründe von der früheren Unveränderlichkeit abzuweichen, treten vielleicht von Neuem ein; also abermahl's neue Betriebs-Taxations- und Cultur-Pläne; so oft, als eine neue Generation auftritt! Wer zu diesem Gemälde aus seiner eigenen Erfahrung keine Beispiele auffinden könnte, und dasselbe zu grell finden sollte, den verweise ich auf die geistreiche Schilderung der preussischen Forsten durch den Hrn v. Bülow; dort wird er den Anbau fremder, nord-amerikanischer Holzarten noch hinzutretend finden.

Liegt dies in dem Verhältnisse eines rohen Naturzustandes zu einem cultivierten, des Waldbodens zum Ackerboden, und sagt man, daß diese Angriffe nicht eher aufhören würden, als bis nicht viel mehr, ähnlich, wie in England, Frankreich u., übrig bliebe, als was gar nicht anders, als zu Wald, benutzt werden könne; gut, dem mag sein, denn mag man, auch ähnlich, wie in England und Frankreich, Prämien auf die neue Anpflanzung von Wäldern ausgeloben und Hunderte und Tausende von Morgen, wie der Herzog von Athol, künstlich anpflanzen. Aber wozu denn diese unaufhörlichen Wiederholungen der Taxationen und

Betriebs = Regulierungen und Anweisungen zum Waldbau zc., wenn man die Wälder nicht in ihrer erforderlichen Integrität bestehen läßt?!

Also vor allen Dingen: Festlegung des Waldbodens, außerdem sind alle Empfehlungen von Waldbau und Wald-Regulierung schöne, aber leere Formen, ohne realen Inhalt; und des Schreibens nimmt kein Ende.

### B a s e l.

Schweighauser'sche Buchhandlung 1844. Ueber die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege, von C. F. Schönbein, Professor der Chemie zu Basel. X und 159 Seiten in Octav.

Es ist theoretisch gar nicht unwahrscheinlich, daß viele von den Stoffen, welche die gegenwärtige Chemie als einfache Elemente bezeichnet, dieses nicht sind, sondern sich noch weiter in einfachere Stoffe werden zerlegen lassen. Aber seit einer Reihe von Jahren wurde diese Seite der Chemie nur sehr wenig bearbeitet. Man hielt mit Recht Forschungen auf diesem Gebiete für schwierig und dabei verhältnismäßig unfruchtbar, wandte sich daher lieber anderen Gegenständen zu, die mehr Erfolg versprachen. Ja, man scheute sich beinahe, Versuche der Art anzustellen, weil sie gar häufig von vorne herein von den Fachgenossen mit Geringschätzung betrachtet wurden und dem Rufe dessen, der sie anstellte, in der Regel mehr schadeten als nützten.

Der Verf. der vorliegenden Schrift ließ sich durch diese Bedenklichkeiten, die er wohl kannte, nicht abhalten, gewisse Beobachtungen, welche eine zusammengesetzte Beschaffenheit des Stickstoffes vermuthen ließen, weiter zu verfolgen, und wurde dadurch zu der Ansicht geführt, daß der Stickstoff

ein binär zusammengesetzter Stoff sei, bestehend aus einer früher unbekanntem Substanz, welche unser Verf. Ozon nennt, und aus Wasserstoff. Es ist nun der Zweck der vorliegenden Schrift, die Beobachtungen des Verfs, welche für diese Ansicht sprechen, den Fachgenossen zur Prüfung und weiteren Verfolgung vorzulegen. Die erste Anregung zu seiner Ansicht bekam Schönbein durch die Beobachtung, daß bei der elektrolytischen Zersetzung des Wassers durch die Volta'sche Säule sich neben dem Sauerstoff, also am positiven Pole, noch eine eigenthümlich riechende gasförmige Substanz entwickelte, die er eben ihres Geruches wegen Ozon nannte. Ganz denselben Geruch beobachtet man auch beim Ausströmen der Reibungselektricität aus den Spitzen eines Conductors. Auch bei Gewittern wird ein ähnlicher Geruch bemerkt. Aus zahlreichen, verschieden abgeänderten Versuchen, zu denen diese Beobachtungen Anlaß gaben, glaubte nun Schönbein schließen zu dürfen, daß diese riechende gasförmige Substanz durch eine elektrolytische Zersetzung des Stickstoffes der Atmosphäre entstehe, und daß also der Stickstoff nicht als ein einfacher Körper, sondern als eine binäre Verbindung des elektro-negativen Ozon mit dem elektropositiven Wasserstoff anzusehen sei. Damit nicht zufrieden versuchte unser Verf. auch auf chemischem Wege der Lösung der Frage näher zu kommen, und es gelang ihm auch durch Einwirkung von Phosphor auf atmosphärische Luft unter gewissen Bedingungen Ozon zu erhalten. Diese und ähnliche Versuche sind die Hauptbeweise, welche der Verf. für seine Ansicht, daß der Stickstoff aus Ozonwasserstoff bestehe, beibringt.

Von einer genaueren Prüfung der Versuche des Verf. und der daraus gezogenen Schlüsse kann hier nicht die Rede sein. Das Gebiet, auf dem sie sich bewegen, ist ein sehr dunkles, und es dürfte ihm noch lange Zeit hindurch nur wenig abzugewinnen sein. Ref. begnügt sich, zu bemerken, daß die Arbeit des Verf. jedenfalls die Aufmerksamkeit der Chemiker verdient und viel Anregendes enthält, daß aber die beigebrachten Thatsachen durchaus nicht hinreichen, die Zusammengesetztheit des Stickstoffes aus Ozon und Wasserstoff zu beweisen. Zur Führung dieses Beweises sind noch weitere, aber nur mit großem Aufwand von Zeit und Hilfsmitteln auszuführende Untersuchungen, namentlich die Darstellung von größeren Quantitäten Ozon, als sie dem Verf. bisher gelang, nothwendig, Untersuchungen, zu denen eben wegen der großen Schwierigkeiten, die sie darbieten, nur wenige befähigt sind und die daher aller Wahrscheinlichkeit nach in der nächsten Zeit nicht unternommen werden. Bis dahin werden die Ansichten des Verf. wohl die Berücksichtigung einzelner Forscher verdienen und gewiß auch finden, aber es wäre voreilig, ihnen jetzt schon den wichtigen Einfluß auf die ganze chemische Wissenschaft einzuräumen, welchen sie nothwendig ausüben müssen, wenn sie sich bestätigen sollten. \*) B.

\*) Seit der Abfassung dieser, schon vor mehreren Monaten niedergeschriebenen Anzeige, sind einige Versuche über das Ozon publiciert worden, wodurch jene Ansicht unseres Vfs., daß es ein Bestandtheil des Stickstoffes sei, sehr unwahrscheinlich wird, ohne daß man jedoch dadurch über seine wahre Natur ins Reine gekommen wäre. Ref.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

116. Stück.

Den 21. Julius 1845.

---

B e r l i n.

Mit akademischen Schriften 1845. Inscriptio-  
nes Graecae ineditae, collegit ediditque Ludo-  
vicus Rossius, Holsatus, Professor Halensis etc.  
Fasciculus III; insunt lapides insularum Meli,  
Therae, Casi, Carpathi, Rhodi, Symes, Chalces,  
Calymnae, Coi, Astypalaeae, Amorgi, li. Acht  
unpaginierte und 64 Seiten groß Quart.

Hr Prof. Roß, dem die Munificenz eines deut-  
schen Monarchen nach der beklagenswerthen Zer-  
nichtung seines athenischen Wirkungskreises nicht  
nur eine ehrenvolle Stätte zu erneuerter Thätig-  
keit, sondern auch die nöthige Muße gewährt hat,  
um seine angefangenen Forschungen auf classischem  
Boden abzuschließen, beschenkt uns hier mit einer  
neuen Frucht der Letztern, die dieses Mahl vorzugs-  
weise auf den sporadischen Inseln des Archipels  
gesammelt den Erträgnissen seiner früheren Reisen  
nicht nachsteht, sondern sie vielleicht in mancher  
Hinsicht noch übertrifft. Gleich der Anfang bietet  
uns in einer Reihe melischer Grabschriften neue

und lehrreiche Beiträge zu der dorischen Paläographie, wie wir sie wohl im Gegensatze des bekann-  
 teren attischen und ionischen Alphabets unbedenklich  
 nennen dürfen, und von der sich nachgerade so  
 viele homogene Probestücke sammeln, daß man ihre  
 Denkmähler nicht mehr, wie noch im C. I. mit  
 der gleichfalls aus Melos stammenden Columna  
 Naniana geschehen ist, unter die willkürlich rohen  
 Incunabeln der Epigraphik wird verweisen können:  
 können sich auch die vorliegenden Einzelnamen nicht  
 mit dem Prachtstücke dieser Classe messen, das uns  
 kürzlich aus Kerkyra zugekommen ist — vgl. des  
 Padre Secchi Lezione sopra l'arcaica paleografia  
 monumentale di Corinto e delle sue colonie,  
 Rom 1844 — so bieten sie doch auch ihrerseits  
 manche interessante Eigenthümlichkeit dar, wohin  
 wir namentlich das halbe C für Omikron im Ge-  
 gensatze des ganzen O für Omega und das Zeichen  
 7 rechnen, dessen Bedeutung als Koppa sich mit  
 den Angaben des berühmten abcdarischen Gefäßes  
 bei Lepsius in den Ann. dell Inst. Archeol. T.  
 VIII, p. 186 fgg. wechselseitig bestätigt. Auch  
 aus Thera erhalten wir p. 10 ein ähnliches nur  
 von der Rechten zur Linken geschriebenes Monu-  
 ment: *Αρωνος Ηεμ*, das übrigens auch be-  
 reits von Welcker im N. Rhein. Mus. 1843, S. 443  
 mitgetheilt worden ist; fast möchten wir daher un-  
 ter diesem Fundorte das größere Interesse für eine  
 andere Reihe von Grabchriften in Anspruch neh-  
 men, die obzwar einer ganz entgegengesetzten Zeit  
 und Geistesrichtung angehörend doch in ihrer Art  
 kein minder neues Licht in der Epigraphik verbrei-  
 ten dürften. Schon das C. I. n. 2476 kennt eine  
 theräische Inschrift "*Αγγελον Κρατέρου*, wozu in  
 den Nachträgen p. 1088 noch eine andere schon  
 früher von Hn Rosß gefundene "*Αγγελος Μητρο-*

*δώρου* kommt, und nun bietet uns derselbe auf einmahl sechs ähnliche, in welchen durchgehends das Wort *ἄγγελος* mit einem oder zwei folgenden Genitiven steht. Er selbst faßt es freilich nur als einen auf jener Insel häufigen Namen, kann aber eben unter dieser Voraussetzung wenigstens die eine dieser Inschriften: *Ἄγγελος Καλλινοῦ καὶ Συφρανπικῆς* (?) begreiflicherweise nicht anders erklären, als daß er sagt: ab ultimo titulo interpretando abstineo; uns scheinen dieselben alle christlich zu sein, und *ἄγγελος* den Schutzengel des Grabes zu bedeuten, mit welchem dann die Namen des oder der Verstorbenen auf ähnliche Art im Genitiv verbunden wird, wie solches in heidnischen Grabschriften nach *Dis Manibus* zu geschehen pflegt. Unter dieser Voraussetzung würde auch die räthselhafte Erscheinung n. 252 ihre einfache Erklärung dahin erhalten, daß das in schönen großen Zügen oben stehende *Ἄγγελος* schon im Voraus auf den verkäuflichen Stein gemeißelt war, während die darunter folgenden kaum leserlichen Züge den später eingegrabenen Namen des Todten enthalten; über jene Bedeutung von *ἄγγελος* aber findet sich der triftigste Beleg in der vorliegenden Sammlung selbst p. 9, wo in einer entschieden christlichen Inschrift folgende Stelle vorkommt: *ἐνορκίζω ὑμᾶς τὸν ὄδε ἐφεισῶτα ἄγγελον, μή τις ποτὲ τολμήσῃ ἐνθάδε τιὰ καταθέσθαι*. Unter den folgenden Nummern sind die kasischen und Karpathischen hauptsächlich nur dadurch interessant, daß von diesen Inseln bisher noch keine monumenta literata bekannt waren; die rhodischen dagegen haben theilweise sehr positiven Werth und geben in mehr als einer Hinsicht überraschende Aufschlüsse zur Statistik dieses wichtigen Punctes der alten Geschichte, dessen reiches Leben die Alter-

thumsforschung noch bei Weitem nicht erschöpft zu haben scheint. Dahin rechnen wir vor Allem die Entdeckung von sieben Demen oder, wie sie in dorischem Ausdrucke genannt werden müssen, κώμαις, deren Einzelne auch schon früher bekannt, aber theilweise entstellt und jedenfalls unklar waren, bis wir ihre Bedeutung jetzt aus einem Verzeichnisse priesterlicher Personen kennen lernen, hinter deren jeder einer dieser sieben Namen: Βρυγινδάριος, Ἰστανίος, Νεοπολίτας, Ἀστυπαιεύς, Ποντωρεύς, Πολίτας, Σιβύδιος, steht; hierdurch erhalten nicht nur C. I. n. 2513. 2537. 2545. 2546 ihr Licht, wo Böckh Brytindara, wie er laß, und Pontorea für Städte der kleinasiatischen Küste gehalten hatte, sondern Hr. Kofß berichtigt darnach auch Athen. XIV, p. 652 und Pollux VI. 81, wo bisher ἰσχάδες Βρυγινδαρίδες oder Βαγινδάριαι mit der Erklärung Ῥόδιαι gelesen wurde, ohne daß man weder der Lesart noch der Bedeutung sicher gewesen wäre. Ferner lernen wir eine Anzahl öffentlicher Beamter kennen, die in frühern Urkunden gar nicht oder höchstens beiläufig erwähnt waren, hier aber uns in amtlichen Namensverzeichnissen begegnen: vor Allem μαστροί, die schon Hesychios als βουλευτῆρες παρὰ Ῥοδίοις erklärt, dann στραταγοί (zwölf, vielleicht einer für jeden Monat), ταμίαι (sieben, etwa nach der Zahl der obigen Komen), ἐπίσκοποι (drei), ein γραμματεὺς τὰς βουλᾶς, zwei ὑπογραμματεῖς, und eine Reihe gottesdienstlicher Stellen, worunter der ἀρχιεροθύτας ganz neu und auch die ἱεροφύλακες wenigstens in dieser Art noch nirgends da gewesen sein dürften, außerdem ἐπιστάται, ἐπίσκοποι, und ἱεροποιοί mit einem ταμίᾳ. Noch interessanter aber sind die διασῶται oder gottesdienstlichen Körperschaf-

ten, dergleichen wir zwar auch früher schon, z. B. *Ἀλιασταί*, auf Rhodos kannten, jetzt aber eine ganze Reihe, und zwar mitunter in seltsamer Namensbildung lesen: *Διοξεινιασταί*, *Διονυσιασταί* *Χαιρημόνιοι*, *Παναθαναίοσταί* *Λινδιασταί*, *Σωτηριασταί*, *Διοσαταβυριασταί*, *Ἀγασδοδαίμονιασταί* *Φιλώνιοι*, welche letztere nach des Herausgebers richtiger Bemerkung offenbar auch den Namen ihres Stifters verewigen; und daran reihen wir dann noch die sonstigen Localculte, deren einige wenigstens eine schätzbare Bereicherung zu Hefters Götterdiensten auf Rhodus, Zerbst 1827—1833 abgeben. Den Dionysos und Helios, die *Ἀθάνα Πολιάς* von Lindos, den *Ζεὺς Πολιεὺς*, *Σωτήρ* und *Ἀταβύριος*, kennt zwar auch dieser schon, und eben so dürfen wir in dem *Ἀπόλλων Πυθαεὺς* seinen *Πύθιος*, in dem *Ἐρεθίμιος* seinen *Ἐρυθίβιος* erkennen, den außerdem Hr Rosß sehr glücklich auch in dem lykischen *Ἐρεθύμιος* des Hesychios nachweist; dazu kommt aber nun noch eine *Ἀρτεμις ἐν Κεκοία*, ein *Ἀπόλλων Ὀλιος* oder *Οὔλιος*, wie Hr Rosß gewiß richtig nach Macrob. Saturn. I. 17 deutet, ein *Ἀπόλλων Στρατάγιος*, und was dem Ref. am allerwillkommensten war, ein *Ζεὺς Πάναμιος*, wie wir ihn wenigstens aus dem Feste der *Διπανάμια* n. 277 mit derselben Sicherheit entnehmen können, wie die athenischen *Διπόλια* den Namen des *Ζεὺς Πολιεὺς* enthalten, und woraus nun zum ersten Male auf den eben so häufig wiederkehrenden als räthselhaften dorisch-äolischen Monatsnamen *Πάναμιος* wenigstens in so fern ein Licht fällt, als wir die früher nur geahnte Cultusbeziehung desselben jetzt mit Sicherheit bestätigt finden. Was freilich im Uebrigen Sinn und Zweck jener merkwürdigen n. 277 sei, was insbe-

sondere die *πανάγυρις μετὰ τὸν πόλεμον* und die *Ῥωμαία τριετηρίς* bedeute, wollen wir für jetzt nicht weiter untersuchen, und eben so wenig uns bei den Namensverzeichnissen n. 273 und 274 aufhalten, so interessant auch diese in ihrer Art als Liste von Geldbeiträgen sind, zu welchen einerseits auch Fremde, andererseits Kinder gesteuert haben; nur zu n. 275 sei noch die Bemerkung erlaubt, daß Hr Kos sie offenbar mißverstanden hat, wenn er die Worte: *Ἐπιγόνου Ῥοδιοπολίτα μετοίκου ἐλευθερωθέντος ὑπὸ τᾶς πόλεως*, so deutet: qui quum fuisset inquilinus, postea jus civitatis nactus est! Denn wäre Epigonos nicht mehr Beisasse, so würde er sich auch nicht mehr so nennen, und wie könnte der Uebertritt ins Bürgerrecht aus dem Fremdenstande eine Befreiung heißen, da doch der Beisasse eben so wohl ein Freier ist? Offenbar war jener Staatsslave und trat nach seiner Befreiung eben unter die Beisassen, in welcher Eigenschaft er immerhin, wie in Athen auch, Choregie leisten konnte, s. Staatsalterth. §. 115, Note 11. Es folgen Inschriften der rhodischen Inseln Syme und Chalke, auf deren letzterer uns gleichfalls merkwürdige *διασοί* begegnen: *Ἀφροδεισιασταί, Παναθαναϊσταί*, und vor Allem *Σουσαριασταί*, bei welchen Hr Kos an den megarischen Namen *Σουσαρίων* denkt; und hieran knüpft sich noch eine nachträgliche Sammlung von solchen Sporaden, die Hr Kos bereits im vorhergehenden Hefte behandelt hatte, ohne daß jedoch die gegenwärtige jener an Zahl oder Interesse wesentlich nachstünde. Namentlich gilt dieses von Kos, dessen frühere Inschriften gleichzeitig auch von Leake in den *Transactions of the R. society of literature* publiciert worden

sind, während die jetzigen mit Ausnahme dreier als völlig unedirt gelten können; und unter diesen befinden sich dann mehrere, die uns einen ganz neuen δᾶμος Ἰσθμιωτᾶν auf jener Insel kennen lehren, andere, die von einem δᾶμος Ἀντιμαχιδᾶν καὶ Αἰγυλιῶν καὶ Ἀργιδᾶν herrühren; und endlich ein großer Stein mit einer vierseitigen Inschrift, deren antiquarische Bedeutung dem berühmten Testamente der Epikteta nicht viel nachsteht, wenn gleich zunächst nur je zwei Seiten zusammen gehören dürften, indem zwei derselben in dorischem, die beiden andern im gemeinen Dialecte abgefaßt sind. Leider fehlen beide Anfänge der breiten Seite; doch sehen wir so viel, daß es sich um einen in dem Geschlechte eines Diomedon erblichen Cultus handelt, der insbesondere dem Herakles galt und diesen wie einen Fremdling bewirthe zu haben scheint (ξενισμὸν ποιεῖν τῷ Ἡρακλεῖ); zu diesem Ende waren Grundstücke, ein κᾶπος und ξενῶνες darin, angewiesen, und eine Sklavenfamilie, wie es scheint, mit der Bedingung in Freiheit gesetzt, dieses Gartens und seiner Zubehörungen zu warten: εὐντῶ δὲ ἐλεύθεροι ποιεῦντες τὰ συντεταγμένα, ἐπιπαέσθων δὲ ἀπ' αὐτῶν τῶν ἱερῶν κοινωνεῦντες, ὅπως ἐλεύθεροι ὄντες διατελέωντι καὶ μηθεὶς αὐτοὺς ἀδικῆ. Daß die Opfer selbst von den Nachkommen des Diomedon versehen werden, versteht sich, und zwar von dem Ältesten, weshalb wir I. 25 vielmehr wie bei Epikteta II. 29 πρεσβύτατος als πρεσβύτερος lesen würden; die Einzelheiten sind verwischt, und nur so viel scheint aus dem Anfange von Col. II hervor zu gehen, daß derselbe dafür nach bekannter Sitte (Boeckh Prooem. Berol. 1835 — 36) Theile des Opfer-

thiers erhielt; wir ergänzen nämlich: γέρον (für γέρα, γέρεα, wie δόρη) δὲ λαμβανέτω τοῦ ἱερείου ἐκάστου σκέλος καὶ τὸ δέριμα. Dann folgen Bürgschaften zur Sicherung des Fideicommisses, Anweisung der Reparaturkosten auf die Einnahme, und Verordnung der Einführungssteuer neuer Mitglieder: εἰσαγώγιον δὲ διδόντω ᾧ κα γένηται παιδίον οἷς μέτεστι τῶν ἱερῶν χοῖρον (nach des Verfs Ergänzung) ἱερὰ λιβανωτὸν σπονδειὸν στέφανον: insbesondere aber die Zeitbestimmung, die unsere Monatskunde um einen sehr erwünschten Beitrag bereichert: θύεν δὲ ἐκκαιδεκάτα μηνὸς Πεταγεινίου, τὰν δ' ἀποπυρίδα ἐπτακαιδεκάτα u. s. w. Ueber die ἀποπυρίς können wir nicht mehr sagen als Hr Rosß mit der freilich unzureichenden Verweisung auf Athen. III, p. 111 und VIII, p. 334 gethan hat; hinsichtlich des Πεταγεινίου aber, den derselbe ganz richtig mit dem attischen Μεταγεινιῶν vergleicht, sei es uns vergönnt, auf die doppelte Beglaubigung aufmerksam zu machen, welche unsere Theorie durch diese Vergleichung erhält, indem nicht nur das Verhältniß der dorischen Monatsendung auf ος zu der ionisch-attischen auf ῶν durch ein neues Beispiel dargethan, sondern auch unsere Vermuthung bestätigt wird, daß die attischen Monate, die in dem ionischen Kalender nicht vorkommen — dem Μεταγεινιῶν entspricht dort Βουφονιῶν — dorischen Ursprungs sind; außerdem ist auch die Verwandlung des ι in υ wie bei Ἀμφικτύων zu bemerken.

(Schluß folgt.)

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

117. 118. Stück.

Den 24. Julius 1845.

---

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Inscriptiones graecae ineditae, collegit Ludovicus Rossius, Fasc. III.'

Zum Schlusse der zweiten Columne werden ἐπιμήνιοι angeordnet, wie wir sie auch in einer kaiserlichen Inschrift des zweiten Heftes p. 60 und auf andern Urkunden (C. Inscr. II. p. 1133) finden, d. h. wie schon Hesychios erklärt, ἱεροποιοί, die mit dem Priester die jährlichen Opfer besorgen und alles übrige versehen sollen, ὡς καὶ δὲν ποτὶ τὰν δεξιῶσιν, d. h. zum Empfange und der Bewirthung des Gottes; dann begegnen uns auf der dritten Columne nach einigen verstümmelten Verordnungen, die nur eine genauere Wiederholung der vorhergehenden zu sein scheinen, eine Reihe neuer, die darauf hindeuten, daß wenn in der Familie eine Hochzeit war, diese eben auch in dem heiligen Monate Petageitnyos nach Vollendung der gottesdienstlichen Cerimonien gefeiert zu werden pflegte. Mit welchem Rechte Hr Ross damit die Erzählung in Plutarchs Qu. Gr. 58 verglichen

hat, nach welcher zu Antimachia auf Kos der Priester des Herakles in weiblicher Kleidung opferte und auch Bräutigame ihre Bräute in ähnlichen Gewändern empfangen, steht dahin; eine directe Beziehung darauf ist jedenfalls nicht wahrzunehmen, und der wesentliche Inhalt jener Bestimmungen, so weit wir ihn verfolgen können, geht nur dahin, daß die heiligen Geräte, so viel davon nöthig sei, für die Tafel gebraucht werden, der Priester für seine Mühwaltung acht Drachmen aus den Tempelinkünften bekommen, und diejenigen, welche die zugehörigen Wohnungen, *τὴν τε ἀνδρείαν καὶ τὴν γυναικίαν*, inne haben, sie für den Bedarf der Hochzeit hergeben sollen, *παροξολόμενοι οἰκήματα εἰς ἀπόθεσιν τῶν σκευῶν*. Auch zu Anfang der vierten Columne dürfte Hr Kos das Naheliegende zu weit gesucht haben, wenn er hinter den Worten der Inschrift: *τοῖς δὲ ἐπιμελομένοις ὅπως ἕκαστα συντελῆται καθὰ διαγράφεται ὥστε δύναμιν εἶναι εὖ εἶη καὶ αὐτοῖς καὶ τοῖς ἐγγόνοις αὐτῶν*, einen Fehler argwohnt und für *εὖ εἶη* etwa *ἐξέτη* vermuthet, während es doch eine einfache Segensformel für diejenigen ist, welche die Bestimmungen des StifTERS nach Kräften (*ὥστε δύναμιν εἶναι* wie *ὥστε καὶ μέγ' εἰδέναι* und dgl.) erfüllen; im Uebrigen aber sind wir mit dem, was er über *παρασκευὸς* als Adjectiv und *πυρὸς* in der Bedeutung von Feuerbecken oder dgl. sagt, völlig einverstanden, und gedenken unter den Weihgeschenken, welche diese Columne aufzählt, nur noch der zwei Keulen, welche offenbar zum Costüme des Priesters gehören, der bei jenen Cerimonien den Herakles vorstellte. Noch einmahl werden hierauf die Nachkommen des Diomedon ermahnt, es nicht zu dulden, daß jemand diese Sakung überschreite, und diese Sorge

namentlich den aus ihrer Mitte zu wählenden ἐπιμνησίοις übertragen, woran sich noch die bemerkenswerthe Bestimmung knüpft: ἂν δέ τις νόθος ὢν κριθεὶς γνωσθῆ μετέχειν τῶν ἱερῶν, μὴ ἐξέστω αὐτῷ μετέχειν τῶν ἱεροσύνων: und dann schließt wenigstens unser Bruchstück mit der nicht minder eigenthümlichen Verordnung, daß die Nachkommen männlicherseits (οἱ κατ' ἀνδρογένειαν) den Mōren und dem Πάσιος opfern sollen, welcher letztere Name hier auch zum ersten Male vorkommt, obgleich seine Bedeutung als dorischer Ausdruck für κτήσιος nicht zweifelhaft sein kann. Doch diese Proben mögen genügen, um das alterthumsliebende Publicum auf die neue Bereicherung seines Stoffs aufmerksam zu machen, welche es auch dieser Arbeit des unermüdlichen Verfassers verdankt, wie denn Andere leicht Manches noch für wichtiger als das von uns Hervorgehobene halten werden; ebendeshalb aber überlassen wir jedem Leser für seinen Geschmack und sein Bedürfnis selbst das Uebrige zu finden, und fügen nur noch die weitere erfreuliche Nachricht hinzu, daß wir mehrfachen Anführungen zufolge demnächst auch einen dritten Band der Inselreise des Verfs zu erwarten haben, welcher diesen Inschriften selbst wieder wenigstens in äußerlicher Hinsicht zum Commentar dienen wird. K. Fr. H.

### S o l o t h u r n .

Verlag von Tent und Gasmann 1844. Die Venetianer Alpen. Ein Beitrag zur Kenntniß der Hochgebirge von Dr Wilhelm Fuchs, K. K. Bergverwalter zu Agordo im Venetianischen. Mit einer geognostischen Karte und Gebirgsprofilen in achtzehn Tafeln. 60 Seiten in Querfolio.

Kein Theil der Alpen besitzt einen größeren Reichthum an merkwürdigen und räthselhaften Erscheinungen als der, welchem das vorliegende Werk gewidmet ist. Seitdem Leopold von Buch die Aufmerksamkeit der Geologen auf das südliche Tyrol lenkte, und seinen dort gesammelten Beobachtungen durch ihre eigenthümliche Deutung ein hohes Interesse verlieh, hat jene Gegend den Ruf erlangt, der Schlüssel für das geologische Studium der Alpen zu sein. Die geistreiche Auffassung der dortigen Erscheinungen und die Neuheit der daran geknüpften, großartigen Ansichten, übten eine starke Anziehung auf viele reisende Gebirgsforscher aus, und nur wenige wagten es, Zweifel an der Richtigkeit der auf die Beobachtungen in Fassa und Fleims gegründeten Theorien laut werden zu lassen. Der Verfasser des obigen Werkes gehört zu den unbefangenen Forschern, die sich durch eine große Auctorität nicht blenden lassen, und hatte vor anderen Beobachtern, welchen nur ein kurzes Weilen in jener Alpengegend vergönnt war, den Vortheil, in derselben zu wohnen, und ein anhaltendes, genaues Studium aus ihrem Bau machen zu können, der um so höher anzuschlagen, je schwieriger es ist, bei Gegenständen von so kollossaler Größe in kurzer Zeit zu einer richtigen Auffassung der oft verborgenen und verwickelten Verhältnisse zu gelangen.

Die erste Abtheilung des vorliegenden Werkes liefert ein geognostisches Bild der ganzen Gruppe der Belluneser Hochalpen. In der zweiten ist die Darstellung der Lagerungsverhältnisse der Boralpen von den Hügeln Conegliano's an, bis an den Lago di Garda enthalten. In der dritten Abtheilung ist eine kritische Zusammenstellung der Beobachtungen befindlich; die vierte enthält eine kurze

Schilderung der Vegetation des Gebirges; die fünfte ein Verzeichniß von neuen Höhen = Bestimmungen. Referent muß sich auf die Mittheilung der wichtigsten, aus den Beobachtungen des Verfassers hervorgegangenen Resultate beschränken.

Als tiefstes und ältestes Gebilde treten in dem bezeichneten Alpenzuge überall Thon- und Glimmerschiefer auf. Den Schiefer durchbrechend, oder ihm angelagert und ihn theilweise überdeckend, hebt sich der rothe Feldsteinporphyr aus der Tiefe, der ohne Zweifel die zweite Stelle in der Reihe der dortigen Formationen einnimmt. Mit dem rothen Sandstein, der aus Feldsteinporphyr und Thonschiefer sich allmählich entwickelt und alle übrigen Gesteinsformen, mit Ausnahme der abnormen unterteuft, beginnt die Reihe der versteinерungsführenden Straten, und sein paläontologischer Charakter spricht dafür, daß er dem bunten Sandsteine zuzuzählen sei. Aus dem rothen Sandsteine entwickelt sich Kalk, in welchem Posidonomyen beinahe ausschließlich sichtbar werden, bis höher hinauf Plagiostomen und Pectiniten erscheinen, um später Crinoideen Platz zu machen. Nun folgt durchgehends feuersteinführender Kalk mit Ammoniten und Belemniten, zwischen denen nur selten Bivalven sich erkennen lassen. Wo die Dolerite keine Einwirkung hatten, entwickelt sich aus dem feuersteinführenden Kalke durchgängig ein rother, glimmriger, versteinерungsarmer Mergel, über den sich mächtige Kalklagen mit Polyparien, Radiarien u. s. w. und zuletzt mit mehreren Brachiopoden legen. Der an den rothen Sandstein zunächst sich reihende Kalk ist nach dem Verfasser als ein Aequivalent des Muschelkalkes zu betrachten, wogegen der Cephalopodenkalk und rothe Mergel für Stellvertreter der Jurabildung, und die höheren

Straten für Repräsentanten der Kreide anzusehen sein dürften. Der Ichthyolithenkalk des Vicentinischen und der Belluneser Sandstein entwickeln sich aus den letzteren Gebilden allmählich, ohne bestimmbare Grenzen, und beide Formen scheinen einander gegenseitig zu vertreten. Auf denselben lagern im Vicentinischen und im Piavethale blaue und gelbe Mergel, auf welche im Trevisanischen Nagelslue, im erstgenannten Gebiete Nummulitenkalk folgt. Ichthyolithenkalk oder Belluneser Sandstein bilden das Verbindungsglied zwischen den Kreidebildungen und den tertiären Schichten, und nur wo dieselben fehlen, wird ein plötzlicher Wechsel der Gesteinsformen und mithin eine scharfe Grenze sichtbar.

Granit, Syenit, Melaphyr, Dolerit und andere oft unter den so genannten Trappgebirgsarten begriffene Gesteine, durchbrechen in den Hochalpen alle Formationen bis zu den rothen Mergeln hinauf, beinahe stets begleitet von Unregelmäßigkeiten in der Lage der durchsetzten Schichten. Sene massigen Gesteine erscheinen in solchen Verhältnissen zu den erwähnten stratificierten, daß man bei ihnen nothwendig eine spätere Entstehung und ein Emporsteigen durch dieselben annehmen muß. Dasselbe gilt von den Basalten des Veronesischen, denen nach dem Verfasser eine gleichartige, wiewohl keine gleichzeitige Bildung mit den Augitporphyren der Hochalpen zuzuschreiben ist; aber nicht von gewissen Gesteinen der letzteren, denen häufig unpassend der Name Basalt beigelegt wird, die nichts Anderes sind, als aus den Trümmern der Dolerite gebildete Conglomerate, Sandstein- und Tuffmassen.

Aus den im ersten Abschnitte enthaltenen Schilderungen geht hervor, daß Doleritgänge Kalk

und Dolomit gleichmäßig durchbrechen; daß Dolomit oft an Punkten auftritt, welche von den schwarzen Porphyrn entfernt liegen, während Kalk sie unmittelbar berührt; daß auf mächtigen Doleritmassen Kalk ruhet, welchem Dolomit sich auflagert; kurz, daß der Dolomit nicht in solchen Beziehungen zu den Mugitgesteinen steht, wodurch die Annahme einer Umwandlung des Kalkes in Dolomit durch Einwirkung derselben gerechtfertigt erscheint. Während häufig dichter und krystallinisch-körniger Kalk den Melaphyr berühren, ist gerade der dem Granite von Predazzo angelagerte Marmor, Dolomit, und hier könnten die zahllosen Serpentinflüfte, welche ihn durchsetzen, wohl eher jene Hypothese unterstützen, wenn nicht auch hier zu viele Gründe dagegen sprächen.

Zu den auffallendsten Erscheinungen in den Venetianer Alpen gehört die Art, wie die Spuren organisirter Wesen in den stratificirten Massen vertheilt sind, welche mit den allgemeineren Erfahrungen im Widerspruche stehen, wiewohl es auch andere Gegenden, namentlich in den Dauphinéer Alpen und in den Apenninen gibt, welche ähnliche Ausnahmen von den hinsichtlich der Vertheilung der Petrefacten in den Erdrindlagen geltenden Regeln wahrnehmen lassen. Thierüberreste, welche sonst dem Uebergangsgebirge oder der Steinkohlenformation angehören, z. B. Orthocerathiten, finden sich in Schichten, denen für jüngere Flöze charakteristische Petrefacten eigen sind, und überhaupt zeigen sich in jenem Theil der Alpen in den versteinерungsführenden Schichten nicht die scharfen Grenzen hinsichtlich des Vorkommens gewisser Petrefacten, wodurch die Flözformationen anderer Gegenden bezeichnet zu werden pflegen. Die paläontologischen Charaktere können daher in den

Venetianer Gebirgen nur mit großer Vorsicht in Anwendung gebracht werden, so wie denn jene Erfahrungen überhaupt die Lehre geben, daß es nicht gerathen ist, sich auf die Petrefacten allein zu verlassen, wenn es darauf ankommt, zu sicheren Bestimmungen des relativen Alters von Gebirgsschichten zu gelangen. Bei dem Versuche, jene Erscheinungen zu erklären, stößt man auf große Schwierigkeiten. Der Verfasser hat folgende Deutung gegeben, deren Richtigkeit er übrigens dahin gestellt sein läßt. Er hält es nicht für unmöglich, daß, so wie auf dem Lande in den verschiedenen Niveau's über dem Meere bestimmte organische Formen leben, die weder abwärts noch aufwärts über gewisse Grenzen steigen, dieses auch unter dem Meerespiegel der Fall sei, und daß jene organischen Reste weniger die Repräsentanten der Zeit, als der Höhe seien, in der jene Ablagerungen Statt fanden. Wie nach und nach die Straten dem Meerespiegel sich näherten, verschwanden die Wesen, deren Dasein durch tieferes Wasser bedingt war, und andere traten an ihre Stelle, um wieder bei steigendem Meeresboden neuen Formen Platz zu machen, während an den tieferen Punkten, wenn solche sich noch fanden, die früheren Organismen nach wie vor lebten. Wo nun solch' ruhiges Ablagern und Steigen gewaltsam gestört wurde, und tiefere Lagen plötzlich in höhere Horizonte stiegen, oder umgekehrt, mußten die tiefer lebenden Organismen mit hinauf gehoben werden, oder die höheren herab sinken und sich dann mit anderen fremdartigen Formen mengen.

Man hat in dem Emporsteigen des Melaphyrs die Hauptursache der Erhebung der Alpenkette zu finden geglaubt. Der Verfasser sucht zu zeigen, daß diese Ansicht nicht haltbar sei. Nach seinen



Untersuchungen ist ein großer Theil der stratificirten Massen der Hochalpen erst nach dem Emporsteigen des schwarzen Porphyr's entstanden. Diese jüngeren Schichten zeigen nun noch größere Störungen und Berwerfungen, als bei den älteren Gebilden wahrgenommen werden. Man wird daher zu der Annahme genöthigt, daß die Alpen noch nach der Erhebung des Melaphyr's bedeutende Veränderungen erlitten haben. Wollte man der Basalterhebung am Rande der Alpen einen Einfluß darauf zuschreiben, so würde man doch auch damit nicht ganz ausreichen, da mächtige und sehr gestürzte Ablagerungen sich finden, die offenbar lange nach dem Emporsteigen des Basaltes gebildet worden. Das jüngste und zugleich bedeutendste Glied dieser späteren Ablagerungen ist die Nagelflue, welche der Alpenkette entlang einen zwei bis vier Miglien breiten Saum bildet, und deren steil vom Gebirge abfallende Schichten sich zu ansehnlicher Höhe erheben. Obgleich durchgehends ein breites Thal die steilen Risse dieses Conglomerates von den Hochalpen trennt, so beurfunden doch der Parallelismus der Schichten und die verbindenden Glieder der Belluneser und Kreidebildungen den Zusammenhang derselben hinsichtlich ihrer Bildungsweise und der Periode ihrer Aufrichtung. — Diese Forschungen in den Venetianer Alpen liefern also dasselbe Resultat, zu welchem auch die in anderen, zum Theil kleineren Gebirgen angestellten Untersuchungen geführt haben: daß die Erhebung der Gebirgsketten nicht einer einzigen Ursache zugeschrieben werden kann, sondern daß man zur Erklärung ihrer gegenwärtigen Höhe, Gestalt und Structur oft eine Reihe von Wirkungen annehmen muß, die sich nicht durchgehends auf das Emporsteigen am Tage liegender Massen zurückführen lassen.

Das vorliegende Werk zeichnet sich durch Schönheit des Druckes aus, wobei nur zu beklagen, daß der Text durch eine große Anzahl von Druckfehlern entstellt worden. Eine aus sechs Blättern bestehende geognostische Karte nebst zahlreichen Gebirgsansichten und Darstellungen von Lagerungs- und Structurverhältnissen erhöhen dem Werth der schätzbaren Arbeit. Auch hierbei ist der Verfasser streng der Natur gefolgt, und hat keine ideale Gebirgsprofile, die eine so beliebte Ausschmückung geognostischer Schriften sind, geliefert.

### W o l f e n b ü t t e l.

In der Holle'schen Buch = Kunst = und Musikalien = Handlung 1845. Anton Ulrich und Elisabeth Christine von Braunschweig = Lüneburg = Wolfenbüttel. Eine durch archivalische Actenstücke begründete Darstellung ihres Uebertritts zur römischen Kirche, von Wilhelm Hoek. XIV und 320 Seiten in Octav.

Die Einleitung dieser trefflichen, auf der Benutzung von meistentheils noch nicht veröffentlichten Actenstücken beruhenden Monographie führt in der Einleitung das Leben am Hofe zu Wolfenbüttel während der zweiten Hälfte des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts an uns vorüber. Die Charakteristik der Glieder der fürstlichen Familie, die gelehrte und theologische Richtung von Herzog August und dessen Kindern, die Stellung von Helmstedt und besonders von Georg Calixt in den confessionellen Streitigkeiten, das Alles ist mit Glück gezeichnet. Wenn sich dann der Verf. den politischen Verhältnissen und namentlich den Spaltungen zwischen den beiden welfischen Linien zuwendet, so glaubt Ref. bei dieser Gelegenheit

eben so wenig die Bemerkung, daß die Darstellung nicht durchweg mit der erforderlichen Unbefangtheit abgefaßt sei, zurückdrängen zu können, als derselbe, von dieser einzigen kleinen Ausstellung abgesehen, in dem vorliegenden Werke einen eben so wichtigen als interessanten Beitrag für die innere Geschichte Deutschlands erkennt.

Die Persönlichkeit von Ernst August und ein Zusammentreffen verschiedener glücklicher Verhältnisse bewirkten das Steigen des jüngeren Hauses von Braunschweig=Lüneburg. Die Macht derselben wurde durch die Begründung der Primogenitur concentrirt. Daß Ernst August die letztere ordnete, zeugt nur davon, daß er die Forderungen seiner Zeit richtig verstand, daß er das durch Einheit bedeutende Gewicht eines welfischen Hauses nicht abermahls durch Theilungen geschwächt sehen wollte. Daß des Herzogs nachgeborene Söhne sich hierüber erbittert zeigten, liegt nahe; daß sie am Hofe zu Wolfenbüttel, der mit Mißbehagen auf die Macht der jüngeren Linie sah, Rath und Unterstützung fanden, mag immerhin eine 'Vertheidigung auf echt politische Weise' genannt werden; ehrlich war es nicht gehandelt, und man muß zugeben, daß dadurch der Grund zu einem tiefen Zwiespalte zwischen den Bettern gelegt wurde und zwar ohne Provocation von Seiten der jüngeren Linie. Sonach gab sich die feindselige Gesinnung zuerst in Wolfenbüttel kund. Der Eindruck hiervon war in Hannover zu bleibend, als daß er durch darauf folgende Versicherungen freundlicher Gesinnung hätte wieder verwischt werden können. Die Erwerbung der Kur steigerte das Mißbehagen in Wolfenbüttel. Daß Blume in die Verschwörung von Maximilian Wilhelm verwickelt gewesen sei, ist allerdings nicht erwiesen,

da die auf diesen merkwürdigen Hochverraths-Proceß bezüglichen Acten nicht veröffentlicht sind, darf aber, bei des Prinzen Verhältnis zu Wolfenbüttel, mit einigem Rechte vorausgesetzt werden. Unbezweifelt ist das nahe, durch ununterbrochenen Briefwechsel genährte Verhältnis von Anton Ulrich zu der unglücklichen Sophia Dorothea, und zwar in einer Zeit, als diese nicht ohne Grund die höchste Erbitterung gegen den Hof in Hannover hegte. Am entschiedensten aber förderte der Ehrgeiz von Anton Ulrich die mißliche Stimmung, welche allerdings in der Theilung zwischen Heinrich und Wilhelm ihren primitiven Grund hat, ohne daß man jedoch bei dieser Gelegenheit zu dem Ausspruche berechtigt ist, 'es habe Heinrich seinen jüngeren Bruder gutmüthig zum Mitregenten angenommen.' Eine Regierung zur gesammten Hand brachte das Herkommen im welfischen Hause mit sich. Wie nach dem Tode von Ernst dem Frommen dessen vier Söhne, wenn auch unter Vormundschaft, der Regierung vorstanden, so, nach dem Tode von Friedrich und Franz Otto, die beiden überlebenden Brüder Heinrich und Wilhelm. Anton Ulrich trug kein Bedenken, diese von seinem Großvater eingegangene, von seinem Vater anerkannte Theilung anzufechten. Er war es vornehmlich, der den Bund der correspondierenden Fürsten ins Leben rief, der, um nur des Bruderhauses aufringende Macht zu beschränken, sich mit Ludwig XIV., dem Erbfeinde des deutschen Reichs, in Unterhandlungen einließ, dann den Bund abschloß. Allerdings unternimmt der Verf. nicht, das Verfahren von Anton, dem weder der ältere und regierende Bruder, noch später der eigene Erbprinz beistimmten, zu rechtfertigen. Aber die Bil-

ligkeit hätte erheischt, daß neben den wolfenbüttelschen Beschwerdeschriften auch die Rechtfertigungen von Hannover und Celle \*) in der Darstellung ihre Berücksichtigung gefunden hätten.

Das Vermählungsproject in Bezug auf Elisabeth Christine und Erzherzog Carl, die hierauf bezüglichen Verhandlungen, die kleinen Schliche und Umwege von Anton Ulrich sind genau, nicht ohne die Würze einer gewissen Laune, mitgetheilt, häufig mit Correspondenzen verwebt, überall in jener eigenthümlichen Frische, welche schwerlich auf künstlichem Wege gewonnen werden kann, sondern sich immer als eine Folge der Studien von Originalurkunden ergibt, die nach und nach das treue Bild der Vergangenheit in dem Leser erstehen lassen. Eine Auseinandersetzung der s. g. irenäischen Versuche von Leibniz und Molanus findet hier mit Recht ihren Platz. Doch thut der Verf. dem frommen Molanus Unrecht, indem er ihn der Eitelkeit zeibt. Daß sich der Abt von Loccum nur mit seinem Taufnamen unterschrieb, war eine Sitte, die aus der eigenthümlichen Stellung des Klosters hervorging und die sich bekanntlich bis in die neueste Zeit erhalten hat.

Treuer ist der Helmstedter Fabricius geschildert. Doch möchte man ihn lieber als den geschmeidigen, unterthänigst dienstbesessenen Hoftheologen, denn als den 'liberalen Theologen' bezeichnen. Sein Gutachten hat mit Recht hier Raum gefunden, so wie die Opposition der Hofprediger in Wolfenbüttel-

\*) Ursachen, warumb das Haus Braunschweig-Lüneburg Cellischer Linie gegen die vom Hause Braunschweig-Lüneburg Wolfenbüttelscher Linie vorgenommene ungemeyne Armatur seine Sicherheit zu beobachten ic. gemüßigt worden. 1702. Quart.

tel — wollen wir sie etwa illiberale Theologen nennen, weil sie, der Stimme des Gewissens treu, mit der Gluth der Ueberzeugung gegen den Uebertritt der Prinzessin eifern? — welche durch keine Drohung bewogen werden konnten, anders zu handeln, als die Pflicht ihres Amtes ihnen auferlegte —. Der Verlauf der dadurch herbeigeführten Streitigkeiten, in welche heimische und ausländische Theologen hineingezogen wurden, der Abdruck des Gutachtens von Leibnitz, der Ansichten von Molanus, Thomasius u. A., die zum Theil mit großer Schärfe abgefaßten Gegenschriften, sind eben so interessant als gründlich erörtert.

Dann führt uns der Verf. zu Elisabeth zurück. Wir finden sie meist von Katholiken umgeben; die im Catechismus des Canisius enthaltenen Lehrensätze werden ihr erläutert; ein von Wien gesandter Jesuit überzeugt sich persönlich von den Fortschritten der Prinzessin im Auffassen der römischen Lehre. Ihm folgen bald andere Ordensbrüder von Wien und Hildesheim, mitunter, wie einst in Stockholm, als der Tochter von Gustav Adolph der Glaube des Vaters nicht mehr genügte, verkappt, unter erdichteten Namen, als routinierte Weltleute. Ihnen übergibt Elisabeth ihre schriftlich abgefaßte 'moderirte' Glaubenserklärung. Nahm man diese anfangs als ausreichend entgegen, so zeigte sich bald, wie wenig man sich durch dieses Document gebunden fühlte. Der Verf. vermeidet mit Recht bei dieser Gelegenheit jedes Raisonnement; er ist des Eindrucks gewis, den die beredte Sprache der mit Feinheit an einander gereihten Thatsachen auf jeden Leser machen wird; er bedarf der Ueberredung nicht, da er zu überzeugen versteht. Hiernach begegnen wir der Prinzessin

in Wien und auf der Reise nach Spanien. Ihr Empfang am kaiserlichen Hoflager, der Eindruck, welchen die liebenswürdige Fürstentochter dort machte, wird nach den in Wolfenbüttel aufbewahrten Correspondenzen geschildert.

Die im vierten Abschnitt enthaltene Erörterung des Uebertritts von Anton Ulrich zur römischen Kirche wird den Leser nicht in gleichem Maße befriedigen. Sollte in der That das Archiv zu Wolfenbüttel die erwünschten Aufschlüsse, namentlich über des Herzogs merkwürdigen Plan, die kölnische Kur und das Bisthum Hildesheim zu erwerben, nicht mehr enthalten? Ist die Aeußerung, welche Poellnitz in seinen hier nicht berücksichtigten Memoiren gibt, gegründet, daß Anton Ulrich seiner Enkelin schon bei deren Uebertritt das Versprechen ertheilt habe, gleichfalls den evangelischen Glauben zu verlassen? Daß der Herzog nicht aus religiöser Ueberzeugung, sondern aus politischen Gründen handelt, kann, trotz des Raisonnements von Käsewiz, keinem Zweifel unterliegen und wird von dem Verf. auf kurze aber schlagende Weise auseinander gesetzt.

Hiermit schließt diese Monographie, für welche sich jeder Leser, dem es um Wahrheit zu thun ist, dem Verf. zum wärmsten Danke verpflichtet fühlen wird. Der Anhang enthält eine scharfe aber gerechte Kritik der 1843 zu Einsiedeln erschienenen Schrift *Heiners* (Geschichte der Zurückkehr der regierenden Häuser von Braunschweig und Sachsen in den Schooß der katholischen Kirche.), deren gehäuften Gebrechen, absichtliche Verfälschungen, schlaue Deutungen und kleine dialectische Kunstgriffe, offen, wie es sich gebührt, aufgedeckt werden.

Hav.

## P a r i s.

Librairie philosophique de Ladrangé 1843.  
 Les fées du moyen-âge, recherches sur leur  
 origine, leur histoire et leurs attributs, pour  
 servir à la connaissance de la mythologie gau-  
 loise par L. F. Alfred Maury. IX u. 101  
 Seiten in Octav.

Diese kleine Schrift enthält eine geordnete und  
 übersichtliche historische Zusammenstellung des mit-  
 telalterlichen Feenglaubens; sie bietet aber dem-  
 jenigen, welcher mit den frühern Bearbeitungen  
 dieses Gegenstandes, namentlich den gründlichen  
 Untersuchungen von H. Schreiber (die Feen in  
 Europa, Freiburg im Breisgau 1842) bekannt ist,  
 wenig Neues von Erheblichkeit. Auch Hr Maury  
 sucht nachzuweisen, daß die Feensagen sich auf den  
 Ueberresten des altceltischen Cultus der unter dem  
 Namen matres, Junones etc. häufig erwähnten  
 Gottheiten und auf verdunkelten Erinnerungen an  
 das celtische Priesterthum aufgebaut haben, wo-  
 mit sich in christlicher Zeit noch andere Ueberbleib-  
 sel des Heidenthums verschmolzen. Die Zusam-  
 menstellung der celtischen Sagen von den Feen  
 mit den deutschen Zwergensagen, welche von S. 69  
 an gegeben wird, zeigt allerdings, daß eine große  
 Uebereinstimmung derselben in Einzelheiten Statt  
 findet; aber der Verfasser hätte auch auf den be-  
 deutenden Unterschied aufmerksam machen sollen,  
 welcher zwischen den Feen des celtischen und den  
 Zwergen und andern untergeordneten Wesen des  
 deutschen Volksglaubens besteht.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

119. Stück.

Den 26. Julius 1845.

---

## Benachrichtigung.

Um den beschränkten Raum dieser Blätter zu erweitern, wird denselben von nun an, in zwanglosen Lieferungen und ohne den bisherigen Preis zu erhöhen, ein Beiblatt beigegeben werden, welches zur Aufnahme von Berichten über die Verhandlungen der Societät, so wie über die Institute und Angelegenheiten der Universität bestimmt ist.

P a r i s,

bei Brockhaus und Avenarius 1841. Le Parménide, dialogue de Platon, traduit et expliqué par J. A. Schwalbé, docteur-és-lettres. 404 Seiten in Octav.

E b e n d a s e l b s t,

bei Charpentier 1842—1844. Oeuvres de Platon, précédés d'arguments et d'une esquisse sur la philosophie de Platon par M. Schwalbé. Série I und 2, dialogues biographiques et mo-

raux; série 3, dialogues métaphysiques. XXXVI und 533, 615, 599 Seiten in Duodez.

Hr Schwalbe, der nicht nur einen deutschen Namen trägt, sondern auch deutsche Wissenschaft kennt und schätzt, hätte sich ein wahres Verdienst erwerben können, wenn er dem Publicum, für welches er zunächst geschrieben hat, die Resultate der neueren Forschungen deutscher Gelehrten über platonische Schriften und Lehren hätte mittheilen und diese dann selbst mit der Klarheit und Schärfe des gesunden Urtheils würdigen wollen, deren Palme wir bei allem gerechten Stolge auf die Gründlichkeit und Tiefe unserer wissenschaftlichen Bestrebungen doch in vieler Hinsicht unseren westlichen Nachbarn einräumen müssen. Aber leider hat er keines von beidem gethan, sondern sich größtentheils mit Uebersichten und Auszügen begnügt, die nur zu häufig an die weiland Tiedemannischen Argumenta erinnern, oder wo er auch eigene Ansichten und Betrachtungen damit verknüpft, so sind diese doch wieder so modern und dem Geiste und Inhalte der platonischen Gespräche so fremd, daß man mitunter nicht einmahl ihren Zweck und jedenfalls nicht ihren Nutzen einseht. So reißt ihn die heraklitische ἀρμονία τόξου καὶ λύρας in der Rede des Eryximachos im Symposion zu folgender Ergießung fort: ainsi, lorsque l'esprit s'oppose à lui-même comme à quelque chose de différent et qu'il revient à lui-même, il produit la pensée; il existe d'abord en lui-même, ensuite il entre en rapport avec la nature et existe en autre chose, puis il revient à lui-même et produit en conception, worauf dann gar noch eine naturphilosophische Anwendung folgt: c'est encore ainsi que le soleil s'opposant à lui-même lance ou distingue les planètes dans

l'espace u. s. w.; und vor den Unterasten hat der Verf. statt einer Einleitung in das Gespräch geradezu eine Art von eigenem philosophischem System aufgestellt, *parce qu'il est douteux que ce dialogue soit de Platon, et que j'ai cru utile de montrer comment il faut interpréter le précepte de Delphes ou ce qu'il faut entendre par la philosophie!*

Nur die Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen, daß er den Windungen der platonischen Dialektik mit Feinheit und Geschicke zu folgen versteht, und dadurch wird auch sein Parmenides, durch welchen er sich zunächst für die größere Arbeit empfohlen zu haben scheint, jeden Leser so lange und in so weit befriedigen, als er die scheinbaren Widersprüche, in welchen sich jenes Gespräch bewegt, auf ihr rechtes Verhältnis zurückführt und den Gegensatz des abstracten Eins mit dem seiend gedachten in seinen formalen Wirkungen nachweist; um so bedauerlicher ist es aber, daß er sich auf dieser idealen Höhe, welche die eigentliche Sphäre platonischer Speculation ist, nicht halten kann, sondern in Allem nach einem concreten Inhalte, einer realen Beziehung sucht, ohne zu bedenken, daß für den wissenschaftlichen Standpunct, welchen Plato einmahl einnimmt, die als seiend gedachten Formen eben das höchst Reale sind, das seine Bestimmung in sich selbst trägt und nicht erst von Außen zu empfangen braucht. Es geht ihm, möchten wir sagen, wie dem Anfänger in der Mathematik, der zwar die Functionen der Buchstabenrechnung mit mechanischer Geschicklichkeit vollzieht, dabei aber sich immer nicht der Frage erwehren kann, welche bestimmte Zahl denn dieser oder jener Buchstabe bedeute; wenigstens können wir es nicht anders auffassen, wenn er plötzlich

in der besten dialektischen Entwicklung das seiende Eins des Parmenides, l'unité en acte, wie er es nennt, als die Seele deutet, als die denkende und freie Seele (p. 342: ame intelligente et libre), auf welche er dann alles weitere, was Plato von jenem Eins sagt, bezieht, und eben so auch in der Skizze der platonischen Lehre vor seiner Uebersetzung p. XXVII die Idee zu einer vernünftigen Ursache macht, welche das, was den Gegenstand ihres Denkens ausmache, nicht allein denke, sondern auch in der erscheinenden Welt verwirkliche. Was daran Wahres ist, ist wiederum nur die negative Seite, daß die Idee nicht bloß ein abstracter Begriff unseres Geistes sei, nicht bloß in unserer Seele wohne; aber wenn er nun weiter die Frage aufwirft, wie denn die Idee in den Dingen existiere, oder mit Plato's Worten, wie die Dinge an den Ideen Theil haben, so ist es unbegreiflich, wie er sie so beantworten kann: de là il faut conclure que les choses participent aux idées en recevant d'elles l'être et la forme, et que les idées sont des causes intellectuelles, qui peuvent être partout présentes, parceque telle est la nature de l'esprit, comme notre volonté dans une sphère inférieure peut être présente en différents lieux, et faire exécuter plusieurs mouvements sans tomber elle-même dans le mouvement, zumahl nachdem er selbst vorher p. IV das richtige Verhältniß der Ideen zu dem Geiste, dessen reinste Gestalt die Gottheit ist, im echt platonischen Sinne geschildert hat: dieu a formé le monde sur les idées, exemplaires éternels de tout ce qui existe u. s. w. Verstehen wir ihn recht, so hat ihn das Schreckbild des *τοῖτος ἀνθρώπος* abgehalten, diese Geltung der Ideen als Musterbilder consequent zu verfolgen:

si les choses participaient aux idées par le moyen de la ressemblance, comme elles auraient en ce cas quelque chose de commune avec les idées, il y aurait une autre idée qui s'élèverait au dessus de la copie et du modèle et qui établirait ce rapport de ressemblance; Dieser Einwurf aber coordiniert den Begriff mit seiner concreten Erscheinung wechselseitig auf dieselbe Art, wie es die einzelnen Erscheinungen unter einander sind, während es doch die Natur dieses Verhältnisses mit sich bringt, daß letztere ersterem subordiniert sind, und dieses folglich den logischen Grund ihrer Gleichartigkeit unter einander und mit ihm in sich selbst trägt, ohne deshalb sei es mit der mechanischen Zersplitterung eines Ganzen in seine Theile oder mit der dynamischen Thätigkeit einer schaffenden Vernunft verwechselt werden zu dürfen.

Was den Verf. zu der letzteren Verwechslung namentlich verleitet zu haben scheint, ist die Stelle im Sophisten p. 247 C, die allerdings von den bisherigen Auslegern noch nicht so genügend behandelt worden ist, daß er nicht auch schon dafür Dank verdiente, die Aufmerksamkeit auf ihre möglichen Consequenzen gelenkt zu haben, die inzwischen doch bei näherer Betrachtung nicht das sagen dürfte, was Hr Schwalbe daraus folgert, daß nach Platos Ansicht alles Seiende und folglich auch das seiend gedachte Eins eine Kraft, also etwas Belebtes und mithin Seelenhaftes sein müsse, wenn es nicht der abstracten Gedankenform, in welcher es das Nichts ist, anheimfallen wolle. Allerdings sagt Plato anscheinend mit dürren Worten: λέγω δὴ τὸ καὶ ὁποιοῦν τινα κεκτημένον δύναμιν εἶν' εἰς τὸ ποιεῖν ἕτερον ὀτιοῦν πεφυκὸς εἶν' εἰς τὸ παθεῖν καὶ σμικρότατον

ὑπὸ τοῦ φαυλοτάτου, καὶν εἰ μόνον εἰσάπαξ, πᾶν τοῦτο ὄντως εἶναι· τίθεμαι γὰρ ὄρον ὀρίζειν τὰ ὄντα, ὡς ἔστιν οὐκ ἄλλο τι πλὴν δύναμις: gehen wir jedoch weiter, so werden wir inne, daß diese δύναμις keine puissance in dem Sinne von activité ist, wie es unser Verf. nimmt, sondern eben so wohl, ja noch mehr die Passivität, die Möglichkeit erkannt zu werden bezeichnet; vgl. p. 248 E: τὴν οὐσίαν δὴ κατὰ τὸν λόγον τοῦτον γινωσκομένην ὑπὸ τῆς γνώσεως, καθ' ὅσον γινώσκειται, κατὰ τοσοῦτον κινεῖσθαι διὰ τὸ πάσχειν, ὃ δὴ φάμεν οὐκ ἂν γενέσθαι περὶ τὸ ἡρεμοῦν: und wenn auch begreiflicherweise die erkennende Thätigkeit gleichfalls zu den οὔσι gehört, so folgt doch daraus noch nicht, daß diese gerade unter der οὐσία gemeint sei, welche sich im Parmenides mit dem Eins verbindet, geschweige denn daß diese seiende Einheit selbst die Vernunft wäre, deren Identität mit sich uns noch keineswegs gestattet, sie allerwärts, wo von Einheit die Rede ist, zu substituieren. Andere haben die Vernunft und ihre höchste Erscheinung, die Gottheit selbst, zu Ideen gemacht, weil sie doch seien und das Seiende nach Plato die Ideen seien; umgekehrt macht unser Verf. die Ideen und ihre höchste Form, die Einheit selbst, zur Vernunft, weil unter dem Seienden doch auch die Denkkraft begriffen sei; je schärfer aber Plato anderswo dieses Subject des Denkens von seinem Objecte, den Ideen, trennt, desto weniger darf man beide Gebiete durcheinander werfen, und wenn er dieses in der Stelle des Sophisten selbst zu thun scheint, so muß man nur bedenken, daß er dort zunächst einen polemischen Zweck verfolgt, dem es gar nicht auf jene Unterscheidung, sondern nur darauf ankommt, der Sphäre des Denkens als solcher mit

dem Sein, daß auch er in sie setzt, zugleich das Leben und die Bewegung zu retten, welche die megarische Schule ihr absprach. Aus dem Standpuncte dieser Schule, die er hier, wie im Parmenides, mit ihren eigenen Waffen bekämpft, ist daher auch das Einzelne zu fassen: wenn diese die ganze subjective Seite des Denkens mit der objectiven in dem seienden Eins als alleiniger Wahrheit zusammenfaßte und Gottheit, Vernunft u.s.w. nur als verschiedene Namen des Absoluten betrachtete (Diog. L. II. 106), so bedurfte es ja nur der Bemerkung, daß jene doch nicht als todt und unthätig gedacht werden könne (Sophist. p. 249 B: *συμβαίνει οὖν ἀκινήτων ὄντων νοῦν μηδενὶ περὶ μηδενὸς εἶναι μηδαμῶν*), um den Stillstand (*στάσις*), welchen die Gegner als unbedingte Eigenschaft des Absoluten aufstellten, in solcher Allgemeinheit als nicht vorhanden nachzuweisen; und so wenig wir auch selbst in der Stelle des Sophisten den Gegensatz zwischen der thätigen *δύναμις* des Geistes und der leidenden seines Object's verkennen können, so theilt sich doch die Gleichgiltigkeit, mit welcher die Megariker diesen Unterschied ansahen, auch ihrer Widerlegung in so fern mit, als es auch für diese völlig einerlei ist, in welchem Theile des Seienden und was für eine Art von Bewegung sie darthut, sobald diese nur mit irgend einem auch nach megarischer Ansicht wahrhaft Seienden verbunden erscheint.

Gerade hierin liegt dann aber noch ein weiterer größerer Mangel der vorliegenden Arbeit, den man nach so vielem, was bei uns seit Schleiermacher über die platonischen Dialoge geschrieben und geforscht worden ist, nicht mehr erwarten sollte: wir meinen die Nichtberücksichtigung der manigfachen Beziehungen, in welchen diese Schriften zu der

wissenschaftlichen Bewegung ihrer Zeit stehen, und was damit aufs Engste zusammenhängt, der eigenen Fortbewegung und Entwicklung ihres Verfassers, die sich an inneren und äußeren Merkmalen wenigstens im Ganzen und Großen so leicht verfolgen läßt. Wir wollen hier auf einen bekannten Streit nicht eingehen: aber so viel ist doch gewis, daß eine Anordnung, welche aus Euthyphron, Apologie, Kriton, Phädon, Gorgias, beiden Alkibiades, Menon und Philebos eine erste, aus Anterasten, Charmides, Laches, Hipparchos, Hippias II, Protagoras, Theages, Phädrus, Hippias I, Menexenos, Ion, Lysis, Symposion, Politikos eine zweite, aus Theätet, Kratylos, Euthydemos, Sophist, Parmenides, Timäos und Kritias eine dritte Reihe in dieser Folge zusammensetzt, von keiner deutschen Ansicht als eine wissenschaftliche betrachtet werden wird, obgleich der Herausgeber, wie schon die Zusätze auf dem Titel lehren, wirklich eine derartige Classification bezweckt zu haben scheint; und dieser Schiefheit und Confusion, die einerseits in dem Symposion, dem Phädon, dem Phädrus und Philebos nichts als einen biographischen oder moralischen, andererseits in dem Euthyphron einen metaphysischen Charakter erkennen kann, entsprechen denn auch die Einleitungen, aus welchen wir schon oben einige Proben mitgetheilt haben und hier zum Schlusse noch ein Paar andere hervorheben wollen. So wird gleich die Bestimmung des Euthyphron in nichts Geringeres gesetzt, als die Religion des Heidenthums umzustürzen: on voit l'importance de ce petit dialogue, qui ne tend à rien moins qu'à renverser la religion et le culte tels qu'ils étaient établis chez les païens, et c'est là une tentative, que Socrate a payée de la vie, woran sich



dann noch eine weitere Diatribe schließt, die mit den Worten endigt: ainsi il était facile à Socrate, avec sa droite et ferme raison, et à Platon avec sa dialectique profonde, d'attaquer et d'ébranler le paganisme; et ces deux hommes ont été en quelque sorte les préparateurs de la doctrine meilleure qui devait suivre celle qu'ils ont combattue! Letzteres können wir allerdings bis zu einem gewissen Grade einräumen; aber jedenfalls hat daran der Euthyphron den geringsten Antheil, dessen practische Bedeutung höchstens die sein kann, zu zeigen, welche unklare Begriffe über Frömmigkeit unter Menschen herrschten, die Sokrates wegen Gottlosigkeit verurtheilen wollten; und wer Sokrates oder Platon die bewußte Absicht unterlegt, die Religion ihres Volkes zu verdrängen, kann weder an Mem. I. 3. 1 und IV. 3. 16, noch an Republ. IV, p. 427 und Tim. p. 40 gedacht haben. Nicht minder seltsam tritt uns die Einleitung zum Charmides entgegen, wo der Verf. geradezu die platonische σοφροσύνη mit der σοφία verwechselt hat; wenigstens stellt er das Thema ganz einfach so: il s'agit de la sagesse humaine et des différentes manières de la définir, und in diesem Sinne hat er dann auch versucht dem Gespräche, dessen Ergebnis er für rein negativ hält, einen positiven Schluß zu geben, wo von der ἐπισημήνη περί τὸ ἀγαθὸν καὶ κακὸν p. 174 C, deren Bedeutung ihm allerdings nicht entgangen ist, gleichwohl folgende dem Wesen des Ganzen völlig fremde Anwendung gemacht wird: or ce qui est bien, c'est tout ce qui entretient et développe l'être physique et l'être moral qui constituent l'homme; c'est donc vers l'être que l'homme sage doit toujours tendre, et lorsqu'il y renonce, ce doit encore être pour conserver l'existence à

ce qui l'emporte sur lui; et le dévouement le plus absolu et le plus sublime, au lieu de perdre l'ame, ne fait que l'élever à la plus haute vertu, c'est à dire lui procurer la plus grande somme possible d'être et la consommer tout d'un coup en perfection! Daß der Verf. überhaupt nur zu geneigt ist, solchen Dialogen, die ihr quod erat demonstrandum nicht am Schlusse auf den Händen tragen, ein bloß verneinendes Resultat beizulegen, hat er freilich auch mit vielen andern Zeitgenossen gemein; im Theätet ist es aber doch unseres Erachtens zu klar, daß die Definition der *ἐπιστήμη* als *ἀληθῆς δόξα μετὰ λόγου*, die sich ja im Menon p. 98 A fast wörtlich wiederfindet, nicht so schlechthin wie die vorhergehende, sondern nur in so fern verworfen werden kann, als man den *λόγος* in einer falschen Bedeutung auffaßt, und mithin kein Grund vorhanden war den Leser mit einer trockenen Verweisung auf das fünfte Buch der Republik abzuspiesen, von dem man höchstens sagen kann, daß es den versprochenen und nicht zu Stande gekommenen Philosophos ersetze. Aber freilich hat er auch den Schluß des Menon nicht verstanden, der ihn zu folgendem ganz unplatönischen Raisonnement veranlaßt: *mais pour assujétir ainsi la partie animale à la partie humaine, il faut aimer l'ordre, il faut trouver son bonheur dans sa propre perfection et dans celle de ses semblables; en un mot il faut aimer, et c'est le côté de la vertu, qui ne peut s'enseigner; on peut bien apprendre les différents devoirs qu'on a à remplir, mais on ne peut apprendre la force nécessaire à leur accomplissement, et lorsque l'ame n'est pas doucement inclinée vers la vertu, tout effort purement humain devient stérile et vient échouer devant les passions,*

dont la voix tumultueuse étouffe celle de la raison; — was würde Plato, der es geradezu für unmöglich erklärt, daß Jemand das Rechte wissen und nicht thun sollte, dazu sagen, daß alles Lernen zur Tugend nicht hinreiche, und es einer *ῥοπή ἀλογος* bedürfe, um die Vernunft vor der Ueberwältigung durch die Leidenschaften zu retten? Und was sollen wir endlich dazu sagen, daß die ganze Analyse des Phädroß sich ausschließlich mit dem ersten Theile oder der Lehre von der Liebe beschäftigt, von dem Inhalte des zweiten oder der Rhetorik kaum beiläufig die Rede ist und der Leser über das Verhältnis beider auch nicht mit einem Worte aufgeklärt wird? Hr Schwalbe meint zwar, dieser Dialog, den er nach der gemeinen Ueberlieferung für Platos erstes Werk hält, enthalte die Keime des Phädon, des Gorgias, und des Parmenides; und von dem ersten kann man es immerhin einräumen; vom Parmenides aber dürfte es schwer zu beweisen sein, und was den Gorgias betrifft, so muß man erst in diesen hineinlegen, was Hr Schwalbe B. I, S. 183 thut: l'orateur homme de bien ne cherchera donc pas à nourrir ou à soulever les passions qui fermentent dans les ames, il tâchera de les calmer u. s. w., um auch nur einen Schatten von der Definition zu finden, die derselbe aus dem Phädroß von der Rhetorik entnimmt: qui est l'art de persuader par la connaissance de la vérité.

Wie wenig hiernach für uns aus dieser neuen Bearbeitung der platonischen Gespräche zu gewinnen ist, leuchtet ein; in wie fern sie für Frankreich neben der Cousin'schen überhaupt nöthig war, wollen wir um so weniger entscheiden, als wir uns nie die Mühe genommen haben, den Text der letztern mit dem Originale zu vergleichen, obgleich wir der gegenwärtigen das Zeugnis nicht versagen können,

daß sie, wo wir nachgeschlagen haben, uns freu und sinngemäß erschienen ist. Der Vorrede zufolge scheint sie allerdings ursprünglich nur auf eine Revision der früheren Uebersetzungen von Dacier und Grou abgesehen gewesen zu sein; da diese inzwischen bei Weitem nicht alle Gespräche umfassen, so hat Hr Schwalbe die übrigen ergänzt und auch jene so verbessert, daß das Ganze als seine Arbeit angesehen werden darf. Nur Republik und Gesetze fehlen, wie unsere Leser auch schon aus der obigen Uebersicht entnommen haben werden, weil sie schon früher bei demselben Buchhändler erschienen waren; doch hat er wenigstens von der erstern in seiner Einleitung einen weitläufigen Auszug gegeben, wo wir aber freilich auch wieder nicht begreifen, wie er wiederholt von vier Bürgerclassen reden und dieselben gar p. XXIV mit den vier Elementen vergleichen kann, während die Dreitheilung nach den entsprechenden Theilen der Seele eine Grundform platonischer Ethik ist, und laboureurs artisans und commercants ihre gemeinschaftliche Stelle in der dritten Classe finden. K. Fr. H.

### U t r e c h t,

bei Kemink und Sohn 1843. Disputatio historico-antiquaria de provinciis Romanorum, quam ... pro gradu doctoratus ... examini submittit Petrus Fontein, Franquera-Frisus. Acht unpaginierte und 188 Seiten in Octav.

Eine gelehrt aussehende Erstlingsarbeit, die in- zwischen mehr den Charakter einer leichten und gedrängten Uebersicht des Bekannten als einer auf selbständiger Forschung beruhenden Monographie trägt, und deshalb, nachdem sie ihren nächsten Zweck erreicht hat, in der Wissenschaft schwerlich einen Platz

behaupten wird. Höchstens mag sie, da der Verf. eigentlich Jurist ist, dem Philologen einige Nachweisungen aus diesem Gebiete an die Hand geben, oder umgekehrt dem Juristen die Bekanntschaft einiger neuer philologischer Erscheinungen verschaffen können; im Ganzen haben jedoch beide ihren Sigonius, über dessen Standpunct auch unser Vf. nicht wesentlich hinausgeht, und was Einzelheiten betrifft, so bieten selbst Compendien wie Kreuzer und Fuß manche Züge dar, von welchen derselbe keinen Gebrauch gemacht hat. Wie ungenau er im Detail verfährt, zeigt z. B. die kurze Erledigung p. 95, wo er vom Gefolge der Statthalter spricht: *quibus omnibus sub imperatoribus accedebant feminae, libera republica exclusae*, mit dem Citate Sueton. Aug. c. 24, wo gerade das Gegentheil steht: *ne legatorum quidem cuiquam nisi gravate hibernisque demum mensibus permisit uxorem intervisere*, während er Tac. Ann. III. 33 und IV. 20 oder Juv. VIII. 128 anführen konnte; eben so p. 97: *deinde in itinere faciendo, i. e. provincia ingredienda, ratione (?) viae praescribebantur quaedam, a quibus recedere non licebat praesidibus .. idcirco leges latae erant, quae viam diserte definiebant*, mit Verweisung auf Cic. ad Att. V. 13 und VI. 8, wo nichts weiter zu finden ist, als die nackte Thatsache, daß Cicero als Statthalter von Cilicien über Ephesus ein- und ausgereist ist, während der classischen Stelle in Vatin. c. 5 mit keinem Worte Erwähnung geschieht. Ueber Controversen gleitet er gewöhnlich trockenen Fußes hinweg, wie p. 91 über die *lex curiata de imperio*; in der einzigen, auf die er p. 112—117 etwas näher eingeht, über die Jurisdiction des Senats in politischen Vergehen der Provinzialen zu Verr. II. 1. 24 gegen Dirksens civilist. Abh. B. I, S. 137,

fand er von seinem Landsmanne Tresling in der gediegenen Abhandlung *de Romanorum prudentia in populis sub imperium suum subjungendis conspicua* (Groningae 1834) genügend vorgearbeitet, wogegen er z. B. p. 109 über die *Recuperatoren* nicht einmahl die Arbeiten von Huschke und Sell kennt, und p. 160 über den *Arabarchen* und *Arabarchen* außer *Barges de statu Aegypti*, dessen Ansicht er noch dazu sehr mangelhaft excerpiert, keinen andern Schriftsteller angesehen hat. Auch gleich zu Anfang ist es eben so unzulänglich als verkehrt, von dem weitesten Sinne des Wortes *provincia*, in welchem es jeden Beruf bedeutet, auszugehen und diesen als den ursprünglichen an die Spitze zu stellen, indem *vincere* s. v. a. *acquirere*, *consequi* sei: unde *provincia proprie id sit, quod quis acquirit, consequitur, faciendum v. c. nanciscitur, munus idcirco*; als ob das Amt oder Geschäft eine Art von Eroberung heißen könnte; betrachten wir das höchst charakteristische Mittelglied der *provinciae quaestoriae*, von welchen Hr. Fontein freilich auch sehr unklare Vorstellungen hat — er spricht von *vieren*, in *quas Romani, Italia sibi stipendiaria reddita, quaestores mittere solebant* — so kann man wohl kaum zweifeln, daß das Wort, welches ursprünglich nur das auswärtige *Commando* eines Magistrats bezeichnete, zunächst auf alle durch das Loos unter die öffentlichen Beamten vertheilten Geschäfte überging, und dann erst metaphorisch zu jener Bedeutung ausgedehnt ward, die, wenn sie auch schon bei den frühesten Zeugen der römischen Schriftsprache vorkommt, doch nach allen Gesetzen gesunder Sprachforschung nicht die älteste sein kann. Was endlich die Aufzählung und Geschichte der einzelnen römischen Provinzen betrifft, so finden wir auch hier nur das Alte, wie es seit

Sigonius in Duzenden von Büchern und noch neuerdings in dem *Hy Fontein* wie es scheint unbekannt gebliebenen Staatsrechte der römischen Unterthanen von Hopsensack (Düsseldorf 1829) wiederholt ist; wie wenig sich der Verf. auch in dieser Hinsicht von überlieferten Irrthümern zu freier Forschung erhoben hat, zeigt z. B. die längst widerlegte Annahme, daß Achaia schon nach der Eroberung Korinths römische Provinz geworden sei, während sich bis auf Cäsar die deutlichsten Spuren seiner Freiheit nachweisen lassen (Griech. Staatsalterth. §. 190, Note 3); und wenn er auch der Zeit nach über Sigonius hinausgeht, und die Provinzen der Kaiserzeit gleichfalls mit in den Kreis seiner Betrachtung zieht, so geschieht dies doch so aphoristisch ohne alles geographische oder chronologische Princip, daß man deutlich sieht, wie er seine schöne Aufgabe gar nicht nach Gebühr verstanden hat. Was sich auch nach den vorhandenen Vorarbeiten, insbesondere auf dem Grunde der mit verzüngten Kräften auslebenden Epigraphik, für die Einzelgeschichte der römischen Provinzen thun ließe, ist keinem Alterthumsforscher unbekannt; eben deshalb aber glaubten wir unserem Publicum gegenwärtige Anzeige schuldig zu sein, um dasselbe vor der trügerischen Hoffnung zu warnen, als ob hier Etwas in diesem Sinne beabsichtigt oder geleistet worden sei; möge eine richtigere Einsicht in das Bedürfnis der heutigen Wissenschaft den Verfasser, dem wir Talent dazu nicht absprechen wollen, oder einen seiner Altersgenossen recht bald zu einer neuen und selbständigen Arbeit über diesen Gegenstand begeistern!

K. Fr. H.

M a n n h e i m,

bei Bassermann 1844. Von lebenden Würmern und

Insecten in den Geruchsorganen des Menschen. Von Friedrich Tiedemann.

Der berühmte Vf. erfreut uns wiederum durch eine kritische Monographie über einen Gegenstand, dessen Besprechung sehr erwünscht erscheinen muß. Die Naturwissenschaften haben jedem Aberglauben so den Tod geschworen, daß sie mit inquisitorischer Strenge zuweilen auch über Unschuldigen den Stab brechen, wenigstens den juristischen Grundsatz, daß man Jeden so lange für einen ehrlichen Menschen halten solle, bis er sich als Spitzbube erwiesen hat, umkehren und jede Geschichte für ein Märchen halten, bis sie 7 Zeugen zur Gewährleistung aufzuweisen hat. So vortheilhaft ein gewisser Grad von Skepsis ist, so wenig wissenschaftlich ist eine Uebertreibung derselben. Haben wir es doch kürzlich erleben müssen, daß ein Chemiker alle Fälle von spontaner Verbrennung für Märchen erklärt, aus dem einfachen Grunde, weil der Körper zu  $\frac{3}{4}$  aus Wasser bestehe! Wunderbar! Abends legt sich ein Mensch ins Bette, am Morgen liegen da nur Reste von verbrannten Gliedern, — dieselbe Sache kommt mehrfach vor, — gerichtliche Untersuchungen finden natürlich Statt, — dennoch ist Alles Erdichtung und Märchen, weil der Körper zu  $\frac{3}{4}$  aus Wasser besteht. — So hat man auch in neuerer Zeit mehrfach die hier berührten Thatsachen in Zweifel ziehen wollen, und deshalb scheint es mir wichtig, daß ein Naturforscher von Gewicht in seiner bekannten treuen historischen Weise die Fälle zusammenstellt, wo lebende Thiere in den Nasenhöhlen und den damit zusammenhängenden Höhlen gefunden sind. In Bezug auf das Detail muß ich auf das Schriftchen selbst verweisen, welches alles Hierhergehörige in solcher Kürze zusammenstellt, daß ein Auszug einem Nachdrucke ähnlich werden würde. Die Thiere, welche bis jetzt in den besagten Theilen gefunden wurden, sind: *ascaris lumbricoides*, *scolopendra*, *forficula*, Larven von *dermestes*, *musca carnea* und *vomitaria*, *oestrus avinus*, und schließlich Blutegel, deren einer bei beabsichtigtem Ansetzen in die Nase kroch und tödtliches Nasenbluten veranlaßte; der andere war ohne Wissen des Kranken hineingekommen und wurde noch ausgenießt. Als Schlussfolgerungen gibt der Verf. die Erscheinungen an, welche solche Thiere hervor rufen, und die zweckmäßigen Mittel sie zu entfernen.

D. Kohnrausch.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

120. Stück.

Den 28. Julius 1845.

---

S t u t t g a r t.

In C. Schweizerbarts Verlagsbandlung 1836 bis 1844. Geologie oder Naturgeschichte der Erde, auf allgemein faßliche Weise abgehandelt, von K. L. v. Leonhard, Geheimenrathe und Professor an der Universität zu Heidelberg. Erster bis fünfter Band. Mit Stahlstichen, colorirten Lithographien und mehreren dem Texte inserirten Abbildungen.

Der gelehrte, durch viele naturwissenschaftliche Schriften berühmte Hr Verfasser beabsichtigt, durch diese ausführliche, von vielfältig abgeänderten Standpunkten ausgehende, Betrachtung der Veränderungen, welche unser Erdball erlitt, und wodurch die Formen hervorgerufen wurden, in welchen derselbe dem aufmerksamen Beobachter gegenwärtig erscheint, allen Gebildeten ein unterhaltendes Handbuch zu überreichen, aus welchem ein Jeder klar und deutlich, eine hinlängliche und gründliche Belehrung über diejenige Wissenschaft schöpfen kann, welche wir Geologie oder Naturgeschichte der Erde benennen.

Daß von dem Herrn Verfasser auch schlechtthin 'Populäre Vorlesungen über Geologie' benannte Werk, handelt die darin von ihm aufgenommenen Gegenstände, in 87 Vorträgen, mit einer solchen Umsicht und in einer solchen klaren Reihenfolge ab, daß selbst dem in die zur Auffassung der abgehandelten Gegenstände erforderlichen Vorkenntnisse nicht eingeweihten Leser, Nichts von den in diesem Werke so angenehm und unterhaltend vorgetragenen Materien, unklar und unverständlich bleiben wird.

Es umfassen die Vorträge, welche durch eine große Anzahl von Stahlstichen und durch viele dem Text inserierte Abbildungen geziert und erläutert, ferner zur Erleichterung der Auffindung einzelner in denselben abgehandelter Gegenstände, mit einem ausführlichen Register versehen worden sind, einen so überaus reichen Schatz von allgemein wissenschaftlichen naturwissenschaftlichen Kenntnissen, daß dieselben in keiner Büchersammlung eines auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machenden Mannes fehlen dürfen. Gewiß wird jeder Leser derselben durch den anziehenden Vortrag der Schrift gefesselt und durch die unzähligen Erläuterungen und Belehrungen, wovon jede Seite derselben zeugt, zum rastlosen Fortschreiten in dieser Lectüre erregt und angetrieben werden. Kein einziger Leser wird das Werk, ohne vielfache Belehrung empfangen zu haben, aus der Hand legen, von vielen abgehandelten Materien wird er die Lesung wiederholen, ja es wird sich bei ihm gewiß, mit jedem durchgelesenen Bande, das Interesse für die abgehandelten Gegenstände steigern, welche ihm so viel Wunderbares vorführen, das von unsern größten Naturforschern beobachtet, aus den besten Quellen zusammengetragen und auf so angenehme

Weise wiedergegeben wurde. Von der ersten, zweiten und dritten Abtheilung des ersten Bandes dieser Geologie ist in diesen Blättern bereits früher (Jahrg. 1837 St. 25) von einem andern Recensenten eine Anzeige geliefert; es wird aber dennoch bei der jetzigen gänzlichen Vollendung des Werkes nicht überflüssig erscheinen, einen kurzgefaßten Ueberblick über den Inhalt des ganzen Cyclus der Vorträge hier vorfinden zu können.

Im ersten Bande enthalten die ersten 8 Vorlesungen, als Einleitung in das Studium dieses Werkes, eine Anzeige der Hilfsquellen und eine kurze: Einführung in die zur Geologie nöthigen Hilfswissenschaften, Physik, Chemie und Mineralogie. Mit der neunten beginnt die Erläuterung des eigentlichen Hauptzwecks mit Erörterung der Frage: 'wachsen heutiges Tages noch Steine?' Die 10te, 11te und 12te Vorlesung handelt von einfachen und gemengten Gesteinen, von ihrer Betrachtung nach Masse und Gefüge, von ihrer Lagerung, von den Merkmalen neptunischer Gebilde, ihrer Altersfolge und Schichtung, die 13te und 14te Vorlesung führen dem Leser die Versteinerungen und ihre Urbilder vor, die 15te und 16te, mit welcher der erste Band geschlossen wird, handeln von Feuergebilden und ihrer Massenbeschaffenheit.

Im zweiten Bande spricht der Verfasser in der 17ten und 18ten Vorlesung von säulenförmigen Absonderungen und Blasenräumen plutonischer und vulcanischer Gesteine, ferner von den Einwirkungen der plutonischen Gesteine auf andere Felsarten: in der 19ten und 20sten von Reibungs-Conglomeraten, von Zerklüftung der Gesteine und den damit zusammenhängenden Phänomenen. Die 21ste Vorlesung enthält Betrachtungen über die Entste-

hung der Erdrinde, die Vorlesungen 22 bis 25 handeln vom allmählichen Emporsteigen und Sinken fester Felsmassen, von der Verbreitung ältester plutonischer Massen, vom Erzeichthum und vom Vorkommen von Edelsteinen in Gneisen, Graniten und Glimmerschiefeln, endlich vom Syenit, Feldsteinporphyr, Pechstein, Serpentin, Gabbro und körnigem Kalk. In der 26sten und 27sten Vorlesung wird die Thonschiefergruppe mit den in ihr vorkommenden Versteinerungen und Erzen abgehandelt. In den Vorlesungen 28 und 29 spricht der Verfasser von Grotten und den in ihnen vorkommenden Merkwürdigkeiten. Die Vorlesungen 30, 31 und 32 beschreiben die Steinkohlen-Gebirge, deren gefahrvollen Bergbau, und Quecksilber-Lagerstätten im Steinkohlengebirge.

Der dritte Band, welcher so wie die beiden auf ihn folgenden Bände, so reich an interessanten Abhandlungen und Bemerkungen ist, beginnt mit der 33sten Vorlesung, welche das Kupferschiefergebirge beschreibt. Die 34ste, 35ste, 36ste und 37ste Vorlesung handelt von der Gruppe des bunten Sandsteins, des Muschelkalks und des Keupers, von den Steinsalz-Ablagerungen in denselben und vom Erbohren artesischer Brunnen, wofür das Keuper-Gebilde besonders geeignet scheint. In den Vorlesungen 38 und 39 wird das Merkwürdigste der Juragebilde, ihre merkwürdigen Thierreste, ihre Grotten, Knochenbreccien, Steinsalz-Ablagerungen u. s. w. besprochen. Die 40ste und 41ste Vorlesung verhandelt die Gruppen der Kreide und des Quadersandsteins, wobei der Gebirgsverhebungen gedacht wird, welche sich während der Periode der Entstehung von Kreide und Quadersandstein ereigneten. In der 42sten, 43sten und 44sten Vorlesung ist von Erzgängen, Gangarten, Aenderun-

gen welche Erze und Gangarten erlitten, und von Theorien über das Entstehen der Gänge die Rede. Die Vorlesungen 45 und 46 beschreiben die Gruppe des plastischen Thones, des Grobkalks und Süßwasser = Gypses. Im 47sten, 48sten und 49sten dieser Vorträge werden diluvianische Formationen beschrieben und das Vorkommen von Thiergebeinen, Edelsteinen, Gold und Platinwäschen in Diluvial = Ablagerungen angeführt. In der 50sten Vorlesung ist von postdiluvianischen Gebilden die Rede.

Der 4te Band, welcher an lehrreichen Bemerkungen und Beschreibungen den vorigen Band noch überbietet, spricht in den Vorträgen 51, 52, 53 und 54, von Erhöhungen und Vertiefungen der Erdoberfläche, Gestaltverhältnissen der verschiedenen Welttheile, von Thälern, Gebirgen, den Alpen, Pyrenäen, Karpathen, dem Kaukasus, Ural, Altai, den Cordilleren, dem Himalaja, dem Riesengebirge u. s. w., von Ersteigungen des Montblanc, Mont = Perdu, des Glockners, Ortlers, Ararats, Sinai und des Adam = Pics, endlich von Pflanzen und Thierleben im Gebirge. Die Vorlesungen 55 und 56 zeigen die Beschaffenheit der Atmosphäre und deren Phänomene an, als Winde, Stürme, Orkane, Nebel, Wolken, Thau, Regen, Hagel, Gewitter und Meteorsteine, von welchen letzteren sehr ausführlich gehandelt wird. Die Vorlesungen 57 bis 63 besprechen das Wasser in geologischer Hinsicht, Quellen, Mineralwässer, Bäche, Flüsse, Ströme, Strudel, Wasserfälle, Deltabildung, Seen, Salzseen, Sümpfe, Moräste; das Meer und dessen Straßen, Ufer, Tiefen und Boden, Beschaffenheit des Meerwassers, Thier- und Pflanzenleben in demselben, Leuchten des Meeres, Temperatur desselben, Eisfelder u. s. w., Inseln, den Charakter runder und in die Länge gezogener

Eilande, schwimmende Inseln u. s. w.; endlich wird des Schnees, der Eis- und Schnee-Krystalle, Schneefälle, Schneestürme, der Schneegrenze, Lavinien u. s. w. gedacht. Mit der 64ten Vorlesung schließt sich dieser interessante Band, worin von Gletschern sehr ausführlich gehandelt und viel Interessantes vorgetragen wird.

Der fünfte und letzte Band, unstreitig der interessanteste und am ausführlichsten durchgeführte von allen, handelt von der 65ten Vorlesung bis zur 87ten, oder bis zum Ende des ganzen Werks, von den Vulkanen, ihren Eigenthümlichkeiten, ihren älteren und neueren Erzeugnissen, von ihren Gestaltsverhältnissen, Eruptionen, Lavenergüssen und ihren submarinen Eruptionen. Ferner beschreibt dieser Band den Aetna, die Liparischen Inseln - Ischia, den Vesuv, Eruptionen desselben, Island, dessen Feuerberge, Schwefelberge und Quellen, die Faröer, das griechische Inselmeer, die Azoren, die Halbinsel Kamtschatka und deren Feuerberge, die Aleuten, die Kurilen, japanischen Inseln, Inner-Asien. Das indische Inselmeer: als die Philippinen, die Banda-Inseln, die Amboina-Gruppe, die Sunda-Inseln, Java, Sumatra u. s. w. — Die kanarischen Inseln, die Capoverdischen, St. Helena, Ascension, Bourbon, Isle de France u. s. w. Endlich die südamerikanischen Vulkane, in Chile, Bolivia, auf den großen Antillen, Guatimala, auf den Sandwichinseln, Freundschafts-, Gesellschafts- und Marquesas-Inseln u. s. w. Den Beschluß macht die Aufzählung einiger ausgebrannter Vulkane in Auvergne, Belay und Eifel, Niedermendig mit Erwähnung der Verbreitung von Basalten in Frankreich, Italien, Böhmen, am Rhein u. s. w. Das ganze Werk endigt mit einer Theorie der Vulkane, und der Leser bedauert nur, daß damit

die vortrefflichen geologischen Vorträge geschlossen, und nicht noch weiter ausgedehnt worden sind. — e.

### E r l a n g e n ,

bei Ferdinand Enke 1844. Neue Untersuchungen über den Kretinismus, oder die Entartung des Menschen in ihren verschiedenen Graden und Formen. Herausgegeben von Dr Maffei, practischem Arzt zu Salzburg, und Dr Kösch, K. Württembergischem Oberamtsarzt zu Urach. 2 Bde in Octav.

Erster Band, auch unter dem Titel: Untersuchungen über den Kretinismus in Württemberg von Dr Kösch &c. Mit Anmerkungen von Dr Guggenbühl, Vorsteher der Anstalt zur Heilung von Kretinenkindern auf dem Abendberg in der Schweiz, und einem Vorwort von Dr Georg Säger, Königl. Württembergischem Obermedicinalrath. XVIII und 234 Seiten in Octav.

Zweiter Band, auch unter dem Titel: Der Kretinismus in den norischen Alpen. Von Dr Maffei. X und 202 Seiten in Octav.

Die vorliegenden Untersuchungen über den Kretinismus stellen sich nicht allein als die vorzüglichsten, sondern auch als wirklich gründliche und brauchbare Arbeiten über diesen, für die Geschichte der menschlichen Natur höchst wichtigen, im Allgemeinen aber, namentlich in früherer Zeit, zu wenig beachteten Gegenstand dar. Sie enthalten die Beobachtungen über den Kretinismus in zwei ausgedehnten, hinsichtlich ihrer geographischen und geologischen Verhältnisse, und in Ansehung der Lebensweise ihrer Bewohner merklich verschiedenen Landstriche. Beide Verfasser haben der Lösung ihrer Aufgabe ausdauernden Fleiß, Scharfsinn und menschenfreundliche Vorliebe gewidmet, und mit

den Gefühlen wahrer Hochachtung unterziehen wir uns dieser Anzeige. Beide Monographien ergänzen einander zu einem Gesamtwerke, dessen erster Theil als der allgemeinere, der zweite als der specielle angesehen werden kann.

Der Verf. des ersten Theils, Hr Dr Kösch, war im Jahre 1841 von dem K. Württembergischen Ministerium mit der Untersuchung des Kretinismus im Königreich Württemberg beauftragt. Die, während einer fünfmonatlichen Reise, in 210 Ortschaften von ihm selbst gesammelten Beobachtungen bilden, in Verbindung mit den, über denselben Gegenstand, von allen betreffenden Behörden des Reichs an das Ministerium eingesandten Berichten, die Basis seiner Abhandlung.

Der Vf. des zweiten Theils hat schon im J. 1813 durch eine Inaugural-Dissertation: de Fexismo specie Cretinismi, seinen Eifer für die Untersuchung des Kretinismus bewährt, und seit jener Zeit hat er, als Gerichtsarzt, Geburtshelfer und Impfarzt, während eines 25jährigen Aufenthalts in den norrischen Gebirgs-Gegenden und deren Abdachungen, seine günstige amtliche und örtliche Stellung, welche ihm hinlängliche Gelegenheit zum fortwährenden Verkehr mit den Kretinen und deren Familien eröffnete, zu einer gründlichen Beobachtung und Untersuchung des Uebels benutz. Seine Ansichten und Aussprüche verdienen deshalb volle Beachtung, und wir müssen bedauern, daß der Vf. nicht die ganze Summe seiner Beobachtungen, sondern nur seine Erfahrungen über den angeborenen Kretinismus dem Druck übergeben hat, während auch der andere Theil seiner Untersuchungen: über den Kretinismus a vitae ratione, zur allseitigen, vollständigen Auffassung des Wesens des kretinischen Zustandes nicht unwichtig gewesen sein würde.

(Schluß folgt.)



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

121. 122. Stück.

Den 31. Julius 1845.

---

E r l a n g e n.

Schluß der Anzeige: 'Neue Untersuchungen über den Kretinismus, oder die Entartung des Menschen in ihren verschiedenen Graden und Formen. Herausgegeben von Dr Maffei, practischem Arzt zu Salzburg und Dr Kösch, K. Württembergischem Oberarzt zu Urach. Erster und zweiter Band.'

Nach einer geschichtlichen und literarischen Uebersicht über das Vorkommen des Kretinismus in verschiedenen Ländern und Himmelsgegenden, und der über denselben erschienenen Abhandlungen, finden wir in dem ersten Theil zunächst, unter dem Titel: Geographie und Statistik, eine allgemeine und specielle Beschreibung der geologischen Verhältnisse der einzelnen Kreise und Ortschaften des Königreichs Württemberg, des Zustandes der Vegetation, der Lebensweise, der Nahrungstoffe, Beschäftigungen, Erwerbszweige, der Körperconstitution, des Temperaments, der Sitten und Gebräuche der dortigen Bewohner, des Charakters der gewöhnlichen Krankheiten, und der Veränderungen,

welche in manchen Gegenden, in Ansehung des mehr oder weniger häufigen Vorkommens gewisser Krankheitszustände und des Kretinismus selbst, im Verlaufe der Zeit eingetreten sind. Mit Bewunderung ersieht man aus den Nachrichten über die ungemeine Verbreitung des Kropfes, eines mit dem Kretinismus im engsten, ursächlichen Zusammenhang stehenden Uebels, die erstaunliche Ausdehnung der kretinischen Anlage. Eine tabellarische Uebersicht ergibt, daß die Summe der im höheren und geringeren Grade kretinischen Individuen im Königreich Würtemberg, unter einer ungefähren Gesamteinwohnerzahl von anderthalb Millionen, sich zur Höhe von 4967 beläuft. Unter den vom Vf. selbst untersuchten 2901 Kretinen befanden sich 769 im Alter unter 15 Jahren, 1193 von 15 bis 30 Jahren, und 939 von 30 Jahren und darüber. Sieben Zustände werden als Grade und Formen des Kretinismus angeführt: Kropf, verkümmertes körperliches Wachsthum, Abstumpfung der Sinne, Leukäthiopie, Taubstummheit, Blödsinn und der Kretinismus in höchster Potenz.

Der Verf. räumt zwar ein, daß der Kropf nicht überall als ein zum Kretinismus gehöriges Uebel zu betrachten sei, daß namentlich der sporadische Kropf nicht als Zeichen der kretinischen Disposition und Entartung gelten könne, so wie denn auch nicht alle kretinischen Individuen mit einer Vergrößerung der Schilddrüse behaftet sind, und sogar Mangel des Kropfes, namentlich in den schwersten Graden des Kretinismus, nicht selten beobachtet ist; indessen hat sich ihm als sichere Erfahrung herausgestellt, daß der Kretinismus nirgends als eine häufige Erscheinung auftritt, wo nicht zugleich der Kropf ein sehr verbreitetes, entschieden endemisches Uebel ist, und zwar so, daß in dem Maße, in

welchem die Entartung der Schilddrüse allgemeiner und größer ist, auch das Uebel des Kretinismus einen höheren Grad und größere Verbreitung erreicht. Aus diesem Grunde hält er den endemischen Kropf für die erste und wesentlichste Andeutung der kretischen Entartung. In seltenen Fällen ist der Kropf schon angeboren, gemeiniglich aber erscheint er nicht vor Ablauf des zweiten Jahres. Vom achten Jahre an wird er immer häufiger und größer, und der Verf. sah öfters in Orten, in welchen der Kretinismus einheimisch war, Kinder von 10 bis 14 Jahren schon mit beträchtlichen, sogar hühnereigroßen, harten Kröpfen versehen. Solche Kinder hatten sämmtlich ein leuko-phlegmatisches, kachektisches Aussehen, waren körperlich und geistig träge, und der Entartung nahe oder wirklich schon anheimgefallen. In mehreren dergleichen Orten fand er kaum  $\frac{1}{10}$  der mehr erwachsenen Schulkinder von Anschwellungen der Schilddrüse frei.

Der ganze Körper der kretinischen Individuen ist meistens ungleichmäßig, mangelhaft ausgebildet, und verkümmert: aus diesem Grunde betrachtet der Verf. das verkümmerte Wachsthum als eine besondere Form des Kretinismus, auch in Fällen, in welchen außerdem keine bedeutende Gebrechen, namentlich in der Sphäre des psychischen Lebens, vorkommen. Die Größe der Kretinen ist gewöhnlich unter der mittleren, und wir finden hier drei Beobachtungen von zwergartigen Personen, deren Größe wenig mehr als 3' betrug, mitgetheilt.

Als dritter Grad des Kretinismus ist der Stumpfsinn bezeichnet, welcher zugleich das körperliche und das geistige Leben niederdrückt. Die Wirksamkeit äußerer Verhältnisse für die Entwicklung oder Heilung des Kretinismus fällt bei dieser Classe am

meisten in die Augen, indem derartige Individuen, wenn ihnen eine sorgfältige körperliche und geistige Erziehung zu Theil wird, zur Erfüllung des einfachsten, alltäglichen Berufs tauglich werden können, während sie durch Verwahrlosung in gänzliche körperliche Apathie und Geistesnacht versinken.

Bei mehreren Geschwistern einer Familie, in einem vom Kretinus heimgesuchten Orte, traf der Verf. Leukäthiopie, zugleich mit zurückgebliebener körperlicher und geistiger Entwicklung; in einer andern Familie desselben Orts war Leukäthiopie, bei übrigens völlig normaler Entwicklung, vorhanden. Obgleich nun bei der Seltenheit der Leukäthiopie, das Zusammentreffen dieses Bildungsfehlers mit dem Kretinismus für ein zufälliges angesehen werden könnte, so rechnet doch der Verf., vielleicht durch das bekannte Dafürhalten Troxler's bewogen, auch diese Abnormität unter die Arten des Kretinismus, indem er zugleich bemerkt, daß Kretine häufig Gesichtsschwäche und Lichtscheue unterworfen sind, und daß auch außerdem andere Fehler des Gesichts: Amblyopie, Cataracte, Mangel der Regenbogenhaut bei ihnen vorkommen. Letzteren Mangel beobachtete er zwei Mal. In beiden Fällen befand sich an der Stelle der Regenbogenhaut eine dunkle, schwarzblaue Membran, welche von ihm für die an deren Platz getretene Choroida (!?) gehalten wird. In dem Vorwort äußert indessen Hr Obermedicinalrath Säger die Ansicht, daß die Leukäthiopie mit der kretinischen Entartung wenig gemein habe. In ähnlicher, aber noch bestimmterer Weise spricht sich der Verf. des zweiten Theils aus, indem seine Prüfungen ergaben, daß unter 26 von ihm beschriebenen Kretinen, 10 ein gutes und sehr gutes, 11 ein mittelmäßiges, und nur 4 ein anscheinend schwaches Auge hatten;

sogar traf er unter allen Kretinen keinen einzigen Blinden.

Auch die Taubstummheit, die angeborene Uebelhörigkeit und das Stammeln sind als Grade des Kretinismus angeführt, wobei es sonderbar ist, daß in der Regel die geistige Unvollkommenheit um so geringer sein soll, je vollständiger die Taubstummheit ist. Die arge Verbreitung dieses Uebels in manchen Gegenden, namentlich im St. Gallischen Rheinthale und im Canton Graubünden, bestätigt Hr Dr Guggenbühl in einer Note, und er fügt hinzu, daß er in den Dörfern St. Margaretha, Kagaz, Trimmis, Kazis u. s. f. mehrere hundert Individuen fast ausschließlich unter dieser Form des Kretinismus gesehen habe.

Bei der Behandlung der sechsten Form des Kretinismus, des Blödsinns, ist auch auf das Verhältnis des Schädels Rücksicht genommen, und der Verf. theilt zugleich seine Ansichten und Erfahrungen in Betreff der Zuverlässigkeit der Kranioskopie mit. Hierauf folgt die Beschreibung des Zustandes, welcher als höchste Entwicklung des Kretinismus alle Formen und Grade, in abschreckender Weise in sich vereinigt. Obgleich die Classe dieser Unglücklichen am wenigsten zahlreich ist, so umfaßt sie doch im Bereiche des Königreichs Württemberg, 144 Individuen, von denen der Verf. 135 mit eigenen Augen gesehen hat.

Kretine sind fieberhaften und epileptischen Krankheiten um so weniger unterworfen, je torpider und unempfindlicher sie sind; von den epidemischen Kinderkrankheiten aber bleiben sie nicht nur nicht verschont, sondern ihr Zustand kann sogar durch dieselben verschlimmert werden, so wie auch die Entartung selbst bisweilen von dergleichen Krankheiten ihren Anfang nimmt. In directer Bezie-

hung aber zum Kretinismus soll die Scrofelsucht stehen, welche in allen ihren Gestalten mit Einfluß der Rhachitis, in allen Gegenden und Orten zu Hause sei, wo der Kretinismus entschieden häufig und endemisch sich zeige. Dem endemischen Auftreten des letzteren soll sogar eine allgemeinere Verbreitung der Scrofelsucht und ein häufigerer Ausbruch ihrer schlimmeren Formen stäts vorher gehen, wie denn auch die Kretine selbst häufig mit ausgesprochenen Scrofelformen, scrofulösen Geschwüren, Pödarthrocace, freiwilligem Hinken, scrofulösen Augenentzündungen, Flechten u. s. w. behaftet seien.

Die nächste Ursache sucht der Verf. in einer angeborenen Anlage, deren erste Entstehung wahrscheinlich von der frühesten Grundlegung datiere, und die, nach der Geburt, unter dem begünstigenden Einfluß gelegentlicher, dem Organismus nachtheiliger, Momente zur weiteren Entwicklung gedeihe und die sichtbare Entartung veranlasse. Jene Anlage sei begründet 'a) in der Eigenthümlichkeit ganzer, oft weit verzweigter Familien, b) in der besondern Beschaffenheit der Eltern, c) in dem Momente der Zeugung, d) in den Einflüssen, welche während der Schwangerschaft auf die Mutter und auf den Fötus in ihrem Schooße Statt finden.' Wenn nun aus der Geschichte der Generationen der wichtige Einfluß angeerbter Familieneigenthümlichkeiten, und gewisser hervorstechender Eigenschaften der Eltern auf die Bildung und organische Thätigkeit der nachfolgenden Geschlechter unzweifelhaft erhellt, so dürfte es doch ungewis sein, ob die bisherigen Erfahrungen ausreichen, um, mit dem Verf., auch gewissen vorübergehenden, den Moment der Zeugung und den Verlauf der Schwangerschaft begleitenden Umständen eine bestimmte

Bedeutung für die Hervorbringung der kretinischen Anlage beizumessen. Auch die vom Verf. aufgestellte Behauptung, daß die kretinische Organisation des Vaters, unter gleichen übrigen Umständen eine größere Entartung der Kinder nach sich ziehe, als die der Mutter, dürfte nur durch eine größere Anzahl von Erfahrungen begründet werden können. Zwar sind dafür einige Beobachtungen angeführt; allein dieselben stehen zu sehr vereinzelt, und es läßt sich ihnen die aus Biographien berühmter Männer historisch zu begründende Erfahrung entgegenstellen, daß nicht bloß die körperlichen Eigenschaften, sondern sogar die höheren und höchsten geistigen Anlagen ungewöhnlich begabter Mütter häufig in ausgezeichneter Weise auf die Kinder übergegangen sind. Nicht minder schwierig möchte der Beweis zu führen sein, daß die Eigenthümlichkeiten der Mutter mehr den Söhnen, die des Vaters aber den Töchtern zu Theil werden. Auch können wir dem von den Müttern zur Entschuldigung der Deformitäten ihrer Kinder, häufig in Anspruch genommenen Versehen, an der in neuerer Zeit mitunter beobachteten schnellen Ausbreitung des Kretinismus, in vorher davon frei gewesenen Ortschaften, einigen Antheil nicht zugestehen.

Die Beschaffenheit des Trinkwassers, worin häufig die Ursache des Kropfs und des Kretinismus gesucht ist, hat der Verf. auf seiner Reise fast allenthalben geprüft, ist aber hierdurch zu der Ueberzeugung gelangt, daß dieselbe an der Erzeugung der beiden Krankheitszustände keinen Antheil hat. Das unleugbar wichtigste und wesentlichste Moment für die Entstehung des Kretinismus ist der Grad der Erhebung der Ortschaften über das Meer, und ihre verhältnismäßige Erhebung gegen die Umgebung und die Terrainbildung. In Württemberg

erhebt sich der Kretinismus meistens nicht über 1300' über der Meeresfläche. Am häufigsten zeigt er sich in engen und tiefen Thälern, und in von allen Seiten vertieften, unebenen, wellenförmigen Thalsohlen, wobei jedoch auf die Richtung der Thäler nichts ankommt. Die Orte, welche mitten im Thale stehen, sind dem Kretinismus weniger ausgesetzt, als die zunächst an den Thalwänden liegenden und an denselben heraufgebaueten. Außerdem steht die Entartung zu dem Wasserreichtum der Thäler, zu den Hindernissen des Wasserabflusses und zu der Häufigkeit der Ueberschwemmungen im Verhältniß.

Als Maßregeln zur Verhütung und Ausrottung des Kretinismus empfiehlt der Verf.: Entwässerung der Niederungen, Befolgung einer angemessenen Bauordnung, Entfernung hoher, dickbelaubter Bäume aus der unmittelbaren Nähe der Wohnungen, Reinigung der Trinkquellen, Einschränkung des Branntweingenusses, gute Nahrungsmittel, Reinlichkeit, Verbesserung der Kinderpflege und Kindererziehung, und rücksichtsvolle Behandlung der Schwangeren. Als Heilmittel des eintretenden Kretinismus aber ist, in Uebereinstimmung mit den günstigen neueren Erfahrungen, die Versetzung der Kinder in hochgelegene Wohnplätze, verbunden mit einer der körperlichen und geistigen Entwicklung angemessenen Erziehungsweise gerühmt worden.

Der zweite Band, eine treffliche Arbeit des Hn Dr Maffei, beginnt mit der ausführlichen anschaulichen Beschreibung des Lebens und Treibens von 26 gradweise verschiedenen Kretinen, durch welche der aufmerksame Leser in den Stand gesetzt wird, sich ein selbständiges Urtheil über die Natur der Entartung zu bilden. Hierauf schildert der Verf. mit großer Präcision und Ausführlichkeit, alle ein-



zelnen Körperlichen Eigenschaften und Fähigkeiten der Kretinen, und die hiernach folgende, nicht minder genaue Darstellung des Verhältnisses ihrer geistigen Eigenschaften, Fähigkeiten und Neigungen erweist sich als das mühsam gewonnene, aber interessante Ergebnis einer Jahre lang fortgesetzten, vorurtheilsfreien Beobachtung jener unglücklichen Menschenclasse, und der nahen Berührung, in welcher der Verf. zu ihr gestanden hat. Sehr gelungen ist die Vergleichung der Aeußerung des Kretinismus in den verschiedenen Lebensperioden, des Kindlichen, des erwachsenen und des höheren Alters. Der dritte und letzte Theil des Bandes enthält eine kritische Beleuchtung und Würdigung der Ursachen, welche bei den Bewohnern der norrischen Alpen, auf die Entstehung und Ausbildung des Kretinismus Einfluß haben können, in deren Hinsicht wir die reiche Erfahrung und das vorsichtige, dabei aber sichere Urtheil des Hrn Verfs abermahls zu rühmen uns gern genöthigt sehen, und wir bemerken nur noch, daß die Uebereinstimmung der beiden, unter verschiedenen Umständen beschäftigt gewesenen Verff. in Ansehung aller wichtigeren, das Wesen und die Veranlassungen des Kretinismus betreffenden Punkte an und für sich schon für die Richtigkeit ihrer Ansichten ein günstiges Zeugnis ablegt.

Herbst.

### Z ü r i c h.

Im Verlage von Meyer und Zeller 1844. Die Selbständigkeit und Abhängigkeit des sympathischen Nervensystemes durch anatomische Beobachtungen bewiesen von A. Kölliker. Ein akademisches Programm. 40 Seiten in Quart.

Die Untersuchungen, welche uns in dieser Schrift

vorliegen, sind zwar größtentheils nur Wiederholungen solcher, die auch von Andern angestellt wurden, es sind aber mühsame feine Untersuchungen und somit die Arbeit schon willkommen, wenn sie auch nur Bestätigungen schon ausgesprochener Resultate enthielte. Da fast alle die Verhältnisse, welche die Schrift bespricht, im gegenwärtigen Augenblicke Gegenstand sehr lebhafter Discussion sind, so ist jeder competente Forscher, der zu den Bearbeitern der Sache hinzutritt, von Werth. Außerdem aber findet man natürlich bei einem Zeden, der ruhig eine, von manchen Andern zum Theil nicht ohne Leidenschaft behandelte Sache aufnimmt, die Neigung und Fähigkeit die Ursachen, welche das bestehende Mißverständnis veranlassen, aufzudecken. Damit ist denn auch die Stellung von Köllikers Arbeit bezeichnet. Derselbe ist den Untersuchungen von Volkmann und Bidder nachgefolgt. Er hält den Versuch, anatomische Unterschiede zwischen den sympathischen Fasern und den vom Hirne und Rückenmark kommenden aufzustellen, für unglücklich, stimmt aber mit jenen in den Ansichten über den Sympathicus demungeachtet und zum Theil aus neuen, zum Theil aus den von ihnen selbst gelieferten Gründen überein. Er theilt also gewisse Einwendungen mit Valentin, während er dessen Resultate widerlegt. Die Untersuchungen von Volkmann und Bidder über das Durchmesserverhältnis zwischen den Strängen, die als Wurzeln des Sympathicus an dem Cerebrospinalcentrum betrachtet werden können, und den Ästen des Sympathicus in die Eingeweide u. s. w., so wie manches über den Verlauf der Fasern in diesen Strängen von Tenon Gefundene, bestätigt er. Auch habe Valentin die Resultate aus den Messungen mit Unrecht durch die Behauptung ver-

dächtigt, daß Volkmann und Bidder die Remak'schen Fasern mit den feinen Nervenfasern verwechselt hätten. Vielmehr sei diese Verwechslung Valentin selbst begegnet. Die Remak'schen Fasern verwirft Kölliker durchaus als Nervenfasern, indem er dieselben nur in die Scheiden der Ganglienkugeln übergehen sieht, während echte Nervenfasern aus den Ganglien selbst entspringen. Noch wichtiger ist der andere Grund, daß nicht nur eine Verbreitung derselben in die Gewebe, gleich der der übrigen Fasern nicht zu finden, sondern bei den nackten Amphibien und Fischen dieselben sogar auch in den Nervenstämmen und in der Nähe der Ganglien vorkommen, weiterhin verschwinden.

Eine wichtige Bervollständigung erfährt die Volkmann-Bidder'sche Ansicht über den Ursprung von Nervenfasern in den Ganglien durch die Nachweisung des Ursprunges derselben an den Ganglienkugeln. Hier kommt Kölliker mit den von Helmholtz und Will bei Wirbellosen, von Hannover bei Wirbelthieren und Wirbellosen gemachten Beobachtungen (welche auch schon Joh. Müller S. 528 und 529 der vierten Auflage seiner Physiologie Bd. I zusammengestellt hat) überein. Er unterscheidet, wie Hannover, Ganglienkugeln ohne und mit Fortsätzen. Diese Fortsätze gehen in feine Nervenfasern über, indem sie in einer kleinen Entfernung vom Ganglienkörperchen (selten ganz nahe dabei, aber auch selten über 0,015'' davon entfernt) plötzlich ihr Aussehen in das der Nervenfasern umändern. Diese Beobachtung an den Ganglien (sowohl denen des Sympathicus als den spinalia) bei Fröschen angestellt, sind ferner gelungen am Ganglion Vagi der Fische, dem G. ciliare der Krake, den Spinalganglien der Schildkröte und Krake, dem G. Gasseri der Krake und des Meer-

schweinchens, dem G. thoracic. quart. der Kahe. Aber es gehören viele Bemühungen dazu, um die Anschauung einmahl zu gewinnen. Die Scheiden der Ganglienkugeln kann man durch Essigsäure durchsichtiger machen u. s. w. — — Ueber die Vertheilung der feinen Fasern in den Nerven greift der Verf. die Zulässigkeit einiger Regeln an, welche Volkmann und Bidder gefunden zu haben glauben, und führt dagegen zum Theil ihre eigenen Zählungen an. Das Vorwiegen dicker Fasern in den motorischen Nerven z. B., der bedeutende Antheil feiner in den sensibeln und namentlich die numerischen Verhältnisse, wie Volkmann und Bidder sie angeben, lassen sich nicht behaupten. Der Sympathicus würde nach Kölliker aus feinen und einigen dicken Fasern bestehen. Die feinen entspringen zum Theil aus den Ganglien. Ein anderer Theil derselben und die dicken kommen von Rückenmark und Gehirn. Die feinen Fasern, welche in den Wurzeln der Rückenmarksnerven vorkommen, mögen sich zum Theil unmittelbar mit diesen Nerven verbreiten, so daß also für den Sympathicus eine noch größere Anzahl eigenthümlicher Fasern zu berechnen sind. Ueber den Verlauf der in den Ganglien entspringenden Fasern ist Kölliker der Ansicht, daß die der sympathischen theils zu den Eingeweiden, theils zu den vordern Aesten der Rückenmarksnerven gehen, während die der Spinalganglien theils durch die Verbindungsäste in den Sympathicus eingehen, theils den rami posteriores der Spinalnerven sich anschließen. 'Als unausgemittelt ist dagegen zu betrachten, ob die sympathischen Ganglien auch Fasern an die hintern Aeste der Spinalnerven und die Spinalganglien solche an die vordern Aeste abgeben, ferner ob die feinen Fasern, die aus dem Rückenmarke

Kommen, zum Sympathicus, oder zu den Spinalnerven oder zu beiden gehen, und ebenfalls nicht festgestellt ist es, welchen Weg die mit den Spinalnerven verlaufenden feinen Fasern nehmen, ob schon sich aus der großen Menge feiner Fasern in den Stämmen sensibler Nerven der Schluß ziehen läßt, daß sie vorzugsweise mit diesen Nerven sich verbreiten.'

Verf. nimmt nun an, daß auch die aus den Ganglien entspringenden Fasern, wie die Cerebrospinalfasern sich in solche theilen, die centripetal, und solche, die centrifugal wirken, daß Reflex in den Ganglien selbst geschehen könne. Zur Bestätigung dessen beruft er sich besonders auf die neuen Beobachtungen von Bidder (Müll. Archiv 44), auf Beobachtungen von Henle, und auf solche von Volkmann (Müll. Archiv 44. p. 426 ff.) und dem Verf. selbst am Herzen. Kolliker findet, daß einzelne Stücke des Herzens ihre pulsierende Bewegung beibehalten, wenn sie nicht von dem Theile getrennt sind, welcher Ventrikel und Aurikel verbindet.

Abbildungen vermißt man. Indessen hat ja Hannover in den Mikroskopische Untersögelser af Nervensystemet sowohl cerebrospinale als sympathische Ganglienkörper mit ihren Uebergängen in Nervenfasern abgebildet. Bergmann.

### L o n d o n,

Printed for Longman, Brown, Green and Longmans 1843. Medico - chirurgical transactions, published by the royal medical and chirurgial society of London. 2d series Vol. the 8th. (Vol. the 26th).

Der Werth dieser von der Königlischen medicinischen und chirurgischen Gesellschaft in London her-

ausgegebenen Abhandlungen für die wissenschaftliche und practische Medicin ist längst anerkannt. Eine Anzeige des vorliegenden jüngsten Bandes derselben kann sich daher darauf beschränken, die darin enthaltenen Abhandlungen kurz mitzutheilen und einige ihrer Hauptresultate dem deutschen ärztlichen Publicum vorzuführen.

Den Anfang macht ein Fall von Paralyse ohne Verlust der Empfindung, veranlaßt durch eine organische Veränderung der Medulla cervicalis, mitgetheilt von Dr. J. Webster (S. 1—18), mit anatomischer und mikroskopischer Untersuchung, der, keines Auszuges fähig, der Aufmerksamkeit der Nervenpathologen zu empfehlen ist. — J. Ch. Graham Rice. Fall von Absceß mit Ablagerung von Concretionen in den Bronchialdrüsen, der in den linken und rechten Bronchus und Oesophagus aufbrach und tödtlich verlief (S. 19 bis 28). — J. E. Erichsen über congestive Pneumonie nach chirurgischen Operationen, Krankheiten und Verletzungen (S. 29—50). — G. Robinson, Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen einem vermehrten Druck des Blutes in den Nierengefäßen und der Gegenwart gewisser abnormer Substanzen in dem Urin (S. 51—79). Der Verf. beweist durch sehr interessante Versuche, wie sie zur Begründung einer rationellen Pathologie häufiger angestellt werden sollten, daß alle Ursachen, welche eine vermehrte Anhäufung des Blutes in den Nieren und damit einen vermehrten Blutdruck in diesen Organen hervorbringen (wie Unterbindungen der Nierenvenen, Exstirpationen der einen Niere und Unterbindungen der Aorta unterhalb der Abgangsstelle der Nierenarterien), den Urin bald mehr bald weniger eiweißhaltig machen. Diese Versuche führten also zu denselben

höchst interessanten Resultaten, wie die ähnlichen in Deutschland von Meyer angestellten (Koser und Wunderlich's Archiv f. physiol. Heilkunde. 1844. Heft 1. S. 119). — Wilson, über einen ungewöhnlich großen Gallenstein, der durch das Rectum ausgeleert wurde (S. 80 — 85). Die chemische Untersuchung ergab, daß dieser Stein aus einem Kern von Cholestearin mit einer Hülle von verdickter Galle bestand. — G. Gulliver über die fettige Entartung der Arterien, mit mikroskopischer Untersuchung und Abbildungen, nebst Bemerkungen über einige andere fettige Entartungen (fettige Entartung des Hoden, Fettleber) S. 86 — 99. — H. Vence Jones Bemerkungen über die im St. George Hospital befindliche Sammlung von Harnsteinen (S. 100 — 111). — Bloyam, Fall von Verschwärung der Vena jugularis interna, welche mit einem Absceß communicierte (S. 112 — 114). — D. Clayton, über eine hysterische Affection des Stimmapparates, mit mehreren Fällen (S. 115 — 119). — R. Liston Exstirpation einer erektilen Geschwulst in der Kniekehle (S. 120 — 132). — R. A. Frogley, zwei Fälle von Osteosarcom des Schenkels, mit Abbildungen (S. 133 — 144). — H. Hunt, Bemerkungen über den Mundkrebs (Cancrum oris) S. 142 — 153. — W. Crowfoot, Fall von Verschwärung der Lungenarterie bei einem Lungenabsceß (S. 154 — 158). — J. Luke, Fälle von eingeklemmten Brüchen, die 'en masse' reducirt wurden (S. 159 — 187). — J. Glendinning, Bemerkungen über die arzneilichen Wirkungen der indischen Cannabis sativa (S. 188 bis 210). Dieses Mittel soll schmerzstillend und schlafmachend wirken, die Irritation vermindern, Krampf und Husten aufheben zc., ohne dabei Appetitlosigkeit und Indigestion zu verursachen. —

H. B. Jones über die Gegenwart von Zucker im Blute Diabetischer (S. 211—215). Der Verf. konnte durch das Trommer'sche Mittel keinen Zucker im Blute nachweisen. — R. Liston einige Beobachtungen über Hydrocele cystica (S. 216 bis 222). Die Flüssigkeit enthielt Spermatozoen. Daran schließt sich eine spätere Mittheilung von G. A. Lloyd, über die Gegenwart von Spermatozoen in der Flüssigkeit der Hydrocele (S. 368—373). — G. W. Bell Mittheilungen über eine Epidemie, welche im Januar und Februar 1842 in Teheran herrschte (S. 223—237). Die Krankheit, scheinbar eine Apoplexie, war mehr nervöser Natur und besserte sich schnell beim Gebrauch von Eisen. — J. Dalrymple, über die (so genannte) Verknochernng von Balggeschwülsten, mit Abbildungen (S. 238—241). — Th. Hodgkin, über die anatomischen Charaktere einiger Neubildungen, ein Versuch, die Beziehung zwischen den mikroskopischen Charakteren derselben und denjenigen Verhältnissen nachzuweisen, welche dem unbewaffneten Auge sichtbar sind (S. 242—285); enthält eine Vertheidigung und weitere Begründung der bekannten Ansichten des Vfs, daß manche pathologische Neubildungen aus Cysten entstehen. — Sir B. C. Brodie, Mittheilung eines Falles, wo ein fremder Körper im rechten Bronchus saß (S. 286—297). — J. Lymbree, zweite Reihe von Beobachtungen über Pathologie des Ohres, gegründet auf 120 Bergliederungen dieses Organes (S. 298—335). Die erste Reihe der Beobachtungen des Vfs befindet sich im 24. Bde der Transactions. — N. Shaw, über den Einfluß der Rhachitis auf das Wachsthum des Schädels (S. 336—367). — Eine Abhandlung v. J. Webster, die Statistik des Bethlem Hospitals mit Bemerkungen über den Wahnsinn (S. 374—416), bildet den Schluß dieses Bandes.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

123. Stück.

Den 2. August 1845.

---

S t u t t g a r t ,

J. G. Cotta'scher Verlag 1844. Regesta Imperii inde ab anno MCCXLVI ad annum MCCCXIII. — Die Regesten des Kaiserreiches unter Heinrich Raspe, Wilhelm, Richard, Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich VII. 1246 bis 1313. Neu bearbeitet von Joh. Friedrich Böhm er. X und 380 Seiten in gr. Quart.

Mit großer Freude begrüßen wir dieses neue Werk des hochverdienten Verfassers, ein Werk, welches auf lange Zeit die unentbehrlichste und tüchtigste Grundlage zunächst für die deutsche Reichsgeschichte einer wichtigen Periode sein wird, doch auch für die Specialgeschichte der Provinzen, Städte u. s. w. sehr brauchbar. Wie sehr die Arbeit gegen die 1831 erschienenen, alle früheren Arbeiten dieser Art weit übertreffenden Regesta (911—1313) unsers Verfs gewonnen hat, zeigt schon der äußere Umfang. In jenen Regesten wurden auf den betreffenden (nur 75) Seiten 1560 Urkunden der

Könige und Kaiser besprochen; jetzt werden uns noch einmahl so viel, nämlich 3118 Urkunden derselben Regenten Deutschlands in sorgfältigen Auszügen vorgelegt, und es sind gegeben von K. Wilhelm statt (1831) 178 Nummern jetzt 287, von Richard st. 79 jetzt 128, von Rudolf st. 592 jetzt 1140, von Adolph st. 221 jetzt 400, von Albrecht st. 255 jetzt 601, von Heinrich VII. st. 235 jetzt 562; ferner gehen diesen voraus 14 Nummern von K. Heinrich Raspe, und beigelegt sind noch 343 Nummern der Päpste (1245 — 1314) und 311 Nummern Reichsachen \*), so daß wir in dem vorliegenden Bande für einen 68jährigen Abschnitt der deutschen Reichsgeschichte die ansehnliche Zahl von 3786 Urkunden ercerpiert und nachgewiesen finden. Die neu hinzugekommenen Urkunden sind nicht bloß aus gedruckten, bei der ersten Bearbeitung der Regesten übersehenen oder erst seitdem erschienenen Büchern entnommen, sondern nicht wenige, vorher ganz unbekannte und zum Theil sehr wichtige sind aus den Archiven und Bibliotheken Deutschlands und der Nachbarländer gesammelt auf den wissenschaftlichen Reisen des Verfs, oder mitgetheilt aus den reichen Vorräthen der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde und von mehreren Geschichtsfreunden.

Doch nicht allein durch den äußeren Umfang und die größere Zahl der Urkunden, sondern auch innerlich und in der Bearbeitung des Stoffes hat das neue Werk bedeutende Vorzüge vor der früheren Arbeit des Verfs, und entspricht in seiner gegenwärtigen Gestalt in höherem Grade den gesteigerten Anforderungen unserer Zeit: nicht nur sind die

\*) Darunter sind auch 13 Urkunden des K. Alfons enthalten und nachgetragen.

Auszüge vollständiger und mit manchen trefflichen Bemerkungen ausgestattet; auch aus den gleichzeitigen Geschichtschreibern sind hierher passende Thatfachen eingereiht und mit Nachweisungen und Erläuterungen versehen; über wichtigere Punkte sind selbst kleine Abhandlungen eingestreut; jeder König ist mit einem Vorwort eingeführt, und das Einzelne ist durch Vor- und Rückblicke so in Verbindung gebracht, daß der Zusammenhang des geschichtlichen Verlaufs deutlicher hervortritt. Mit gerechtem Selbstvertrauen spricht der Verf. es aus, daß sein Buch nun dem Geschichtsforscher eine ganze Bibliothek ersetzt, und daß ein solcher in den meisten Fällen auskommen wird, wenn er noch den vierten Band der *Monumenta Germaniae historica* zur Hand hat. Eine wesentliche Verbesserung ist es auch, daß bei Hoftagen und andern wichtigen Ereignissen und Verhandlungen die bedeutendsten Zeugen angegeben sind, wodurch man eine bessere Kenntniß von den theilnehmenden Personen gewinnt. Weniger einverstanden können wir damit sein, daß es dem Verf. nicht gefallen hat, die Zeitdaten in ihrer ursprünglichen Form mitzutheilen, und was er zur Entschuldigung seines Verfahrens anführt, wird schwerlich ihm selbst völlig genügen. 'Jener Mittheilung,' sagt er, 'habe ich mich enthoben, weil man meinen Reductionen im Ganzen Vertrauen beimessen darf, und weil in einzelnen Fällen das Datum aus den vollständigen Abdrücken entnommen oder bei ungedruckten Urkunden von mir oder den betreffenden Archiven erfragt werden kann.' — Die Beifügung der 343 päpstlichen Urkunden, so wie der in der letzten Abtheilung unter der Ueberschrift Reichsachen enthaltenen Stücke, ist durch ihre Wichtigkeit hinläng-

lich gerechtfertigt. Möge es dem Verf. gelingen, eine geistliche Corporation (ein Stift in Oestreich, wie er meint) zu vermögen, wenn auch nicht durch vollständigere Ausbeutung der hochwichtigen Original-Kanzleibücher (Regesten) der Päpste\*), wenigstens durch Zusammenstellung der zerstreuten päpstlichen Urkunden (aus Baronius, Raynald u. A.) sich ein entschiedenes Verdienst und allgemeinen Dank zu erwerben.

Unbedingt verdient es Lob, daß der Verf. aus allen gleichzeitigen Geschichtschreibern, oft mit wörtlicher Mittheilung der Stellen, die Thatsachen, welche sich nach Zeit und Ort an die Könige knüpfen, eingereiht, auch durch Verbindung mit den Urkunden viele Angaben genauer, manche zum ersten Male richtig bestimmt hat. Durch fortwährendes Citiren der Quellen bei den Hauptvorgängen ist das Buch gleichsam ein Repertorium über die betreffenden Geschichtschreiber dieser Zeit geworden, deren bedeutendste der Vf. in den Bänden seiner *Fontes rerum Germanicarum*, deren erster 1843 erschien, vollständig herausgeben will. In der Einleitung zu jedem Könige ist, außer der Bestimmung der Zeit und des Ortes der Wahl, eine Uebersicht der Wahlverhandlungen, eine Schilderung der Persönlichkeit des Gewählten und seiner Stellung, und ein Urtheil über seine Leistungen, auch Nachweisungen über sein Kanzleiwesen und endlich über die Quellen seiner Geschichte gegeben. Diese, so wie die bei den Urkundenauszügen eingestreuten Erörterungen und Bemerkungen werden vielfachen Nutzen gewähren, und jeden-

\*) Hier ist die reichste archivalische Ernte zu machen auf der ganzen Erde: wann wird aber die Zeit kommen, und wo sind die Schnitter?

falls anregend wirken, auch wo man sich bewogen fühlen könnte, der Ansicht des Verfs nicht ganz beizupflichten. Da das Buch ein Nachschlagebuch sein soll, so sind einzelne Wiederholungen nicht vermieden, unter welche, wie der Verf. gesteht, selbst einige kleine Widersprüche sich eingeschlichen haben. Ein besonderes Register ist nicht beigegeben, da das ganze Buch in gewissem Sinne ein Register ist, und ein Geschichtsforscher oder ein Freund gründlicher Geschichte, wie zu rathen und zu erwarten ist, bald so vertraut mit demselben sein wird, wie ein guter Schüler mit seinem Schulbuche. Zum bequemen Citieren sind die Urkunden der einzelnen Könige am Ende mit Nummern versehen, so daß man z. B. angeben kann Reg. Rud. 69. — Berichtigungen und Ergänzungen verspricht der Verf. nachzuliefern, sobald sie sich hinlänglich gehäuft haben, um damit einige Bogen zu füllen, für deren Einfügung in den Band man am Schlusse vom Buchbinder einen Falz einlegen lassen kann. An Stoff zu solchen Nachträgen wird es dem fleißigen Verf. nicht fehlen. Das soll aber kein Vorwurf sein; im Gegentheil ist es mit dem aufrichtigsten Dank zu erkennen, daß uns schon jetzt eine so reiche Gabe beschert ist, wie kein Andern sie uns gewährt haben würde.

Als Grund, weshalb er sich zunächst diese Periode zur Bearbeitung ausgewählt habe, bezeichnet der Verf. die große Wichtigkeit derselben für das Gesamtschicksal der deutschen Nation. Ein anderer Band der Kaiserregesten (wir erwarten ihn mit Sehnsucht) soll die Staufer enthalten, einschließlich Manfred und Conradin. — Zur Orientierung entwirft der Vf. S. VI ff. der Vorrede in kräftigen Grundzügen eine Skizze der deutschen

Reichsgeschichte und ihrer Perioden und Phasen bis auf die neueste Zeit. Darauf weiter einzugehen scheint hier der Ort nicht zu sein. Nur das werde bemerkt, daß mit Recht nicht der Vertrag von Verdun, nicht der Tod Karls des Dicken, sondern die Erhebung des sächsischen Hauses auf den Thron als Anfang des zweiten Abschnitts bezeichnet wird; wir möchten sogar lieber mit diesem Ereigniß die deutsche Reichsgeschichte beginnen.

Schließlich machen wir aufmerksam auf die günstige, und zwar, wie es uns bedünkt, die wohl motivierte günstige Darstellung des K. Albrecht, gegen welchen Adolf desto mehr im Schatten steht. — Einzelne, scheinbare oder wirkliche, kleine Flecken des schönen Werkes zu rügen, halten wir für unwürdig, und überlassen alle Berichtigungen und Nachträge, die wir etwa geben könnten, dem Verf. selbst, der gewiß nicht aufhören wird, für die Verbesserung seiner Arbeit thätig zu sein. Großes hat er geleistet und noch ist Großes von ihm zu erwarten.

E. G. F.

### K a r l s r u h e.

Verlag der Ehr. Fr. Müllerschen Hofbuchhandlung 1844 und 1845. Geschichte der Römischen Literatur von Dr. Joh. Christian Felix Bähr. Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. Erster Band, den allgemeinen Theil und die Poesie enthaltend. XXV und 521 Seiten in groß Octav. Zweiter Band, die Prosa, Nachträge und Register enthaltend. XI und 747 Seiten.

Plan und Anlage dieses äußerst brauchbaren Werkes sind auch in dieser dritten Ausgabe im

Ganzen unverändert geblieben, aber die Ausführung hat im Einzelnen wesentliche Veränderungen und namhafte Erweiterungen erfahren, so daß das Ganze jetzt in zwei Bände abgetheilt werden mußte. Namentlich ist der allgemeine Theil, besonders in allem, was den Ursprung und die Bildung der Sprache, so wie die Entstehung der aus der alt-römischen hervorgegangenen romanischen Sprachen, was die ganze Entwicklung und Gestaltung der römischen Literatur, die verschiedenen Bildungsanstalten und dgl. betrifft, vielfach umgestaltet und bereichert. Aber auch der folgende besondere Theil ist nicht leer ausgegangen, indem zumahl die Geschichte der ältern poetischen Literatur eine ungleich umfassendere Darstellung erhalten hat, vor Allen die dramatische Poesie, über welche inzwischen Welckers großes Werk und Untersuchungen anderer Forscher neues Licht vielfach verbreitet hatten. Kaum Eine Seite der ältern Ausgabe ist unverändert in die neue übergegangen, keine neue Erscheinung, so weit es nur immer möglich war, unbeachtet gelassen worden. Ein Gleiches gilt auch von dem zweiten, die Prosa umfassenden Bande, dem sehr umfangreiche Indices und reichhaltige Nachträge angehängt sind, zu denen namentlich M. Herk in Berlin viele interessante Einzelheiten beigefügt hat.

So ist denn die Brauchbarkeit dieses Werkes durch den rastlosen Fleiß des gelehrten Hrn Verfs wesentlich erhöht. Es ist ein Vortheil der rasch gefolgten neuen Ausgaben, daß Hr Bähr mit den neuen Forschungen hat Schritt halten können und durch die ämstigste Beachtung auch der verstreuten Beiträge sein Werk zu einem wahren Repertorium der neuen Resultate und Ansichten gemacht hat. Man kann das nicht zu hoch anschla-

gen, da weder der Einzelne alles Einzelne lesen noch auch überhaupt alle legenda herbeischaffen kann.

Es würde sehr überflüssig sein, unsern Leser über die Anordnung des Ganzen und über die Ausführung im Einzelnen zu berichten, da wir die frühern Ausgaben als bekannt voraussetzen dürfen. Auch bedarf ein Werk keiner weitern Empfehlung, das sich der Gunst des Publicums schon in seiner minder vollkommnen Gestalt in dem Grade zu erfreuen gehabt hat, daß seit 1828 drei Auflagen nöthig geworden sind. Ungemessener erscheint es, einige Nachträge zu gefälliger Beachtung vorzulegen und diesen und jenen Wunsch für eine folgende Ausgabe auszusprechen.

Vor allen Dingen wünschten wir, daß wirkliche Thatsachen schärfer von Vermuthungen geschieden und Vermuthungen nach dem Grade ihrer Probabilität strenger abgewogen werden möchten. Da ein Darsteller der Geschichte einer reichen Literatur unmöglich Alles selbst erforschen kann, so ist sehr nothwendig, daß er wenigstens die Resultate der gewissenhaften Disquisition nicht mit den vielen leicht hingeworfenen Hypothesen zusammenwirft. Hr Bähr läßt gern jede Vorstellung gewähren und scheint nicht überall die nöthige Unterscheidung des äußerst Wahrscheinlichen und des nur auf leerer Vermuthung Beruhenden getroffen zu haben. Die Versicherung der Vorrede, Hr Bähr habe wollen nur das, was auf positiver Grundlage ruht, geben, ist natürlich so zu verstehen, daß die Darstellung nur da dogmatisch ist, wo von Thatsachen die Rede ist, und daß Hr Bähr alle subjectiven Ansichten eben nur als solche darstelle. Allein hier scheint, wie gesagt, nicht immer das Rechte getroffen zu sein. So heißt es I, 125, Attius



Didascalica seien wahrscheinlich in Versen abgefaßt gewesen, und in der Note dazu heißt es schlechtweg, Osann wolle lieber bei dieser Schrift an Atejus denken. An poetischer Form der Schrift ist aber nach Gottfr. Hermanns Beweisführung nicht entfernt zu zweifeln und Osanns Irrthum wird von Osann selbst längst aufgegeben sein. — S. 271 wird Ciceros Pontius Glaucus 'wie es scheinen will, eine Bearbeitung eines Aeschyleischen Gedichtes' genannt. Der Ausdruck könnte leicht zu falscher Vorstellung von Aeschylos *Γλαῦκος Πόντιος* führen, der doch dramatisch war: Ciceros Gedicht war in Tetrametern geschrieben: er konnte den Stoff leicht auch aus andern Dichtern schöpfen. — S. 284 ist der Ausdruck 'was bei Ovid aus ältern cyprischen Gedichten geflossen ist' höchst unbestimmt. Man sollte denken, daß es mehrere ältere cyprische Gedichte gegeben habe, wovon doch das Gegentheil sicher ist. — S. 331 wird über Terentianus Maurus Lebenszeit die Annahme als die begründetste dargestellt, die ihn unter Nerva und Trajan stellt, während Lachmanns Beweis, der ihn ans Ende des dritten Jahrhunderts setzt, eben nur als eine andere Ansicht in die Noten verwiesen ist. Aber Lachmanns Gründe sind zwingend. — S. 404 'Daß Catullus außer den erhaltenen Gedichten noch andere verfaßt, läßt sich kaum bezweifeln.' Nach diesem kaum sollte man fast meinen, die Sache sei doch einmahl bezweifelt gewesen, während noch Bruchstücke genug vorhanden sind, die Lachmann zusammengestellt hat. — S. 443 heißt Propertius Geburtsort eben so ungewis, wie sein Zeitalter, indem sich mehrere Städte, wie Nevania, Ameria, Hispellum, Assisium um ihn streiten. In den Noten werden die Ge-

lehrten genannt, die für eine oder die andere dieser Städte sich entschieden. Jetzt sollte aber nach Lachmann und Herzberg entschieden Aſſiſium der Vorzug gegeben werden. — S. 471 wird Sarpeſ gänzlich verunglückter Einfall über das Zeitalter und die Perſon des Calpurnius ſogar im Texte angeführt, ohne ein Zeichen der Mißbilligung. Ich verweiſe darüber auf meine Beurtheilung in dieſen Anz. 1842, St. 181 f. — S. 507. Die Ueberschriften der Epigramme Martials ſcheinen von ſpäteren Händen hinzugefügt. Das iſt die allerſicherſte Thatsache. — II, S. 616 wird Fulgentius de abſtrusiſ ſermonibus immer noch nicht als das waß das Ding iſt bezeichnet, nämlich eine ganz nichtſwürdige Fäliſchung, daß unwiderleglich erwieſen zu haben ein Verdienſt von Verſch iſt, deſſen ſcharffſinnige Aufdeckung deß kläglichen Machwerkß den Freund der römischen Literatur von einem unheimlichen Gaſte auf immer befreit. Auch über den ſo genannten Apulejus de orthographia hätte Hr Bähr ſich II, S. 619 vielleicht entſchiedener erklärt und Madvigß Beweisführung gebilligt, wäre ihm gegenwärtig geweſen, daß Merkel Prolegg. Ovid. Ib. p. 383 ſq. darin ein Machwerk deß Cölius Rhodiginuß nachzuweiſen ſich nicht ohne Probabilität bemüht hat. Ueberhaupt aber ſcheinen Merkelß eindringende Unterſuchungen über Ovidß Faſten u. ſ. w. nicht ganz nach Gebühr berücksichtigt zu ſein. Selten vermißt man freilich bei dem ſo ſehr beſeſenen Hrn Wf. die Benutzung bedeutenderer Forſchungen, aber doch hin und wieder. So iſt z. B., wenn ich mich recht erinnere, nirgend weder in der Einleitung noch in dem Abſchnitte über die Anfänge deß Drama auf Klenzeß ſchönen Auffaß ‘zur Geſchichte der altitaliſchen

Völkstämme besonders nach den Ueberresten ihrer Sprache' in den von Lachmann herausgegebenen Abhandlungen Rücksicht genommen, obschon es namentlich I, §. 34 wünschenswerth gewesen wäre, Klenzes Auffassung der bekannten Nachricht des Strabo über die oescische Mundart der Atellanen nicht übergangen zu sehen. — S. 204 werden als ungewisse und durchaus nicht näher bekannte Mimographen genannt Calpurnius, Callimachus, Flaccus Tibulus, Lucillius, Publilius, Rammachius. Dazu wird auf Bothes Poett. Scenic. p. 271 sqq. verwiesen. Aber ein Blick auf Bothes Angabe lehrt, daß sämtliche Dichter zu Mimographen aus bloßem Irrthum gemacht sind. Fast alle sind lediglich aus Fulgentius Lugschrift genommen, übrigenß von Bothe nur als scenici poetae, nicht als Mimographen bezeichnet. Calpurnius wird in Phronesi comoedia citiert, worüber Versch S. 54 richtig urtheilt; Callimachus heißt jetzt Lysimachus und auch er ist eine vom Fulgentius rein erdichtete Person, s. Versch S. 62, der auch den Flaccus Tibulus S. 50 vernichtet hat; Lucillius lautet jetzt Lucretius comicus in Nummolaria, s. Versch S. 77; Publilius ist aus Nonius S. 133. Merc., wo schon Junius den Turpilius erkannt hat; endlich Pammachius (Rammachius ist Druckfehler), der in codd. auch Palmatus heißt, ist gleichfalls ein Figment des Fulgentius, s. Versch S. 56. — S. 290 konnte für Lactantius als Verfasser des Phoenix noch eine alte Anführung in Haupts Ovid. Ha-lient. p. XXVIII. benutzt werden. — Hinsichtlich des Incertus de figuris stimmt Hr Bähr S. 323 den Gelehrten bei, welche, wie noch neuerdings Fröhlich, die Entstehung des wunderlichen Nachwerks etwa um das Jahr 735 u. c. setzen. Fr.

Haases entgegengesetzte Annahme einer weit spätern Abfassung und eines affectierten Archaismus erwähnen die Nachträge. Gleich nach der Herausgabe des Gedichts schrieb mir auch Dübner, er habe beim ersten Lesen den Eindruck eines Zeitgenossen des Fronto zu verspüren geglaubt. Ich behalte mir eine nochmalige Prüfung vor und bemerke hier nur, daß es ein Versehen ist, wenn Hr Bähr in der Note angibt, ein Abdruck sei auch von C. G. Struve zu Görlitz 1842 erschienen. Dieser Gelehrte hat im Programm von 1841 allerdings *Incerti auctoris versus heroici de figuris et de prosodia fragmenta* aus einer Görlitzer Handschrift abdrucken lassen. Diese gehören aber einer ganz spätern Zeit des Mittelalters an und belegen den fortdauernden Geschmack desselben an solchen versificierten Compendien. Der Anfang lautet:

Clausas dissimiles ligat una voce syllepsis:  
 In te, Christe, salus, in te sunt prae-  
 mia nostra.  
 Tum colectivo iunctam plurale syllepsin  
 Assignat. Aliqui: plebs ista parant  
 equitare.

Daß, wie S. 514 gesagt wird, die *poetae scholastici* erst wahrscheinlich ins zwölfte Jahrhundert fallen, ist eine Unmöglichkeit, da sie in Handschriften des neunten bereits vorkommen. — Nach II, 703 ist die edit. Ferrariens. 1471 des *Martialis* zweifelhaft. Ich habe sie aber selbst in Händen gehabt und die Lesarten der allerdings nur in wenigen Exemplaren bekannten Ausgabe in meinem *Martialis* vollständig mitgetheilt.

Doch genug dieser unbedeutenden Einzelheiten,

die Unterzeichnetem beim Lesen des Werks eingefallen sind. Ein fernerer Wunsch für eine neue Ausgabe wäre der, in der Charakteristik der Zeitalter und Schriftsteller das zu Unbestimmte und Allgemeine mehr und mehr aufzugeben und Licht und Schatten des Gemähldeß gleichmäßiger zu vertheilen. Der Raum gestattet nicht, einzelne Ausstellungen der Art hier anzuführen: ich verweise z. B. auf die Schilderung des jüngern Plinius II, 346 oder auf das über das neunte Buch von Lucilius Satiren I, 343 Bemerkte: 'Darin kam Einiges über Orthographie vor, aber auch Anderes, was auf Habsucht, Bucher und dgl. sich bezieht; wie denn der Inhalt der einzelnen Bücher sich nicht auf einen Gegenstand beschränkt, sondern Verschiedenartiges enthalten haben mag.'

Sodann scheint uns der Werth des Buchs noch erhöht werden zu können durch einen wörtlichen Abdruck der Hauptquellen selbst. Allerdings gibt Hr Bähr meistens die Stellen der Alten in den Noten an, doch wünschten wir eine noch größere wörtliche Mittheilung. Hingegen möchten Wenige die stäten genauen Verweisungen auf nunmehr veraltete allgemeine Hilfschriften vermissen.

Endlich wünschten wir, daß der verehrte Hr Wf. gewisse kleine Mängel der Darstellung, namentlich provincielle Ausdrücke, wie das oft gemisbrauchte immerhin, allerdings, selbst künftig meiden möchte. Ich erlaube mir, einige Proben anzuführen, die jenen Wunsch entschuldigen werden. I, 25. 'bei der Unsicherheit und Schwanken'; 79. 'eine eigenthümliche Bedeutung und Werth'; 321. 'in welchen (Spielen des Wizes) sonst Ovidius sich so wohl gefällt, hier aber sie unterlassen hat';

382. 'Der Keim des Guten, der unter Vespasian und Titus aufzublühen schien, ward bald durch Domitianus wieder erstickt; bis mit Trajanus und Hadrianus eine bessere Zeit aufzublühen begann'; 384. 'Art von Abhandlungen, gerichtet und gewidmet einzelnen Freunden des Dichters'; 390. 'ein Aufenthalt des Dichters in Aegypten, den er aus andern Gründen dort gemacht hat'; 403. 'Als Dichter hat sich Catullus auf verschiedene Weise in der Poesie versucht'; 430. 'die Grundlage, auf welcher die Elegie hätte wurzeln können'; II, 176. 'ohne daß wir die Grundsätze kennen, — und überhaupt nicht wissen' u. s. w. 567. 'von größerer Ausdehnung und Umfang.' Schaden solche kleine Nachlässigkeiten der Hauptsache auch nicht, so wünscht man sie doch lieber weg.

Druck und Papier sind ganz vorzüglich: Druckfehler im Ganzen nicht erheblich. Ich will auf einige hinweisen. S. 118, Anmerk. 11. lies *petita* statt *posita*; 120, 9 *mentibus* st. *in mentibus*; 126 *Nieberding* st. *Wiebeding*; 139 steht *Phylargyrius*; 159 lies *Asinaria* nach dem *Ὀναγρός* st. *ὄναγρός*; 359 *Echthlypsen*; 418. 420 und 502 lies *Erotopaegnia* statt *Eratop.*; II, 688 steht öfter *Ihre* statt *Ihne*; 602 'Servius Commentar zur *Georgica*'; 698 *profaische* st. *poetische* u. s. w.

Wie rasch die frische Forschungslust unserer Zeit weiterdringt, zeigen die in Jahresfrist nothwendig gewordenen Zusätze. Schon jetzt würde Hr Bähr manche Partien seines Werkes nicht unbedeutend erweitern und vervollständigen können, wie z. B. durch Ritschls meisterliche Abhandlungen über *Plautus* und *Terentius*, Bergks Erörterungen zu dem

interessanten Anecdoton Parisinum über die notae, wodurch namentlich Val. Probus kritisches Verfahren in ein helleres Licht tritt. Sollte es nicht gewiß im Sinne vieler Freunde der Literatur sein, wenn der Hr Verf. sich entschlösse, von Zeit zu Zeit Nachträge bekannt zu machen, wodurch er sich selbst die Arbeit bei einer sicherlich nicht ausbleibenden neuen Ausgabe sehr erleichtern würde.

F. W. S.

### U I m.

Wohler'sche Buchhandlung 1843. Die Entwicklung der deutschen Sprache vom vierten Jahrhundert her bis auf unsere Zeit. Ein Beitrag zur deutschen Phonologie von Max Woher. VIII und 84 Seiten in Octav.

Die Haupttendenz des genannten Werkes ist, so viel Ref. sehen kann, die, an der Entwicklung des Deutschen den allgemeinen Satz zu erörtern, daß die Sprache durch ein zunehmendes Streben nach Wohl laut und bequemer Kürze mit der Zeit immer fügsamer und geschmeidiger werde. Dieser Satz ist im Allgemeinen richtig, und es verlohnte sich auch wohl der Mühe an der deutschen Sprache nachzuweisen, wie der Sinn für Wohl laut Umänderungen der sprachlichen Formen hervorgerufen hat; jedoch können wir die Art und Weise der Begründung und Ausführung, welche Hr Woher in seinem Buche befolgt hat, nur eine einseitige und fehlerhafte nennen, der noch dazu Klarheit der Darstellung gebricht. Anstatt die Wohl lautsgesetze der deutschen Sprache aus den einzelnen Resultaten der historischen Grammatik zu erweisen, hat er einer vorgefaßten und nicht in

jeder Hinsicht geltenden Theorie zu Liebe den sichersten Ergebnissen der Sprachforschung widersprechen, ohne doch seine Meinung anders als durch Berufung auf allgemeine Sätze erweisen zu können. Wie wenig aber mit einem solchen Verfahren ausgerichtet wird und zu welchen Irrthümern es verleitet, mag man daraus sehen, daß der Vf., auf die allgemeine Annahme sich stützend, daß Gothische habe noch eine uns ungewohnte Wölle und Breittönigkeit seiner Formen gehabt, präsumiert, daß in dieser Sprache die Anzahl der Längen die der Kürzen überwog. Nach ihm haben wir ein gothisches langes *â*, *î*, *û* anzunehmen; selbst das *a* der Präterita *nam*, *stal* u. a. ist ihm eine bedeutende Länge; daneben wird jedoch auch ein kurzes gothisches *e* und *o* vertheidigt (vgl. S. 18. 19. 21. 27) — wovon die Grammatik bisher gerade das Gegentheil gelehrt hat. Nach S. 66 beruhen die grammatisch verschiedenen mittelhochdeutschen Formen *drîe* und *driu*, *alle* und *elliu*, *schoene* und *schöne* nur 'auf einem bequemen organischen Formenwechsel, auf einem bequemen Sichgehnlassen nach den Einflüssen des lautlichen Elements' und dgl. Wenn solche Behauptungen zu dem Schlusse berechtigen, daß der Verf. über dem Studium der Phnologie die Grammatik vernachlässigt habe, so möchten wir ihm zu bedenken geben, daß die Phnologie sich auf der Grammatik aufbauen muß und von derselben unzertrennlich sein soll, wenn sie klare und sichere wissenschaftliche Resultate gewinnen will, welche das angezeigte Werk nicht darbietet.

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

124. Stück.

Den 4. August 1845.

---

L e i p z i g,

bei Fr. A. Brockhaus 1844. Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften dargestellt von G. Hartenstein, ordentl. Prof. der Philos. an der Universität zu Leipzig. XVIII und 574 S. in Octav.

In nicht minderem Grade als die übrigen theoretischen Theile der Wissenschaft hat auch die Ethik im Wechsel der letzten philosophischen Systeme sehr verschiedenartige Bearbeitungsweisen erfahren. Das vorliegende Werk fordert zu einer vergleichenden Betrachtung dieser verschiedenen Standpunkte und des Gewinnes, den sie gebracht haben, um so mehr auf, als es neben der Durchführung einer Ansicht, für deren gewandten und scharfsinnigen Anhänger der Verf. seit längerer Zeit bekannt ist, sehr kenntlich eine Polemik verfolgt, die, wie es uns scheint, mit voller Berechtigung zwar gegen eine große Masse leichtsinniger Gedanken gerichtet werden kann, aber doch Manches zu gering schätzt, was aus dem im Ganzen ziemlich wüsten Treiben der letzten philosophischen Zeit gerettet zu werden verdient. Her-

barts Darstellung der Grundlehren seiner practischen Philosophie, in ihrer Kürze und der lebendigen Frische originaler Conception zu imponierend, als daß sie durch des Verfs zwar höchst sorgsame aber etwas breite Wiederholung beträchtlich gewinnen könnte, ist ohne Zweifel auch als ein wohlthätiges Ereignis in der Entwicklung der Ethik zu betrachten, und der Vortheil, den eine unbefangene, selbst durch diejenigen Voraussetzungen, die man wirklich machen zu müssen scheint, noch unbefangene Betrachtung der ethischen Verhältnisse haben mußte, ist um so mehr anzuerkennen, als wir anderseits einem solchen Unternehmen die Berechtigung zu der Polemik nicht zugestehen können, die sich auch durch dieses vorliegende Werk hindurchzieht. Der Verf. erklärt übereinstimmend mit Herbart in der Vorrede, hauptsächlich die Unabhängigkeit des ästhetischen und ethischen Urtheils von jeder theoretischen Speculation begründen zu wollen, und auf den Beifall Derer zu verzichten, die nur in Schellings und Hegels Systeme einen Fortschritt zu finden gesonnen sind. Ich meine indessen, daß auch der Beifall dieser den Bestrebungen des Verfs gar nicht zu entgehen braucht, wenn nur er selbst nicht versuchte, in seiner Betrachtungsweise alle übrigen zu absorbieren. Es ist allerdings wahr, daß Hegel nirgend eine ähnliche Lehre von ethischen Ideen und Musterbildern aufgestellt, aber in der That doch gewis nicht deswegen, weil er etwa überzeugt gewesen wäre, daß innere Freiheit, Wohlwollen, Billigkeit u. s. f. die Richtschnur menschlichen Handelns nicht sein sollten, sondern nur deswegen, weil er es für unnütz hielt, das ausdrücklich zu lehren, was Keinem entgeht, und weil er meinte, daß aus solchen unmittelbaren ästhetischen Urtheilen des Gewissens,

wenn man sie in derselben Unmittelbarkeit auffaßt, mit der sie sich aufdrängen, theoretisch Nichts weiter werden kann. Wir mögen von Hegels Standpunct ganz gern zugeben, daß eine unbefangene Besinnung uns zeigt, wie der Inhalt jener ästhetisch-ethischen Urtheile ganz unabhängig von jeder theoretischen Speculation in seiner Gültigkeit erkannt werden kann; ist er aber auch deswegen ohne Zusammenhang mit dem, was die theoretische Philosophie über die Verknüpfung des Seienden und die Anordnung der Welt lehrt? Und worin besteht nun eigentlich das Geschäft der speculativen Philosophie? Darin, auf besonnene empirische Weise nur den Thatbestand jener innerlichen Gesetzgebung oder jener sittlichen Urtheile heraus zu arbeiten, oder darin, das was zu Gunsten aller sittlichen Entwicklung sich im Bewußtsein ohne seine Vermittlungen darstellt, in seinem Zusammenhange mit theoretischen Voraussetzungen aufzuzeigen, und dadurch zwar nicht seine Gültigkeit und Verbindlichkeit zu stützen oder zu vermehren, wohl aber die vernünftige Uebereinstimmung der sittlichen und natürlichen Welt aufzusuchen? Hegel entschied sich für das Letzte, und obwohl er einer Darstellung, wie die Herbarts, etwas wesentlich Widerlegendes nicht entgegensetzen könnte, so würde er doch den Standpunct, den sie wählt, trotz aller seiner unbestreitbaren Nützlichkeit wesentlich nur für den außerphilosophischen gelten lassen können. Und in dieser Hinsicht gestehe ich, daß mich weder Herbarts noch Hartensteins Darstellung vom Gegentheil überzeugt hat. Die Ethik, wo sie den Zusammenhang mit metaphysischer Theorie verschmähete, ist immer in Gefahr gewesen, in einen unspeculativen Predigtton zu verfallen; was sie davor behütete, ist die Unabweisbarkeit, mit der

sich bei Betrachtung sittlicher Gegenstände all-  
 hand metaphysische Fragen nach der Einrichtung  
 aufdrängen, durch welche die Welt und der Lauf  
 ihrer Erscheinungen ein vernünftig angeordneter  
 Schauplatz für das sittliche Leben werden kann,  
 dessen Musterbilder in ihrer strengen Giltigkeit frei-  
 lich auch ohne alle Speculation erkannt werden  
 können. Wenn wir daher auch gern anerkennen,  
 daß eine deutliche und klare Auseinandersetzung des  
 Thatbestandes der sittlichen Primitivurtheile eine  
 vortreffliche, vielleicht unentbehrliche Vorarbeit für  
 das Gedeihen der Ethik sein mag, so ist uns doch  
 unbegreiflich, wie eine solche Tendenz alle Bedürf-  
 nisse bei Seite setzt, die in Hegels Philosophie zu  
 einer allerdings sehr mangelhaften Befriedigung  
 gekommen, aber doch festgehalten worden sind, und  
 woher sich die Bitterkeit schreibt, mit welcher diese  
 Polemik von Seiten der Herbart'schen Schule nicht  
 selten geführt wird. Wenn ich recht sehe, meint  
 Hegel, daß die Nothwendigkeit, durch speculative  
 Betrachtung den unmittelbaren Aussprüchen des  
 Bewußtseins zu Hilfe zu kommen, nur da bestehe,  
 wo es sich darum handelt, den Phänomenen der  
 Sittlichkeit in dem Ganzen der Welt ihre Stelle  
 und ihre Bedeutung anzuweisen, eine Betrachtung,  
 die noch nichts zu thun hat mit der apodiktischen  
 Giltigkeit der ethischen Urtheile für unser sittliches  
 Leben, nur daß sie den Trost enthält, zu zeigen,  
 daß wir nicht durch eine innere Stimme beherrscht  
 werden, für deren Befolgung die Welt nicht  
 geschaffen wäre. Gewis beabsichtigte Hegel nie  
 eine practische Philosophie, die den Menschen  
 lehren soll, was er zu thun habe, in der Ueber-  
 zeugung, daß für jede einzelne Gelegenheit zu ei-  
 ner Handlung eben jenes unmittelbare sittliche Ur-  
 theil zur Norm des Willens hinreicht, daß aber

im Ganzen die Lenkung des eigenen Lebens aus der Betrachtung des Weltlaufs leicht sich die nöthigen Vorschriften ziehen könne, die Lenkung der Ereignisse aber nicht dem weltverbessernden Verstande des Einzelnen überlassen werden kann, sondern der Entwicklung einer umfassenderen Idee gemäß erfolgt. Gerade diese Meinungen sind häufig der Gegenstand sehr ungerechter Angriffe geworden. Herbart hat ohne Zweifel sehr gut gewußt, was er wollte; ob er auch gewußt, was Andere wollen, darf man nach der allgemeinen Phytognomie seiner Polemik bezweifeln. Schon er hat gegen Hegels vielberühmten Satz, daß das Vernünftige wirklich, das Wirkliche vernünftig sei, jene mißverständlichen auch vom Verfasser wiederholten Einwurfe vorgebracht, die nur begriffen werden können, wenn man den andern Satz unterschiebt, daß was gut sei, gethan werde, und was gethan werde, gut sei. Und doch ist es einleuchtend, daß Hegel Nichts mit seinem Satze sagte, als das, was jede christliche Predigt eben so gut wiederholen kann, daß nämlich alles was ist und geschieht, in dem Plane einer vernünftigen Idee seine Stelle hat, sei es als ein Gut oder als ein nothwendiges Uebel. Nur die Vernünftigkeit in jenem dialectischen Sinne, der ihm eigenthümlich ist, schrieb Hegel allem Geschehenden zu, weit entfernt, sie mit ethischer Billigung zu verwechseln. Mag nun auch mit diesem Satze Mißbrauch genug getrieben worden sein, so fällt Hegel doch nur dies zur Last, über das nothwendige Eingehen jenes schlimmen Elements in die Entwicklung der Idee sich nicht hinlänglich gerechtfertigt zu haben, gewiß aber nicht dies, eine Lehre aufgestellt zu haben, für welche, wie Herbart einmahl mit sehr übel angebrachter Emphase sagt, glücklicherweise die sitt-

liche Kraft der Zeit noch nicht schlaff genug geworden wäre.

Die Verbindung der Metaphysik mit der Ethik ist der Boden, auf dem manche Kämpfe bisher geführt worden sind, und auf dem Herbart die Nothwendigkeit späterer nicht erspart zu haben scheint. Aber die Begriffe über die Art dieser Verbindung sind verschieden und sie mögen manche Misverständnisse veranlaßt haben. Man pflegt zuerst häufig zu erwähnen, daß das Sein keine Hindeutung irgend einer Art auf ein Sollen enthalte. Ich glaube nicht, daß diesen Satz Jemand leugnen wird, aber sehe eben so wenig, welches Gewicht er in die Wagschale werfen soll, besonders da ja umgekehrt jene Verknüpfung der Ethik und Metaphysik sich vielleicht noch mehr auf eine Hindeutung stützt, die in dem Sollen auf ein Sein hinweist. Abgesehen davon aber enthält der Begriff des Seins analytisch in der That gar keine solche Hindeutung, so daß eine ganz interesselose, jeder Werthschätzung baare Vernunft in ihm die Nothwendigkeit einer idealen Ordnung freilich nicht erkennen kann. Allein es gibt auch synthetische Hindeutungen, wenn wir so sagen wollen, d. h. solche, die nicht in dem Begriffe des hindeutenden Gliedes allein liegen, sondern, mit Herbart zu reden, sich in einem ästhetischen Urtheile zwischen zwei Beziehungspuncte einstellen. Nicht allein das Widersprechende in logischem Sinne, sondern auch das Absurde hat die Philosophie zu vermeiden; dies letztere aber besteht in seiner eigentlichsten Natur darin, selbst, wenn es logischen Gesetzen genug thut, doch durch die Consequenzen eines ästhetischen Urtheils verworfen zu werden. Welches System auch immer Metaphysik und Ethik verbunden hat, der Grund seiner Ueberzeugung war gewis kein Syllogismus logischer Art, sondern ein un-

mittelbares ästhetisches Urtheil, das einen Gedanken verwarf, weil er absurd schien; den Gedanken einer solchen realistischen Grundlegung nämlich, die an sich bloß durch formelle, nicht auch durch ästhetische und sittliche Begriffe beschränkt ist. Der Realismus Herbarts ist der Ansicht, daß Alles, was geschehe, aus dem zu erklären sei, was ist; was aber sei, sei ganz einfach, und alles könne sein, was nur gewissen formellen Bedingungen der Einfachheit, Positivität, Relationslosigkeit entspreche. Was die Verhältnisse zwischen diesen Seienden betrifft, so seien sie ihnen gleichgiltig, und wovon sie sonst abhängen sollten, zeigt sich auch nicht. Dem entgegen behauptet jene andere Ansicht: allerdings beruhe das Zustandekommen aller Ereignisse auf der Natur des Seienden und den Gesetzen, nach denen dies ein für allemahl wirken kann; als seiend oder vielmehr sein könnend aber dürfe man nicht alles das betrachten, was lediglich jenen formellen Bedingungen genug thut, sondern so viel, solches Seiende und solcherlei Beziehungen zwischen den Dingen dürfe man allein annehmen, als gleichzeitig von dem Gegebenen der Erfahrung und den Bestimmungen einer höheren Idee gefordert werden, die um ihres eignen werthvollen Inhalts als das vor Allem zu Realisierende angesehen werden muß. Dies ursprüngliche Passen des Gegebenen zu dem Sollenden, die Harmonie zwischen dem Thatbestande des Seienden und den Forderungen der Idee scheint der Gedanke zu sein, in dem die verschiedenartigen diesseitigen Systeme zusammenstimmen. Wie jene Harmonie hergestellt sei, oder durch welche Identität des Idealen und Realen man sie sich weiter vorstellen will, überhaupt alle weiteren metaphysischen Fragen, zu denen jene Grundüberzeugung Veranlassung gibt, sind Gegenstände, über welche jedes System in seiner eigen-

thümlichen Weise denkt und irren mag; dem Realismus Herbarts gegenüber ist es jedoch gar nicht nöthig, auf sie einzugehen; vielmehr können wir ihm, der das ewige Dasein, die absolute Position der Dinge festhält, entgegenen, daß jene Ueberzeugung einer solchen Ansicht sich anzubequemen auch im Stande sei. Weit entfernt, etwa die Idee des Guten als eine Substanz zu betrachten, aus der die Dinge gemacht werden, verlangt sie nur zu den Bedingungen, welche ein solcher Realismus für die Möglichkeit der Ertheilung einer absoluten Position macht, noch eine Beschränkung hinzuzufügen; daß nämlich mit demselben Rechte, mit dem eine mit der Idee nicht übereinstimmende Anordnung der Beziehungen zwischen den Dingen angenommen werden kann, jedenfalls ohne größere Schwierigkeit eine mit ihr übereinstimmende angenommen werde. Eben deswegen aber, weil diese Ansicht auf einem ästhetischen Urtheile beruht, wird sie sich so wenig als die Realität der ethischen Ideen selbst Jemanden andemonstrieren lassen. Hiermit ist freilich nur ein sehr unbestimmter Grundgedanke gegeben, allein es kam uns nur darauf an, ein Bedürfnis hervor zu heben, welches in Hegels Lehre hat befriedigt werden sollen; so weit wird hoffentlich Niemand diese Ansichten mißverstehen, um mit dem Verf. sie demjenigen überlassen zu wollen, dem alles Bestehende in einem sehr rosenfarbenen Lichte erscheint. Denn wenn wir ein Füreinanderpassen des Seienden und des Sollenden annehmen, so ist damit freilich noch keine Identität des Guten mit dem Wirklichen ausgesprochen, noch sollen die ernstesten und schwierigsten Fragen, die sich hier anknüpfen lassen, damit im Voraus niedergeschlagen sein.

(Fortsetzung folgt.)



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

125. 126. Stück.

Den 7. August 1845.

---

Leipzig.

Fortsetzung der Anzeige: 'Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften dargestellt von G. Hartenstein, ord. Prof. d. Philos. an d. Univ. zu Leipzig.'

Auch hier hätte eine billigere Berücksichtigung des Sinnes, in welchem Hegel seine Ausdrücke gefaßt wissen wollte, gleichviel ob passend oder unpassend, ihm manchen ungeredeten Vorwurf ersparen können. Wo er von der Vortrefflichkeit des Wirklichen sprach, galt ihm als wirklich nicht jedes speciell Vorhandene, sondern die allgemeinen stabilen Formen geistiger und natürlicher Ereignisse, so wie das Historische in so weit, als es sich in größeren Massen der Entwicklung der Idee und ihren Momenten anzupassen schien. Dies sind ungenaue Begriffsbestimmungen, ohne Zweifel; allein es ist ein Unterschied, ob man Hegel den Vorwurf logischer Ungenauigkeit macht, oder ob man alle Gehässigkeit sittlich verworrenen Ansichten auf ihn häuft.

Bei dieser allgemeinen Verschiedenheit der Ideen, die Hegel und Herbart verfolgen, kann es uns

nicht wundern, aber leid thun, wenn der geehrte Verf. in dem ersten Abschnitte seines Buchs, der der Entwicklung früherer Ansichten über Ethik gewidmet ist, die vielen Ausstellungen, die sich ohne Zweifel mit Recht gegen Hegel machen lassen, durch ein nicht ganz ruhiges Mißverstehen auch noch um solche vermehrt hat, die ihn nicht treffen, wenigstens dann nicht, wenn man Hegels eigene wissenschaftliche Gesinnung seinen Ausdrücken interpretierend zu Grunde legt. So bezeichnet es der Verf. als eine Taktik Hegels, dem ersten besten Gemüthszustande den Namen z. B. der Tugend beizulegen, um ihn dann als einen Gegner aus Lumpen und Stroh nieder zu schlagen, und bezieht dies auf die Art, wie Hegel in der Phänomenologie von einer Stufe der sittlichen Idee zu einem andern Momente übergeht. Diese Uebergänge mögen nun sehr viele Mängel haben, aber eine Unredlichkeit der Art liegt Hegels Verfahren nicht zu Grunde. Bei ihm geht dem Geiste seiner dialectischen Methode nach jede frühere Stufe der Idee deswegen unter, weil sie zwar an sich das Wahre ist, aber in ihrer inneren expliciten Gliederung es noch nicht so tadellos organisiert ausdrückt, daß es nicht in Gefahr wäre, in sein Gegenteil umgedeutet zu werden. So wie das erste Sein seiner Logik in der That das wahrhafte Sein meint, aber diesen Inhalt nicht genug durch abwehrende Merkmale bestimmt und daher sich nicht von dem Nichts unterscheiden kann, so mag auch eine Stufe der sittlichen Idee, wenn ein Bewußtsein, wie das des Verfs., einstweilen ergänzend die fehlenden Bestimmungen festhält und sie vor dem Uebergang in ein Gegenteil behütet, wirklich als etwas Werthvolles feststehen; aber in ihrem eignen Inhalt ist sie diesem labilen Zustande ausgesetzt, und deswegen

wird der Fortschritt zu einer höheren Idee eingeleitet, nicht weil die frühere Stufe in ihr häßliches Gegentheil umschlagen mußte und nichts weiter als dies verkappte Gegentheil selbst wäre, sondern weil die Gefahr und Möglichkeit dieses Uebergangs hinweg geräumt werden soll. So kann es allerdings dem Verf. scheinen, als mache Hegel jede Stufe der sittlichen Ausbildung mit Gewalt schlecht, weil nur der mögliche Uebergang zum Schlechten, nicht aber auch das mögliche Fortbestehen des Guten eine Aufforderung zu weiterem Fortschritt enthält.

Nicht minder unbillig erscheinen uns des Verfs Worte, welche die Methode Hegels für einen bloßen Machtspruch erklären, der willkürlichen Phantastien den Schein einer wissenschaftlichen Berechtigung anzuwingen soll, S. 138. Dies ist weder der geschichtliche Ursprung der Methode noch ihr Zweck. Wie wenig auch die Methode als solche taugt, ein Thema, das jetzt doch wohl bis zum Ekel abgehetzt ist, so wäre es doch neben diesem gerechten Verwerfungsurtheil billig gewesen, auch der überwältigenden Anschauungen zu gedenken, die Hegel dazu verführten, sie für eine Methode zu halten. Freilich sagt der Vf., eine Methode, die in dem Widersinne den eigentlichen Ausdruck des speculativen Wissens finde, lasse keine Widerlegung zu, aber bedürfe auch keiner. Allein er ist nicht glücklich darin, daß er diesen sehr strengen Richterspruch auf eine Stelle Hegels basiert, die er so anführt: das speculative Denken besteht nur darin, daß das Denken den Widerspruch und in ihm sich fest hält. Werke IV. S. 69. So lautet freilich die citierte Stelle nicht, die weder den Accent auf jenes fest legt, noch überhaupt hiermit zu Ende ist. Hegel sagt: 'das speculative Denken besteht nur darin,

daß das Denken den Widerspruch und in ihm sich selbst festhält, nicht aber, daß es sich, wie es dem Vorstellen ergeht, von ihm beherrschen, und durch ihn sich seine Bestimmungen nur in andere oder in Nichts auflösen läßt.' Man sieht wohl, daß der vom Verf. weggelassene Nachsatz dem Ganzen die entgegengesetzte Bedeutung von der gibt, die der Vf. ihm unterlegt, indem offenbar nicht das Festhalten, sondern das Sich selbst im Widerspruch bewahrende Festhalten das Eigenthümliche des Speculativen ausmachen soll. Abgesehen jedoch von diesen minutiösen Ausstellungen, weiß der Verf. ohne Zweifel, daß Hegel, welchen Werth er nun auch immer auf den Widerspruch gelegt haben mag, doch weit davon entfernt gewesen ist, jeden Widerspruch hoch zu achten, bloß weil er einer ist, oder gar den Widersinn, wie der Verf. ihm nicht sehr freundschaftlich unterschiebt. Es ist daher zu beklagen, daß der Verf. gerade in der Beurtheilung dieser Hegelschen Ansichten so Manches übertreibt, und mit einer zu hastigen Polemik eine schlimme Seite an dem hervorkehrt, was bei ruhigerer Betrachtung sich leicht zurecht legen ließe; und wenn er, wie oben bemerkt, von Hegel sagt, daß er öfters sich einen Gegner aus Lumpen und Stroh zusammensetze, um ihn leichter niederzuschlagen, so fürchten wir, daß er mit Unrecht die Ansichten dieser Schule so sehr gering schätzt, als könnten sie trotz der vielfachen Mangelhaftigkeit ihrer Ausführung durch eine so ungenaue Beleuchtung in ihr Nichts zurückgeschleucht werden. Von den übrigen Versuchen, Ethik wissenschaftlich zu begründen, hat der Verf. eine vielfach belehrende und ruhigere Darstellung gegeben; doch können wir vielleicht nur von der Kantischen Lehre sagen, daß er ihr völlig gerecht gewesen sei; für Fichte, Schleiermacher,

Schelling hat er ein scharfes Auge für ihre Fehler mitgebracht, ohne, da man hier freilich oft den Willen für die That nehmen muß, diesem erstern wenigstens alle billige Berücksichtigung widerfahren zu lassen.

Gehen wir nun mit dem Verf. zu der Darstellung der ethischen Ideen über, die das zweite Buch enthält, und zwar zunächst zu der der ursprünglichen, so ist zwar nicht zu besorgen, daß unser ethisches Urtheil des Beifalls oder der Mißbilligung in Bezug auf die angeführten Willensverhältnisse von dem des Verfs abweichen werde, denn in der That sind alle diese Gegenstände so einfach, daß ihre Darstellung, eines demonstrativen Beweises eben so unbedürftig als unfähig, sich getrost auf die entgegenkommende unmittelbare Zustimmung Aller berufen darf. Aber andere Befürchtungen liegen näher. Es kommt hier nicht allein auf die Richtigkeit jener Musterbilder an, sondern auch darauf, daß sie vollständig alle einfachen Verhältnisse umfassen, die ein sittliches Urtheil rege machen; daß sie ferner unter einander keine weitere Zurückführung gestatten, sondern jedes sich als ein eigenthümlicher Gegenstand ethischer Beurtheilung den übrigen nur coordiniere; endlich müssen wir wünschen, daß jedes dieser Musterbilder nicht nur von der Beziehung auf einen bestimmten Fall der Anwendung losgelöst erscheine, sondern auch, daß als die Beziehungspuncte und die Beziehungen, durch welche das sittliche Urtheil erregt wird, solche auftreten, an deren eigenthümlicher Natur dieses Urtheil in der That haftet, nicht aber solche, an denen es nach einer leicht entstehenden Illusion deswegen nur zu haften scheint, weil sie nothwendige abstracte und formelle Voraussetzungen jener concreten und inhaltvollen Verhältnisse sind, die ver-

möge ihres Inhalts, aber nicht allein vermöge jener abstracten Gestalt ihres inneren Gefüges zu einer sittlichen Beurtheilung auffordern. Dieser letzte Punct wird sich später weiter erklären, in allen drei Hinsichten aber scheinen sich uns gegen Herbarts Ideenlehre und gegen deren Modification durch den Verf. Schwierigkeiten zu erheben, denen nicht überall durch die von ihm selbst im Voraus getroffenen Vorkehrungen Abhilfe geleistet wird.

Was zuerst die Idee der inneren Freiheit betrifft, so wird wohl jeder Leser, der die etwas wortreiche Einleitung durchgelesen hat, und nun zur Betrachtung dieser Idee übergeht, eine Art getuschter Erwartung empfinden. Er hatte gehofft, hier einen neuen Inhalt zu finden, aber er begegnet demselben, den er in der Einleitung dargelegt gesehen hat. In der That ist die Idee der inneren Freiheit keineswegs eine den übrigen practischen Ideen coordinierbare Idee, sondern sie ist der Ausspruch der Basis, auf der alle sittliche Beurtheilung beruht; und daher kommt es, daß ihre Darstellung nur die Gedanken der Einleitung wiederholen kann. Dort bereits wurde behauptet, daß überhaupt nur ein Wille, der weiß, was er will, sittlicher Beurtheilung unterliegen kann, und daß diese undenkbar ist, wofern nicht ein absolut normierendes Urtheil über den Willen, eine innere ethische Gesetzgebung, diesem seinen Werth bestimme. Wenn nun die Idee der inneren Freiheit nur darin besteht, daß der Wille harmoniere mit dieser inneren Gesetzgebung, und durch diese Harmonie ein sittliches Billigungsurtheil erwecke, so haben wir in der That hier nur den identischen Satz, daß das Gute gefalle, das Böse des Willens aber misfalle, oder daß jeder Wille, der von der inneren Gesetzgebung, weil er mit ihr harmoniert, gebilligt sei, auch ge-

billigt werden müsse. So ist aber die Idee der inneren Freiheit lediglich der Ausdruck der Grundvoraussetzung, welche die Ethik, um sich überhaupt ihren Boden zu gewinnen, machen muß, die alleinige Autonomie des ethischen Urtheils. Sie kann daher nicht den andern Ideen coordiniert werden, sondern muß allein stehen, da sie formell alle übrigen Ideen in sich enthält, weil nur unter der Voraussetzung dieser hier ausgesprochenen Autonomie des ethischen Urtheils den übrigen die Heiligkeit der Muster zukommt, welche in ihnen sich successiv darstellen, während sie zugleich materiell kein so bestimmtes Verhältniß zu ihrer Voraussetzung macht, wie jede der übrigen Ideen dies thut. Mit Recht hat der Verf. die Idee der Vollkommenheit oder Größe, die Herbart aufgestellt, gestrichen und gezeigt, daß alle Größe hier nur als Coefficient gelten könne, welcher die Billigung oder Misbilligung der benannten, eigenthümlich charakterisirten Handlung theilt, welche er zu messen bestimmt ist. Eine ähnliche Absonderung hätte auch die Idee der inneren Freiheit verdient, freilich nicht, um wie der Begriff der Größe, auf einen niedrigeren, sondern um auf einen systematisch höheren Platz gestellt zu werden. Man wird gegen diese Bemerkung sogleich einwenden, daß nach dem Verf. die Idee der inneren Freiheit nicht die Angemessenheit des Willens zu dem objectiven sittlichen Ideale enthalte, sondern nur seine Angemessenheit zu dem, was die subjective Ueberzeugung als solches aufstellt. Wie weit daher auch diese Meinung von dem entfernt sein möge, was mit allgemeiner Verbindlichkeit für ein Musterbild des Handelns gelten müsse, so werde doch eine solche 'Treue des Wollens gegen die eigene Einsicht' immer die hier geforderte billigende Achtung in Anspruch nehmen.

Allein von einer solchen inneren Freiheit möchten wir noch viel weniger behaupten, daß sie den übrigen Ideen sich coordinieren lasse, die alle darauf ausgehen, eine über alle subjective Ansicht der Bildung hinausliegende Reihe von Musterbildern aufzustellen, während jene ihren Beifall auf ein nur formelles Verhältnis des Willens zum Bewußtsein des Wollenden wirft. Es scheint mir ein unlogischer Gedanke zu sein, einerseits von unbedingt anzuerkennenden practischen Ideen zu sprechen, anderseits als eine dieser Ideen eine solche Beziehung zwischen einzelnen Bewegungen des Geistes aufzuzählen, welche jene absolute Musterbilder eben nicht anerkennt. Abgesehen jedoch hiervon, so fragt sich noch, ob eine solche Treue des Wollens gegen die eigene Ueberzeugung wirklich so unbedingt ein Urtheil der Billigung auf sich ziehe, das von der Billigung oder Misbilligung der befolgten Grundsätze selbst und des factischen Inhalts der That unabhängig wäre. Handlungen, die von wirklich ethischen Motiven ausgehend, durch die Ungunst der nicht genug berücksichtigten Umstände zu übeln Folgen ausschlagen, entnehmen wir allerdings dem Tadel und loben die Treue des Wollens gegen die subjective Ueberzeugung; aber in zahlreichen Fällen tadeln wir die Ueberzeugung selbst, und rechnen sie der Verantwortlichkeit des Individuum zu, und hier kann man wohl kaum sagen, daß die Consequenz des Wollens nach jener Ueberzeugung noch ein ethisches Billigungsurtheil auf sich ziehe; wohl aber kann sie ein ästhetisches Gefühl des Beifalls erregen, wie Alles, was seiner Form nach an sittliche Verhältnisse erinnert, ohne deren Gehalt in sich aufgenommen zu haben. Entfernen wir diese Teuschung, die von der Verwechslung des ästhetischen Eindruckes einer Harmonie überhaupt



mit der sittlichen Beurtheilung herrührt, so dürfte ethisch wohl jene Uebereinstimmung des Willens mit der eigenen Beurtheilung ein indifferentes Phänomen sein, welches nur so weit auf einen Grad sittlicher Würde Anspruch machen kann, als in jener subjectiven Ueberzeugung sich die objectiv anzuerkennenden Ideen mehr oder weniger vollständig und intensiv geltend gemacht haben. In der That ist die Vorkehrung nicht hinreichend, die der Verf. sogleich, die Inhaltlosigkeit der inneren Freiheit gewährend, gegen die Consequenz macht, alles Handeln gut zu heißen, was mit irgend einer Ueberzeugung zusammenstimme. Gesezt nämlich, sagt er, es rede Jemand ernsthaft davon: er habe nun einmahl die Ueberzeugung, was ihm beliebt oder nütze, oder ihn vergnüge, sei das Vortreffliche, so würde diese Berufung immer nur der Interpret des Willens, nicht aber ein Urtheil über den Willen sein, nur das Drängen dieser Begierde in das Wissen von diesem Drängen übersetzen, aber sie keiner Frage nach ihrem Werthe unterwerfen. Mag dies nun wahr sein, so kann man doch ein Aehnliches von den Ideen selbst sagen. Auch sie würden dann Nichts sein, als das Drängen des Wohlwollens und der Gerechtigkeit, in ein Wissen von diesem Drängen übersetzt, welches auch nur in so fern einer Frage nach seinem Werthe unterworfen wird, als sich die Beantwortung dieser Frage mit derselben Evidenz aufdrängt, mit der jenem fingierten Eudämonisten sich die Vortrefflichkeit des Vergnügenden aufzwingt. Sobald das Urtheil über den Werth des Willens den Charakter eines unmittelbaren, indemonstrablen, kurz den eines ästhetischen hat, so wird auch diese Idee der inneren Freiheit immer ein gefährlicher Punct bleiben; theoretisch aber wird sie entweder doch zu den Unge-

reimtheiten führen, denen der Verf. zu entgehen sucht, oder wenn der Fortschritt zu den übrigen practischen Ideen ihrer gefährlichen Unbestimmtheit ein Gegengewicht hält, so wird sie an sich bedeutungslos werden, und der Reihe dieser Ideen als ein selbständiges Glied, eine Grundvoraussetzung der Ethik gegenüber stehn.

Eine andere Erinnerung ist über die Idee des Wohlwollens zu machen. Sie soll dem Schema der logischen Eintheilung der Willensverhältnisse gemäß, daß der Auffindung der Ideen zu Grunde liegt, dem Falle entsprechen, daß ein Wille einem vorausgesetzten fremden Willen sich widmet. Hierauf falle unmittelbar ein Urtheil des Beifalls, während das Uebelwollen mißfalle. Es scheint uns nun, daß hier zunächst gar kein sittliches Urtheil rege wird, so lange wir kein anderes Verhältnis voraussetzen, als das, was der logischen Eintheilung möglicher Verhältnisse nach oben angegeben ist. Ob ein Wille mit einem andern vorausgesetzten harmoniert oder nicht, (daß er sich ihm widmet, enthält schon eine Voraussetzung mehr) ist vorerst eine eben so gleichgiltige Beziehung, als der Gegensatz oder die Begünstigung zweier physikalischer Kräfte unter einander, und nur ein höchst schwankendes ästhetisches Urtheil wird sich daran knüpfen, je nachdem uns Einheit oder Gegensatz der Bestrebungen durch Associationen der Phantasie zu dem Bilde eines Schönen, Erhabenen oder Häßlichen hinführen. Es ist hier einer der oben erwähnten Fälle, wo als das Verhältnis, auf dem das sittliche Urtheil ruht, ein solches angegeben ist, auf dem es nur zu ruhen scheint. In allen Fällen nämlich, wo wir Liebe und Wohlwollen zu billigen haben, wird freilich ein Anschmiegen eines Willens gegen einen vorausgesetzten fremden Statt finden,

aber jene Gesinnungen werden nicht um dieses formalen Beziehungskelettes, das in ihnen liegt, sondern um des viel concreteren Inhalts willen, den sie darum ausbreiten, das Urtheil des Wohlgefallens auf sich ziehen. Der Vf. hat dies selbst gefühlt, und sagt: einen fremden Willen voraussetzen, heißt ihn denken als begehrend ein Wohl, sich sträubend gegen ein Uebel; und nur so konnte man natürlich der hier in Rede stehenden Idee den Namen des Wohlwollens geben. Abgesehen jedoch davon, daß diese ausdrückliche Erwähnung des Inhalts, den man im fremden Willen voraussetzen muß, der ganzen Betrachtung jetzt eine andere Basis gibt, indem nämlich nun nicht mehr die Harmonie der beiden Willen, sondern die Tendenz des Einen, fremdes Wohl zu begünstigen, das eigentlich Gefallende ist, so scheint mir auch jene Voraussetzung nicht vollständig und umfassend. Mag auch das eudämonistische Streben nach Wohl, welches also immer nicht bloß einen Willen, sondern den Willen eines fühlenden Wesens voraussetzt, ein hauptsächliches Object des Wohlwollens sein, so haben wir am fremden Willen mehr zu ehren als dies. Und wenn wir einmahl den vorausgesetzten fremden Willen nicht als Willen überhaupt, sondern als einen bestimmten inhaltvollen betrachten, also das Verhältnis unsers Willens zu einem nur theoretisch erkennbaren Objecte eines fremden berücksichtigen, so ist hier kein Grund, eine weitere Anknüpfung des Theoretischen sich zu versagen, und davon abzusehen, daß überhaupt unser Wille nicht bloß im Verhältnisse zu einem andern, sondern auch dadurch Werth erhält, daß er sich den bewußten oder unbewußten Strebungen anschließt, durch welche ein anderer Geist die seiner eigenthümlichen Natur gesetzte Bestimmung zu erreichen

sucht. Hierdurch aber wird die ganze Betrachtung über die vom Verf. eingehaltenen Grenzen erweitert; das Motiv, welches in allen diesen Verhältnissen die Billigung erweckt, ist weder die ganz gleichgiltige abstracte Uebereinstimmung des Willens mit dem vorausgesetzten fremden, noch auch einzig die Sympathie, die fremdes Wohl zu befördern, Wehe abzuwenden strebt, sondern dies Motiv liegt ganz allgemein in der Pietät und der Achtung, die wir jeder sich entwickelnden Natur und den Bestrebungen zu zollen haben, durch die sie ihre Bestimmung verwirklicht. In so fern könnten wir diese Idee nicht mehr mit dem Namen des Wohlwollens bezeichnen, der nur statthast sein wird, wo ein Bedürfnis des fremden Willens uns Gelegenheit zu einer helfenden Leistung gibt, wir würden vielmehr einen Namen für sie suchen müssen, der auch die Achtung gegen die unabänderlichen Gesetze der Natur, so weit sie in den Kreis unsers Handelns fallen, und so weit also diese Achtung selbst durch Thun oder Unterlassen ausgedrückt werden muß, der ferner die Achtung gegen den Geist der Geschichte umfaßt, die uns nicht erlaubt die Begebenheiten als eine willkürlich zu gestaltende Masse anzusehen. Nun freilich würde die Herbart'sche Ethik wenigstens in Bezug auf das Letzte lieber geneigt sein, das Object eines solchen Willens zu leugnen; allein wenn wir von dem Verhältniß unsers Willens zu einem vorausgesetzten andern sprechen, so möchte doch zu diesen letztern gewiß der Wille Gottes gehören, und schon diese nicht abzuweisende Betrachtung könnte uns lehren, daß der Beifall, den die Harmonie unsers Willens mit einem vorausgesetzten fremden sich erwirbt, nicht immer darauf beruht, daß wir den andern als 'sich sträubend gegen ein Weh' vorauszusetzen haben,

und daß diese Idee, da Wohlwollen gegen Gott ziemlich seltsam sein würde, in den allgemeineren Gedanken einer Pietät umzuwandeln ist, der den Werth alles Seienden achtet, der allerdings nur auf theoretischem Wege zu erkennen ist.

Ähnliches findet sich bei der Idee des Rechtes vor. Gesezt, zwei Willen berührten sich unabsichtlich in einem äußeren Gegenstande, so wird behauptet, der Streit, abgetrennt von allen fremdartigen Nebenrückichten, misfalle. Hier kommt es offenbar darauf an, was man unter Streit, und was unter jenen Nebenrückichten versteht. Wir geben leicht zu, daß der Zank überall misfalle, allein je mehr wir den Begriff des Streites von allen Affecten und jeder sonstigen Erbitterung, die dem unabsichtlichen Zusammentreffen zweier Willen fremd ist, abtrennen, je weniger wir überhaupt an ein bestimmtes Beispiel denken, weil in einem solchen immer Nebenrückichten das Urtheil bestimmen, um so weniger können wir die Evidenz jenes Misfallens finden. Vielmehr scheint uns der Streit zweier Willen an sich etwas ganz Gleichgiltiges, das aber in concreto nie gleichgiltig sein kann, weil nicht zwei Willen, sondern zwei wollende Subjecte auftreten, die mehr gegenseitig an sich zu achten haben, als ihren bloßen Willen. Dies könnte nun in dem weitem Fortgange gleichgiltig sein, allein meine Bemerkung ist dagegen gerichtet, daß die Ideen durch ästhetische Primitivurtheile gefunden sein sollen, die sich unmittelbar an ein gedachtes Verhältnis der Willen knüpfen. In so fern ist es wichtig, daß das wahre Motiv hervorgehoben werde, welches das sittliche Urtheil erregt, und die scheinbare Evidenz verschwinde, mit welcher gewisse Verhältnisse es auf sich zu ziehen scheinen, weil man jenes Motiv, das in ihnen nicht liegt,

durch allerhand Vorstellungssociationen getrieben, hinzu suppliert. Wenn nun der Verf. aus dem Mißfallen am Streite die Uebereinkunft über die Grenzen der Willen und dann den Vertrag als Grundlage alles Rechts herleitet, das für ihn immer ursprünglich, persönlich und positiv, nie angeboren ist, so mag gern zugestanden werden, daß auf dem Wege dieser Betrachtung dies consequent ist und andere Rechte sich nicht finden ließen. Will man jedoch selbst den Begriff des Rechts auf diese Bedeutung einer durch Uebereinkunft entstandenen Willensgrenze beschränken, so vermissen wir wenigstens einen Quell, aus dem andere Beschränkungen und Berechtigungen der Willen, die z. B. aus natürlichen gegenseitigen Verhältnissen der Individuen hervorgehen, abgeleitet werden könnten.

Die Idee der Billigkeit, die bei Herbart nicht auf dem Verhältnisse zweier Willen beruht, ist vom Verf. auf ein solches zurückgeführt worden, das jedoch an Anschaulichkeit und Deutlichkeit mit der Herbart'schen Entwicklung nachzustehen scheint. Fassen wir nur z. B. den wehthuenden und den das Weh leidenden aber nicht leiden wollenden Willen auf, so knüpft sich hieran zwar Mißbilligung, aber keine Hinweisung auf billigen Ersatz und Vergeltung, sondern nur auf Auflösung des mißfallenden Verhältnisses. Im Wesentlichen wird dagegen auch dies Motiv, welches uns Ersatz suchen heißt, auf der Anerkennung beruhen, die auch der Idee des Wohlwollens zu Grunde liegt, auf der Achtung jedes fremden Seins, die nicht nur durch positive Pietät, sondern auch durch die Wiederherstellung der versagten Leistungen oder den Ersatz der zugesügten Unbill zu bewähren ist. Die strafende Billigkeit dagegen als einen Rückgang des

gleichen Quantum von Wehe auf den Thäter zu betrachten, wird immer noch nahe an den Begriff der Rache streifen, und würde sich angemessener als eine entsprechende Anerkennung des Schlechten darstellen lassen, die sich eben sowohl wie jene ersetzende Pietät in Handlungen ausdrückt, nicht um einen Rückgang des Wehs von dem Beleidigten zu bewirken, sondern um der allgemeinen Idee der Billigkeit auch diese entgegengesetzte Wirklichkeit zu verschaffen.

Mit der Idee der Billigkeit schließt bei dem Vf. die Reihe der practischen Ideen; wir haben nur noch den Nachweis zu betrachten, daß sie überhaupt geschlossen sei. 'Vor dem Verhältniß zwischen dem eignen Willen und der eignen Beurtheilung dieses Wollens, sagt der Verf., kann es kein früheres geben, weil, wo Wille und Beurtheilung in dem Bewußtsein derselben Person sich nicht begegneten, da für sie von Ideen überhaupt nicht die Rede sein könnte.' Dies zeigt, wie wir oben bemerkten, daß die diesem Verhältnisse entsprechende Idee der inneren Freiheit überhaupt eine besondere Stelle, nicht als einzelne Idee, sondern als Basis der Betrachtung einnehmen müsse. Es kommt nun bei der Entwerfung der Ideenreihe darauf an, alle die Verhältnisse, in die der Wille gerathen kann, und die eine sittliche Beurtheilung erwecken, aufzufinden; in die Idee der Freiheit aber kann man entweder alle diese Urtheile schon verlegen, oder auch keines ausgesprochen in ihr vorfinden. Der Nachweis nun für die Vollständigkeit der hier aufgestellten Reihe practischer Ideen soll auf dem schon in der Einleitung bemerkten Grundsatz beruhen, daß nicht der Gegenstand den Werth des Wollens bestimme, überhaupt nicht das

eine Glied des Verhältnisses bilden könne, auf dem das sittliche Urtheil ruht. Bleibt aber der Gegenstand unbestimmt, so lassen sich in einem wollenden Subject oder zwischen mehreren keine anderen Willensverhältnisse durch eine vollständig nach contradictorischen Gegensätzen ausgemessene bedeutungsvolle Eintheilung mehr finden als die angegebenen, daß ein Wille entweder zu einem vorausgesetzten oder zu einem wirklichen, und wenn zu einem wirklichen, entweder absichtlich oder unabsichtlich in Berührung träte. Dieses Schema, nach welchem die Ideenreihe in ihrer Vollständigkeit gefunden werden soll, scheint mir in zweierlei Hinsicht ungenügend. Erstens in so fern als es nur sehr von Weitem auf wirklich ethische Verhältnisse hindeutet, und anstatt ihrer nur die abstracten Beziehungsformen aufstellt, die man noch mit vielem concreten Inhalt bereichern muß, ehe sie überhaupt ethische Beurtheilung erwecken; zweitens aber deswegen, weil es auf einer willkürlichen Beschränkung der Aufgabe beruht. Es mag allerdings sein, daß der Gegenstand keinen Werth des Willens bestimme, allein der Gegenstand ist kein Correlat für den Willen im Allgemeinen; wir können überhaupt nie einen Gegenstand wollen, sondern nur, daß dieser Gegenstand in gewisse Verhältnisse entweder zu uns oder zu einem Andern trete. Wir können nicht wollen ferner, daß etwas sei, sondern daß es werde oder bleibe oder vergehe; Veränderung des Seienden ist also das, was jeder Wille will, oder Schutz des Bestehenden gegen eine drohende Veränderung.

(Schluß folgt.)

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

127. Stück.

Den 9. August 1845.

---

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften dargestellt von G. Hartenstein, ord. Prof. d. Philos. an d. Univ. zu Leipzig.'

Wollten wir in der That nur einen Gegenstand, was an sich unmöglich ist, da man ihn doch entweder haben, oder nicht haben, erhalten oder vernichten wollen muß, so möchte allerdings das Object unsers Wollens keinen Einfluß auf die Werthbestimmung des Willens haben; denn ein Object steht, so lange wir keine Beziehungen hinzudenken, in keinen. Wohl aber kann der Inhalt unsers Wollens, die Veränderung, die wir veranlassen wollen, die Zerstörung der bestehenden Beziehungen zwischen dem Seienden und die Stiftung neuer, oder das Festhalten einzelner gegen den Andrang anderer Veränderungen in uns die Frage veranlassen, ob nicht auf diesen Umwälzungen und dem Verhältnis des durch uns Veranlaßten zu dem unabhängig von uns Bestehenden etwas ethisch Misfälliges liege. Ohne Zweifel ist alles unser Han-

deln ein Stören des grade Bestehenden; auf welchen dieser Handlungen ruht das Misfallen, so daß sie selbst im strengeren Sinne als Störungen zu betrachten sind, auf welchen das Urtheil der Billigung? Unleugbar kommen wir nun, wenn wir die Veränderungen, die wir durch unsere Handlungen verursachen, classificieren wollen, auch auf eine Anzahl Beziehungen, in denen unser Wille die Handlungen und den Willen Anderer zu bestimmen und zu verändern unternimmt, und diese Classe der Verhältnisse liegt dem gewöhnlichen Bewußtsein um so näher, je mehr es die Ethik zu einer bloßen Norm des Handelns gegen andere Menschen herabdrückt; aber diese Verhältnisse, welche im Wesentlichen, wie oben ausgeführt wurde, auf der Pietät gegen fremde Individualität beruhen, sind nicht die einzigen. Vielmehr verlohnte es einer weiteren Untersuchung, ob nicht auch unsere Handlungen, wo sie die Gesetze der natürlichen Entwicklung des Seienden zu hemmen drohen, wo sie überhaupt etwas Anderes beabzwecken, als die Ordnung der Welt deutlich mit sich bringt, ganz ähnlichen ethischen Urtheilen unterliegen würden, und es scheint mir, als läge gerade in dieser Richtung die Ethik der inneren Gesinnung, die zu ihrem Dasein gar keines Verhältnisses zu andern Willen nothwendig bedürfe. Allerdings aber setzte diese Ethik, weit entfernt von metaphysischen Voraussetzungen unabhängig zu sein, dieselben gerade voraus, nicht jedoch so, als flösse aus dem was ist, der Werth dessen was sein soll, sondern so, daß der erkannte Umfang dessen, was als ewige Norm des Geschehens ist, weil es sein soll, unsere Blicke auf die Vollständigkeit aller der Verhältnisse lenkt, in denen unser Wille auf Uebereinstimmung mit einem Andern bedacht sein muß, um dem ethischen Tadel zu entgehen. Alles,

was die Heiligkeit der Sitte bildet, Alles, was über das Handeln hinaus zur Frömmigkeit der Gesinnung gehört, wurzelt auf diesem Grunde einer immerhin nur unvollkommenen Uebereinstimmung mit den Verhältnissen, den Gesetzen, der Idee dessen was ist, während Herbarts Ideen, sobald der Beifall, den hier das ethische Urtheil ausspricht, auf sein wahres Motiv zurückgeführt wird, dieselbe Pietät und Harmonie zwar fordern, aber nur fragmentarisch in Bezug auf einige Theile der Bestimmung wollender Wesen. Es ist uns unmöglich, hier mit gleicher Ausführlichkeit auf das Weitere einzugehen, und wir können nur kurz andeuten, wie der Verf. die ursprünglichen ethischen Ideen in der Bedeutung verfolgt, die sie als gesellschaftliche, d. h. für eine irgend wie große Mehrheit vereinigter Willen annehmen. In allen diesen Ueberlegungen erscheinen jene ursprünglichen Ideen als die einzigen eigentlich zu realisierenden Muster, die gesellschaftlichen Einrichtungen aber als die Mittel, jenen höchsten Zweck und Inhalt alles vernünftigen Lebens an dem zufälligen Material der empirischen Verhältnisse in die wir gestellt sind, zur Verwirklichung zu bringen. Hieraus entsteht für eine Neigung der Ansicht, wie wir sie im Anfang dieses Referats andeuteten, eine gewisse Trockenheit und Ziellosigkeit alles dessen, was an socialen Mitteln aufgeboten wird. Wie groß auch der ethische Werth des Wohlwollens, der Billigkeit und des Rechts sein mag, und welches Gewicht auf sie bei allen Handlungen des einzelnen Individuum zu legen ist, so meinen wir doch, daß nach ihnen auch nur das Leben des Einzelnen ausgemessen werden kann, das Leben der Gesellschaft aber nicht bloß diese ethischen Ideen, sondern vermittelst der geselligen Formen, die sich auf sie

gründen, einen bestimmten concreten idealen Inhalt zur Verwirklichung zu bringen hat, der sich an der leitenden Hand der äußern Verhältnisse sowohl als in der Entwicklung der Geschichte bildet. Setzen wir voraus, daß kein Streit sei, daß jeder Wille dem andern wohlwollend sich widme, daß Billigkeit überall herrsche, was ist nun das Ziel, der für sich werthvolle Zweck einer solchen beruhigten Gesellschaft, in der alle Motive der Störung eines gemeinsamen Zusammenwirkens hinweggeräumt sind, während doch nun erst sich zeigen sollte, welche Richtung diese ethisch idyllische Vorbereitung einschlagen soll. Oder soll die Rechtsgesellschaft nur um der Idee eines hier ganz formell gehaltenen Rechts willen da sein, das Lohnsystem nur um der billigen gleichmäßigen Vertheilung der Güter und Leistungen? Ich meine, daß die oben der ganzen nachfolgenden Behandlung gestellte Frage, welche Bedeutung diese Ideen für eine Gesellschaft annehmen, nicht die richtige sei, sondern daß zuerst erörtert würde, ob überhaupt das Individuum bloß zufällig in sociale Verhältnisse komme, oder ob diese eine nothwendige Ergänzung sei, die ihm zur Erreichung seiner Bestimmung zukommen müsse; dann ließe sich nach dem Ziele der Gesellschaft fragen und zulezt nach der Bedeutung, welche die für den Einzelnen in seinem Handeln verbindlichen Ideen unter Voraussetzung dieses Zieles für die Gesellschaft haben können.

Die Idee der Rechtsgesellschaft, wie sie hier dargestellt ist, veranlaßt noch besonders zu diesen Zweifeln. Durch gegenseitiges Ueberlassen werde der auf irgend welche zufällige Weise entstandene Besitzstand, die Disposition über irgend ein Aeußeres zum Recht ausgebildet, gleichgiltig, welches der Inhalt und die gegenseitigen Verhältnisse dieses

Besitzstandes wären. Möchten auch durch dieses formelle Recht die Interessen Einzelner empfindlich gekränkt werden, so würde zwar ein solches Recht vielleicht der Billigkeit und dem Wohlwollen widersprechen und es möchte gut sein, einen solchen Uebelstand zu vermeiden, allein Recht bliebe es nicht minder. Wir zweifeln nicht daran, daß es formelles Recht bliebe; allein wie schon oben erwähnt wurde: können wir schon in einem Streite der Willen, von dem der Begriff jeder selbst unabsichtlichen Kränkung entfernt würde, keinen Gegenstand einer ethischen Mißbilligung und keine Nothwendigkeit eines streitendigen Rechts finden, so können wir eben so wenig in einem Rechte, das die Kränkung der Willen, zu deren Beseitigung allein das Aufhören des Streits gewünscht werden kann, nicht verhindert, noch irgend etwas erblicken, woran das Merkmal ethischer Würde unmittelbar haftete, obwohl vermittelte Verbindlichkeiten genug vorhanden sein mögen, die den Gehorsam gegen ein solches Rechtsgesetz nöthig machen. Zum Glück hat die Geschichte nie eine solche Rechtsbildung lange bestehen lassen, sondern aus dem Bewußtsein, das jede Zeit und jedes Volk sich über das Ziel und den Zweck alles menschlichen Lebens und Strebens gebildet hatte, sind durch die Sitte hindurch die Rechtsgrenzen da angebracht worden, wo sie jenem Bewußtsein gemäß Statt finden mußten, und haben sich umgewandelt, wenn eine sich umwandelnde Ansicht des Lebens sie unpassend, in einzelnen Beziehungen unrecht und drückend erscheinen ließ. Der Verf. hat in der Betrachtung der gesellschaftlichen Ideen die des Rechts vorangestellt, und nachdem er im Lohnsystem die die Rechtsvorthelle und Nachtheile der Würdigkeit anpassende Billigkeit, in dem Verwaltungs-

system die das öffentliche Beste berücksichtigende und vorsorgende Idee des Wohlwollens darstellt, gelangt er erst am Ende zu der Bedeutung, welche die Idee der inneren Freiheit in der beseelten Gesellschaft erlangt, in der jedes Glied das Bewußtsein der geselligen Aufgaben mit dem Willen verbindet, ihnen in dem ihm zukommenden Kreise Genüge zu thun. So ungern wir diesen letzten mannigfaltig anregenden Abschnitt vermissen würden, so schien uns doch die Idee der inneren Freiheit, auch hier als Basis an die Spitze gestellt, die oben erwähnte Unpaßlichkeit des formellen Rechtssystems zu heben. Nur wo ein gesellschaftliches Gewissen vorhanden ist, wird ein diesem angepaßtes formelles Recht für diejenigen ein wirklich ethisches Recht sein, die diese Ueberlegung in sich finden; und wie auch z. B. die Geschichte über die innere Trefflichkeit eines solchen Rechts später urtheilen mag, so würde es doch verbindlich für den Einzelnen sein, da es nicht, wie die primitive Idee der Freiheit, die bloße Treue des Willens gegen ein subjectives Gewissen, sondern die gegen eine objectiv anerkannte Grenze der Willen sanctioniert.

Bis zu Ende dieses zweiten Buchs seines Werkes haben wir den Verf. mit einigen Nebenbemerkungen begleitet; es folgen noch zwei Bücher, an Inhalt und specieller Belehrung, an vielen treffenden Bemerkungen reich, aber um der Mannigfaltigkeit ihrer Ansichten und der behandelten Gegenstände willen zu wenig geeignet, um hier in der Kürze, die nöthig sein würde, besprochen zu werden. Das dritte Buch behandelt die regulativen Principien, die Bedingungen und Grenzen der Darstellung der Ideen im menschlichen Leben und stellt zuerst die formellen Begriffe auf, die nothwendig gemacht werden durch die Anwendung der Ideen, die an sich nur Gegenstände ästhetischer Urtheile

sind, zum Maßstabe der Beurtheilung des wirklichen menschlichen Wollens; die Begriffe des Vollkommenen und Unvollkommenen, der Tugend, der Pflicht, des sittlichen Gutes. Diesen folgt die Betrachtung des Menschen in der Mitte der Natur und der Gesellschaft oder der materiellen Bedingungen, die bei der Verwirklichung ethischer Ideen concurriren. Der Einzelne als solcher, der Einzelne neben Andern, die Gesellschaft, der Staat sind die Gegenstände der Untersuchung. Das vierte Buch endlich handelt von der Gliederung des ethischen Organismus im menschlichen Leben, und betrachtet den Einzelnen als Subject und Object der Pflicht einestheils im Verhältnisse zu sich selbst, andernteils die Einzelnen als für einander Gegenstand der Pflicht, sodann die Gesellschaft als Subject und Object der Pflicht.

Wir würden dem überall sorgsam durchgearbeiteten und in seinen einzelnen Theilen fest zusammengefügtten Werke des Verfs, so wie dem langen Nachdenken, das in diesen letzten Abschnitten eine große Masse Material deutlich und lichtvoll zusammengestellt hat, Unrecht thun, wenn wir, unfähig einen kurzen Abriß seines Gedankengangs zu geben, uns an eine Polemik gegen einzelne seiner Lehrmeinungen halten wollten. Da er sein Werk Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften genannt hat, so begnügen wir uns mit der kurzen Relation der ersten Bücher, überzeugt, daß bei der Verbreitung des Werks eine bloße Inhaltsangabe der letztern überflüssig sein würde. Ob der Verf. durch diese Bearbeitung der Herbart'schen Ethik der Schule, der er angehört, in der That einen realen Dienst geleistet, daran kann man noch zweifeln, ich glaube wenigstens, daß auch eine so gründliche und sorgsame Arbeit wie diese doch weder dem Standpuncte, den Herbart hier eingenommen, ein

dauerndes Interesse zuwenden, noch die Bedürfnisse wird immer zurückdrängen können, die in einer andern Schule mit weniger Genauigkeit, aber doch lebendig und nicht ohne Berechtigung festgehalten werden. H. L.

### B ü r i c h.

Im Verlag von Meyer und Zeller und S. Höhr 1845. Archiv für Schweizerische Geschichte herausgegeben auf Veranstaltung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Dritter Band. 398 Seiten in Octav.

Mit Freude begrüßen wir die Erscheinung dieses inhaltreichen Bandes, der Abhandlungen, Urkunden und Denkwürdigkeiten enthält, welche die vaterländische Geschichte beträchtlich bereichern, und nicht nur Schweizern, sondern auch deutschen Historikern und Rechtsgelehrten viel Interessantes darbieten. Die Reihe der in diesem Bande enthaltenen Arbeiten eröffnet eine Abhandlung unter dem Titel: 'Das Thal Glarus unter Säckingen und Desterreich und seine Befreiung.' Ein rechtsgeschichtlicher Versuch von Joh. Jacob Blumer.

Es haben schon mehrere durch Kenntnisse und Scharfsinn hervorragende Schweizer die Geschichten einzelner Cantone von einem neuen Standpunct aus betrachtet, besonders die Staatsverfassung und Rechtsverhältnisse derselben behandelt, und so die Entwicklung des inneren Zustandes einzelner Orte und deren allmähliche Bildung zu Freistaaten urkundlich dargestellt. Vortreffliche Arbeiten dieser Art sind von Urz's Geschichte von St. Gallen, Zellweger's Geschichte des Appenzellischen Volkes, Bluntzschli's Zürcherische Staats- u. Rechtsgeschichte. Durch Kopp's Forschungen veranlaßt, haben Heusler, v. Gingins u. A. den ursprünglichen Zustand derjenigen Länder, aus denen der



Bund hervorgegangen, zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gewählt, und zur genaueren Kenntniß der Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft viel beigetragen. An die verschiedenen, aber unter sich nahe verwandten Arbeiten jener Freunde vaterländischer Geschichten schließt sich die in jeder Hinsicht schätzenswerthe, besonders aber durch die gründliche und klare Darstellung ausgezeichnete Abhandlung des Hrn Blumer. Nicht nur wirft dieselbe ein helles Licht über die älteren Zustände des Thales Glarus, und zugleich auf die Verfassung anderer schweizerischer Landschaften im Mittelalter, sondern sie liefert auch Beiträge zu einer unbefangenen Würdigung der in neuerer Zeit in Frage gestellten Glaubwürdigkeit des berühmten Geschichtschreibers Aegidius Tschudi, dessen Nachrichten über seine nächste Heimath hier geprüft werden. Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir, — jedoch ohne Hrn Blumer Schritt für Schritt zu folgen — in gedrängter Kürze das Hauptresultat seiner Forschungen hier mittheilen.

Der jetzige Canton Glarus gehörte, nachdem die Alamannen dem fränkischen Reiche sich unterworfen hatten, in der Eintheilung desselben zum Herzogthum Alamannien, und, wenigstens seinem größten Theile nach, zum Thurgau, wie in kirchlicher Hinsicht zum Bisthum Constanz. Als der große Thurgau in zwei kleinere Gaue zerfiel, so mag Glarus, wie mehrere benachbarte Ortschaften zum Zürichgau geschlagen worden sein. — Im Anfange des ersten Jahrhunderts kommt das Thal Glarus — welches zwar nicht alle zum gegenwärtigen Canton dieses Namens gehörenden Gemeinden umfaßte, aber dennoch ein Ganzes, d. h. einen zusammenhängenden Landesbezirk bildete — als im Eigenthum und unter der Grundherrschaft des Stif-

tes Seckingen stehend, urkundlich vor. Seckingen war eine Immunität wie die Frauenmünsterabtei in Zürich, und die Leute des Thales Glarus standen in eben dem Verhältniß zu der Abtissin von Seckingen, wie die Urner zum Frauenstifte in Zürich. — Die Geschichtschreiber theilten bisher die falsche Ansicht des irgeleiteten Regidius Eschudi, 'der dem Thale Glarus, welches er doch als unter seckingischer Herrschaft stehend anerkennt, schon für die ältere Zeit eine Art von demokratischer Verfassung, einen vom Volke an der Landsgemeinde gewählten Landammann und einen Landrath, 'der die gemeinen täglichen Landsgeschäfte zerlegte', gibt. Besonders auffallend ist es, daß selbst Joh. v. Müller, obgleich er zugibt, daß die meisten Glarner zu jener Zeit Hörige des Stiftes waren, sie doch schon beinahe als einen souverainen Staat behandelt, dessen Gemeinde sich selbst Gesetze gibt, über Krieg, Frieden und Bündnisse entscheidet.'

Das Thal Glarus, als echtes Grundeigenthum des Stiftes Seckingen, läßt sich in der ältesten Zeit als ein großer herrschaftlicher Hof, als eine *Curtis indominicata* auffassen. Der Haupthof (*hoba indominicata*), d. h. dasjenige Grundstück, zu welchem alles übrige Land im Umkreise des Hofes gewissermaßen als *Pertinenz* gehörte, dem alle übrigen bewohnten und bebauten Grundstücke innerhalb desselben pflichtig waren und dienten, lag in der Gegend des jetzigen Fleckens Glarus. Bei weitem der größere Theil des Landes war an die eigenen Leute in bedeutenden Stücken (*Huben*) ausgethan, von denen sie nur zu jährlichen Zinsen und Abgaben verpflichtet waren. In späterer Zeit gingen jene abgeleiteten Besitzungen immer mehr an freie Leute über, deren verliehene Grundstücke wie die der Hörigen sich vererbten, seitdem die freien Hintersassen das herrschaftliche

Hofgericht auch für sie anerkannten, und mit ihnen die Hörigen nun eine Gemeinde bildeten. — Die Bewohner des Thales Glarus zerfielen in drei Stände: 1) die freien Wappengenossen, 2) die übrigen freien Gotteshausleute, auch Sempereute genannt, 3) die Hörigen, eigenen Leute des Gotteshauses. Die Verhältnisse dieser drei Classen wie zum Stifte so zu einander, ihre Verpflichtungen und Vorrechte werden vom Verf. sorgfältig auseinandergesetzt und deutlich dargestellt. Eben so entwirft er als Sachkundiger das Bild der Rechtspflege in seiner Heimath während des Mittelalters. Das Recht der grundherrlichen Gerichtsbarkeit, welches der Lebtiffin von Seckingen zustand, verwaltete der Meier. Nur alle vier Jahre pflegte die Lebtiffin einmahl persönlich im Thale zu erscheinen, um ihr Hofgericht mit zwölf Rechtssprechern (jurati) zu besetzen. Bei den grundherrlichen Gerichten war die Theilnahme aller Hofgenossen, im Gegensatz zu dem Urtheilen eines bloßen Ausschusses von Schöffen, das Gewöhnliche. Die Urtheile, welche im Gerichte des Meiers gefunden worden, konnten weiter gezogen werden an das Hofgericht zu Seckingen, welchem die Lebtiffin selbst vorstand. Es konnte ein solcher Weiterzug nicht bloß dann Statt finden, wenn die Minderheit des Gerichts den Beschluß der Mehrheit nicht anerkennen wollte, sondern auch dann, wenn eine Partei sich über ein, selbst einstimmig gefälltes Urtheil beschwerte und dasselbe anfocht. Es erinnert dieses Verfahren an das Urtheilschelten der Rechtsbücher, und nähert sich den Appellationen des neueren Rechtes, weshalb es auch schon frühe nicht nur in Urkunden, welche die deutsche Schweiz betreffen, sondern auch öfters im Chartular von Romainmotier, unter diesem Namen erwähnt wird. Ueber den Meier wird von Hrn

Blumer ausführlich gehandelt; auch der ihm zur Seite stehende Keller, so wie die übrigen Angestellten des Gotteshauses, der Bannwart, der Schreiber, der Fischer, der Bote und ihre Amtsverrichtungen näher bezeichnet. Als Stellvertreter des Meiers von Glarus kommt der Ammann (minister) vor. Im J. 1288 ging das Meieramt an das Haus Desterreich über. Der Ammann blieb zu dem höheren Beamten, der die hohe Gerichtsbarkeit verwaltete, im Verhältnisse eines Untervogtes, in dem sein Amt fort dauerte. Erst im J. 1352 kann der Ammann als Repräsentant der auflebenden Volksfreiheit gelten.

Das Stift Seckingen befand sich wahrscheinlich unter dem unmittelbaren Schutz des Reichs, das in diesem Fall einen besondern Kastvogt für dasselbe bestellte. Als geistliche Immunität bedurfte Seckingen eines Kirchenvogts, und zugleich eines Schirmvogts (defensor). Beide Vogteien waren, besonders im späteren Mittelalter, unter dem Titel der advocatia, Kastvogtei, gewöhnlich mit einander vereinigt. Im Anfange des 13. Jahrhunderts war die Kastvogtei (und höchst wahrscheinlich damit zugleich die Reichsvogtei) über Seckingen in dem Besiz des Habsburgischen Hauses, nach dessen Trennung (1239) sie auf die ältere Linie überging. Wir sehen Rudolf nach seiner Königswahl als Kastvogt über das seckingische Thal Glarus handeln. König Albrecht brauchte nicht, wie Tschudi erzählt, jene Vogtei an sein Haus zu ziehen, weil dieses sie — zwar nicht als Eigenthum, aber als erbliches Reichslehen — schon lange besaß. — Die Glarner waren, wie die Waldstätte, der Gefahr ausgesetzt, allmählich ganz unter die österreichische Landeshoheit zu kommen. Offenen Widerstand boten sie dann erst, als die Herzoge von ihnen verlangten, daß sie in ihren (der Herzoge) Kriegen mitkämpfen sollten. Andere

unrechtmäßige Ansprüche und die Bedrückungen auswärtiger Vögte, die sie ins Land schickten, erbitterten die Thalleute vollends. Im Kriege Oesterreichs gegen Zürich und die Waldstätte (1351) fanden sie die gesuchte Gelegenheit, das verhasste Joch mit Gewalt abzuschütteln. Im J. 1352 schlossen sie einen Bund mit den vier alten Orten, ohne sich jedoch vom Habsburg=österreichischen Hause ganz losreißen zu können. Im J. 1387, nach der Schlacht bei Sempach (1386), traten die Männer von Glarus in eine Landsgemeinde zusammen, um sich zum ersten Male selbst Gesetze zu geben. Im folgenden Jahr (1388) errangen sie in der glorreichen Schlacht bei Näfels über das österreichische Heer einen völlig entscheidenden Sieg. Endlich wurde das in dem Zeitraum 1288—1372 ziemlich locker gewordene Verhältnis des Thales Glarus zum Stifte Säckingen dadurch gänzlich aufgelöst, daß die Glarner sich, im J. 1395, von allen ihren Verpflichtungen gegen dasselbe loskauften.

Aus dieser Uebersicht der Abhandlung des Hrn Blumer läßt sich leicht auf ihren Inhalt und Werth schließen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, der hier zum ersten Male vom Standpuncte der deutschen Reichsverfassung aus betrachtet wird, mag uns entschuldigen, wenn wir länger bei demselben verweilen.

Auf die Arbeit des Hrn Blumer folgt (S. 96—108) ein Aufsatz des Hrn J. C. Zellweger unter dem Titel:

II. Hatte im Jahr 1405 ein Treffen bei Wolfhalden Statt oder nicht? — Als der Vf. in seiner 'Geschichte des Appenzellischen Volkes' den Krieg des Herzogs Friedrich von Oesterreich mit den Appenzellern schreiben sollte, fand er in den gedruckten Geschichten der Eidgenossenschaft so viele Abweichungen in ihrer Erzählung, als er Autoren zu Rathe zog. Dies veranlaßte ihn die Quellen aufzusuchen.

Durch eine sorgfältige Vergleichung und Prüfung derselben gewann er unter anderm das Resultat, daß von den zwei Schlachten, welche gewöhnlich an einen und denselben Ort verlegt werden, erstere an der Wolfhalde, letztere am Stoß Statt gefunden habe. Da aber neuere Schriftsteller, die auf historische Kritik Anspruch machen, der alten, irrigen Meinung beipflichten, erachtete es Hr Zellweger zweckmäßig, die Gründe, auf welche seine Erzählung sich stützt, auseinander zu setzen. In der Kritik der Quellen wirft der berühmte Vf. über die besprochene Begebenheit ein neues Licht.

III. Développement de l'indépendance du Haut-Vallais et conquête du Bas-Vallais. Par M. Fréd. de Gingins-La-Sarraz. S. 109—162, nebst Urkunden die Geschichte von Wallis betreffend S. 165 bis 251. — Ueber die erste Abtheilung dieser gelehrten, höchst interessanten Abhandlung wurde schon in diesen Blättern (Jahrg. 1844. (St. 137. S. 1362 ff.) ein kurzer Bericht erstattet. In der zweiten Abtheilung handelt der Vf. von der Regierung Walthers von Superfay (auf der Flüe), von dessen Politik, und von den nächsten Ursachen des Bruches zwischen dem bischöflichen Wallis und dem savoyischen Hause; in der dritten und letzten erzählt er die Eroberung und Einverleibung des unter Savoyen stehenden Wallis durch die Ober-walliser. Der scharfe Blick des Hn v. Gingins hat den Schleier, welcher einen Theil der Geschichte von Wallis im 15. Jahrhundert umhüllte, durchdrungen. Es ist ihm gelungen, den ziemlich verworrenen Faden derselben zu entwirren. Die genauere Kenntniß dieser Geschichte ist nicht bloß in Bezug auf genanntes Land, sondern auch in Betreff der gesammten Eidgenossenschaft und des Burgunderkrieges von Belang. — Der erwähnte Bischof von Sitten erscheint hier als ein würdiger Prälat und ein kluger Staatsmann, der seine Fähig-

keit und Vaterlandsliebe dadurch bewährte, daß er sich aus großen Verwickelungen zu ziehen, den drohenden Bürgerkrieg abzuwenden, und dem Lande die Unabhängigkeit von der savoyischen Vormundschaft, nebst Vergrößerung des Gebietes zu verschaffen mußte. Freilich hatte er zunächst auf die Vermehrung und Befestigung der weltlichen Macht des Bischofs hingezielt; denn die eroberten Unterwalliser mußten sich mit der Gleichheit der bürgerlichen Rechte begnügen und auf die politischen Rechte verzichten, welche die Oberwalliser allein genossen. Eine der letzten Handlungen Walthers von Supersax, nach einer sehr thätigen Regierung von vier und zwanzig Jahren, war eine allgemeine Tagessatzung in Sitten (1482) zu berufen, in welcher er unter andern die Abschaffung jener berüchtigten Volksbewegungen (die Mazze) dringend anempfahl, welche dem Lande mehr geschadet als gefruchtet haben. — In einem Anhange erhalten wir — als eine dankenswerthe Zugabe — einen Aufsatz über die deutschen Ansiedelungen in Piemont und die Straße über den Simplon. Derselbe dient zur Erläuterung einiger Punkte der besprochenen Schrift. — Die zahlreichen Urkunden, welche sie begleiten, sind um so willkommener, da in den gedruckten Geschichten von Wallis manche Lücken zu ergänzen, manche Thatsachen zu erörtern sind. — Für die Freunde der Geschichte bemerken wir noch, daß derselbe Schriftsteller vor kurzem, in der *Revue Suisse* (février 1845. p. 83—93) einen vortrefflichen Aufsatz: ‘*La Trêve de Dieu dans la Transjurane*’ bekannt gemacht hat. Merkwürdig ist es, daß des burgundischen Königs Rudolf III. angenommener Sohn, Hugo, Bischof von Lausanne, gegen Ende des J. 1036, oder im Frühling des J. 1037 auf einer — den Reisenden wohl bekannten — waldigen Anhöhe Montrion (in monte rotundo), zwischen Lausanne und dem herrlich umgebenen Lemanersee, eine Versammlung von Prälaten veranstaltete, und den ersten Gottesfrieden im burgundischen Helvetien ausrufen ließ. — Hr. v. Gingins, dem wir diese Entdeckung verdanken (denn bisher wurde jene denkwürdige Begebenheit nach Romont verlegt), weist in seinem Aufsätze nach, wie der Landfriede aus der *Treuga Dei* hervorging.

Das lateinische Statut der deutschen Colonien im Thal von Formazza im obern Piemont, vom J. 1487, nebst Nachträgen und einem Auszuge aus den Freiheitsbriefen der Thalgemeinde von J. Rud. Burchardt, Dr. jur., Fiscal in Basel (S. 251—290). — Das deutschredende Thal Formazza oder Pommat im obern Eschenthal an den Quellen der Tosa

gelegen, von Reisenden wegen des Tosafalles häufig besucht, wird von schweizerischen Chronikschreibern nicht früher als beim J. 1410 erwähnt. In italiänischen Quellen scheint dasselbe zuerst um das Jahr 1200 vorzukommen. Es macht einen Theil des Eschenthals aus, und kam 1381 mit Domo d'ossola unter Mailand. Die Schweizer haben sich desselben in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. öfters bemächtigt. Schweizerische Ansiedler, die sich in Formazza niedergelassen, trachteten unmittelbar unter die Herrschaft der Herzoge von Mailand zu kommen; was ihnen 1485 auch gelang. Dieses Thal hatte ansehnliche Freiheitsbriefe und regierte sich nach eigenen Statuten, die von dem Herzoge von Mailand und den nachfolgenden Regierungen bestätigt worden sind. Diese Statuten, so wie das Gemeinwesen der Thalbewohner tragen offenbar einen schweizerischen Ursprung an sich. Sie sind für den Historiker u. Rechtsgelehrten von Belang. Hr Dr Burckhardt hat durch diesen wichtigen Beitrag der Wissenschaft einen Dienst erwiesen, der auch im Auslande die verdiente Anerkennung finden wird. — Dasselbe sagen wir auch von den Mittheilungen des Hn Altregierungsrathes E. v. Reding in Baden u. des Hn Aug. Näf-Oberteuffer, Rathschr. u. Archivar in St. Gallen. Es sind dies 'Urkunden zu Beleuchtung der Thätigkeit der westphälischen Gerichte in der Eidgenossenschaft' (S. 291—321) — nämlich zwei (vom J. 1435) aus dem Archiv der Stadt Baden, und drei (v. 1494, 1495 u. 1496) aus dem in der Stadt Chur befindlichen Staatsarchive des Cantons Graubünden. Hr v. Reding hat denselben Erläuterungen vorangeschickt, und Hr Näf-Oberteuffer sie mit einem 'Beleg' für die Einmischung der westphälischen Freigerichte in die Rechtspflege eidgenössischer Stände, als Beitrag zur Geschichte des Gerichtswesens der alten Eidgenossenschaft' — dazu elf Urkunden aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. — (S. 322—360) begleitet. — Darauf folgte ein — durch Kopp's (Urk. S. 14) Ansicht veranlaßter Aufsatz: 'Ueber das Verhältniß von Zofingen zu dem Grafen zu Froburg,' von Dr Heinr. Escher, Prof. (S. 361—366).

Den Beschluß dieses inhaltreichen Bandes macht eine der Leuischen Sammlung auf der Stadtbibliothek in Zürich entlehene Erzählung: 'der Feldzug Zürcherischer Truppen nach dem Belkin im Jahre 1620.'

Die Redaction u. die Mitarbeiter des 'Archivs f. Schweiz. Geschichte,' haben auf den Dank des gelehrten Publicums den rechtmäßigsten Anspruch; und dieser wird ihnen auch wohl zu Theil werden.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

128. Stück.

Den 11. August 1845.

---

**H e i d e l b e r g.**

Universitätsbuchhandlung von K. Winter 1844.  
Die Kirche von Schottland. Beiträge zu deren  
Geschichte und Beschreibung von Karl Heinrich  
Sack, Consistorialrath und Professor der Theolo-  
gie in Bonn. Erster Theil. X und 301 Sei-  
ten in Octav.

**P o t s d a m.**

Stubrsche Buchhandlung 1845. Beiträge zur  
Charakteristik der kirchlichen Dinge in Großbritan-  
nien von A. d. Sydow, Hof- und Garnisonpre-  
diger in Potsdam. Erstes Heft, enthaltend der  
Schottischen Kirchenfrage erste Abtheilung. Zwei-  
tes Heft, enthalt. der Schottischen Kirchenfrage  
Schluß und Documente. Zusammen XXII und  
390 Seiten in Octav. Das Ganze unter dem  
Titel: Die Schottische Kirchenfrage mit den dar-  
auf bezüglichen Documenten. Ein kirchliches Rechts-  
gutachten.

Es kann für die Theologie mit dem Interesse

an der kirchlichen Gegenwart leicht zu viel werden, zumahl wenn, wie die vom Neuen Licht meinen, fortan nur die Gegenwart in der Kirche Recht haben soll. Eine Theologie und Kirche nur von Heute und für Heute, ist weder Theologie noch Kirche; 'sie fähret dahin, als wäre eine Wolke da gewesen und vergehet wie ein Nebel.' Wie die Kirche ihr Wesen und Leben darstellt in dem ununterbrochenen Zeitfluß der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, so ist auch die wahre lebendige Theologie nichts anderes, als die rechte Verbindung des geschichtlichen, statistischen und prophetischen Wissens mit der idealen Betrachtung der ewigen Wahrheit Christi.

Beide Schriften beschäftigen sich mit einer der interessantesten kirchlichen Erscheinungen der Gegenwart; sie geben Zeugnis von derselben aus unmittelbarer Anschauung und Beobachtung. Aber, wie beide von wissenschaftlichen, sachverständigen Männern herrühren, so haben sie auch nichts an sich von jener modernen, nachgerade abständig werdenden Gegenwarts- und Raisonniere-Literatur, sondern gehören zu dem bleibenden, gründlichwissenschaftlichen Schriftthum als bedeutende Beiträge zu jener dem Theologen immer nothwendiger werdenden Kenntnis der Kirche, welche wir die physiologische nennen möchten.

Die schottische Kirche gehört zu den merkwürdigsten, eigenthümlichsten Formationen des protestantischen Princips, und die gegenwärtige schottische Kirchenfrage mit ihrer factischen Entscheidung, der energischen Losagung der freien schottischen Kirche von der so genannten Staatskirche, ist unstreitig eine der bedeutendsten Krisen oder Epochen der schottischen Kirchengeschichte.

Wie man auch über jene Trennung urtheilen

möge, immer ist und bleibt sie eins der mächtigsten Zeugnisse gegen jene alte und neue Thorheit des abergläubigen Unglaubens, welcher die Kirche eben nur als ein Departement der Staatsverwaltung betrachtet, oder gar das ganze positive, geschichtliche Christenthum für nichts achtet, als eine Antiquität, als einen längst abgeworfenen Kinderschuß der erwachsenen Menschheit.

Gute Bücher haben an sich, durch die lebendige Auffassung und Darstellung ihres besondern Gegenstandes zu einschlagenden allgemeineren Betrachtungen unmittelbar anzuregen. Und so wollen wir auch nicht verschweigen, daß beide Schriften, indem sie uns an ihren besonderen Gegenstand gefesselt, uns zugleich die Freiheit gewährt haben zu allgemeineren Betrachtungen theils über den Unterschied zwischen der schottischen und deutschen evangelischen Kirche, theils über die lehrreiche Beziehung der neueren schottischen Kirchenbewegungen zu unseren einheimischen kirchlichen Angelegenheiten. Indem wir unsere Gedanken hierüber kurz vorlegen, bezeichnen wir zugleich den Standpunct, von welchem wir beide Schriften beurtheilen.

In dem gemeinsamen protestantischen Princip können wir zwei Momente oder, wenn man will, Lebensfactoren deutlich unterscheiden. Der eine, vorzugsweise theoretische Factor ist die lebendige, freie, allein durch das Wort Gottes in der heiligen Schrift gebundene oder normierte theologische Wissenschaft, — der andere, vorzugsweise practische Factor ist die lebendige und somit freie, nur durch die heilige Schriftidee der Kirche des Herrn gebundene, Kirchenbildung oder, wenn man will, Kirchlichkeit. Zwischen beiden Lebensfactoren besteht ein Antagonismus, wodurch die organische Lebensbewegung der Kirche wesent-

lich bedingt ist. Dieser Antagonismus ist, allgemeiner gefaßt, die gegenseitige Erregung und Spannung zwischen der individuellen Freiheit und der gemeinsamen Gebundenheit, von denen jene das Princip der theologischen Wissenschaft, diese das Princip der Kirche ist. Beide Principien, die Doppelwurzel alles geistigen und sittlichen Lebens in und außer der Kirche, schließen einander nicht aus; sondern sind zur Erhaltung und Vollendung des Lebens unzertrennlich mit einander verbunden. Der vollkommen gesunde Zustand der Kirche ist eben der, daß beide Factoren gleichkräftig und in und miteinander wirksam sind. Aber dieser Gesundheitszustand ist nur ein Ideal. Im wirklichen Leben der Kirche finden wir im glücklichsten Falle nur approximative Zustände, in denen bald der eine bald der andere Factor überwiegt mit größerem oder geringerem Zurücktreten des andern. Mit dieser relativen Gesundheit müssen wir, so lange das Reich Gottes noch nicht vollendet ist, in der Kirche zufrieden sein. Wenn daher in der schottischen Kirche der Factor der Kirchlichkeit und damit das Interesse an der Verfassungsbildung der Kirche überwiegt, in unserer deutschen evangelischen dagegen der Factor der theologischen Wissenschaftlichkeit, so haben weder wir ein Recht, die schottische Kirche, noch die Schotten ein Recht, unsere Kirche eine krankhaft leidende zu nennen. Nur wenn dort die theologische Wissenschaftlichkeit, hier die Kirchlichkeit unterdrückt würde und gar nicht zu ihrem Rechte käme, würde man beide Kirchenzustände für krankhaft erklären müssen. Es gibt bei jedem Ueberwiegen des einen oder anderen Factors allezeit Gefahren der Erkrankung durch Ueberspannung und Erschlaffung, und wir Deutschen wenigstens wissen

es, daß wir kaum wieder anfangen, uns von der fast chronisch gewordenen Krankheit der Unkirchlichkeit zu erholen, und in diesem Genesungsstadium immer noch an einzelnen Rückfällen leiden, zum Theil sehr gefährlichen, wie jetzt eben, wo Ueberkirchlichkeit hier und Unkirchlichkeit dort einander schroff gegenüber stehen, zu täglichen, aber hoffentlich eben nur ephemeren, Schlachten bereit. Hat die schottische Kirche Selbsterkenntnis, so wird sie ihrerseits gut thun, einzusehen, daß etwas mehr deutsche Wissenschaftlichkeit ein heilsames Temperament ihrer kirchlichen Spannung sein würde. Aber das Rechte ist, wenn eben, wie in diesen beiden Schriften, beide Kirchen sich miteinander vergleichen und benehmen, jede von der andern lernt und in eigenthümlicher Weise sich aneignet, was ihr zur vollen Gesundheit fehlt. Und so wollen wir unsererseits von der schottischen Kirche gern lernen, was nach den vorliegenden Darstellungen, ihr wahrer Vorzug ist, nämlich das Interesse an der Kirche, als einer Lebensordnung Gottes, welche weder vom Staate her ist, noch von der Wissenschaft, als solcher, — in das innerste Volksleben, in Fleisch und Blut aufzunehmen, energisch zu erhalten, unvermischt und unverwirrt mit weltlichen Interessen, aber auch ohne Gefahr für die Freiheit und Lebendigkeit der theologischen Wissenschaft und zugleich fern von dem Mißtrauen gegen den christlichen Staat, mit welchem die Kirche zur Ganzheit des göttlichen Reiches verbunden ist. Unsere Kirche hat eine andere Geschichte, als die schottische, sowohl in Beziehung auf den Staat, als die Wissenschaft. Und wie es unhistorisch wäre, die neuere Bewegung in der schottischen Kirche rein vom deutschen Standpunkte zu beurtheilen, eben so ver-

fehrt wäre es, zu verkennen, daß wir in der deutschen Kirche historische Voraussetzungen haben, welche es weder zu einer schottischen Kirchenfrage kommen lassen, noch, wenn es dazu käme, dieselbe Entscheidung nothwendig machen. Dies zum Theil in Uebereinstimmung, zum Theil aber in Widerspruch mit der Art, wie Herr Sydow in der Vorrede der deutschen Kirche die schottische als Musterspiegel vorhält. Wir geben gern zu, daß wir mehr wissende und gelehrte, als practisch thätige und organisierende Männer in der Kirche haben, und daß wir von der letzteren Art immer noch mehr bedürfen. Aber die Männer der theologischen Wissenschaft sind auch Männer der Kirche, und die Theorie hat so gut ihre großen Charaktere, wie die Praxis. Neben der Melanchthonischen Männerreihe haben wir allezeit auch eine Lutherische oder Spenersche gehabt. Aber die Practischen unter uns haben nach der deutschen Eigenthümlichkeit weniger Eil mit den politischen Fragen und der Verfassungsbildung der Kirche, als Eifer für die innere religiöse Gemeindebildung, die Seelsorge, den Cultus und das rechte Verhältniß zwischen Wissenschaft und Kirche. Gewis ist, daß man das Eine thun und das Andere nicht lassen soll. Aber Ref. würde es als ein großes Unglück betrachten, wenn unsere Practischen ihren Vorzug in der Praxis der Gemeinde- und Schulbildung aufgaben, um hinter den englischen und schottischen Männern in den kirchenrechtlichen und politischen Fragen der Kirche nicht zurückzubleiben. Soll eins sein, so würde ich immer vorziehen, etwas in der allgemeinen Verfassungsbildung der Kirche, als in der religiösen und — wissenschaftlichen Gemeindebildung mangeln zu lassen.

Hr Dr Sack ist schon durch seine frühere Schrift über die englische Kirche, Berlin 1818, als ein gewandter, feiner Beobachter und treuer Zeuge auf dem kirchlichen Gebiete unter uns bekannt. Jene Schrift hat ganz vorzüglich dazu beigetragen, an die Stelle der früheren mehr äußerlich statistischen Beobachtung und Notizenkunde, die physiologische, organische Charakteristik fremder Kirchenformen zu setzen. Die gegenwärtige Schrift, wie jene, aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangen, ist durch des Verfs Aufenthalt in Schottland im J. 1843, gerade in derselben Zeit, wo die so genannte Freikirche sich von der gesetzlich festgestellten losriß, veranlaßt. Weder Zufall, noch leere Neugier, führte ihn nach Schottland, sondern das wissenschaftliche und zugleich practische Bedürfnis, seine früher in England gewonnenen Anschauungen der großbritannischen kirchlichen Zustände zu ergänzen, und — man sieht es dem ganzen Werke an, — durch einen erweiterten Erfahrungskreis auch eine tiefere theoretische Einsicht in die wichtigsten Lebensfragen der evangelischen Kirche überhaupt zu gewinnen. Ein solcher Mann kann die Gegenwart nur aus der Vergangenheit verstehen, und so ist es ganz in der Ordnung, daß der Vf. sich aufgefordert fühlte, wie er selbst sagt, den Ursachen der damahls alles Andere in sich aufnehmenden schottischen Kirchenfrage nachzuforschen, und sich vermittelst der zur Anschauung hinzugekommenen Geschichtsbetrachtung die gehörige Ruhe und Sicherheit in der Auffassung des Neuesten zu verschaffen. Daraus ist denn der in diesem ersten Bande S. 25 ff. mitgetheilte Abriß der schottischen Kirchengeschichte von der Reformation bis zur Entstehung der Freikirche im J. 1843. (S. 25—231) hervorgegangen. Wer jene

Geschichte auch schon kennt, wird doch dem Verf. zu danken haben für diesen aus den Quellen und einheimischen Geschichtschreibern geschöpften, mit historischer Kunst geschriebenen Abriß. Mehr als ein Compendium hat derselbe vor einer ausführlicheren Geschichte den Vorzug, daß er ein concentrirtes und doch sehr deutliches, belebtes Bild der geschichtlichen Entwicklung gibt. Solch ein Bild ist keines Auszugs, keiner Abbildung en miniature fähig. Wir können nur bezeugen, daß uns der Abriß den Genuß eines wahren Kunstwerkes gewährt hat.

Der gelehrte Leser wird außerdem angezogen durch die den Abriß einleitende literarische Charakteristik der neueren oder neu herausgegebenen Werke über die schottische Kirche, so wie durch die Beilagen, welche interessante Actenstücke aus der älteren und neuesten schottischen Kirchengeschichte, zum Theil im Original, zum Theil in fließender Uebersetzung enthalten. Darunter sind zwei von Augenzeugen herrührende Beschreibungen von Heerlagern aus den kirchlichen Kriegen der Schotten, die eine von dem Lager von Dunse Law im J. 1639, die andere von den Gottesdiensten der Covenantar auf freiem Felde im J. 1677. Unwillkürlich wird man dabei an alttestamentliche Heerlager des Volkes Gottes erinnert. Welch' eine naturwüchsige Energie des religiösen Lebens! Alttestamentlich theokratisch, aber im christlichen protestantischen Stile. So etwas ist jetzt kaum denkbar. Das moderne Weltbewußtsein wird dergleichen unfehlbar für mythisch halten.

(Fortsetzung folgt.)

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

129. 130. Stück.

Den 14. August 1845.

---

Heidelberg und Potsdam.

Fortsetzung der Anzeigen: 'Die Kirche von Schottland. Beiträge zu deren Geschichte und Beschreibung von Karl Heinrich Sack, Consistorialrath und Professor der Theologie in Bonn. Erster Theil und Beiträge zur Charakteristik der kirchlichen Dinge in Großbritannien von H. d. Sydow, Hof- und Garnisonprediger in Potsdam. Erstes und zweites Heft.'

Eingefasst ist der Abriss der schottischen Kirchengeschichte von zwei allgemeineren statistischen Darstellungen. Die erste, einleitende, stellt zu Anfang des Buches die Volksthümlichkeit der Britten in Bezug auf Religion und Kirche dar. Die andere, Züge aus dem gegenwärtigen Leben der schottischen Kirchenparteien, Parallelen und Betrachtungen enthaltend, schließt sich zu Ende dieses Bandes an die letzte Epoche der Kirchengeschichte, die Entstehung der freien Kirche, an.

Beide sind sehr anziehend auch für Nichttheologen. Wir theilen das Wesentliche daraus mit.

Die Darstellung der Volkseigenthümlichkeit der Britten eröffnet der Verf. mit einer Bemerkung, welche wegen ihrer positiven Christlichkeit Wenigen munden wird, aber nichts destoweniger vollkommene allgemeine Wahrheit hat. Die Eigenthümlichkeiten, also Verschiedenheiten der Völker, sagt der Vf., lassen sich nur im Zusammenhange mit ihrer Gleichheit oder dem gleichen Antheile Aller, sowohl an dem allgemeinen Verderben, als an der allgemeinen göttlichen Gnade recht verstehen, und der eigenthümliche Werth eines christlichen Volkes bestimmt sich nach dem Grade, in welchem dasselbe von dem Geiste Christi durchdrungen ist und die gemeinsame christliche Aufgabe gelöst hat. Dies ist in der That nur der bestimmte christliche Ausdruck für das, was alle Verständigen meinen und thun, wenn sie unparteiisch rein objectiv vom sittlichen Standpunkte die Volkseigenthümlichkeiten bestimmen und abschätzen, aber dies meist mehr abstract oder mehr rein empirisch ausdrücken.

Der Mittelpunkt, das Princip der brittischen Volksthümlichkeit ist nach dem Verf. der praktische Geist und die praktische Tüchtigkeit, die vorherrschende Richtung auf die Anschauung des Wirklichen, die That, ja man kann sagen, auf das Geschäft. — In einer solchen realistischen Denkweise muß das Ideale zurücktreten. Es fehlt den Britten nicht an tiefem lebendigen Gefühl, aber theils bleibt es tief und innerlich auf dem Gebiete der Frömmigkeit, theils legt es sich in dem allgemeinen Lebensverkehr mit aller Energie in die politische oder kirchliche Partei, theils zeigt es sich in den seltsamsten Sonderlichkeiten, Liebhabereien und Privatschwärmereien.

Man hat bei den Engländern schon oft auffallend gefunden, daß sie sich mit einer gewissen Ironie

wie zur Erholung von ihrer politischen Freiheit mehr als andere Nationen zu Slaven äußerer Gewohnheiten und Lebensformen, der so genannten fashion, machen. Der Vf. findet den Grund hiervon darin, daß der Engländer mit seiner productiven Thätigkeit eben nur auf die Bewältigung der Massen gehe, ohne sonderlichen Sinn für das Schöne, und so in das Einförmige hineingerathe. Indessen glauben wir, daß daran eben so viel Antheil hat das sittliche Gesetz, wonach sich der individuellen Freiheit im politischen Leben die Gebundenheit durch gemeinschaftliche positive Formen als Gegengewicht anhängt.

Die Nationalverschiedenheit der Engländer und Schotten bestimmt der Verf. durch die etwas undeutliche Formel, daß jene mehr seelisch (psychisch), diese mehr geistig seien. Das Seelische ist ihm nicht die deutsche Gemüthlichkeit, obwohl der Gegensatz, die geistige Schärfe der Schotten, mit der Neigung zur Trockenheit behaftet ist, was eben das Ungemüthliche ist. Sa er schreibt auch den Engländern im Verkehr eine gewisse Trockenheit und Kälte zu bei großer männlicher Offenheit. Es ist schlimm mit dergleichen psychologischen Formeln; sie haben sehr verschiedene Geltung. Verstehen wir den Verf. recht, so liegt in dem Engländer eine gewisse sinnliche, dem Realen oder, wenn man will, dem Materiellen zugewendete geistige Energie, während der schottische Geist sich mehr dem Idealen, dem reinen Gedanken zuneigt. Und so wäre der oben bezeichnete allgemeine Charakter der brittischen Nationalität, nämlich der Realismus, im Engländer stärker ausgeprägt, als in dem Schotten.

Gemeinsam ist beiden Nationen eine sehr energische practische Frömmigkeit, in echt protestanti-

scher Art, aber mit der eigenthümlichen Bestimmtheit, daß beide das Evangelium mehr als ein bestimmtes göttliches Gesetz auffassen. Damit, sagt der Verf., hange die eigene Macht des Begriffes Pflicht unter den Britten zusammen. Die religiösen Germanismen, die mehr betrachtende, speculative, so wie die mystische oder Gefühls-*Frömmigkeit*, sind den Britten im Ganzen fremd. Aber annäherungsweise an die deutsche Art liebe der Engländer auch wohl eine gewisse ascetische Mystik, und dem Schotten sei eine Art von poetischer Sehnsucht im religiösen Leben nicht fremd, und eigenthümlich sei diesem das prophetisch visionäre *second sight*.

Wie sehr aber die Religiosität der Britten an der göttlichen Lebensordnung, dem göttlichen Gesetz im Evangelium festhalte, zeige sich besonders in der strengen Heilighaltung der Ehe und des Sabbathgesetzes. Die Festigkeit und Reinheit der Ehe und die Seltenheit der Ehescheidungen, besonders im Mittelstande hange eben so sehr mit der inneren christlichen Sitte des Volkes, als mit der entsprechenden strengen Gesetzgebung, welche die Ehescheidungen sehr erschwere, zusammen. Also — ein freies Volk ohne die moderne Lizenz der Ehescheidung. Hört! — Die strenge Beobachtung des Sabbath unter den Britten hat eine gewisse alttestamentliche Härte und Einseitigkeit, aber der Verf. meint, diese werde zehnmal aufgewogen durch die dadurch begründete edle Lebensordnung im Volke. So etwas lasse sich unter uns am wenigsten durch Staatsbefehle machen, aber wahr bleibe auch, daß das Beispiel der Engländer etwas Beschämendes für uns habe.

Wir übergehen die anregenden feinen Bemerkungen des Verfs über die neuere Literatur der Eng-

länder, ihre Beredsamkeit, ihren Mangel an höherem Kunstsinne, ihre eigenthümliche Verehrung der Vornehmen und Reichen (our betters), heben aber nachdrücklich hervor das ernste Wort über den heillosen, immer gefährlicher werdenden Gegensatz zwischen der luxuriösen, überreichen Adels- und Handelsaristokratie und der bitteren Armuth und sittlichen Verwahrlosung der niederen Volksclassen in England. Der Verf. fürchtet gerade keine unmittelbare politische Zerstörung davon, aber er hält das Uebel für unheilbar, so lange die alte Sünde, die Vernachlässigung des Volksunterrichts, nicht getilgt werde. Das frühere Nichtwollen straft sich, wie er sagt, mit dem jetzigen Nichtkönnen und dies in dem ganzen Umfange der brittischen Nationalverhältnisse. Hört! Gerade das einzige Heilmittel, die gründliche Verbesserung des Volksunterrichts, werde einstweilen durch die politische Entgegensetzung der Kirchenparteien gehemmt. — Kirchliche Parteien bezeichnen und wirken also auch einen verdorbenen Zustand. — Das ist die Schattenseite in dem sonst hellglänzenden Gemälde des englischen Lebens. Wir sagen noch einmahl Hört! Starres, liturgisches und meinetwegen auch dogmatisches und bischöfliches Kirchenthum ohne lebendige Volksgemeinde, wohin führt es?

Zum Schluß concentriert der Verf. den Gegensatz der englischen und schottischen Nationalität in einer sehr lebendigen Vergleichung der beiden Hauptstädte, in denen sich die Nationalverschiedenheit abspiegelt.

Die Statistik der schottischen Kirche S. 237 ff. stellt in einer sehr klaren Uebersicht zuerst das gegenwärtige Leben der Nationalkirche dar, dann die Dissenter unter folgenden Benennungen: 1) die reformierte presbyterianische Kirche (Cameronianer

oder M' Millaniten) seit 1706, die strengen Covenanten, jetzt stillstehend. 2) Die Seceder seit 1732 (wozu ein besonderer Stammbaum). Unter den vielen, zum Theil schon wieder zusammengewachsenen oder in die Nationalkirche zurückgewachsenen Zweigen hebt der Verf. als die beiden noch bestehenden Hauptzweige der Seceſſion hervor: a) die vereinigten Seceder und b) die ursprünglichen. Jene seit 1820 die Neu-Licht Burgher und Antiburgher vereinigend, sind die größere, bedeutendere Partei, welche zwischen 300 — 400 Gemeinden zählt und besonders in den Fabrikstädten ihren Sitz hat. Die ursprünglichen Seceder streiten mit der Nationalkirche nur noch über das so genannte Patronat und einige andere Mißbräuche, bestehen aus etwa 41 Gemeinden, (die beiden M' Gries, Vater und Sohn gehören zu ihnen). 3) Die Synode der Abhilfe, nämlich zur Aufnahme aller, welche sich von dem Joch des Patronats gedrückt fühlten, seit 1761, über 100 Gemeinden stark. 4) Die Independentengemeinden, auswärtigen englischen Gewächses seit 1797 und 5) die bischöfliche Kirche in Schottland, bestehend aus dem Stamme und den wieder aufgegründeten Zweigen der dreimahl von der schottischen Nation zurückgestoßenen protestantischen Episcopalkirche, — kein Zweig der englischen, von dieser auch liturgisch = dogmatisch in mehr katholischer Neigung abweichend in dem Abendmahlseritus, in sechs kleinen bischöflichen Diöcesen mit 86 Kirchen.

Die schottische Nationalkirche zählt nach dem Verf. 1210 Gemeinden. Von diesen haben sich vom Mai 1843 bis Mitte d. J. 1844 etwa 600 Gemeinden losgesagt und als Freikirche organisiert.

In der Schilderung der Nationalkirche hebt der Vf. Folgendes hervor: Die nach deutschem Maßstabe aller-

dingß mangelhafte theologische Universitätsbildung, in der das exegetische philologische Element fast ein Minimum ist, (— fortunati, sua si bona norint, rufen wir den Deutschen zu,) wobei beachtungswerth ist, daß die übrige nationale Bildung und das kräftige kirchliche Leben jenen Mangel zum Theil überträgt; ferner die Art des schottischen Gottesdienstes, welcher dem französisch reformierten am meisten ähnlich ist, und selbst bei fast holländischer Länge mehr begriffsentwickelnder, als gemüthanregender Predigten die Gemeinden nicht ermüdet; die Abendmahlsfeier nach altapostolischer Einfachheit; sodann der unerfreuliche Mangel an hohen Festen in der schottischen Kirche; die Eigenthümlichkeit, ohne eigentlichen Katechumenen- und Confirmandenunterricht und Confirmation (— nur eine erste Communionfeier nach vorangegangener kurzer Prüfung findet Statt), durch den Religionsunterricht bloß in den Schulen und Familien ein kräftiges religiöses und auch bibelfestes Volk zu erziehen; die Kirchenzucht, besonders mit halbjährlicher Communionfeier verbunden; der häusliche Gottesdienst; endlich die fünf großen kirchlichen Vereine für Erziehung und Unterricht besonders in den Hochlanden und auf den Inseln, die Erbauung von Kirchen, die Missionen u. s. w.

Diese statistische Uebersicht schließt mit einer kurzen Betrachtung über die Bedeutung der schottischen Kirche für die Gegenwart, besonders der deutschen evangelischen Kirche.

Das Grundprincip der schottischen Kirche ist das echt reformierte, näher insbesondere was die Verfassung betrifft, das Princip des Presbyterianismus, oder der Grundsatz von dem göttlichen Rechte der Kirche, in ihrem eigenthümlichen Lebensgebiete frei und unabhängig zu sein. Die schottische Kirche

hat dieß apostolische und echt protestantische Princip mit einer Glaubensstreue und Gewissenhaftigkeit in sich herrschend und nach außen geltend gemacht, wie keine andere Kirche. Ueberspannungen hier und da werden nicht verkannt und nicht gelobt. Aber der schottische Protestantismus hat, indem er dieß Princip mit heroischer Tapferkeit rechtfertigt, nicht bloß eine nationalschottische, sondern zugleich die Sache der ganzen evangelischen Kirche geführt. Indessen ist die schottische Art, eben weil durch den natürlichen Gang der Geschichte eine extreme geworden, nicht die einzig denkbare Form des presbyterianischen Principis. Es kann unter andern nationalen Verhältnissen mit gleicher apostolischer Wahrheit auch anders gestaltet, selbst mit dem Episcopat, auch mit der Consistorialform verbunden gedacht werden; nur muß jener, wie diese rein kirchlich organisiert sein. Zenes Princip trennt nicht in unnatürlicher Weise Kirche und Staat, aber jener Cäsaropapismus, die unnatürliche Herrschaft des Staates über die Kirche, verneint es entschieden und das von Rechtswegeren. Wir Deutschen müssen, wenn wir vor dem Bilde der schottischen Kirche stehen, vielfach beschämt die Augen niederschlagen, so lange unseren Gemeinden das lebendige Bewußtsein der Kirche und Kirchlichkeit noch so sehr fehlt. Wir werden beschämt, aber wir verzweifeln nicht. Die Gemeinden mit ihren echt kirchlichen Lebenswurzeln fehlen nicht. Es kommt nur darauf an, das zum Theil noch schlummernde Bewußtsein zu wecken, auszubilden. Schon gebe es, sagt der Verf., Staatsbehörden, welche in christlicher Weisheit anfangen, die unveräußerlichen Rechte der Kirche anzuerkennen, und schon lerne man je länger je mehr einsehen, daß kirchliche und bürgerliche Freiheit, jede in ihrer



Sphäre einander reinigen, vertiefen, ermäßigen. 'Der Staat gestatte, daß die Kirche ihrer eigenen Idee gemäß sich gestalte, lehre und handele. Er wird dann als christlicher Staat nicht nur die Pflicht haben, die Kirche zu schützen und zu unterstützen, (also kein Nordamerikanerthum!), sondern auch das Recht behalten, von der Kirche für seine reinen Zwecke eine kräftige Mitwirkung zu erhalten, so wie die Macht, ihre verschiedenen Hauptformen, sich über ihnen haltend, in einem christlichen und billigen Nebeneinanderbestehen zu erhalten.' Der alte Mischmasch von Staat und Kirche sei weder jenem noch dieser heilsam. Schützt die Kirche sich nicht selbst vor Unglauben und Abfall, der Staat kann sie nicht schützen. 'Ihr echtkirchliches Dasein ist ihr Schutz, der Abfall der Lauen, wie der Spott der Schlechten, ihr Stärke, ihre innigere Vereinigung.' — Er lehrt und rät und warnt der Verfasser, und Referent, in alter bewährter Geistesgemeinschaft, eben so!

Die Beiträge von Sydow beschäftigen sich ausschließlich mit der schottischen Kirchenfrage, und zwar, während Dr Sack von derselben nur kurz erzählt und urtheilt, in ausführlicher urkundlicher Erzählung und rechtsgutachtlicher Erörterung.

Der Königl. preussische Hofprediger Sydow war gerade im Auftrage seines Königes in England, um sich von den dortigen kirchlichen Zuständen genauer zu unterrichten, als die letzte Krisis der schottischen Kirchenfrage eintrat und die Gemüther in Schottland und England aufs lebhafteste beschäftigte; und er war, wie Dr Sack, selbst gegenwärtig in Schottland, als jene Krisis im Mai 1843 mit der Entstehung der Freikirche, we-

nigstens einstweilen, endigte. Als er nach London zurückkehrte, um ungesäumt zur Heimath abzureisen, erhielt er von Sr Königl. Hoheit, dem Prinzen Albert, welchem daran lag, über die Sache das Urtheil eines unparteiischen Mannes und 'am liebsten eines deutschen Theologen' zu vernehmen, den Auftrag zu einer umfassenden diplomatisch begründeten Darlegung seiner Ueberzeugungen. So entstand das hier mitgetheilte kirchliche Rechtsgutachten, in 5 Abschnitten nebst einem Anhange von Documenten, Abhandlungen und Ausführungen über einzelne specielle Momente. Schade, daß dieß Gutachten höheren und allerhöchsten Ortes nicht früher gegeben werden konnte. Vielleicht hätte dann die englische Regierung die Sache etwas anders behandelt. Einer so gründlichen Erörterung und evidenten Nachweisung, daß die freie schottische Kirche in ihrem Rechte gewesen, von Seiten eines unparteiischen Fremden, würde die Regierung kaum haben widerstehen können.

Der Hergang ist kurz dieser: Die nächste Epoche der großen Bewegung ist die von der Generalversammlung der Nationalkirche am 27. Mai 1834 erlassene, am 29. Mai 1835, zum ständigen Gesetz erhobene so genannte *Bevoacte*. In dieser Acte ward als Grundgesetz der Kirche aufgestellt, daß kein Geistlicher einer Gemeinde wider ihren Willen aufgedrängt (*intruded*) werde, und die Presbyterien (die Diöcesancollegien der Geistlichen und Ältesten, welche die Ordination zu ertheilen und die Einführung zu verwalten haben) werden zu dem Ende angewiesen, im Fall die Mehrheit der männlichen Familienhäupter, welche Glieder der erledigten Gemeinde sind und in voller Gemeinschaft der Kirche, d. h. im Communicantenverzeichniß stehen, den Candidaten verwerfen, für welchen

die Ausfertigung des Rufes (call) vorgeschlagen war, auf dem Grunde einer solchen Verwerfung den Candidaten abzuweisen. Dabei wird aber ausdrücklich erklärt, daß Niemand zu einem solchen Protest berechtigt sei, der nicht aufgefordert von dem Presbyterium, feierlich zu erklären vermöge, daß er aus keinerlei parteisüchtigem und bösllichem Grunde, sondern lediglich aus gewissenhafter Rücksicht auf sein und der Gemeinde geistliches Wohl handle.

Diese Betoacte durch die damahls herrschende Mehrheit der so genannten evangelical gegen die Partei der so genannten Moderaten durchgesetzt, — bezieht sich auf ein uraltes gravamen der schottischen Kirche, das so genannte Patronat, und hat den Zweck, dasselbe für das innere Leben der Kirche und die naturgemäße Entwicklung ihres presbyterianischen Principß so unschädlich als möglich zu machen.

Mit jenem Patronat aber hat es folgende Bewandniß.

Das Patronat der Kirche, wie bei uns, mit dem Grundeigenthumsverhältniß zusammenhängend, war für die schottische Reformation ein nicht zu beseitigendes, aber dem streng reformierten Princip derselben widersprechendes Erbstück aus der mittelalterlichen Kirche. Durch das mit dem Patronat zusammenhängende Präsentationsrecht, so wie das darin liegende Recht über die Temporalien, schien der schottischen Kirche ein weltlicher Einfluß auf das innere Leben und die geistliche Unabhängigkeit der Gemeinden aufgebürdet zu sein, gegen welchen das presbyterianische Princip nicht anders, als reagieren konnte. Wie unschädlich auch ein solches Verhältniß gemacht werden kann, und wie sehr auch Fälle gedacht werden können, wo es so-

gar etwas Heilsames hat, immer bleibt es von dem Standpuncte des consequenten reformierten Princips etwas Fremdes in der Kirche, selbst wenn es unter dem Gesichtspuncte eines kirchlichen Axioms betrachtet werden könnte. Was aber das Patronat zu aller Zeit in der schottischen Kirche bei der Mehrheit der Nation verhaßt und widerlich gemacht hat, ist eben dies, daß das Patronat größtentheils in den Händen katholisierender oder bischöflicher, der kirchlichen Nationalität der Schotten abgeneigter Herren ist. Abgesehen von dem wirklichen Mißbrauch, welchen die Aristokratie zu verschiedenen Zeiten mit dem Patronat getrieben hat, so hat es in der That etwas Berlegendes, wenn Herren, welche einer fremden, zum Theil feindlichen Kirche angehören, in der Kirche einen Einfluß auszuüben vermögen, welcher das mit vielem Blut theuer erworbene kirchliche Grundprincip der Nation in Frage stellt. Hieraus erklärt sich, daß ein großer Theil der blutigsten Kämpfe in der schottischen Kirchengeschichte, so wie der so genannten Seessionen durch das Patronatverhältniß veranlaßt worden ist. Als 1690 nach schweren Kämpfen die schottische Kirche in dem so genannten revolution settlement zu einem bestimmten Abschluß und Befestigung ihrer Rechte und Freiheiten kam, wurde mit dem Episcopat auch das Patronat abgeschafft. Die Grundeigenthümer und Ältesten der Gemeinde bekamen durch jene Acte das Präsentationsrecht, die Gemeinde das Verwerfungsrecht. Man muß es als ein Unglück ansehen, daß es bei diesem theuererworbenen und dem kirchlichen Princip entsprechenden Rechtszustande nicht verblieb. Viel Kampf und Noth wäre der schottischen Kirche erspart worden. Aber alte Gewohnheiten und Verhältnisse lassen sich nicht so

leicht beseitigen. So genannte wohlervorbene Rechte behalten immer ihre Reaktionskraft. Als die alten Patronatsverhältnisse reagierend neue Streitigkeiten erzeugten, beschloß nach der Union beider Königreiche das vereinigte Parlament, ohne gehörige Erwägung der Sache, und ohne ruhige Anhörung der schottischen Kirchenmänner, 1711, das Patronat wieder herzustellen und zwar in der Art, daß die Patrone wieder berechtigt sein sollten, qualifizierte Candidaten zu präsentieren, die Presbyterien aber verpflichtet, die so präsentierten zur Prüfung und Ordination zuzulassen, daß aber in dem Falle, daß der Patron nach 6 Monaten nicht präsentiere, das Präsentationsrecht jure devoluto an das Presbyterium, — nicht an die Gemeinde — fallen solle. Die früheren bischöflichen Patronate wurden nach der Abschaffung der Bischöfe ohne weiteres der Krone zugelegt, und was die Schotten noch mehr verletzete, die Zehntentheile, welche den Patronen zum Ersatz für das Präsentationsrecht zuerkannt worden waren, wurden diesen belassen, auch nachdem sie jenes Recht wiedererhalten hatten.

Es muß ausdrücklich bemerkt werden, daß die Generalversammlung alsobald gegen jenen unheilvollen Parlamentsschluß bei der Regierung Beschwerde führte, und ihre Commission diese Beschwerde bis zum Jahre 1784 ununterbrochen wiederholte, wiewohl vergebens. Anfangs wirkte die Acte vom Jahre 1690 noch fort, so daß viele Geistliche sich weigerten, sich von Patronen präsentieren zu lassen, auch viele Patrone sich scheueten, ihr Recht auszuüben. Das Recht der Gemeinde, den so genannten call auszufertigen, blieb; und je nachdem die Gemeinden ihr Einwilligung- und Widerspruchsrecht ausübten, konnten sie das Präsentationsrecht neutralisieren. Allmählich aber

verlor sich jene Scheu und jene Weigerung; der Widerspruch ermäßigte sich, eine mildere, aber auch indifferentistische Denkweise verbreitete sich; was Stand hielt, zog sich in die Secessionen hinein; am Ende brachte es der berühmte Geschichtschreiber W. Robertson durch seinen Einfluß in der Nation und in der Generalversammlung dahin, daß sein Moderantismus herrschende Denkweise wurde, und damit ein stilles Vertragen mit dem Patronate und dem Einfluß des obersten schottischen Gerichtshofes, welcher alle das Patronat betreffenden Streitigkeiten nach jener Acte vom J. 1711 entschied. Dabei aber konnte es nicht bleiben. Von dem Augenblicke an, wo das kirchliche und auch innerlich religiöse Leben in der Nationalkirche einen neuen Aufschwung nahm, mußte die alte Opposition wieder hervortreten. Dieser Aufschwung ist eben das Hervortreten der so genannten Evangelicalpartei. Das Princip dieser Partei ist eben der echt schottische Presbyterianismus, wohl zu unterscheiden von dem so genannten Freiwilligkeitsgrundsatz einiger Seceder, jenem amerikanischen Princip, wonach die reine Freiwilligkeit des Einzelnen der einzige Grund seines Hinzutritts zur Kirche und seiner kirchlichen Mitgliedschaft ist, und jeder staatliche Charakter der Kirche verneint wird. Der schottische Presbyterianismus, in der neueren Zeit vorzüglich von dem berühmten Prediger Dr Chalmers vertreten, will mit dem Staate nicht brechen, sondern eben nur den anti-presbyterianischen Einfluß desselben, besonders im Patronat, aufgehoben wissen. Besonders seit dem Jahre 1832 machte sich die Partei der evangelical in der Generalversammlung unter der Anführung des Dr Chalmers geltend, und es gelang ihr im Mai 1834, die oben bezeichnete Vetoacte, wodurch der call der Gemeinden, welcher in der

Periode von Robertson eine leere Form geworden war, wieder eine kirchliche Wahrheit wurde, mit einer Majorität von 184 Stimmen gegen 138 durchzusetzen. Allein schon aus diesem Zahlenverhältnisse sieht man, daß die Vetoacte in der kirchlichen Repräsentation selbst noch einen bedeutenden Widerspruch fand. Eine Acte geben und durchzuführen ist zweierlei. Die Observanz, das positive Recht, die staatliche, weltliche Denkweise in der Praxis zu überwinden, war die schwerere Aufgabe.

Schon gegen Ende des Jahrs 1834 ereignete sich ein Fall, welcher zeigte, wie schwer das ideale Recht, wenn es auch noch so sehr historischen Grund hat, sich gegen das einmahl in der Gegenwart bestehende positive Recht geltend macht. Ein schottischer Graf präsentiert dem Presbyterium von Muchterader einen Geistlichen für die Gemeinde dieses Namens, welche aus 330 stimmberechtigten Familienhäuptern besteht. Der call für den Candidaten ist schon ausgefertigt, aber nur von 3 Personen, unter denen der Factor des Grafen ist, unterschrieben, während 287 Glieder der Gemeinde sich ausdrücklich gegen ihn erklären. Gemäß der Vetoacte verweigert das Presbyterium dem Candidaten die Zulassung zur Prüfung u. s. w. Der Abgewiesene klagt bei der Synode und der Generalsynode, wegen Formfehler, nicht wegen der Vetoacte. Diese kirchlichen Behörden weisen den Kläger ab. Nun verklagen der Patron und der Präsentierte das Presbyterium bei dem obersten bürgerlichen Gerichtshof, dem court of session. Dieser entscheidet mit 8 gegen 5, daß die Zurückweisung des Präsentierten wegen der Vetoacte eine Gesetzwidrigkeit sei. Darauf kommt die Sache vor die Generalversammlung, welche erklärt, daß in Sachen der Lehre, Disciplin und Kirchenregierung den kirchlichen Gerichtshöfen, und nicht dem bürgerli-

chen ausschließliche Macht der Entscheidung zustehen. Zugleich wird das Presbyterium von Aucterader ermächtigt, nach der Ordnung von dem court of session an das Haus der Lords zu appellieren und zwar wegen Zurückhaltung der Einkünfte von Seiten des Patrons. Das Haus der Lords bestätigt den Spruch des court of session. Hierauf Verhandlungen zwischen der kirchlichen Commission der Generalversammlung und der Regierung, während neue und noch bedenklichere Collisionenfälle sich ereigneten. Die Angelegenheit beschäftigt je länger je mehr alle Gemüther. Die Mehrheit der kirchlichen, besonders in der Mittelklasse, unter den Landleuten, unter den Hochländern ist entschieden non-intrusionistisch. Vornehmlich der Adel widerspricht, schon weil er meist bischöflich ist. Streitschriften für und wider, Versammlungen der Freunde der Freiheit erregen noch mehr. Die Generalversammlung faßt 1842 einen förmlichen Act der Rechtsforderung mit einer begleitenden Adresse an die Königin ab, und bittet um Aufhebung des Patronats. Ein besonderes Promemoria an R. Peel bittet um Untersuchung und Rechtsgewährung. Endlich nach langer, die Schotten verletzender Zögerung erscheint im Januar 1843 die Antwort des brittischen Ministeriums durch James Graham. Vorzugsweise vom englischen politischen und zwar torystischen Standpunkte, erklärt das Ministerium, daß der oberste Justizhof vollkommen richtig entschieden und daß die Vetoacte selbst eine unbefugte Einmischung der Kirche in bürgerliche Dinge und eine Gesetzwidrigkeit sei. Würde ein Whigministerium anders geantwortet haben? Staatsmänner sind Staatsmänner. Der schottische Kirchenernst ist der Politik fremd und unbegreiflich.

(Schluß folgt.)



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

131. Stück.

Den 16. August 1845.

---

Heidelberg und Potsdam.

Schluß der Anzeigen: 'Die Kirche von Schottland. Beiträge zu deren Geschichte und Beschreibung von Karl Heinrich Sack, Consistorialrath und Professor der Theologie in Bonn. Erster Theil und Beiträge zur Charakteristik der kirchlichen Dinge in Großbritannien von Ad. Sydow, Hof- und Garnisonprediger in Potsdam. Erstes und zweites Heft.'

Die Generalversammlung ließ durch eine Commission das Schreiben des Ministers beantworten, aber ohne allen Erfolg. Man wendete sich an das Unterhaus. Aber dieses hielt für gut, die Sache gar nicht zur Verhandlung zu bringen. Jetzt ist die höchste Spitze erreicht. Unter diesen Verhältnissen konnte kaum etwas anderes geschehen, als was geschah. Am 18. Mai 1843 wurde die Generalversammlung mit einer Predigt über den Spruch: ein Jeglicher sei in seiner Meinung gewis, von dem vorjährigen Moderator, Dav. Welsh, Prof. der Kirchengeschichte in Edinburgh, eröffnet, und

darauf ein Protest vorgelesen, worin der zeitige Moderator erklärt, daß das Gewissen ihm und 193 gleichgesinnten Geistlichen und Ältesten nicht erlaube, länger in der staatlich unterstützten Kirche zu bleiben, unter den Bedingungen, welche die Regierung ausgesprochen; indem sie auf alle mit der Staatskirche verbundenen Rechte und Vortheile verzichteten, sähen sie sich genöthigt, die Versammlung zu verlassen. Unter allgemeiner Theilnahme des Volks begeben sich die Protestierenden aus der Kirche in feierlichem Zuge durch die Straßen der schottischen Hauptstadt nach einem andern Versammlungsorte (Canonmill Hall) und constituieren sich hier als die Generalversammlung der freien protestierenden presbyterianischen Kirche von Schottland. Dr. Chalmers wird zum Moderator erwählt. Die Zurückbleibenden, kaum noch die Hälfte, heben alsobald die Betoacte auf. Die Gemeinden folgen auf beiden Seiten mit wenigen Ausnahmen ihren Geistlichen und Ältesten. Die freie, aber arme Kirche, wächst; bei allen Opfern, welche sie von den Thrigen fordert, hat sie sich bereits über die Hälfte der Nationalkirche verbreitet. Interessant ist, daß die Deputationen der amerikanischen, irländischen, englischen, holländischen Presbyterianer, sammt denen der früheren Secederparteien, welche nach herkömmlicher brüderlicher Weise die schottische Kirche in ihrer Generalversammlung besuchten und begrüßten, obwohl sie alle an die ungetheilte schottische Kirche geschickt waren, doch ohne einen Augenblick zu zweifeln, an St. Andrewschurch vorübergangen und zur freien Kirche in Canonmill Hall sich wendeten.

Das ist der Hergang. Wer hat nun Recht, die Scheidenden oder die Bleibenden?

Nach deutscher, insbesondere lutherischer Kirchen-

rechtlicher Art werden die meisten Theologen wie Staatsmänner unter uns, nicht bloß auf den ersten Anblick, den Gemäßigten, den Gebliebenen, Recht geben. Sie werden den strengen Freien zu bedenken geben, daß in jeder Kirchenform, auch unter den lästigsten Patronatverhältnissen möglich sei, das innere Leben der Gemeinde zu pflegen und zu fördern, ferner daß das schottische Patronat in den Händen christlicher, wenn auch bischöflicher Laien, und des christlichen vorzugsweisen protestantischen Staates sei, ein Verhältnis, welches sich die deutsche Kirche ohne besonderen Schaden gefallen lasse, daß auch die Kirche ein einmahl bestehendes, wenn auch lästiges positives Recht nicht antasten dürfe, endlich, daß das Gemeindeveto bei der Wahl der Geistlichen sehr seine Schattenseite habe, indem es der Unwissenheit, dem Eigensinne, dem Vorurtheil und den Einfällen der beweglichen Volksmasse auf eine doch nur geistig und geistlich zu richtende Sache Einfluß gestatte. Auch Referent war, ehe er den historischen Zusammenhang der schottischen Kirchenfrage genauer kannte, geneigt, die neue Secession mehr zu tadeln, als zu loben. Allein, nachdem er sich aus diesen beiden Schriften genauer unterrichtet und den strengen Ernst und den edlen Geist der Nonintrusionisten kennen gelernt hat, tritt er jetzt entschieden dem zusammenstimmenden Urtheile von Sack und Sydow bei. Des Referenten Argumentation ist kurz diese: Hat der Staat einmahl das Princip der schottischen Kirche anerkannt, so muß er sich auch seine Consequenzen gefallen lassen. Aus jenem Princip folgt aber consequent, daß das Patronat, als ein widersprechendes fremdartiges Element in der schottischen Kirche ist. Die Consequenz eines anerkannten Principes ist das Urrecht, welches durch keine

positive Rechtsform aufgehoben werden kann. Jenes Princip ist ein angeborenes Recht der apostolischen Gemeinde, nämlich in dem Sinne, daß die Kirche Christi, in ihrem Unterschiede vom Staate und jedem weltlichen Verhältnisse, in ihrem inneren Leben schlechtthin unabhängig ist, wobei einerlei ist, ob diese Freiheit der Kirche durch die gesammte Gemeinde selbst, oder ihre Repräsentation, und diese in rein klerikalischer oder presbyterialischer Weise ordnungsmäßig ausgeübt wird. Die Grundform der schottischen Kirche ist aber die presbyterianische, die dem Staat am wenigsten gefährliche, antihierarchische. Es kommt dabei besonders in Betracht, daß dies Princip des Presbyterianismus mit entschiedener Aufhebung des Patronats 1690 förmlich öffentliches Recht geworden war, und daß der aufhebende Parlamentsbeschluß von 1711 auf einer einseitigen Transaction beruhete und von Seiten der schottischen Kirche, als solcher, nie förmlich anerkannt worden ist. Auch fragt man, warum ließ dies Staatsregiment, welches doch in der Generalversammlung repräsentiert ist, die Betoacte zu, wenn dieselbe wesentliche Rechte des Staates verletzete?

Wie man aber auch darüber denken mag, selbst in dem Falle, daß die neueste Seccession ihre Ueberspanntheiten hätte, — immer ist die Entstehung der freien Kirche aus der Macht des christlichen Gewissens ein Beweis, daß das ideale Recht eines im Worte Gottes gegründeten Principes der Kirche nie sterben kann. Hofprediger Sydow schließt sein Gutachten an den Prinzen Albert, daß Jeder, der nach der schottischen Kirche in ihrem wahren historischen Sinne frage, von jetzt an die freie protestierende Kirche Schottlands zu verweisen sei. — Er fügt hinzu: 'Entweder die Ungerechtigkeit, die

an der schottischen Kirche begangen ist, muß redressiert werden (was aber mit jedem Tage schwieriger wird), oder die Staatskirche von Schottland wird unter Begleitung vieler für die socialen Verhältnisse des Landes schlimmen Umstände mit zunehmender Geschwindigkeit in die Geringschätzung der Nation und in Unwirksamkeit versinken.'

Wir stimmen ihm in dieser Alternative vollkommen bei. Lücke.

### G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung 1845. Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Zweiter Band. Von den Jahren 1842—1844. 68 Bogen in gr. Quart, mit zwei Kupfertafeln.

Die Vorrede von dem Geh. Hofr. Hausmann gibt eine kurze Uebersicht von der Geschichte der Königlichen Societät in dem bemerkten dreijährigen Zeitabschnitte. Der Inhalt der einzelnen Abhandlungen ist bereits aus diesen Blättern bekannt; daher hier die Anführung ihrer Titel genügen wird.

Abhandlungen der physicalischen Classe. Geologische Bemerkungen über die Gegend von Baden bei Rastadt. Von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann (Gött. gel. Anz. 1842. S. 2017). Ueber die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation. Von G. Friedr. Heinr. Marx (Gel. Anz. 1843. S. 921). Seitliche Zwitterbildung (Hermaphroditismus lateralis) beim Menschen beobachtet. Von Arn. Ad. Berthold (Gel. Anz. 1843. S. 1401). Ueber die in des Hippokratès Büchern von epidemischen Krankheiten geschilderten Fieber mit besonderer Rücksicht auf die

von Littré geäußerte Meinung von denselben. Von Joh. Wilh. Heinr. Conradi (Gel. Anz. 1844. S. 41). Untersuchungen über das Narcotin und seine Zersetzungsproducte. Von F. Wöhler (Gel. Anz. 1844. S. 490). Untersuchungen über das Chinon. Von F. Wöhler (Gel. Anz. 1844. S. 1161).

Abhandlungen der mathematischen Classe. Untersuchungen über Gegenstände der höheren Geodäsie. Von C. F. Gauß. Erste Abhandlung (Gel. Anz. 1843. S. 1761).

Abhandlungen der historisch-philologischen Classe. Ueber unsere Kenntniß der arabischen Philosophie und besonders über die Philosophie der orthodoxen arabischen Dogmatiker. Von H. Ritter (Gel. Anz. 1843. S. 1929). Ueber griechische Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen. Von K. Fr. Hermann (Gel. Anz. 1844. S. 201). Zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus. Von K. Fr. Hermann. Erste Abtheilung (Gel. Anz. 1844. S. 1934). Nachtrag zu der Abhandlung über griechische Monatskunde. Von K. Fr. Hermann. Arnold Hermann Ludwig Heeren. Eine Gedächtnisrede von K. Hoed (Gel. Anz. 1842. S. 1961).

### P r a g.

1844. Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze oder statistisch-topographische Darstellung der Paschaliks Skutari, Prisrend, Spek, Vohi-Monastir, Jakova, Tirana, Kavaja, Elbassan und Schrida, so wie des Gränzdistricts von Budua in Dester. Albanien, von Jos. Müller. Nebst einer Charte von Albanien (statt Oberalbanien). 1 Band in Octav von 103 Seiten.

## P a r i s.

Les Slaves de Turquie serbes, monténégrins, bosniaques, albanais et bulgares; leurs ressources, leurs tendances et leurs progrès politiques. Par Cyprien Robert. 2 Bände in Octav von 357 und 416 Seiten.

## E b e n d a s e l b s t.

1843. Voyage en Bulgarie pendant l'année 1841, par Blanqui, membre de l'Institut de France. 1 Band in Octav von 414 Seiten.

Diese Schriften, auf Reisen in der europäischen Türkei entstanden und von den verschiedensten Standpunkten aus über die Zustände Rumeliens sich verbreitend, stehen in einem auffallenden Gegensatz, selbst da wo sie über dieselben Thatsachen berichten. Die statistischen Angaben Robert's und Müller's über Oberalbanien stimmen fast niemahls überein, wiewohl beide Schriftsteller in dieser Provinz selbst ihre Nachrichten geschöpft haben. Der Kritik liegt es ob zu entscheiden, auf wessen Seite die bessere Einsicht zu finden ist. Des französischen Reisenden Untersuchungen erstrecken sich auf die ganze europäische Türkei, so weit diese von Slaven und Albanesen bewohnt wird, demnach auf ein weit größeres Gebiet, als die Darstellung Müller's, der sich auf Nordalbanien und das Paschalik Bitolia beschränkt. Diese Provinzen standen sämmtlich unter der Verwaltung des Ahmed Pascha, als Müller aus Dalmatien in die Dienste desselben berufen wurde, um in der ganzen Statthalterschaft Contumaz-Anstalten einzurichten. In dieser Stellung ward ihm die Gelegenheit zu Theil, sich eine gründliche Kenntniß des Landes zu erwerben. Sein Buch ist ganz trocken, aber es zeichnet sich durch

einen Reichthum von neuen, aus den besten Quellen geschöpften, geographischen Thatsachen und statistischen Angaben aus.

Der Verf. beginnt mit der politischen Eintheilung, wie dieselbe im Jahre 1836 festgestellt worden ist. Die Grenzen der durch Hadshi Chalsa bekannt gewordenen Sandschakate sind größtentheils beibehalten. Als unabhängig, nur in einem Tributverhältnisse zur Pforte stehend, ist das alte Gandavien zu betrachten, welches in die Districte Zadrim, Miridit und Dibra zerfällt und von selbstgewählten Häuptlingen beherrscht wird. Aber auch andere Theile Oberalbanien's, wie das Ducajin, welches zum Paschalik Ipek gezogen ist, stehen nur nominell unter türkischer Verwaltung. Eben so verhält es sich mit Montenegro und mit 8 südöstlich von diesem slavischen Priesterstaat den Vertiscus bewohnenden Arnautenstämmen. Dem Vertiscus gibt Müller den Namen Kujai-Gebirge. Die Charakteristik der übrigen Bergzüge ist undeutlich, doch wird die von Boué bezweifelte Verbindung der alpinen Kette von Bitolia (Gandavaberge M.'s) mit dem Schardagh von Prisdren durch seine Karte und Beschreibung bestätigt. Neu sind die Nachrichten über das Vorland des Mati, die Hismo-Ebene, welche zwischen der Mirditenstadt Croja und Cap Redoni im Frühjahr regelmäßig drei bis fünf Meilen weit überschwemmt wird. In diesen Küstengegenden, zwischen Alessio und Tirana, sollen sogar große Torflager vorkommen (S. 11), eine bemerkenswerthe Erscheinung im Küstenclima des 42sten Breitegrades.

Die Bevölkerung von Oberalbanien (nördlich vom 41sten Grade, jedoch mit Einschluß von Bitolia) berechnet Müller nach sorgfältigen Untersuchungen im Jahre 1838 auf 642000 Seelen, un-



ter denen ungefähr die Hälfte noch jetzt das Christenthum bekennt und etwa der dritte Theil als von der Pforte mehr oder minder unabhängig zu betrachten ist. Die Zahl der Türken ist ganz unerheblich, die Hauptmasse der Population wird von den Arnauten gebildet, von denen ein großer Theil zum Islam übergetreten ist, die Uebrigen zur katholischen Kirche gehören und den Slaven griechischer Confession feindlich gegenüber stehen. Die Letztern sind Serben und wohnen vorzüglich im nördlichsten Theile des Gebiets. Ihre Zahl beträgt nach Angabe ihrer eigenen Bischöfe 109000, und außerdem sollen etwa 15000 Slaven Muhamedaner geworden sein. Walachen, Griechen und Juden sind von diesen Gegenden größtentheils ausgeschlossen. Die Zahl der Arnauten zwischen Berat, Dhrida, Prisdren und Skutari, das heißt in dem Theile Albaniens, wo sie sich unvermischt erhalten und ihre Sprache, ihre Sitte und Freiheit am reinsten bewahrt haben, würde nach diesen Angaben auf eine halbe Million anzuschlagen sein.

Die topographischen Specialitäten, welche den größten Theil des Müller'schen Buches füllen, scheinen durchweg genau zu sein. Zum Belege stelle ich das Itinerar der wenig bekannten Straße durch das Ducajin nach Boué's und meiner Reise mit Müller's Angaben zusammen. Der zweite Chan von Prisdren aus an der großen Brücke über den Drin heißt Hani-Urs d. h. im Albanesischen Brücken-Gau und eben so Köprili-Han bei Boué. Die Entfernung des 4 Wegstunden von da entfernten vierten Chans wird irrig nur zu einer Stunde angegeben, aber dieser Chan richtig Spas genannt und die dortige Fähre beschrieben. Der fünfte Chan heißt bei Boué Su-

Kat, bei Müller Sakat. Sakat und Flet (zehnter Chan), welche Boué zu nahe zusammenrückt, werden in richtiger Entfernung angeführt und die Lage von Flet deutlich charakterisirt. Der Paß zwischen Flet und dem elften Chan, nach Boué 3438' hoch, heißt nach diesem Kiapha=Mala, bei Müller Kiapha=Malit. Der elfte Chan wird von Boué Latin=Han genannt, Müller scheint ihn unter dem Namen Brdet zu bezeichnen. Sodann beschreibt er richtig den wilden Trümmerabhang Fusch=ars, der drittheil Meilen weit gegen den Drin herabreicht (vergl. meine Reise durch Rumelien 2. S. 351). Der Paß beim funfzehnten Chan wird wie bei Boué Puka genannt und mit Recht als der höchste Punct des dortigen Gebirges bezeichnet. Uebrigens ist diese Zusammenstellung nur auf den Text Müllers gegründet, nach Maßgabe der Karte würde sie unmöglich sein. Denn diese ist gar nicht zu loben und stimmt auch häufig nicht einmahl mit den Angaben des Verfassers überein. Sie versetzt sogar den Paß Kiapha=Malit auf das nördliche Ufer des Drin. Namentlich muß die Terrainzeichnung nach den zum Theil noch nicht publicierten Untersuchungen Biquesnel's durchweg als fehlerhaft bezeichnet werden, wiewohl die Einzelheiten, besonders im oberen Thale des schwarzen Drin, schätzbar sind und trotz der übel verzeichneten Gebirgsketten von einer kundigen Hand benützt werden können.

Robert erklärt sich nirgends darüber, welche türkische Landschaften er aus eigener Anschauung kennt. Nur in der Vorrede erwähnt er kurz, daß er mehrere Jahre lang unter den rumelischen Slaven gelebt habe. Diese Zurückhaltung erweckt gleich Anfangs ein Vorurtheil gegen die Genauigkeit seiner Darstellungen. Hätte er sich doch Leake

zum Muster gewählt, er würde nicht so oft in Ungewisheit lassen, ob er nach eigenem Ermessen urtheilt und berichtet oder nur als Dolmetscher die verdächtige Ansicht irgend eines Rumelioten vertritt. Nur aus einzelnen Andeutungen läßt sich schließen, daß er die Straße von Constantinopel nach Sophia, so wie einige Districte von Albanien und Bosnien selbst bereist und wahrscheinlich die längste Zeit in Serbien sich aufgehalten hat. Aber auch da, wo er eigene Anschauungen besitzt, weiß er die Natur des Landes nicht in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen. Für ihn, den nur die politische Lage der Nationen zu berühren scheint, ist überall Wüstenei, wohin der Ackerbau nicht reicht. Die albanischen Eichenwälder, wie die baumlosen Weideländer Thraciens schildert er mit gleichen Farben, er bezeichnet sie mit derselben ärmlichen Ausdrucksweise. Selbst die Gebirge scheidet er nicht von den Ebenen und nennt die engen Felsenkessel von Prisdren den Mittelpunkt einer großen Wüste (*ville au milieu d'un vaste désert* 2. p. 363). Er häuft auf die felsigen, waldbekränzten Ufer des Drin, an denen die Straße von Prisdren nach Skutari entlang führt, die widersprechendsten Bezeichnungen der Unfruchtbarkeit (*aussi l'espace de trente lieues de Prisdren à Skadar est-il un vaste désert, un chaos de rochers arides et de savanes désolées* 2. p. 162). Savanen in ein tiefes Waldland zu versetzen ist seltsam genug. Doch in weiten Ebenen läßt Robert sogar die Mirditen wohnen, welche das zerstückelte, vulkanische, selbst von den Römern als unwegsam gemiedene Mittelgebirge Sandaviens inne haben (*vastes plaines connues spécialement sous le nom de Mirdita* 2. p. 144). Durch solche Unbegreiflichkeiten verräth sich der völlige Mangel

an Beobachtungsgabe für die einfachsten geographischen Verhältnisse. Und doch war Robert nach seiner eigenen Angabe (p. 158) am östlichen Fuße dieser wilden Berge selbst von Schrida nach Prisdren durch den unbekanntem District der Dibren gezogen, zu dessen Kenntniß er so wenig beigetragen hat. Den Schardagh, den der Reisende auf diesem Wege als albanisch-macedonisches Grenzgebirge zur Rechten hatte, machte er zur Scheide von Albanien und Serbien (p. 162). Die fruchtbare, von friedlichen Bulgaren sorgfältig bebaute Ebene von Kalkandele nennt er einen Theil dieser Gebirgskette und läßt ein so wohlgeordnetes Paschalik von unnahbaren Räubern bewohnt sein. Den weißen Drin, dessen Quellen im Hochgebirge von Speß, am Endpuncte der bosnischen Alpen, liegen, versetzt er über das große nordalbanische Becken hinüber weit nach Osten in den Schardagh von Pristina (p. 163). So erhebliche Irrthümer in Gegenden, welche Robert selbst bereist hat, zeugen von einer ungemeinen Leichtfertigkeit in der Aufnahme der geographischen Thatsachen. Von dieser Seite also ist für die Kenntniß Rumeliens von dem französischen Berichterstatter nirgends ein sicherer Gewinn zu ziehen.

Naher liegen seiner Richtung zwar die statistischen Verhältnisse des Landes, und mit unbeschränkter Zuversicht spricht er sich über die Populationen aus, welche in Rumelien untereinander gemischt leben. Aber so schwer es jedem Reisenden fällt, über numerische Verhältnisse Nachrichten einzuziehen, um so unzuverlässiger finden wir auch hierin seine Angaben. Mit den Borwürfen, welche er Bialla de Sommières, einem Schriftsteller über Montenegro, macht, fällt er sich selbst ein scharfes Urtheil, indem er sagt (1. p. 100): quant aux

données statistiques du voyageur, elles ne peuvent servir qu'à égarer par l'audace même, avec laquelle il précise les faits les plus importants. Zum Beispiel rechnet Robert auf die europäische Türkei fast 8 Millionen Slaven (près de huit millions 1. p. 20) und theilt diese ferner ein in  $4\frac{1}{2}$  Millionen Bulgaren und  $2\frac{1}{2}$  Millionen Serben, so daß 'fast' eine Million in dieser Rechnung fehlt. Der Stadt Prisdren mit ihren 6000 Häusern, welche der Reisende nach eigener Anschauung beschreibt, gibt er eine Bevölkerung von nur 8000 Seelen (2. p. 363): sie besaß nach einer Zählung im J. 1838 gegen 26000. Speß soll statt 12000 nur 5—6000 Einw. zählen (2. p. 352) und die große Nachbarstadt Sakova mit 21000 Einw. wird in der Uebersicht der Städte gar nicht genannt. Auch auf Skutari rechnet Robert nur 20000 Bewohner, und doch ist dies noch immer die volkreichste und wichtigste Stadt Albaniens. Allein die Irrthümer in den Zahlen sind nicht größer, als in den Sachen. Hier folgt gleich die Behauptung, daß Skutari von jeher eine slavische Stadt gewesen sei, und hieraus wird die Wichtigkeit ihres Besizes für die Montenegriner (2. p. 361) hergeleitet. Nichts ist bekannter und dem Fremden, der sie betritt, augenfälliger, als daß sie den Stammsitz der Nationalalbanesen bildet. Auch zählte sie im Jahre 1831 nicht mehr als 1500 slavische Einwohner, dagegen 29000 Arnauten, von welchen 16000 zum Islam, die übrigen zum katholischen Glauben sich bekannten (Müller S. 48). Nach solchen Fehlern in den wichtigsten Angaben wäre es überflüssig, noch mehr Beweisstellen für die Unbrauchbarkeit des Buches zu geographischen Zwecken beizubringen, die ungenaue Schreibart zu rügen oder bei dunkeln Namen von Volksstäm-

men, Gegenden und Ortschaften zu verweilen, denen, wie bei Pouqueville, so oft kein bestimmter Begriff unterlegt ist.

Aber wenn Robert die Kenntniß des Landes auf keine Weise zu fördern versteht, so bewegt er sich freier und klarer, sobald er von den Vertlichkeiten und Thatsachen zu dem Charakter der Nationen, zu persönlichen Beziehungen übergeht. Sein Sinn ist empfänglich für fremde, menschliche Naturen und unzweifelhaft treu und mit echter Localfarbe spiegelt er diese Eindrücke ab. Hier begegnen wir einer höchst lebendigen und in den allgemeineren Zügen gewiß richtigen Charakteristik der slavischen und albanischen Bevölkerung. Eine starke Parteifarbe trübt zwar jede politische Erörterung, aber hierbei wird es dem Leser leicht, die schlechten Eindrücke und treffenden Bilder von den Reflexionen des Verfassers abzuscheiden. Durch die eingestreuten slavischen Dichtungen, welche unter dem Namen der Piešma's bekannt sind, werden die bosnischen und montenegrinischen Zustände in ein helles Licht gestellt. — Der größte Theil des Werkes ist der neuesten Geschichte Serbiens, Bosniens und Rumeliens gewidmet, woran sich die politischen Aussichten in die nächste Zukunft knüpfen. Aber von officiellen Documenten entblößt, sind solche der Tradition entlehnte Darstellungen nicht geeignet, den Quellenforscher für sich allein zu befriedigen.

Das Buch von Blanqui besitzt zwar den Vorzug, in der Form eines Tagebuches geschrieben zu sein, aber auch dieses verfolgt nur politische Zwecke und theilt fast alle Mängel und zum Theil auch die Fehler Roberts. Nach der Insurrection in Bulgarien reiste Blanqui als Gmissair des französi-

schen Gouvernements von Belgrad über Wibdin nach Constantinopel auf oft betretenen Wegen, und er kann kein anderes Verdienst in Anspruch nehmen, als daß er einige der Triebfedern der neueren Bewegungen aufgedeckt hat. Daß er nach eigener Angabe die specielleren Ergebnisse seiner Regierung vorbehielt und das Publicum nur mit persönlichen Eindrücken zu unterhalten beabsichtigt, ist inzwischen kaum zu bedauern: denn obgleich Mitglied des Instituts und Staatsmann, zeigt er schon auf der Reise durch Deutschland jene seltsame Oberflächlichkeit und Sucht zu übertreiben, welche man so oft seinen reisenden Landsleuten vorgeworfen hat. Zum Schluß mögen hier ein paar ergötzliche Stellen dieser Art Platz finden: p. 8. Carlsruhe est le type de ces jolies capitales allemandes —. Je ne les décrirai point, car elles se ressemblent toutes, et Stuttgart ne diffère en rien de Carlsruhe. P. 11. Walallah, une espèce de Panthéon moderne, où figurent tous les grands hommes de la Bavière. P. 17. Là (à Ratisbonne) commença pour moi le fléau des fumeurs —. Il n'y a pas un Allemand qui ne porte suspendu à la boutonnière un ignoble sac de cuir rempli de tabac, et une collection de pipes de diverses formes et de divers calibres. Nobles et vilains fument du matin au soir, debout, assis, couchés, en marchant, en mangeant, en buvant etc.

Dr Grisebach.

### S a l l e,

gedruckt bei Plöb 1845. Aristophanis grammatici fragmentum Parisinum illustravit Augustus Nauck. 44 Seiten in Octav.

Ein gelehrter Vorläufer einer umfassenden Untersuchung über Aristophanes von Byzanz, dem bekanntlich schon F. A. Wolf eine Monographie, deren er vor andern Grammatikern werth ist, zugedacht hatte. Das anscheinend armselige Excerpt *ἐκ τῶν Ἀριστοφάνους τοῦ περὶ λέξεων διαλαβόντος* hinter Boissonades Pseudo-Herodian p. 283 sqq. weiß Herrn Nauck's Scharfsinn recht hübsch zu nutzen und den Titel als wohlbegründet zu rechtfertigen, indem er in vielen Fällen aus Eustathios die ursprüngliche gelehrtere Fassung der λέξεις nachweist, die Eustathius theils mit ausdrücklicher Nennung des Grammatikers, theils allgemein als von den παλαιοί entlehnt anführt. Nicht einleuchtend ist die Beobachtung, daß Reihen von Glossen nach gewissen Rubriken zusammengestellt sind, wie z. B. βλασφημιῶν παραδείγματα erkannt werden in den Glossen κήλων, κέπρος, ἄγγαρος, τριπρωτος, τριπέδων, τριδουλος; ferner als Excerpt des συγγενικός, welcher gleich den ἡλικιῶν ὀνομασίαι einen Theil der λέξεις gebildet zu haben scheine, die Glossen ἀνεψιαδοῦς, παράνυμφος, χῆρος. Die angeknüpften Erörterungen zeigen gute grammatische Schule und enthalten recht nette lexikalische Beiträge. Wir dürfen hiernach von der größeren Schrift Gediegenes erwarten und wünschen, daß die Schlußworte alia alias nicht Worte bleiben mögen.

F. W. S.

### B e r i c h t i g u n g .

S. 1156. Zeile 9 von unten lies vergnüglicher  
statt vergänglichlicher.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

132. Stück.

Den 18. August 1845.

---

L o n d o n ,

bei Samuel Highley 1843. Guy's Hospital Reports, second Series edited by G. H. Barlow, E. Cock, E. L. Birkett, F. H. Browne et A. Poland. Vol. I. Mit 25 lithographierten Tafeln.

Der vorliegende Band dieser inhaltreichen Hospitalberichte ist wiederum eine erfreuliche Frucht des treuen und organisch geordneten Zusammenwirkens des ärztlichen Personals an dem altberühmten Londoner Hospital. Da der Zweck solcher Berichte immer mehr die Darlegung des practischen Details als theoretischer Erörterungen umfaßt, darf man sich nicht wundern, auch in diesem Bande eine große Menge trockener und bei erster Lectüre unfruchtbar scheinender Krankengeschichten angehäuft zu finden. In der That haben aber auch diese ihren Nutzen, wie Jeder, der einmahl zu speciellen Studien über eine Krankheitsform solche Quellen benutzt hat, zugeben wird. Außerdem enthält aber auch dieser Band mancherlei theoretisch interessante Untersu-

chungen, die hier dem Boden der Erfahrung entsprossen sind.

In der Einleitung wird die Methode auseinandergesetzt, nach welcher die Beobachtungen gesammelt werden. Wenn auch die Verf. anerkennen, daß manche Verbesserungen dabei möglich seien, so drücken sie doch, und mit Recht, die Ueberzeugung aus, daß an der Zuverlässigkeit der gegebenen Thatfachen kein Zweifel aufkommen könne. Solche Bürgschaft ist hoch anzuschlagen, da wir leider so häufig in der Journal = Literatur auf Mittheilungen stoßen, welche auf solche Zuverlässigkeit keinerlei Anspruch machen können.

Mit Uebergehung derjenigen Aufsätze, welche entweder schwach und unbedeutend sind, oder nur eine Zusammentragung einzelner Krankheitsfälle enthalten, wollen wir den wichtigeren Arbeiten kurz folgen.

J. C. W. Lever, observations on pelvic tumors obstructing parturition. Dieß ist eine Fortsetzung der in einer früheren Nummer begonnenen Arbeit. Hier finden wir die Geschwülste der Eierstöcke, der Fallopischen Tuben, des Mastdarms, der Blase, im Zellgewebe der Beckenhöhle und die Beckenbrüche, so weit sie bei der Geburt in Betracht kommen können, abgehandelt. Nur von wenigen der zu diesen verschiedenen Rubriken gehörigen Geschwülste hat Verf. eigentliche Verhinderung oder Erschwerung der Geburt gesehen. Bei Eierstockgeschwülsten ist es nur ein seltener Fall, daß das vergrößerte Ovarium während der Geburt so in das kleine Becken gedrängt wird, daß es dem Vorrücken des Kindes hinderlich wird. Doch sah der Verf. einige Fälle. In einem Falle war die Cyste mit dem oberen Theile der linken Vaginalwand (wahrscheinlich während der Schwanger-

schaft) verwachsen und bildete ein fühlbares Hindernis bei der Geburt. Bei vermehrten Wehen und Andrang des Kopfes plakte die Cystis und führte 2 Tage nach der Entbindung zum Tode. Peritonitis war nicht entstanden, aber großer Collapsus unter fortwährendem Ausfluß einer dunkeln fötiden Flüssigkeit.

In einem zweiten Falle trat, nachdem 4 frühere Geburten ganz leicht verlaufen waren, durch eine Sackgeschwulst des Ovarium eine große Verzögerung der Geburt ein. Es fand sich eine elastisch gespannte Geschwulst zwischen Vagina und Rectum zur linken Seite, so daß der Finger kaum zwischen Symphyse und Geschwulst und Steißbein und Geschwulst eingebracht werden konnte.. Die Geschwulst wurde deshalb mit der Lancette punctirt, eine Pinte Flüssigkeit entleert und dadurch die Geburt bald möglich gemacht. — Später soll die Patientin noch einmahl ohne alle Schwierigkeiten geboren haben.

Geschwülste im und am Rectum bilden häufiger Hindernisse. Verf. handelt bei dieser Gelegenheit auch von der Anhäufung verhärteter Rothmassen im Rectum, ohne gerade etwas Neues vorzubringen. Directe Entfernung der Massen ist das einzige Mittel. Purgative nützen, aus leicht ersichtlichen Gründen, hier nie, schaden eher.

Scirrhus recti hemmte in einem Falle, wurde aber durch die Zange überwunden. Verf. glaubt, daß dies in den meisten Fällen möglich sein werde. Im entgegengesetzten Falle würde nur die Wahl zwischen Perforation oder Kaiserschnitt sein. Verf. würde sich dann unbedingt für letzteren erklären, da die Mutter doch, in Folge des Scirrhus, bald verloren sein werde.

Die Erörterungen über einen Fall, wo das Hin-

derniß von Scirrhus der Blase herrührte, reducieren sich auf das beim Rectum Gesagte.

Unter dem Titel: *Descent of the bladder* bespricht der Verf. die Fälle, wo die gefüllte Blase vor dem Kopfe hergetrieben wird und so eine hindernde Geschwulst im kleinen Becken bildet. Er führt einige recht interessante Fälle an. Dieser Zustand ist um so beachtenswerther, da sich schwer eine Ursache der Urinretention in der Blase unter diesen Umständen, bei stattfindendem Druck auf die Blase, auffinden läßt. Dies mag auch die Veranlassung sein, weshalb mehrmahls die Verwechslung dieses Zustandes mit Hydrocephalus des Kindskopfes oder gespannten Eihäuten vorgekommen ist. Der Catheter hebt das Uebel immer sicher und leicht, weshalb es um so bedauernswerther ist, wenn durch Verkennung ein großes Uebel, z. B. Vesicovaginal-Fistel, herbeigeführt wird.

Interessant ist auch ein Fall von Absceß im kleinen Becken, in Folge eines Sturzes 3 Wochen vor der Entbindung entstanden. Erst nach der Eröffnung des Abscesses erfolgte die Geburt. Die Kranke genas und gebar später ohne Störung.

Durch Beckenbrüche hat Verf. nie Hindernisse bei der Geburt entstehen sehen. Die Abhandlung ist von 23 Krankengeschichten begleitet.

N. Chevers, inquiry into certain of the causes of death after injuries and surgical operations in London hospitals.

Der Verf. geht von der Erfahrung aus, daß in den großen Hospitälern Londons die Sterblichkeit unter den Verwundeten größer ist, als außerhalb derselben. Sehr häufig kommen Kranke mit scheinbar unbedeutenden Verletzungen in das Hospital, erkranken daselbst bald bedenklich und gehen in Folge dessen oft zu Grunde. Eben so geht

es nach den Operationen, die, in den Hospitälern vollführt, viel häufiger gefährliche Erkrankungen nach sich ziehen, als außerhalb derselben. Der Verf. gibt uns zwar keine statistischen Vergleichen, aus denen sich die Richtigkeit dieser Angaben nachweisen ließe, beruft sich aber auf die Angaben von Malgaigne und auf die Autoritäten eines Morgagni, Fontana, Dupuytren, Ch. Bell, Abernethy, Travers u. s. w.

Ob durch alle diese Autoritäten die oben ausgesprochenen Thatsachen als erfahrungsmäßig festgestellt betrachtet werden können, scheint mir noch immer zweifelhaft. Es ist nichts schwieriger, als die Resultate der Hospitalpraxis mit denen der Privatpraxis zu vergleichen. Während alle ungünstigen Ausgänge in der ersteren treu zum Berichte gelangen, wirken zu manche specielle Interessen zusammen, um diejenigen der Privatpraxis der öffentlichen Kenntniss zu entziehen. Die Erfahrungen, welche einzelne Männer aus ihrer Hospital- und Privatpraxis zusammenstellen können, sind selten quantitativ hinreichend, eine untriebliche Parallele zu ziehen. Die Totalsummen der Hospital- und Privat-Fälle zu vergleichen wird niemahls gelingen. Uebrigens geht auch aus den statistischen Nachweisungen Malgaigne's hervor, daß die Resultate in den verschiedenen Hospitälern so verschieden sind, daß Vergleichen mit den Fällen der Privatpraxis kaum größere Differenzen ergeben können. Von den Amputierten z. B. starben in dem glücklichsten Hospital 4 von 15, im unglücklichsten 19 von 20. Ohne deshalb den oben aufgestellten Annahmen widersprechen zu wollen, scheint es mir doch nothwendig, daß die Thatsachen erst besser festgestellt werden. Wir tragen uns immer noch mit zu vielen vorgefaßten Meinungen.

Doch folgen wir dem Verf. Die s. g. acuten Todesarten, wo der Patient innerhalb weniger Tage nach der Verletzung oder Operation stirbt, schließt der Verf. von seinen Betrachtungen aus, da sie eben so häufig außerhalb als in den Hospitälern vorkommen sollen. Diejenigen Fälle aber, wo der Tod erst nach längerer Zeit eintritt und welche Verf. als Folgen secundärer Leiden bezeichnet, unterwirft er einer genaueren Prüfung. Sie sind es, welche vorzugsweise in den Hospitälern beobachtet werden sollen.

An solchen secundären Effecten mechanischer Verletzungen gingen während der letzten 15 Jahre in Guy's hosp. 153 Individuen zu Grunde. Die Section ergab bei 134: Entzündung secernierender Oberflächen oder innerer Organe. In den übrigen 19 Fällen war die Ursache des Todes Tetanus, secundäre Hämorrhagie, Eiterung, Brand, Erysipelas u. In wenigen der 134 Fälle war die Entzündung auf ein einzelnes Organ oder einzelne secernierende Flächen begrenzt, sondern gewöhnlich waren mehrere, oft sehr von einander entfernt liegende wichtige Theile gleichzeitig ergriffen. Zugleich ergab sich, daß diese secundären Effecte keineswegs mit der Wichtigkeit der ursprünglichen Verletzung in geradem Verhältnisse standen, sondern bei den scheinbar unbedeutendsten eben so weit und mächtig um sich gegriffen hatten, als bei den schwersten.

Lungenentzündung, entzündliches Oedem, rothe oder graue Hepatisation, Absceß oder Brand fanden sich in 47 Fällen, Pleuritis in 35, Meningitis in 27, Pericarditis in 14, Peritonitis in 52. Neben diesen oder für sich allein bestehend kamen in 93 Fällen Leiden der Nieren, Leber oder Milz vor, worunter 72 Mal Nierenleiden als Congestion, Erweichung, Granularentartung u.

Verf. will auf die zuletzt genannten Organe

vorzüglich die Aufmerksamkeit lenken. Obwohl er der Ansicht ist, daß in manchen Fällen die Leiden dieser Organe schon ausgebildet mit in die Krankheit hereingebracht sein mögen, so mag er doch, bei der auffallenden Häufigkeit des Vorkommens, dieser Erklärungsweise keine zu große Ausdehnung gestatten. Eher glaubt er an eine mitgebrachte Disposition oder chronische Leiden der besagten Organe, welche in Folge der Verletzung oder des Hospitaleinflusses in einen acuten Zustand übergeführt werden. Mit Recht macht er in dieser Beziehung darauf aufmerksam, daß die meisten Hospitalsubjecte arme und verkommene Individuen sind, welche leicht vermöge unordentlicher Lebensweise oder vernachlässigter früherer Krankheiten solche Dispositionen mitbringen.

Nach des Verfs Ansicht sind es vorzüglich Nierenleiden, welche eine ungünstige und gefährliche Rückwirkung auf den Körper bei stattfindenden Verletzungen äußern. So soll eine Neigung zu secundären Blutungen eine Folge von Nierenleiden sein. Mir scheint es, als ob die Nierenleiden jetzt eine etwas zu große Rolle in England spielen. Die Nationalität des morbus Brightii mag in etwas die Schuld davon tragen. Dies Kapitel hat noch manche Dunkelheiten. Eine bloße Ansicht der Niere wird uns schwerlich je eine sichere Beurtheilung der darin vorgegangenen Veränderungen erlauben. Eine genaue mikroskopische Untersuchung ist nicht leicht, aber das einzige Mittel zum Ziele zu gelangen. Ohne sie können Teuschungen kaum ausbleiben. Die Bezeichnungen von Congestion und Erweichung belehren uns wenig über den Zustand eines Organes, welches in Rücksicht der Färbung und der Consistenz seiner Substanzen auch in den Leichen solcher Individuen manche Verschiedenheiten zeigt, welche ohne vorhergehende Krank-

heiten verstorben sind. In gewisser Beziehung finden diese Bemerkungen auch auf die Leber, besonders aber auf die Milz ihre Anwendung. Sicher ist es gut, bei den Sectionen auf diese Organe immer ein wachsames Auge zu haben; nicht gut aber, in jedem ungewöhnlichen Aussehen eine krankhafte Entartung und die Ursache des Todes zu finden. Es muß unsern Verdacht erregen, wenn immer gerade die Organe am meisten angeschuldigt werden, deren normalen Bau wir am wenigsten kennen.

Auß den besagten Gründen scheint mir des Wfs Nutzenanwendung, vor etwaigen Operationen die Nieren, die Milz und Leber sorgfältig zu untersuchen und etwaige Leiden präventiv zu behandeln, wenigstens für jetzt noch keinen großen Nutzen zu versprechen.

Mr. King: digestive solution of the oesophagus. Ein interessanter Fall von Erweichung des Magens und untern Theils des Oesophagus.

Ein 24-jähriger, kräftiger Mann, seit einigen Jahren professionierter Trinker, seit einigen Monaten über Verdauungsbeschwerden klagend, wird bei einem öffentlichen Abendessen plötzlich sehr unwohl, kann nur mit Hilfe Anderer seine Wohnung erreichen, erbricht, hat gewaltige Schmerzen in der Magengegend, große Athembeschwerde, bekommt Emphysem des Halses, des Gesichtes und der Brust und stirbt nach 15 Stunden. Die Section erweist die bekännten Erscheinungen der Magenerweichung mit Ausdehnung auf den Oesophagus, welcher nahe über dem Zwerchfell zerrissen war und die Magencontenta in das linke Brustcavum hatte austreten lassen. Speisefeste und Ricinusöl finden sich im linken cavum pleurae.

(Schluß folgt.)

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

135. 134. Stück.

Den 21. August 1845.

---

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'Guy's Hospital Reports, second Series edited by G. H. Barlow, E. Cock, E. L. Birkett, F. H. Browne et A. Poland. Vol. I.'

Die dieser Krankengeschichte angehängten Reflexionen beziehen sich vorzüglich auf die s. g. Selbstverdauung des Magens, d. h. Lösung oder wenigstens Erweichung durch die eigene Verdauungsflüssigkeit. Ich bin der Meinung, daß gerade ein solcher Fall eher zu entgegengesetzten Betrachtungen Veranlassung geben sollte. Die Speiseröhre ist nicht der Ort, an welchem sich der Magensaft aufzuhalten pflegt, und selbst wenn er zuweilen dahin regurgitieren sollte, so würde eine Einwirkung von dieser Seite doch weit eher den Magen als die Speiseröhre perforieren müssen, da ersterer dem Angriffe beständig ausgesetzt ist. Ueberdies sind ja die Erweichungsprocesse in manchen andern Theilen bekannt genug, wo, wenigstens erfahrungsmä-

sig bis jetzt von einer einwirkenden Schärfe keine Rede sein kann. So scheint mir aus der angeführten Krankengeschichte der Beweis ableitbar, daß ein Erweichungsproceß in diesen Theilen Statt finden könne, der wenigstens nicht direct durch den Einfluß des Magensaftes herbeigeführt werde.

A. Poland report of cases of hernia enthält 45 Fälle von Brüchen, interessant für Specialstudien, zu einem Auszuge aber nicht geeignet.

Barlow, account of observations on patients whose urine was albuminous. Diese Arbeit ist unter Bright's Oberaufsicht und mit Hilfe des Chemikers Rees gemacht. Der Plan war mit vieler Sorgfalt entworfen und zu der Ausführung die besten Mittel vorhanden. Zwei Räume von 18 und 24 Betten wurden bloß zu dem Zwecke bestimmt, Kranke mit albuminösem Urin aufzunehmen, sorgfältig zu beobachten und den Grund dieser Leiden zu erforschen. Die Krankengeschichten, 35 an der Zahl, sind mit vieler Sorgfalt geführt. Alle betreffen Hydropische mit eiweißhaltigem Urin. Ob man andere Fälle, wo eiweißhaltiger Urin ohne hydropische Erscheinungen vorkommt, absichtlich ausgeschlossen hat, finde ich nicht angegeben; sicher wäre die Arbeit viel lehrreicher, wenn dies nicht geschehen wäre. Mir scheint es nicht, als ob viel Aufschluß durch die, mit so schönen Mitteln begonnene, Arbeit erzielt wäre. Die wichtige Frage, ob der Eiweißgehalt des Urins immer durch organische Leiden der Nieren verursacht werde, scheint mir unbeantwortet, wenn auch in 10 Fällen Nierenkrankung durch die Section nachgewiesen wurde. Die Art der Nierenleiden zeigte sich in den Leichen verschieden. Oft war es, so weit die äußere Beschreibung und die (im Durchschnitt sehr guten)

Lithographien ein Urtheil erlauben, allerdings die Brightsche Degeneration; in andern Fällen aber fanden sich Cysten in den Nieren, in wieder andern eine Umbildung in Fett. Meine Hoffnung, durch diese Arbeit das Wesen der s. g. Brightschen Degeneration und die Eigenthümlichkeit der daraus hervorgehenden Krankheitserscheinungen mehr aufgeklärt zu sehen, ist unerfüllt geblieben. Die chemischen Untersuchungen von Rees sind im Allgemeinen ohne großen Belang. Nur ist es interessant, daß er in 3 Fällen Harnstoff im Blute der Kranken nachgewiesen hat. Einfach ist seine Methode, Harnstoff in der Milch aufzusuchen. Sie wird im Wasserbade eingetrocknet, mehrmahl mit Aether ausgezogen, dieser mit heißem Wasser geschüttelt, wobei das Fett oben auf schwimmt, der Harnstoff gelöst bleibt und nun isolirt oder in Verbindung mit Oxal- oder Salpetersäure dargestellt werden kann. Ähnlich ist sein Verfahren bei Untersuchung des Blutes. — Da der Aether kaum eine Spur Harnstoff ausflößt, muß Rees wohl beim Ausdenken dieser Methoden darauf gerechnet haben, nur Spuren von Harnstoff in den untersuchten organischen Flüssigkeiten zu finden.

Addison on pneumonia and its consequences. Der erste Theil der Arbeit dreht sich um die Frage: ob bei der Pneumonie der Erguß in die Lungenzellen oder in das interstitielle Gewebe erfolge, eine Frage, die für uns heut zu Tage durch mikroskopische Untersuchungen dahin entschieden ist, daß vorzugsweise die Zellen vom Exsudat erfüllt werden, wobei die Interstitien auch Exsudatmasse enthalten können, ohne daß dadurch in frischen Fällen das eigentliche Fasergewebe der Lungen beeinträchtigt würde. Durch Abspülen und Behandeln mit

Ammoniak tritt das normale Ansehen<sup>m</sup> des Gewebes wieder hervor (vgl. F. Vogel icones pathol.).

Im ferneren Verlaufe der Abhandlung geht der Verf. zu den Ausgängen der Pneumonie über und versinnlicht die Zustände durch wohlgelungene Abbildungen. Auf der ersten Tafel ist eine hübsche Darstellung kleiner Lungenabscesse in Folge von Pneumonie; der Zustand kommt selten vor. Häufiger fand der Verf. einen Erweichungsproceß und glaubt, daß dieser, bei gesunkenen Lebenskräften, an der Stelle der Abscesse eintrete. Eine diffuse Gangren fand der Verf. sehr selten, nur bei Individuen von sehr gesunkenen Lebenskräften und zerstörter Organisation. Er hält dies für einen Ausgang des Erweichungsprocesses. Die s. g. circumscripte Gangren glaubt der Verf. meistens als eine Folge von Lungenapoplexie ansehen zu dürfen.

Als permanente Folgen der Entzündung bezeichnet der Verf. 3 Formen. 1) Die gleichförmige albuminöse Induration. 2) Die Granularinduration. 3) Die graue Induration. Schwerlich möchten sich diese Unterscheidungen streng durchführen lassen, da es nur Uebergangsformen sind. Bei 1 und 3 ist der höchste Grad der Exsudation vorhanden und Verödung des Lungengewebes erfolgt; durch extravasirtes Blut ist stellenweise bei 3 die beschriebene und gut abgebildete rostgraue Farbe bedingt, so wie durch größere Consolidation des Extravasates die größere, als zuweilen knorpelähnlich beschriebene Festigkeit der Induration entsteht. Bei 2 ist dagegen das Fasergewebe der Lungen noch erhalten, und das Exsudat füllt die Lungenzellen. Daß aber Uebergänge zwischen diesen 3 Formen vorkommen, liegt in der Natur der Sache.

Schließlich sucht der Verf. noch die entzündliche Entstehung der Tuberkeln zu beweisen. Was er aber vorbringt scheint mir weder erschöpfend noch beweisend.

Die 7 beigegeführten Tafeln sind recht belehrend, da sie uns die Zustände versinnlichen, welche der Verf. bei seinen Mittheilungen vor Augen gehabt hat.

Th. Williams, on the pathologie of cells.

Dieser Aufsatz enthält Untersuchungen, welche in einzelne Theile der histologischen Pathologie einschlagen, ohne aber ein zusammenhängendes Ganzes zu bilden. Wir wollen deshalb nur einiges Bemerkenswerthes herausheben.

Verf. findet die Ausbildung der Eiterkörperchen verschieden nach dem Stande der Vitalität in dem erkrankten Theile. In einem activen (von Entzündung begleiteten) Abscesse findet er die Eiterkörperchen mit 2 Kernen; in oberflächlichen, nicht entzündeten, frischen und gut eiternden Wunden mit 1 Kerne; in schlecht eiternden alten Wunden ohne Kern. Kurz, die Anzahl der Kerne ist dem Stande der Vitalität proportional. Es wäre nicht ohne Interesse, wenn diese Angaben Bestätigung finden sollten. Ich habe sie in dieser Art bisher nicht bestätigt gefunden. In alten, schlecht eiternden Wunden finden sich allerdings immer viele zerstörte oder in Zersetzung begriffene Eiterkörperchen ohne Kern, aber immer auch wohlerhaltene daneben; eben so in frischen eiternden Wunden und Abscessen Körperchen mit 1 oder mehreren Kernen neben einander. Ob die eine oder andere Art bei dem verschiedenen Entzündungsgrade vorherrscht, vermag ich allerdings nicht zu bestimmen, da ich darauf bisher eine specielle Aufmerksamkeit nicht

gerichtet habe. Ausschließlich kommt aber die eine oder andere Form bestimmt nicht vor.

Ferner hat der Verf. seine Untersuchungen besonders auf die Leberzellen ausgedehnt, und stellt einige Resultate auf, welche nähere Prüfung zu verdienen scheinen. So will der Verf. eine optische Bestätigung der Liebig'schen Annahme gefunden haben, daß bei vermehrter Respiration der Kohlenstoff und Wasserstoff der Galle dem Sauerstoff zur Nahrung dienen. Er hat nämlich gefunden, daß im Fieber die Fettpartikel der Leberzellen fast ganz verschwinden. Mir scheint diese Beobachtung noch sehr intricat, denn ich habe in den Leberzellen gesunder Individuen (Selbstmörder u.) die Fettpartikel keinesweges so constant gefunden, wie unser Verf. sie angibt und abbildet. Hier und da kommen sie immer vor, aber keinesweges in der Mehrzahl der Zellen. Ganz abgesehen aber auch von der Zuverlässigkeit der Beobachtung bleibt die Verzehrung des Fettes durch den eingeathmeten Sauerstoff eine bloße Hypothese, die wohl schwerlich durch das Mikroskop bestätigt werden kann.

Auf der andern Seite findet der Verf., daß bei Respirationsstörungen die Fetttropfen in den Leberzellen sich anhäufen. Schon Bowman fand bei Lungenschwindsucht unter  $\frac{1}{2}$  der Fälle die Leberzellen mit Fettpartikeln überfüllt; Verf. bestätigt dies und benutzt es in obigem Sinne zur Erklärung. Dagegen ist nur zu erinnern, daß bei Schwindsüchtigen eine verminderte Sauerstoffaufnahme und Kohlenäureausscheidung durch die Lungen durchaus nicht erwiesen ist. Die immer vermehrte Frequenz der Athemzüge ersetzt die Volumverminderung hinreichend, und da das übrige Fett des Körpers in dieser Krankheit rasch genug zu schwinden pflegt,

wird man consequenter Weise eine Fettablagerung in der Leber nicht derselben Ursache zuschreiben dürfen, die eine rapide Verzehrung des übrigen Körpers veranlaßt.

Einen interessanten Fall von Gelbsucht beschreibt der Verf., wo durch Degeneration des Pancreas der Gallenausführungsgang mechanisch zusammengepreßt und so Gallenverhaltung herbeigeführt war. Die Gallenblase, der Leber- und Blasengang waren übermäßig ausgedehnt und bei mikroskopischer Untersuchung keine einzige Leberzelle aufzufinden. Alles war in eine amorphe Masse mit untermischten Fette Tropfen verwandelt. Der Verf. glaubt, die Leberzellen seien durch Ueberfüllung geplatzt. Ob dies der Fall ist, oder ob durch den Druck der angehäuften Galle vielmehr Compression und Verödung der Leberzellen anzunehmen sei, ist wohl nicht zu entscheiden; sicher ist das Factum sehr interessant und verdient sorgfältige Prüfung, wozu sich die Gelegenheit wohl in den nicht so gar seltenen Fällen von Gallenretention durch mechanischen Verschuß der Gallenwege darbieten wird.

Bei Granularentartung der Leber hat der Verf. die Leberzellen immer sehr transparent und ohne die gelbliche Färbung gefunden, welche man von enthaltener Galle abzuleiten pfllegt.

W. King, on a faeculent discharge at the umbilicus from communication with the diverticulum ilei.

Bekanntlich hat Meckel früher auf eine Art von abnormen Divertikeln aufmerksam gemacht, welche am untern Theil des Dünndarms zuweilen vorkommen, und hat dieselben als Hemmungsbildungen auf den Dottergang zurückzuführen versucht. Unser Verf. tritt dieser Idee bei und fügt zu den

bekannten Fällen, welche Meckel zusammengestellt hat, mehrere neue hinzu. Zuerst gibt er eine kurze Nachricht über 16 Präparate dieser Art, welche sich in Guy's und St. Thomas's finden. Dann folgen 2 Fälle, welche dem Verf. durch Freunde zur Untersuchung mitgetheilt wurden. In beiden Fällen hatte bald nach der Geburt eine säculente Aussonderung aus dem Nabel begonnen. Beide Fälle wurden zunächst geheilt, kamen aber später nach dem Tode der Kinder wieder in die Hände der ersten Beobachter, und in beiden fand sich ein Divertikel des Dünndarms, welches mit dem Nabel zusammenhing.

Ein gut beschriebener interessanter Fall von graviditas tubaria von B. Rose und Oldham findet sich p. 488.

Lever, cases of puerperal convulsions.

In Guy's Hospitals Lying-in-Charity kamen von 1834 — 1843 unter 7404 Entbindungen 14 Fälle von Puerperalconvulsionen vor, also  $\frac{1}{5}$  Proc. Das Verhältniß wird noch geringer, wenn man ein paar Fälle abzieht, die mit Unrecht hierher gerechnet werden. Der 4te Fall z. B. gehört zu den Convulsionen der Schwangern, nicht der Gebärenden. Im 6ten Falle treten, 3 Tage nach der Entbindung, in Folge von Blutungen, Convulsionen ein, die gleichfalls nicht zu den charakteristischen Puerperalconvulsionen gerechnet werden können. Das Sterblichkeitsverhältniß ist recht günstig, denn es starben nur 2 Mütter und 4 Kinder. Rechnen wir 12 Fälle, so macht dies gegen 16 Procent, während die Zusammenstellung der übrigen, in der Literatur bekannten Fälle  $26\frac{1}{2}$  Proc. Mortalität der Mütter ergibt. — Zu speciellen Schlussfolgerungen ist die Anzahl der von unserm Vf. mitgetheil-



ten Fälle nicht hinreichend, doch wollen wir einige Angaben hervorheben. Bei fast allen Fällen erfolgte, wie gewöhnlich, die Entbindung im bewußtlosen Zustande der Mutter. In 9 Fällen war evidente Blutcongestion zum Kopfe zugegen und dringende Indication zu Blutentziehungen vorhanden. Die Dauer der Convulsionen war verschieden. In 4 Fällen begannen die Convulsionen erst nach oder bei der Geburt des Kindes und dauerten nachher kürzere oder längere Zeit. In 3 Fällen hörten sie mit der Geburt auf. In den übrigen begannen sie mit den Wehen und dauerten einige Zeit nach der Entbindung. Ueber die Ursachen steht nichts fest; die meisten waren arme und nothleidende Subjecte, wo von allgemeiner Blutüberfülle keine Rede sein konnte. Erstgebärende waren 8, die übrigen schon früher entbunden. In 7 Fällen erfolgte die Geburt durch die Kräfte der Natur, in den übrigen wurde die Extraction mittelst der Zange oder durch die Wendung bewerkstelligt. Neun der Gebärenden waren verheirathet, 5 unverehlicht.

Besonderes Gewicht legt der Vf. auf die Erfahrung, daß bei allen Fällen von Puerperalconvulsionen der Urin albuminös war. Eine vergleichende Untersuchung bei 50 Kreisenden, die keine Convulsionen hatten, gab ein negatives Resultat. Daraus erklärt er sich die Angaben der Schriftsteller, welche ödematöse Anschwellungen als prädisponirend zu Convulsionen betrachten (Dugès, Belpeau, Olander). In einem Falle wurde deshalb das Blut auf Harnstoff untersucht, jedoch ohne Resultat. Zum Schlusse lasse ich des Verfs Zusammenstellung der ihm bekannt gewordenen Fälle von Puerperalconvulsionen nebst dem Mortalitätsverhältnisse der Mütter folgen (p. 509).

		Mortalität.		Procent.
Dr Bland	2	—	0	— 0
Mr. Perfect	14	—	5	— 35. 7.
— Gifford	4	—	2	— 50.
Dr J. Clarke	19	—	6	— 31. 5.
— Smellie	8	—	2	— 25.
— Merriman	36	—	8	— 22. 2.
— Rambbotham	26	—	10	— 38. 4.
— Maunsell	4	—	2	— 50.
— Collins	30	—	5	— 16. 6.
— Beatty	1	—	0	— 0.
— Churchill	2	—	0	— 0.
— Mantell	6	—	2	— 33. 3.
— Lever (Guy's)	14	—	2	— 14. 2.
	<u>166</u>		<u>44</u>	<u>26. 5.</u>

D. Koblrausch.

## B e r l i n ,

bei Simon Schropp und Comp. 1845. Atlas des Aetna von W. Sartorius von Waltershausen mit Beihülfe von S. Cavallari, C. F. Peters und C. Roos. Erste Lieferung. Groß Querfolio.

Mit der Herausgabe des ersten Heftes dieses Atlases beginnt der Verfasser seine langjährigen Arbeiten über den Aetna zu veröffentlichen, welche als das vornehmliche Resultat seines zweimahligen Aufenthaltes in Sicilien zu betrachten sind.

Die erste Reise nach Sicilien wurde während der Jahre 1835, 1836 und 1837 vom Verfasser in Begleitung des Professors Listig unternommen. Die Vorarbeiten zu einer genauen physisch-geographischen Untersuchung des Aetna nahmen im Frühjahr von 1836 ihren Anfang und wurden in demselben Sommer mit Erfolg fortgesetzt. Na-

mentlich wurde am Strande des Meeres, am östlichen Fuße des Vulkans, unweit von Riposto eine Basis, als Grundlage einer geodätischen Triangulation, gemessen; eine Arbeit, die bei der drückendsten sicilianischen Gluth, in einer von Malaria heimgesuchten Gegend, mit Anstrengungen aller Art, selbst mit Gefahren verbunden war. Diese Basis erstreckt sich vom südlichen Anfangspuncte Portella bis zum nördlichen Endpuncte Gurna; ihre Länge beträgt 2121,7848 Meter, etwas über eine viertel geographische Meile. Ohne in die Details dieser Messung einzugehen, glauben wir bemerken zu müssen, daß sich das hier angewandte Verfahren, welches bei einer andern Gelegenheit ausführlich mitgetheilt werden wird, durch Schärfe und Einfachheit empfiehlt und der geringen Kosten halber in ähnlichen Fällen von andern Reisenden mit Vortheil benutzt werden dürfte.

Die Monate September und October verwendete man zu den ersten ausführlichen Untersuchungen der höheren Gegenden des Aetna, welche zu dieser Zeit, nach der voraufgegangenen Sommerhitze von Schnee befreit, dem Reisenden weite Aschenfelder, riesige Lavaströme und nackte, rothe, ausgebrannte Cratergestalten enthüllen.

Der Verf. verweilte in Gesellschaft des Professors Visting 42 Tage lang in der Casa Inglese am Fuße des Eruptionkegels unseres Vulkans, in einer Höhe von fast 3000 Metern über dem Meere. Von hier aus war es möglich, wenn auch nicht ohne Anstrengung, in die entlegensten Gegenden des Aetna häufige Ausflüge zu machen und manche geologische Verhältnisse kennen zu lernen, die den Schlüssel zur Bildungsweise des Vulkanes darbieten.

Der Aetna, der seit dem Jahre 1832 seine Thätigkeit eingestellt hatte, begann den 5ten October

1836 seine unterirdischen Schlünde zu eröffnen, und ein Ausbruch von braunrothen Aschenwolken, von Steinwürfen und unterirdischem Donner begleitet, war der Vorbote einer Eruption, welche fast ohne Unterbrechung, bis zum Frühjahr von 1839 fortbauerte.

Eben als an der bei Riposto gemessenen Basis die geodätischen Vermessungen zur Grundlage einer exacten Karte begonnen werden sollten, wurde der Verf. von einer tödtlichen Krankheit befallen, welche ihn drei Monate lang bis zum Februar von 1837 an den Rand des Grabes fesselte.

Seit dem lezt verflossenen Jahre hatte die asiatische Cholera in Italien gewüthet, und zahlreiche Opfer dahingerafft; Neapel und Livorno waren von der Seuche befallen, doch hielt sich Sicilien noch frei, durch einen strengen Gorden geschützt bis zum Junius von 1837. Dann brach die Krankheit in Palermo aus, ohne Zweifel durch ein neapolitanisches Schiff herübergeschleppt, und verpestete von hier aus die ganze Insel.

Zu den Schrecken der Seuche, die täglich tausende von Opfern forderte, gesellte sich in Catania und Syracus die Wuth des Volkes; der Glauben an Gistmischerei führte zu unerhörten Excessen, und zahllose Hinrichtungen waren die Folge.

Der Verf. verließ unter solchen Verhältnissen Sicilien und gelangte von einem glücklichen Zufalle begünstigt auf einem dänischen Schiffe nach einer Zwöchentlichen Reise nach Gibraltar, von wo aus er über England im September von 1837 nach Deutschland zurückkehrte.

Im Sommer des Jahres 1838 wurde die zweite Reise nach Sicilien vorbereitet und den 25. October des Morgens um 3 Uhr gelangte der Verf. zum zweiten Male an den Crater des Aetna, der

während dessen seine Gestalt bedeutend verändert hatte, und unter furchtbarem Donner Nacht und Tag glühende Steine in die Wolken schleuderte, und zwei Lavaströme, den einen gegen Süd = Ost, den andern gegen Norden ergoß.

Der Spätherbst war schön, heiter und sehr warm und erlaubte dem Verf. ohne Anstrengung und Hindernisse den Aetna = Crater zu verschiedenen Mahlen zu besteigen, um bei dieser Gelegenheit das vulkanische Wirken näher zu untersuchen und kennen zu lernen. Noch in demselben Jahre wurden vom Verf. in Verbindung des Herrn Dr Peters aus Flensburg die geodätischen Messungen wieder aufgenommen, und nach manchen erlebten Schicksalen bis zum Frühjahr von 1840 glücklich beendigt.

Um den ganzen Berg ist während dieser Zeit ein in sich zurücklaufendes Dreiecksnetz geführt, welches 29 Hauptpunkte enthält. Diese geodätischen Arbeiten, sowohl die Messungen, als die Berechnungen sind nach den besten in der heutigen Wissenschaft üblichen Methoden vorgenommen, und als Muster hat dem Verf. die Dreiecksmessung vorgeschwebt, welche vom größten Mathematiker unseres Jahrhunderts auf vaterländischem Boden vorgenommen ist.

Nach beendigter Triangulation legte man Hand an die Detailvermessungen. An die Hauptdreieckspunkte schließen sich etwa 1200 Punkte zweiter und dritter Ordnung, an welche sich das übrige Detail der aetneischen Karte, die Situation der Küste, der Ortschaften, Landstraßen, Crater u. s. w. anknüpft.

Diese Karte wird im Süden und Westen durch den Fluß Simeto begrenzt, der in den Sandsteingebirgen von Troina und Gesard seinen Ursprung nimmt, den flachauslaufenden Fuß des Aetna be-

spühlt und etwa eine Meile südlich von Catania das Meer erreicht; im Norden dagegen wird sie durch den Fluß Mcantara abgeschlossen, der die alten Laven des Vulkans von Mojo durchbricht und etwas südlich vom Cap von Schiso, dem alten Naros, mündet.

Die Karte des Aetna erstreckt sich so von Süden nach Norden durch 58000 Meter, von Westen nach Osten aber 48000 Meter weit, und umfaßt das ganze vulkanische Terrain des Aetna mit der nächsten Umgebung der neptunischen Gebirge, welche in einem weiten Halbkreise den Vulkan gegen Süden, Westen und Norden umgeben.

Die in Sicilien aufgenommene Originalkarte im Maßstabe von 1 : 30000, wird im Kupferstiche in dem etwas kleinern Maßstabe von 1 : 50000 mitgetheilt. Sie besteht in dieser letzten Form aus 15 Blättern, von denen drei leichter skizzierte den Lauf des Flusses Simeto enthalten. Jedes Blatt umschließt in der Natur ein Parallelogramm von 16000 Metern Länge und 13000 Metern Breite, und es besißt demnach eine Oberfläche von etwa  $3\frac{3}{4}$  Quadratmeilen.

Beim topographischen Zeichnen dieser Karte hat man im Wesentlichen, obwohl mit einigen Verbesserungen, die Lehmannsche Methode befolgt; beim Zeichnen der Lavafelder ist eine conventiönelle Manier angewandt, durch welche man die eigenthümliche Art der rauhen Oberfläche der Ströme und das verschiedene Alter derselben auszudrücken sucht. Man hat dabei das Princip befolgt, die ältern Ströme mit blassen, die neuern mit dunklern Tönen darzustellen, so daß sich die Laven des laufenden Jahrhunderts in der Karte besonders deutlich hervorheben.

Der Kupferstich der Karte wird mit großem Fleiße

und Geschicklichkeit von Herrn Architekten Cavalari aus Palermo ausgeführt, der eine Reihe von Jahren dieser Unternehmung widmen wird.

Das eben erschienene Heft enthält außer einem erklärenden Texte 7 Kupfertafeln, von denen zwei der topographischen Karte angehören und 5 verschiedene landschaftliche Gegenstände, Ansichten des ganzen Berges oder einzelne Theile desselben vorstellen.

Von der topographischen Karte werden die Blätter 'Aci Castello', welches zugleich den Titel enthält, und 'Nicolosi' mitgetheilt. Man findet in dem letztern einen Theil der Süd- und Südostseite des Aetna verzeichnet, einen Ausschnitt aus der Waldregion und der bebauten Zone. Dieses Blatt ist mit dem reichsten Detail bedeckt; die tiefern Theile enthalten viele Ortschaften, die höhern eine nicht geringe Anzahl von Lateralcratern, zwischen denen sich Lavaströme verschiedener Epochen hindurchwinden.

Unter den Landschaften erblickt man zwei Generalansichten des Aetna, welche nach exacten Principien entworfen sind. Die eine zeigt den Vulkan von seiner Südseite, wie man ihn vom Monte Po unweit Catania erblickt; die zweite stellt ihn von seiner Nordwestseite dar, wie er vom Ufer des Simeto unterhalb Bronte erscheint.

Den Schluß bilden 3 Blätter mit Detailansichten: auf dem einen befinden sich die Basaltfelsen der Cyclopieninseln von Aci Trezza, auf dem folgenden erblickt man eine Ansicht des innern südlichen Randes des Valle del Bue, zwischen der Montagnuola (dem Crater von 1763) und dem Monte Zoccolaro, nebst dem im Valle del Bue freistehenden Felsen, Rocca Musarra genannt. Den Schluß bildet eine Ansicht des Valle di S. Giacomo bei Zafarana.

Der Verf. hofft, von nun an jährlich bis zum Schlusse der ganzen Arbeit ein dem eben erschienenen

ähnliches Heft zu veröffentlichen, und während dieser Zeit seine theoretischen Untersuchungen und Beobachtungen über den Metna in einem diesen Atlas begleitenden Werke unter dem Namen 'Der Metna und seine Umwälzungen' herauszugeben.

### L e i p z i g,

bei Otto Wigand. Die Embryothlasie oder Zusammendrückung, und Ausziehung der todten Leibesfrucht in die geburtshülfslichen Operationen eingeführt und den ausübenden Geburtshelfern empfohlen von Dr. K. Chr. Hüter, Professor d. Geburtshülfe zu Marburg. Mit drei Taf. Abbildungen. 166 S. in Octav.

Schon der Titel zeigt, daß der Vf. zu denjenigen Geburtshelfern gehört, welche der in der neuesten Zeit von Baudelocque dem Neffen empfohlenen und an die Stelle der Perforation gestellten Cephalotripsie das Wort reden. Die von ihm gewählte Benennung ist richtig gebildet, da schon bei Hippokrates *ἔμφολασαι τῷ νεύρω* vorkommt. Fleißig hat der Vf. die Geschichte der Operation zusammengestellt, aus welcher ersichtlich, daß sie sich in die frühesten Zeiten hinein verliert. Dabei werden Diejenigen, welche ein ungünstiges Urtheil über die Operation gefällt, mit der Angabe ihrer Gründe genannt, zugleich aber die Geburtshelfer angeführt, welche sich günstig über das Verfahren ausgesprochen haben. Dann betrachtet der Verf. die verschiedenen Werkzeuge, gibt die Anzeigen, Vorhersage und Verrichtung der Operation an, und erzählt drei Fälle, welche zu Gunsten der Embryothlasie sprechen. Die Abbildungen stellen die Instrumente von Assalini, Baudelocque, von Ritgen, Busch, Kilian und vom Verfasser dar.

---



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

135. Stück.

Den 23. August 1845.

---

L o n d o n ,

bei Longman Brown, Green und Longmans 1842.  
The knights Templars, by C. G. Addison.  
Second edition. XV und 559 Seiten in Octav.

Der Grund, aus welchem von dem vorliegenden Werke in der kürzesten Zeit eine zweite Auflage erforderlich wurde, darf, der Hauptsache nach, in dem Interesse gesucht werden, welches der Gegenstand einflößt, in der im Widerspruche mit den vererbten Ansichten stehenden Behauptung von der Unschuld des Tempelordens, sodann, und zwar nicht zum Geringsten, in der leichten, anmuthigen Darstellung, welche dem Leser die Erscheinungen des Morgen- und Abendlandes in einer thatenreichen Zeit auf anziehende Weise vorüberführt. Wir dürfen nicht verkennen, daß der Verf., dessen Arbeit von bedeutender Belesenheit zeugt, mit großer, vielleicht mit zu großer Gewandtheit den Stoff beherrscht, daß er dem Leser nie durch peinliche Beweisführung seiner Studien beschwerlich fällt, daß über seiner Erzählung eine erquickliche Frische

gebreitet ist; aber wir vermissen Kritik, eine genaue Würdigung des Werthes der Quellen, eine planmäßige Rathheilung des Stoffes. Man würde entschieden unrecht thun, wenn man dieses Werk einer umfangreichen historischen Literatur beigelesen wollte, die nur auf einen flüchtigen, bequemen Genuß berechnet ist, während man andrerseits gestehen muß, daß in ihm den Anforderungen der Wissenschaft nicht immer ein Genüge geschehen ist. Eine kurze Uebersicht des vom Verf. beobachteten Verfahrens wird diese Behauptung rechtfertigen.

Nachdem der Verf. eine Uebersicht der Pilgerfahrten nach Jerusalem vorangeschickt hat, läßt er die Erzählung von der Stiftung des Ordens der Tempelherrn folgen, gedrängt, anschaulich, aber allgemein gehalten, wenig auf Quellen beruhend. Wo in den Briessammlungen eines Bernhard und Petrus Venerabilis die Bedingungen, unter denen die geistliche Ritterschaft ins Leben trat, die Aufgabe, welche ihr durch die Richtungen der Zeit angewiesen wurde, enthalten ist, begnügt sich der Verf. mit kurzen, aber glücklich gewählten Auszügen moderner Historiker. Bernhards bekanntes Sendschreiben an die Ordensbrüder wird erst ungleich später mitgetheilt; der Hospitaliter geschieht bei dieser Gelegenheit überall keine Erwähnung, obgleich Verwandtschaft und Abweichung beider Orden von einander gerade hier um so weniger hätte übergangen werden dürfen, als man häufig, wenn schon mit Unrecht, in der Massenie des Tempels gewissermaßen nur ein Filial des Ordens von St. Johann hat erblicken wollen. Erst später wendet sich die Erzählung, welche bei dieser Gelegenheit auf den Mittheilungen des nicht immer unparteiischen Bertot beruht, dem letztgenannten und zwar älteren Orden zu.

Der hierauf folgende Abschnitt über die Regel, welcher eine um so genauere Erörterung erheischte, als der Grund oder Ungrund der nachmahligen Anklage gegen den Orden auf sie zurückgeführt werden muß, bietet, außer einigen allgemeinen Betrachtungen, nichts als eine Uebersetzung des größeren Theils der alten lateinischen Regel nach dem Abdrucke von Le Mire. Demnach erhält der Leser weder ein anschauliches Bild von der Gliederung und der sittlichen Richtung der Genossenschaft, noch eine Belehrung über die historische Entwicklung der Ordensgesetze. Der jüngeren, bei weitem mehr ausgeprägten Statuten, die, in französischer Sprache verfaßt, ein interessantes Zeugnis von der politischen Durchbildung des Ordens geben, geschieht kaum Erwähnung. Und doch hat der verdienstvolle Mütter dieselben vor einem vollen halben Jahrhundert nach der römischen Handschrift — aber leider in deutscher Uebersetzung — dem Publicum übergeben, und erfolgte im Jahre vor dem Erscheinen des vorliegenden Werkes die Veröffentlichung derselben Statuten nach den Handschriften zu Dijon und Paris durch Maillard de Chambure.

Der bei weitem überwiegende Theil des Werkes gehört der äußeren Geschichte des Ordens, der Erzählung seiner Kämpfe im Morgenlande bis zur Zeit des Verlustes von Acon, seiner Verbreitung in den verschiedenen christlichen Staaten des Abendlandes. Daß der Vf. in letztgenannter Beziehung vorzugsweise bei England verweilt, ist erklärlich, wenn schon die Aufgabe selbst erheischte, daß Frankreich den Mittelpunkt seiner Forschungen abgäbe. Diesem Abschnitte liegen die Berichte der bekannten europäischen, arabischen und syrischen Chronisten zum Grunde, jedoch ohne daß der Werth ihrer Mittheilungen im Verhältnis zu einander abgewo-

gen wäre. So hätten hinsichtlich Spaniens die sorgfältigen Untersuchungen von Campomanes eine glücklichere Ausbeute gewährt, als die Angaben von Mariana; sie hätten auch neben der Benutzung Zurita's nicht übersehen werden dürfen. Vaissète's gediegene *histoire de Languedoc* konnte freilich dem Vf. nicht entgehen, aber auch diese machte die Benutzung zahlreicher Provinzial- und Stadtgeschichten nicht entbehrlich, wohin wir namentlich, von anderen abgesehen, die Geschichte der Provence von Bouche, die der Bretagne von Lobineau, das fleißige Werk von Dubois (*historia ecclesiastica Parisiensis*) und Brumoi (*histoire de l'église gallicane*) rechnen. Am wenigsten durften die Sammlungen der Urkunden von Guérard, der Olin von Beugnot übergangen werden. Der bei Martene und Durand abgedruckten Chronik des Richard von Poitiers geschieht so wenig Erwähnung als der interessanten, in den *Spicilegien* veröffentlichten Dialogen Anselms von Havelberg. Andernseits hat der Vf. die Geschichten des Abulfeda und Abulfaradsch genauer berücksichtigt als Richauds reiche *bibliothèque des croisades*; die Chronik des Bernhardus *thesaurarius* — die Hauptquelle für einen großen Zeitraum —, des Abts von Peterborough, so wie die Sammlung der Briefe von Innocenz III., hätten mit größerer Gewissenhaftigkeit verfolgt werden müssen. Ja, es begegnet dem Leser, daß er neben einer Quellschrift des Mittelalters das Werk eines modernen Historikers, dessen Angaben auf ersterer beruhen, neben einem älteren Chronisten einen jüngeren, welcher ersteren ausgeschrieben hat, citirt findet. In letztgenannter Beziehung hätte die Namhaftmachung vieler Quellen, deren Erzählung ausschließlich auf die des Erzbischofs Wilhelm zurückgeführt werden kann, unterbleiben

können. Auf ähnliche Mängel stößt man auch in den bei Gelegenheit der Aufzählung der Ordensbesitzungen gegebenen geographischen Erörterungen, wo z. B. die Lage der Schlösser Krak und Montreal, den Ergebnissen neuerer Untersuchungen und namentlich den sorgsamten Nachforschungen von Robertson und Smith zuwider, in das peträische Arabien gesetzt wird. Daß die Chronisten von zwei Schlössern des Namens Krak reden, bleibt unbeachtet, obgleich schon Wilcken in seiner Geschichte der Kreuzzüge darauf aufmerksam macht.

Es sei bei dieser Gelegenheit noch folgende Bemerkung verstattet. Hinsichtlich der Reihenfolge der Großmeister und der Zeit, in welcher sie an die Spitze des Ordens traten, herrscht noch viel Ungewisheit. Es mangelt, da die Angaben der Chronisten schwankend sind und zum Theil einander widersprechen, an Urkunden, um die Zeit des Ueberganges der Großmeisterschaften zu bestimmen; selbst hinsichtlich der Namen der Vorsteher des Ordens weichen die Chronisten von einander ab, und es fehlt viel daran, daß man sich, wie es meist geschieht, auf die hierauf bezügliche Abhandlung in *L'art de vérifier les dates* verlassen könnte. Dagegen gibt der Vf. des vorliegenden Werkes ohne Beweisführung, ohne erläuternde Untersuchungen die Reihenfolge der Großmeister und die Zeitbestimmung ihrer Regierung.

Den oben hervorgehobenen Tadel der Einheit in der Darstellung anbelangend, so genüge zur Begründung desselben die Bemerkung, daß man inmitten der äußeren Geschichte des Ordens häufig auf Digressionen über das innere Leben der Bruderschaft stößt und daß eben so häufig die Erzählung durch eingeschaltete Aufzählung der Besitzungen des Ordens zerrissen wird, ein Uebelstand, der

die schlichte Uebersicht der Verhältnisse stört und aus der Lecture von Dupuy und mehr noch der *histoire critique et apologétique de l'ordre des chevaliers du Temple* auf den Vf. übergegangen zu sein scheint.

Die letzten Schicksale des Ordens sind mit überraschender Kürze behandelt. Um den Untergang desselben verständlich zu machen, hätte dessen Stellung zur Kirche und zu weltlichen Machthabern, so wie die Persönlichkeit von Papst Clemens und König Philipp dem Schönen in scharfen Zügen hervorgehoben werden müssen. Auch in diesem Abschnitte vermißt man ein ruhiges Fortschreiten der Erzählung, eine Entwicklung der bei den Berichterstattern zum Theil verwirrten oder verwischten Begebenheiten, ein zweckmäßiges Vertheilen des Stoffes. Allerdings fußt der Vf. bei der Verhaftung und Anklage der Tempelherrn auf den Hauptquellen, den von Baluze gesammelten *vitae paparum avenionensium*, und bedient sich nebenbei der *histoire de la condamnation des Templiers*; aber er legt auf Mariana und auf Le Gendie's Geschichte von Frankreich ein fast eben so großes Gewicht. Die bedeutendsten Actenstücke für die Untersuchung, der von Michelet veröffentlichte *Processus Templariorum* und die bei Rymer abgedruckten Urkunden, sind ungleich weniger benutzt, als die Natur der Sache es erheischte. Ménard, welcher in den *Preuves* zu seiner *Histoire de la ville de Nismes* die werthvollsten Beiträge — nächst dem *Processus* — zu dem Inquisitions-Verfahren bietet, ist gänzlich übersehen, und wenn Villani Berücksichtigung gefunden hat, so überrascht um so mehr, daß das gleichfalls bei Muratori abgedruckte *Chron. Astense* nicht benutzt wurde. Der Vf. scheint seinen ganzen Fleiß auf die Untersu-

chung in England verwendet zu haben, in Beziehung auf welche viel Neues durch ihn ans Licht gezogen ist. Aber den Mittelpunkt des Verfahrens gegen den Orden, der schuldig befunden wurde, weil Clemens und Philipp ihn schuldig finden wollten, gibt Frankreich und hier wiederum Paris ab. Gleichwohl ist der dort geführte Proceß nur nebenbei vom Vf. berührt. Der Gang der Untersuchungen in Spanien — und auch hier erhalten wir aus den Sammlungen von Concilien theilweise ziemlich genaue Nachrichten — so wie in Deutschland, Portugal und Stalien, wo freilich die Quellen überaus dürftig fließen, ist ganz übergangen. Das Concil zu Vienne wird mit nur wenigen Zeilen bedacht.

Der Verf. bemerkt in der Vorrede, daß man sich in England gewundert habe, in seinem Werke eine Apologie der Tempelherrn hervortreten zu sehen. Recensent hat von der Unhaltbarkeit der Anklage in allen wesentlichen Punkten derselben die feste Ueberzeugung gewonnen. Gleichwohl trägt er kein Bedenken, dem oben angedeuteten Urtheile englischer Kritiker beizustimmen. Wenn, um nur bei diesen Ländern stehen zu bleiben, die Provinzialconcilien in England und Frankreich den Orden für schuldig erkannten, der Vorsteher der Christenheit auf dem Grunde der Schuld die Aufhebung desselben gebot, die Stimmen zu Gunsten der Genossenschaft sich nur verstohlen erhoben, und noch in der neuesten Zeit die Anklage im Allgemeinen als wohlbegründet von den meisten Historikern hingestellt wird, so wäre unstreitig der Vf. verpflichtet gewesen, durch Widerlegung der Anklageartikel die Reinheit des Ordens zu erhärten. Das ist nicht geschehen. Er sammelt und vergleicht die Stimmen gleichzeitiger Berichterstatter nicht. Die treff-

liche Reimchronik des Godefroy de Paris ist ihm unbekannt geblieben, desgleichen das Urtheil eines Albericus de Rosate und die Mittheilungen des gelehrten Erzbischofs Antoninus. Er begnügt sich damit, anstatt die Anschuldigungen einzeln zu beleuchten, nach Art der Jury ein einfaches, unmotiviertes Verdict auszusprechen. Auf die Zusammenstellung der Anklagen bei Dupuy, auf die Behauptungen des von ihm namhaft gemachten Werkes von Wilcke, auf den Versuch einer Beweisführung von der Schuld der Tempelherrn, wie ihn Hammer in den Fundgruben des Orients dem Publicum vorgelegt hat, wird keine Rücksicht genommen. Und doch würde eine Widerlegung dieser Anschuldigungen seine Kräfte keinesweges überstiegen haben.

Nehmen wir aber hierzu, daß der Vf. schon in den Capiteln, welche die Geschichte der Kämpfe im gelobten Lande enthalten, jeden gegen den Orden laut gewordenen Vorwurf entweder übergeht oder nur leise berührt, daß er z. B. der Beschuldigung des Verraths bei Gelegenheit der Belagerung von Damaskus keine Erwähnung thut, obgleich gerade hierüber englische Berichterstatter, namentlich Radulph Coggeshale, am entschiedensten sich äußern, so kann man schwer umhin, dem Ausspruche englischer Kritiker beizustimmen. Hav.

### L a u f a n n e,

bei Georges Bridel 1844. Mémoires et Documents publiés par la Société d'Histoire de la Suisse romande. T. III. 2e livraison. 532 Seiten in Octav.

Am Schlusse der Recension über die Schrift: Recherches sur le couvent de Romainmotier et



ses possessions (Gött. gel. Anz. 1843. 36stes St.) haben wir die baldige Erscheinung der zu dieser Arbeit gehörenden Sammlung von Urkunden angekündigt. Dieselbe wurde aber durch Zuwachs des Materials während des weitem Nachforschens und durch andere Umstände bis gegen das Ende des vorigen Jahres verzögert.

Dieser Band beginnt mit einem, von Hrn von Gingins verfaßten, ausführlichen Bericht über das vor einigen Jahren zu Romainmotier entdeckte, 94 Zoll lange, Grabdenkmahl aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Dasselbe trägt eine eingehauene lateinische Inschrift, welche lehrt, daß es den berühmten Henri de Sivrige darstellt, der, nachdem er zehn Jahre Prior von Romainmotier gewesen, vom Papst Clemens VII. zur bischöflichen Würde von Maurienne, und später von Rhodéz erhoben ward, wo dieser Prälat dem nach Avignon verlegten päpstlichen Stuhle noch wichtigere Dienste leisten konnte. Dieser Fund ist nicht bloß in geschichtlicher, sondern auch in artistischer und paläographischer Hinsicht merkwürdig. Zwei lithographierte Tafeln stellen, die eine das Denkmahl selbst, die andere die Inschrift dar.

Auf diesen Bericht folgt zuerst ein Aufsatz desselben Schriftstellers über den Ursprung des Klosters Romainmotier, auf den wir weiter unten zurückkommen, und dann eine Vorerinnerung zu dem von ihm herausgegebenen Chartular. — Zur Zeit der Eroberung der Waadt durch die Berner und der Einführung der Reformation im J. 1536, wurden eine Menge Urkunden religiöser Corporationen dieses Landes weggeschafft und in freiburgischen Klöstern niedergelegt. Dieses Schicksal theilte auch das Chartular von Romainmotier, welches ungefähr drei Jahrhunderte unbekannt blieb, bis das-

selbe in das Staatsarchiv übergang, und dem Altschultheißen N. F. v. Müllinen mitgetheilt wurde, der die zehn ersten Blätter in dem III. Bde des schweizerischen Geschichtsforschers (Bern 1820), von Noten und Erläuterungen begleitet, herausgab. Da aber die vollständige Veröffentlichung dieses historischen Denkmahls unterblieb, beschloß die Gesellschaft für die romanische Geschichte die Herausgabe einer mit dem Original sorgfältig verglichenen Abschrift desselben, welche Hr v. Gingins zu diesem Zwecke freiwillig darbot, und deren Abdruck er selbst besorgte.

Das erwähnte Chartular bildet ein Bändchen von 45 Bl. kl. Fol. auf Pergament. Die 31 ersten Blätter, von einer Hand, deren Schriftzüge ein dieser Lieferung beigelegtes Facsimile darstellt, enthalten Urkunden aus dem X., XI. und XII. Jahrhundert; die übrigen 14 Bl. von einer neueren Hand, enthalten einige Actenstücke aus dem XIII., eine größere Anzahl aus dem XIV. Jahrh., mehrere ohne Datum. Diese Sammlung umfaßt aber bei weitem nicht alle auf das Priorat Romainmotier bezüglichen Urkunden. Die Ergänzung dieser Lücke verdanken wir dem Forschungsseifer des Hn Fr. v. Charrière, der in den Archiven eine beträchtliche Anzahl von Documenten gesammelt, dem Chartular beigefügt und mit den nöthigen Erläuterungen versehen hat. Hier haben wir also alle Actenstücke, welche sich auf die Besitzungen, die Verwaltung und Rechte des kleinen, aus der Stiftung eines Klosters hervorgegangenen, merkwürdigen Staates Romainmotier beziehen. Diese Sammlung ist für die genauere Kenntniß des Mittelalters so wichtig, daß die obgenannten Herren durch die Herausgabe derselben sich um die Wissenschaft große Verdienste erworben haben. Zu den vorzüglichsten Stücken gehören die, welche überschrieben sind: *Plaid général*

d'Apples; Plaid tenu à Moudon etc.; Règlement du Prieur et des preud'hommes de la Terre de Romainmotier, sur les cours de justice; Reconnaissance générale des usages de la Terre de Romainmotier; Les Francs de la T. de R.; Règlement sur l'intérieur du Couvent; u. a.

Da wir jetzt die Actenstücke selbst vollständig besitzen, so lassen sich einzelne in unserem früheren Bericht berührte Punkte theils ergänzen, theils berichtigen oder näher beleuchten. Es sind deren hauptsächlich drei, die Hr v. Charrière von neuem bespricht. 1) Der Ursprung u. die ältesten Zustände des Klosters Romainmotier. — Eine aus dem Ende des XV. oder dem Anfange des XVI. Jahrhunderts herrührende Notiz über jenes Kloster schreibt die Stiftung desselben den Mönchen Romanus und Lupicinus zu, welche im V. Jahrh. lebten. In einem auf jene Notiz folgenden, gelehrten Aufsatz vertheidigt Hr v. Charrière die alte Ueberlieferung. Nach Hn von Gingins in diesem Bande abgedruckter, gründlicher Untersuchung über denselben Gegenstand, wird die schon von J. v. Müller (B. I. K. 9) ausgesprochene Meinung bekräftigt, der zu Folge Kannelene, Patricius des burgundischen Helvetiens, Bruder des im J. 652 verstorbenen Donatus, Erzbischofes von Besançon, dasselbe um die Mitte des VII. Jahrh. (um 646) stiftete. Ueber diesen nicht unwichtigen Punkt verbreiten beide Gelehrte ein neues Licht. Ihre mehr dem Anschein als der Wirklichkeit nach von einander abweichenden Meinungen lassen sich versöhnen, wenn man — wozu hinlängliche Gründe vorhanden sind — annimmt, daß die erste Stiftung eine bloße Einsiedelei war, die Kannelene unweit des ursprünglichen Sitzes verlegte und in ein ansehnliches Kloster verwandelte, welches der burgundische König Chlodoveus II. bestätigte und bereicherte.

Zu diesem Resultat neigt auch Hr v. Charrière hin, der übrigens zu beweisen sucht, daß der Papst Stephan II. wirklich das erwähnte Kloster im J. 753 besucht, unter den besondern Schutz des römischen Stuhles genommen, und daher Romanmünster (*monasterium romanum und romanense*) genannt habe. Jedenfalls ist es Thatsache, daß das Stift Romainmotier eine Immunität war, und sich des unmittelbaren Schirmes des Papstes und des Kaisers freute. Als das Waadtland unter der Herrschaft des Fürsten von Savoyen stand, übte dieser zwar die Schirmvogtei (*defensio, guardia*) über das Stift Romainmotier aus; dasselbe blieb aber von der öffentlichen richterlichen Gewalt des Grafen, (später des Herzogs) oder seiner Beamten frei. Von den Unterthanen des Stiftes heißt es ausdrücklich: *non sunt de resorto et ballivatu Waudi, sed omnino seclusi.*

2) Der Landesherr, *dominus terrae R.* — oder *prior et conventus R.* — hatte das totale dominium, *merum et mixtum imperium atque omnimodam jurisdictionem, altam, mediam et bassam, spiritualem et temporalem in hominibus suae potestatis*; also die obere, mittlere und niedere Gerichtsbarkeit, die weltliche sowohl als die geistliche. Dies steht in mehreren Urkunden fest. Die geistliche Gerichtsbarkeit ließ er durch seinen Generalvicar (*per suum vicarium in foro Ecclesiae consueto*), die niederen grundherlichen Gerichte durch Meier (*villici*), die obere weltliche Gerichtsbarkeit aber, namentlich den Blutbann, durch seinen Castellan (*per castellanum suum, vel locumtenentem in foro seculari consueto*) ausüben. Es ist einige Male von *furchis seu patibulo* auf dem Gebiete des Stiftes, und von Gehengten die Rede, welche von den Beamten des Priors hingerichtet worden.

Es befremdet Hr v. Charrière, daß der Prior, wie er sagt, seines geistlichen Standes ungeachtet, den Blutbann ausübte, ohne sich an einen weltlichen Vogt zu wenden. — Die Sache verhält sich aber folgendermaßen. Der Prior von Romainmotier hatte, wie mehrere Bischöfe und andere geistliche Herren, die vollendete Immunität, d. h. das Privilegium erhalten oder bewirkt, nach welchem ihm die Gerichtsbarkeit des Grafen auf seinen Besitzungen zukam, die er durch seinen Castellan verwalten ließ, der das Gericht anzuordnen und das von den Rechtsprechern gefundene Urtheil durch die Beamten des Priors (per officarios Prioris) zu vollziehen hatte. Der Castellan von Romainmotier war aber wohl kein anderer als der vom Kloster selbst erwählte Kastvogt, dessen Geschäfte in der Ausübung der weltlichen Gerichtsbarkeit über die Unterthanen des Klosters und in Ausführung derselben bestanden. Hr v. Charrière findet selbst in seiner Urkundensammlung den bündigen Beweis: ‘que dans la Terre de Romainmotier le Chatelain qui était le chef, le président de la Cour de justice, était en même temps chef militaire.’ Wollte Jemand die Identität des Castellans mit dem Kastvogte bezweifeln, so verweisen wir auf zwei Urkunden (S. 828, 830), wo die Chatellenie des Clées bald Cletarum avoeria, bald avoerie (avouerie, Vogtei) du chasteaul des Clées genannt wird. Ganz richtig bemerkt Hr Blumer (Archiv für Schweiz. Geschichte, Bd. III. S. 21), ‘man dürfe es als Regel ansehen, daß alle bedeutendere Klöster durch kaiserliche Privilegien die Immunität auch in dem Sinne zu erwerben wußten, daß die hohe Gerichtsbarkeit über ihre Grundherrschaften nur durch ihren Kastvogt (advocatus), dem der Kaiser den Blut-

bann verlieh, ausgeübt werden sollte.' Demnach widerrufen wir keinesweges den in diesen Blättern (Jahrg. 1843. St. 36. S. 353) ausgesprochenen Grundsatz, daß der Blutbann vom Reichsoberhaupt ausging, und in dessen Namen ausgeübt wurde.

Uebrigens sei noch bemerkt, daß der Prior von Romainmotier das schönste Vorrecht eines Landesherrn, nämlich das Begnadigungsrecht, hatte; und endlich daß, vermöge eines im Jahre 1272 mit dem Grafen Philipp von Savoyen getroffenen Vergleiches, der Castellan des Ortes les Clées die Gerichtsbarkeit über die auf dem Gebiete des Stiftes Romainmotier wohnenden Fremden (*extranei*) verwaltete.

3) Hr v. Charrière bespricht ausführlich einen für die Zusammensetzung der Gerichte (*placita*) wichtigen Punct. In vielen Urkunden nämlich kommt der Ausdruck *probi* (auch *boni*) *homines* vor. Unter dieser Benennung sind nicht nur Männer, Familienhäupter, sondern bisweilen auch Weiber zu verstehen, die bei den öffentlichen Mallstätten erschienen. Hr v. Ch. glaubt, daß alle Freien, als solche, *probi homines* waren. Diese Vermuthung beruht hauptsächlich auf der Urkunde eines im J. 1327 zu Apples gehaltenen *placitum*, aus welcher wir erfahren, daß mehrere *probi homines* — *vice et nomine omnium aliorum proborum hominum* des genannten Ortes den Prior von Romainmotier, ihren Herrn, ersuchten, nach altem Brauch einen Tag zur öffentlichen Mallstatt zu bestimmen.

In einem 1399 zu Milden (Moudon) gehaltenen Gerichte ward vor dem Landvogt des Waadtlandes, von mehreren Edelen (*viros nobiles*), einem Rechtskundigen (*juris peritum*), *et per plures alios fide dignos in curia Melduni* (der Hauptstadt

der Waadt) *sedentes, cognoscentes et judicantes* ein Urtheil gesprochen. Aus dieser und ähnlichen Urkunden, in welchen dieselbe Formel erscheint und die *probi homines* um ihr Gutachten befragt werden, schließt Hr v. Gh. auf das Fortbestehen des altgermanischen Rechtswesens im Waadtlande. Er hatte schon in der ersten Lieferung den Satz aufgestellt, daß bis ins 16. Jahrh. die *probi homines* der Gemeinden von Rechtswegen an den Gerichten Theil nahmen, und daselbst nicht bloß als mit den rechtlichen Gewohnheiten vertraute Männer, sondern vielmehr als Richter erschienen. Zur Unterstützung dieser Meinung werden einige Stellen aus Hn v. Savigny's Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter angeführt, und zugleich daran erinnert, daß Carl der Große *Scabini* oder amtliche Richter eingesetzt, und daß man, seit der Bekanntmachung der Capitularien, außer den *Scabini* eine unbestimmte Anzahl bloßer Freien findet, die als Schöffen (*échevins*, im Gegensatz zu *Scabini*) an den gerichtlichen Verhandlungen Theil nehmen. Es kommen aber in unserer reichen Urkundensammlung weder *scabini*, noch *judices* vor; ein Umstand, der Hn v. Gh. zu der Annahme veranlaßt, die *probi homines* von Romainmotier seien die eigentlichen Richter gewesen. Nach Hn v. Gingins, hingegen, wären dieselben bloß als der rechtlichen Gewohnheiten oder des Landrechts Erfahrene (*coutumiers, experts en fait de coutume*), erschienen. — Auch in diesem Punkte lassen sich vielleicht beide Meinungen versöhnen. Die *boni* oder *probi* (daher *preux*) *homines* (*preud'hommes* oder *prud'hommes*), 'erbere Männer', wie sie in deutschen Urkunden heißen, waren, wie Hr v. Gh. richtig bemerkt, keine Beamte. Sie mögen so geheissen haben, weil sie des Landrechtes erfahrene, der rechtlichen Gewohnheiten kundige Männer waren, und

wo die Rechtskenntnis sie verließ, nach Billigkeit, Herkommen und gesunder Vernunft entschieden. Sie hatten aber keine Gerichtsbarkeit, waren also nicht die Richter (*judices*) selbst — denn diese konnten in alten Zeiten nur das Gericht anordnen und schützen —, sondern vielmehr die Beisitzer in den Gerichten. Das Recht der grundherrlichen Gerichtsbarkeit, welches dem Prior von Romainmotier zustand, ließ dieser durch den Meier (*villicus*) verwalten. An dessen Gerichten nahmen alle Hofgenossen, sämtliche *probi homines* Theil: sie wurden um ihr Urtheil befragt und entschieden. — Bei den öffentlichen Jahrgerichten mußte jeder Grundbesitzer oder jedes Familienhaupt (*dominus und caput hospitii*, auch *rector domus und senior*) erscheinen. Indessen wurde vermuthlich bloß ein Ausschuss von Rechtsprechern (*probi hom., jurati*) um sein Urtheil befragt. Von diesen Schöffen (*échevins*) wurde das Urtheil *geschaffen* d. h. gefunden oder gesprochen.

Von dem Urtheile, welches im Gerichte des Meiers gefällt worden, konnte an den Castellan von Romainmotier, von dem Castellan an den Appellationsrichter (*judex appellationum*) und von diesem an das Hofgericht (*curia domini*) d. h. an den Prior (*ad dominum in ejus camera*) berufen werden, der sein Gericht mit Rechtsprechern besetzte, und in letzter Instanz entschied.

Hoffentlich wird die bald erscheinende Sammlung von Gerichten (*placita*) im Waadtlande, über den hier besprochenen, wohl nicht hinlänglich erläuterten Gegenstand ein helles Licht verbreiten.

Schließlich zollen wir den Herren Herausgebern dieser schätzbaren Urkundensammlung unsern aufrichtigen Dank. Die Bemerkungen und Notizen, welche dieselbe begleiten, werden, wie die Actenstücke selbst, auch im Auslande die verdiente Anerkennung finden.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

136. Stück.

Den 25. August 1845.

---

B e r l i n ,

bei G. Reimer 1845. Babrii fabulae Aesopaeae. Carolus Lachmannus et amici emendarunt. Ceterorum poetarum choliambi ab Augusto Meinekio collecti et emendati. XX und 179 Seiten in Octav.

Manch schönes Blatt ist seit unserer Anzeige der editio princeps mit Vermuthungen über Babrius und Verbesserungen seiner Fabeln gefüllt worden, in Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Die leichtern Emendationen, die sich oft durch Vergleichung der prosaischen Fabeln von selbst ergeben, sind großentheils vielfach gemacht worden, während die literarhistorischen Räthsel, die Babrius aufgibt, in sehr verschiedenem Sinne zu lösen versucht sind. Es ist sehr erfreulich, daß durch vorliegende Ausgabe hoffentlich manchen vagen Muthmaßungen gesteuert werden wird. Daß von Andern geleistete Gute findet man der Hauptsache nach auch hier wieder, während vielen Irrungen durch richtigere

Einsicht in die Kunst des Dichters und den feinen Tact des Herausgebers der Zugang versperrt ist.

Lachmann und Meineke, durch Imm. Bekkers Aufforderung bestärkt, welcher gleichfalls einen gewissen Antheil an der Arbeit nahm, vereinten ihre Bemühungen um die Herstellung des Fabulisten. Bald liefen auch Beiträge von auswärtigen Gelehrten ein, unter denen die Gottfried Hermanns die umfangreichsten und weit bedeutendsten sind. So hat Babrius ein neues Gewand angelegt: daß er aber nun fix und fertig sein solle, könnte nur der verlangen, der von der Schwierigkeit der Aufgabe unrechte Begriffe hätte. — Dem Texte sind die Lesarten des Codex und der sonstigen Quellen, so wie die beachtenswerthen Conjecturen der Kritiker untergelegt: in der Auswahl ist Lachmann streng, wohl zu streng gewesen: daß manche Muthmaßung nur deshalb gleich in den Text gesetzt ist, um ihn genießbar zu machen, hat Lachmann bevormortet. In der Vorrede spricht er in Kürze über die persönlichen Verhältnisse des Dichters u. s. w., und über die Principien, nach welchen dieser das Formelle der Fabeln gearbeitet habe. Aus der Vorrede wünschte mit mir wohl Mancher das barsche Strafgericht über den verdienten ersten Herausgeber hinweg.

Lachmann knüpft zunächst an die Aeußerung im zweiten Proömion, daß nach Bekanntmachung einer früheren Sammlung choliambischer Fabeln Andere σοφωτέρως μούσης γρίφοις ὁμοίως ἐκφέρουσι ποιήσεις, μαθόντες οὐδὲν πλεῖον ἡμῆ γνώσκειν — die Bemerkung an, daß Suidas in einer Reihe von epischen und elegischen Stücken aus den *Μυθικά* Reste jener σοφωτέρον μούσα aufbewahrt zu haben scheine. Bekanntlich hielt Bentley diese Bearbeitungen Aesopischer Fabeln

für älter, während Andere sie in byzantinische Zeit rücken. Die S. VII sq. gegebene Zusammenstellung mit den Babrianischen Fabeln \*) zeigt, daß die Ueberreste über Babrius nicht hinausreichen: auch mag man sich die Bezeichnung der Hexameter und Distichen als σοφωτέρη μοῦσα gefallen lassen, die von der schlichten Naivetät der Choliamben allerdings absticht; allein γρίφοις ὁμοίαι sind diese Verse in der That nicht zu nennen, wenn nicht Babrius den Mund sehr voll genommen haben soll. — Unter den 42 Fabeln des Avienus verrathen 25 die Abhängigkeit vom Babrius oft bis ins kleinste Detail hinein. Wäre deshalb die Zeit des Avienus ausgemacht, so würde sie eine dankenswerthe Grenze für Ansetzung des Babrius liefern. Etwas völlig Sicheres zu ermitteln ist auch Lachmann nicht gelungen: den Severus Alexander im βασιλεὺς Ἀλεξανδρος zu erkennen wehrt der auch schon in meiner früheren Anzeige in diesen Blättern St. 1. 2. S. 11 hervorgehobene Umstand, daß Dositheos Magister Babrianische Fabeln für den Schulgebrauch auswählte, als Kaiser Alexanders eigene Person kaum die Bindeln verlassen hatte. Widersprechen muß ich aber den aus der Anführung dreier namenloser Choliamben im Lexikon des Apollonius gezogenen Folgerungen, da kein leiser Zweifel sein kann, daß jene Verse mit nichten dem Babrius, sondern dem

\*) Bei einigen ohne Angabe der Quellen vom Suidas erhaltenen Hexametern bleibt es zweifelhaft, ob sie den *Μυθικά* angehören. Lachmann rechnet z. B. die Verse s. v. ὑποδράξ:

ἦ δὲ πελιωνοθεῖου καὶ ὄμμασι λοξὸν ὑποδράξ  
ὀσομένη — den *Μυθικά* zu. Aber die Ähnlichkeit mit fab. 59 leuchtet nicht ein. Kubnken hat sie daher wohl richtig dem Kallimachos vindiciert, s. A. Hecker comm. Callimach. p. 118.

Kallimachus angehören. Betrachtet ja doch Babrius den Aesop als Syrer, Kallimachus als Sardinianer. Darum soll aber nicht bestritten werden, daß Lachmann mit gutem Grunde den Dichter tiefer herabrückt, als manche im ersten Genuß des schönen Fundes schwelgende und darüber mancherlei unleugbare Spuren späterer Zeit ignorierende Gelehrte Recht haben wollten. Denn daß in der Sprache sehr Vieles dem Gebrauche älterer Dichter zuwider läuft und die Herrschaft der *κοινή* verräth, wird Niemand mehr widerstreiten wollen. Auch die schulmäßige Behandlung des Verses schneidet jeden Gedanken an eine frühere freiere Zeit ab. Allein die Lebenszeit des Dichters läßt sich noch immer nicht mit völliger Bestimmtheit festsetzen. Lachmann bringt einen neuen Alexander, der wohl einen Sohn Branchos hätte haben können, aus Josephus antiqq. 18, 5 bei. Er gehörte zu einem Stamme Judäas, welcher sehr bald griechische Sitte annahm: mit Zotape, Tochter des Königs von Kommagene verheirathet, ward er vom Vespasianus zum König von *Ἰσοιάς ἢ ἐν Κιλικίᾳ* ernannt: 'hoc igitur tempore post annum a Chr. nato 72 in Syriae et Ciliciae confiniis Babrium fabellas Alexandri regis filio composuisse si dixero, vana specie me ludi non credam donec aliquis ipso Brancho indicando finem imposuerit opinionibus.' Also doch nur eine opinatio, wodurch andere, die bei der Menge der Alexander so leicht sind, noch immer nicht abgewiesen sind. Aber ohne einen Branchus mitzubringen möchte es rathsam sein, an Lachmanns Annahme vorläufig zu halten. Wenn nur der βασιλεύς überhaupt ein König gewesen ist.

Als Zeitgenossen des Martialis sieht Lachmann unsern Fabulisten um so lieber an, als beide im

Bau der Choliamben ziemlich gleichen Gesetzen sich gefügt haben, wie z. B. beide Dichter den Anapäst in primo sich verstaten, was vor ihnen sich Niemand erlaubt hat. (Vielleicht doch Hippon. fr. 21 im Eigennamen *Κοτίνης*). Danach wird man annehmen müssen, daß Martialis die größern Freiheiten gleichzeitiger griechischer Choliambiker sich zu Nutze gemacht habe? Aber an den Anapäst in andern Stellen will Lachmann nicht glauben, und er hat die meisten widerstrebenden Fälle leicht beseitigt, ohne seine Strenge auf die Verfasser der Epimythien auszudehnen. Ich würde den Anapästen weniger gram gewesen sein, wie ich nicht verhehle, überhaupt zu glauben, daß man der Conjecturalkritik ein zu großes Recht eingeräumt hat. So hat Lachmann fab. 69, 2 statt *κῦων ἐδίωκεν οὐκ ἀπειρος ἀγρεύειν* ohne Weiteres *ἐδίζητ'* gesetzt. Lieber den Anapästen als den unnatürlichen Ausdruck. Eben so kann ich 75, 16 statt *ἐπὶ τῷ θροαπέυειν τοὺς νοσοῦντας ἀνθρώπους* unmöglich *βραβεύειν* gut heißen u. s. w. Recht aber hat Lachmann, wenn er aus den wenigen Stellen bei Martialis den fremden Gast verjagt wissen will: 'quae apud Martialem sunt 3, 58, 39. 93, 24. 8, 44, 8. ea procurabunt alii,' — was geschehen soll. Die erste Stelle:

Et dona matrum vimineo ferunt texto  
ist bereits von Heinsius und Scriverius geheilt: *vimine offerunt texto*. Scriverius fügt hinzu: 'sic consuletur versui, alioquin insolentiori.' — In der dritten schwanken die codd. zwischen *omnia* — wie auch der Edinburger und die Pariser Excerpte bieten — und *omnes*:

*Carris per omnia tertiasque quintasque.*  
Diese Handschr. wollten *omnis* schreiben, wie sie Vers 6 *ante equos omnis* schreiben. Und

so schrieb der Dichter. — In der zweiten Stelle Sternatur a Coride archiclinico lectus rührt der Anapäst von mir her, indem ich statt der von Jos. Scaliger gemachten Bulgate a Coricle clinico mich den Spuren der Quellen anschloß. Denn Scaligers Lesart ist schon deshalb falsch, weil Martialis Coricle nicht amphibrachisch messen konnte. Corides wie *Λιοσκορίδης*. Wenn Lachmann fortfährt: ‘*propriis artium vocabulis major apud Graecos libertas est, itaque Babrius anapaestum admisit in κορυδαλλός 72, 20. 88, 8. 17.*’ — wo aber im Texte *κορυδαλλός* steht — ‘*et in σιούρη 18, 3. 13., nisi quod hoc σούρη scribi malo*’ — so wird er auch nichts einzuwenden haben, wenn ich dem Römer dieselbe Freiheit für ein nomen proprium zu Gute kommen lasse.

Darin weicht der Grieche wesentlich vom Martialis ab, daß er nach dem Muster der ältesten Choliambendichter den Spondeus im fünften Fuße nicht selten zugelassen hat, nicht bloß bei vierfüßigen, sondern auch bei dreifüßigen Wörtern. Bei zweifüßigen hingegen verwirft auch Lachmann, wie Dübner gethan hatte, den Spondeus entschieden, und er hat danach geändert. Ich sehe nicht ab, wie man den Spondeus auch im letztern Falle überall mit Sicherheit verbannen soll. So hat doch z. B. die um die Wette gemachte Emendation 1, 3 *φυγῆς τε πάντων καὶ φόβου δορυμὸς πλήρης* statt *δοόμος* eine hohe Wahrscheinlichkeit für sich. Zweifel an der gesetzten Schranke bleiben.

So eingehend und subtil Lachmanns Vorrede die Technik des Babrius ins Licht stellt, so wird doch einerseits manchem Bedenken noch Raum gelassen, und andererseits scheint alles dahin Einschlagende keineswegs erschöpft zu sein. So haben Fir in einem gehaltvollen Aufsätze der Revue de phi-

lologie etc. (Paris bei Klincksieck 1845) 1. p. 62 sqq., dessen Emendationen oft mit denen der Berliner Gelehrten zusammentreffen, und unser Ahrens bemerkt, daß Babrius äußerst selten den Vers mit einem zweisilbigen Worte schließt, dessen letzte kurz sei. In der Normalsabel 95 sträubt sich nur das einzige ἦτις B. 102. Inzwischen wird man sich begnügen müssen, ein Streben nach vollem Klange des Verschlusses anzuerkennen; die in keiner andern Rücksicht verdächtigen Stellen darnach umzuformen würde ein voreiliges Beginnen sein. Dazu sperren sich zu viel unverfängliche Stellen dagegen. Wohl aber muß man bei Emendationen auf der Hut sein, überlieferte Längen nicht ohne dringende Noth zu tilgen, wie z. B. 72, 14 ich nicht mit Lachmann *κρείσσον* an die Stelle des handschriftlichen untadligen *κρείσσων* setzen würde.

Viel wichtiger ist eine andere Entdeckung einer den Babrius vor allen bekannten Choliambikern charakterisirenden Eigenheit, welche Ahrens hinter der Abhandlung *de crasi et aphaeresi cum corollario emendationum Babrianarum* (Stolberg 1845) p. 31 in den Worten ausgesprochen hat: ‘Lex est, ut penultima versus syllaba accentum habeat, quae lex rarissime violatur.’ In den 1523 Versen der Züricher Ausgabe fand Ahrens nur 27 Ausnahmen, von denen ein Theil auf unüberlegte Aenderungen der Kritiker, ein anderer auf verdächtige Epimythien fällt, während andere Stellen auch aus andern Gründen für verderbt gelten müssen. Um von der Wahrheit der glücklichen Beobachtung völlig überzeugt zu werden, vergleiche man nur einmahl eine Reihe von Choliamben eines beliebigen andern Dichters. Man wird dort auch nicht die geringste Rücksicht auf diese Babrianische Eigenheit gewahren. Sämmtliche in

der weit vollständigeren Berliner Ausgabe dem Canon zuwiderlaufende Stellen, deren 40 sind, will ich in aller Kürze mustern und Ahrens' Entdeckung dadurch bestätigen. Die den Epimythien angehörenden Stellen schliesse ich in ( ) ein.

Die erste Stelle ist 2, 3 *μη τῶν παρόντων τήνδ' ἔκλεψεν ἄγροικος*. A *ἀγροίκων*. Hat G. Hermann Recht, — denn es sind mehrere Herstellungen möglich, — so accentuierte Babrius *ἀγροίκος*. — 2. (4, 8 *σπανίως ἴδοις ἂν ἐκφυγόντα κίνδυνον*.) Ahrens *κινδύνων*, ich lieber *κινδύνους*. — 3. (10, 14 *θεοβλαβῆς τις ἐστι καὶ φρένας πηρός*) verräth spätern Ursprung. — 4. 12, 17 *ἄγε δὴ σεαυτήν σοφὰ λαλοῦσα μήνυσον* in einer stark interpolierten Stelle, welcher durch Bachmanns Vorschlag *σωφρονουῶσά γ' ἴδουσον* nicht geholfen wird. — 5. (12, 27 *λύπη δ' ὅταν τις οἷς ἂν εὐθενῶν ὀφθῆ, τούτοις ταπεινὸς αὐτὸς ὢν οὐνοικῆση*.) hier ist *οἷς ἂν* von Bekker. Darf die Stelle für echt gelten, so ist mit Dübner *οἷσιν*, oder lieber *οἷς ποτ' εὐθενῶν ὀφθῆ* zu schreiben. Gut vergleicht Hr. Rossignol, der die Babriusliteratur mit einer Reihe von Artikeln in der Pariser Gazette de l'instruction publique d. S. bereichert hat, Eurip. *Hec.* 970. *ὅτω γὰρ ὀφθῆν εὐτυχοῦσ', αἰδώς μ' ἔχει ἐν τῷδε πότμῳ τυγχάνουσ', ἔν' εἰμὶ νῦν*. — 6. 19, 2 *ἀπεκρέμαντο. τοὺς δὲ ποικίλη κερδῶ Ἰδοῦσα πλήρεις* stellt Ahrens gefällig um *πλήρεις Ἰδοῦσα κερδῶ*. — 7. 42, 8 *ὅς οὐδὲ ποίαν ἡλόων μ' ἐγίνωσκον*. Mit A und einer Paraphrase, die *οἶδα* setzt, ist *με γινώσκω* beizubehalten.

(Schluß folgt.)



# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. 138. Stück.

Den 28. August 1845.

Berlin.

Schluß der Anzeige: 'Babrii fabulae Aesopeae. Carolus Lachmannus et amici emendarunt. Ceterorum poetarum choliambi ab Augusto Meinekio collecti et emendati.'

8. 50, 19 φωνῆ μ' ἔσωσας, δακτύλω δ' ἀπέκτεινας ändert Ahrens mit Beibehaltung der handschriftlichen Folge der Verse in με σώσας, δακτύλω δ' ἀποκτείνας. Bei Lachmanns Umstellung ist das unstatthaft. Ich halte den Vers ἐρύσσαμην σε, φησίν, ἀλλὰ μου μνήσκου — denn μιμνήσκου mit Fix, Lachmann, Meineke zu schreiben ist nicht nöthig — für eine spätere Variation des funfzehnten, behalte die überlieferte Folge der Verse bei und nehme Ahrens Aenderung an. Uebrigens erinnern die Worte an Soph. Aj. 1107 θεὸς γὰρ ἐκώζει με, τῶδε δ' οἶχομαι. — 9. 52, 8 (ἄλλων πονούντων, ὡσπερὶ κάμνων αὐτός) ist durch αὐτὸς ὡς ὑπερκάμνων oder αὐτὸς ὡσπερὶ κάμνων mit Ahrens oder Hermann zu heben. — 10. 57, 4 σχέδην ἀμείβων καὶ

μέρος τι τῶν ἀνδρῶν Νέμων ἐκάστω μικρόν. So Meineke: A ἀνθρώπων, Fix sehr gut δώρων. — 11. 73, 1 Ἴκτινος ἀρχὴν ὀξέην ἔχει κλαγγήν. Ahrens γῆρον. Babrius schrieb vielmehr κλάγγα, wie Ibykos κλαγγί hatte. — 12. 76, 9 τὸ πνεῦμα σώζων ἐπ' ἀχύροισι δύστηνος. So Meineke: A δυστήνοισι. Ich δυστήνως. — 13. 79, 8 (ἐλπίσι ματαίαις πραγμάτων ἀνήλωται) hilft Georgides ἀναλοῦται, wenn es nöthig ist. — 14. 94, 7 σοὶ μισθὸς ἀρκεῖ, φησί, τῶν ἰατρειῶν hat A ἰατροίων; Ahrens schlägt vor τὴν ἰατροίην κεφαλὴν. Das wäre geziert. Μισθός verlangt τῆς ἰατροείης. — 15. 116, 12 τὸν παῖδα δ' ἡμῶν πείσον εἰς δόμους ἐλθεῖν ist von Fix, Lachmann, Meineke statt εὔδειν gesetzt. Es muß ἦκειν heißen. — 16. 1. Εὐλινόν τις Ἐρμῆν εἶχεν ἦν δὲ τεχνήτορος. Letzteres ist von Lachmann: wüßte ich einen Grund, warum er τεχνίτης verlassen hat, aufzufinden, so würde ich τεχνήεις setzen. — 17. 125, 4 Ὁ δ' ὄνος πρὸς αὐτόν, ὃς τὸ νῶτον ἤλεγχεν, schreibe ich unbedenklich ὃς τὰ νῶτ' ἐληλέγχει, zumahl nach der feinen Bemerkung von Fix der auffallend häufige Gebrauch des Plusquamperfecti bei Babrius in dem Streben nach einem schwer wiegenden Schlusse seinen Grund hat. — 18. 126, 3 ὅστις φέρη πτωχοῖσι καὶ πανούργοισιν. Ob πανουρογῆταις? — 19. 127, 1 Ὀδοιπορῶν ἀνθρωπος εἰς ἐρήμειαν ist um so sicherer ἐρημίην zu schreiben, als auch B. 4 τὴν ἐρημίην ναίεις wiederkehrt. — 20. 127, 8 Εἰ δ' ἔστιν εἰπεῖν καὶ κλύειν βεβούλησαι. Man schreibe καὶ κλύειν τί μου βούλη. — 21. 130, 10 Ἦκουσε τούτων ἢ κύων ἔφη τ' οἱ ἰ ist von Lachmann. Da F gibt: ταῦθ' ὡς ἠκούσεν ἢ κύων ἔφη τοῖα, so schreibe ich: τού-

των ἀκούσασ' ἡ κύων ἔφη τοῖα. — 22. 131, 5  
 'Ο δέ γ' ὄνος αὐτὴν ἐσπέρεην μὲν ἤληθεν.  
 F: ὁ δέ γ' ὄνος τὴν μὲν νύκτα ἀλήθων κτλ.  
 Sch versuche: 'Ο δέ γ' ὄνος αὐτὰς νύκτας  
 ἤλεσεν πάσας Πυρὸν φίλης Δήμητρος, ἡμέρας  
 δ' ὕλην κτλ. — 23. 134, 1 Σκύμνον λύκου  
 νεογνὸν εὖρέ τις ποιμήν. C hat: ποιμήν  
 νεογνὸν λύκου σκύμνον εὐρών. Also: ποιμήν  
 τις εὖρε νεόγονον λύκου σκύμνον. —  
 24. (137, 9 Κρεῖττον δὲ φροντίζειν ἀναγκαίων  
 χρειῶν). — 25. 139, 1 Εἰ μὴ γὰρ ὑμεῖς  
 στελεὰ πάντα τίκτοιτε. Das Richtige hat  
 die Bodleyanische Paraphrase: ἐγεννᾶτε. —  
 26. 140 μέλλονθ' ἑαυτὸν εἶδε κυριεύσεσθαι  
 ist aus C κυριευθῆναι herzustellen. — Plötz-  
 lich stößt man bei fab. 147 auf vier Verse, die  
 merkwürdigerweise vier mahl gegen Babrius Weise  
 fehlen. So wird nun von dieser Seite meine  
 Vermuthung, daß die Verse in ein vom Kallima-  
 chos seinen αἶνοι vorausgeschicktes Proömion ge-  
 hören, zur Gewisheit erhoben. Auf Kallimachos  
 ist zu meiner Freude Ahrens unabhängig durch die  
 bloße Beobachtung jenes Gesetzes gleichfalls ge-  
 kommen.

Außer diesen 26 Stellen sind noch 12 übrig,  
 in denen ἡμεῖς und ὑμεῖς den Schluß bilden.  
 Ahrens meint daher, Babrius scheine den Circum-  
 flex auf der letzten nicht für verwerflich gehalten  
 zu haben. Dafür scheint zu sprechen 39. 65, 1  
 Ἥριζε γέρανος εὐφρεῖταῶ τεφροῆ. So hat  
 Lachmann unnatürlich umgestellt. A ἤριζε τεφροῆ  
 γέρανος εὐφρεῖταῶ. 'Nulla arte hoc remo-  
 veris' sagt Ahrens mit Recht. An der Länge der  
 vorletzten Silbe wird man keinen Anstoß nehmen,  
 wenn man das lateinische pāvo vergleicht und die  
 Einwirkung des Hauchs in ταῶς in Anschlag bringt.

Freilich hat Lachmann eine zweite Stelle der Art beseitigt, indem er fr. 143 schreibt: *Λιβύσσα γέ-  
ρανος ἢ ταῶς ἔν' εὐπήληξ Χλωρὴν αἰεὶ βό-  
σκοιτο χεῖματος ποίην*, während Suidas ἦδὲ  
*ταῶς εὐπήληξ* und im zweiten Verse *βόσκοντο*  
(mit den Barr. *βόσκοιτο, βόσκοντος*) bietet. Bei  
der Ungewisheit der Fabel, wozu dieser Anfang  
gehörte, wage ich keine Entscheidung, halte aber  
Lachmanns Anordnung für gewagt und lasse Sui-  
das ἦδὲ ταῶς εὐπήληξ ruhig gewähren. Im  
zweiten Verse αἰεὶ βόσκοντο. — So bliebe nur  
noch ein ungesügter Vers 47, 1 *Ἐν τοῖς παλαι-  
οῖς ἦν ἀνὴρ ὑπέρογῳως*, der aber die unver-  
brüchliche Regel um so weniger umstoßen kann, je  
leichter die Ausnahme bei einem vierfüßigen Worte  
zu ertragen ist. Ahrens folgert: 'in hac lege Ba-  
briana politicae quam dicunt poesis initia spe-  
ctari.' Auch dieser Umstand bestätigt, daß Ba-  
brius nicht in vorchristliche Zeit gehören kann und  
daß er inmitten der κοινή stand, die er durch fleißi-  
ges Studium der ältern Dichter sinnig zu veredeln  
mit Glück sich bestrebt hat.

Natürlich hält auch Lachmann unsere Samm-  
lung für identisch mit den duo volumina des  
Avienus, tritt aber der von Dübner und Andern  
aufgestellten Unterscheidung einer vollständign frü-  
hern Bearbeitung in zehn Büchern, wie Suidas  
angibt, entgegen, indem er an Spuren der repe-  
titae curae Babrii trotz der dafür beigebrachten  
Indicien nicht glauben will. Denn der Codex sei  
vielfach interpoliert, die nachweisbaren Variationen  
in der Fassung kommen auf Rechnung von Inter-  
polatoren: Suidas Lesarten verdienen in der Re-  
gel den Vorzug; die Ausschmückungen der prosai-  
schen Fabeln brauchten nicht aus jenen zehn an-  
geblichen Büchern (ex illis scilicet decem Ba-

brii libris) zu stammen. — Ich finde, daß Lachmann hier Dübners Untersuchungen mit Unrecht nachsagt, sie gingen nimis subtiliter auf Dinge ein, quae sciri hodie non possunt. Damit kann keine Forschung sich zufrieden geben. Mit den in meiner frühern Beurtheilung angedeuteten Beschränkungen muß ich auf Dübners Seite treten. Vorliegende Schulausgabe für Branchos gilt mir für ein Compendium, und ich sehe keinen Grund an Suidas Nachricht zu zweifeln, obschon Joannes Siceliota VI, 503. Walz. "Ὅταν διηγῆται τὰ περὶ τὴν χελιδόνα καὶ λάμψαν καὶ ὄλως τὰ ἐν τῷ δεκαμύθῳ εἰρημένα, οὐ πολιτικά, ἀλλὰ δραματικά καὶ ποιητικά, nicht, wie ich einmahl glaubte, auf Babrius, sondern auf des Schönredners Nikostratos δεκαμυθία (Suidas s. v.) sich bezieht. Eine vom Tzetzes, wie ich annahm, aus jenen zehn Büchern erhaltene Fabel, die mit *Γάλλοις* anfangend in unserer Sammlung fehlt, hat Lachmann fab. 126 durch Umstellung der beiden Anfangsverse freilich der Ordnung der Buchstaben angeschmiegt, indem sie nun in die Lücke des Codex, in O, fallen würde. Doch scheint das Verfahren sehr mißlich, obwohl immerhin außerdem keine Anfänge nachweisbar sind, die vor O fielen.

Lachmann hat eine Reihe theils vollständiger theils zerstückelter Fabeln aus verschiedenen Quellen hinzugesügt, so daß wir im Ganzen 147 Nummern zählen. Die leitenden Gesichtspuncte bei Aufspürung Babriantischer Fabeln unter den prosaischen Paraphrasen werden S. XVII sq. entwickelt, wonach größere Vorsicht als gewöhnlich zu beobachten sein wird. Gute Dienste haben die unechten Epimythien des Georgides geleistet, die handschriftlich, wahrscheinlich vollständiger erhalten, noch eine Nachlese in Aussicht stellen. Auch hofft

Lachmann, daß gleichfalls noch ungedruckte Tetra-  
stichen des Ignatios Magister auf die Fährte Ba-  
brianischer Fabeln führen werden. Lachmann hat  
lieber die bereits von Früheren aufgefrischten Fabeln  
nach den strengern Regeln der Kunst ausgefeilt.  
Sie haben wesentlich gewonnen.

Ueber den Dialect des Babrius und einige an-  
dere Punkte vermißt man Auskunft in der Vor-  
rede. Im Texte hat Lachmann an der Ueberliefe-  
rung gehalten mit allen ihren Inconsequenzen. Nur  
zieht er Ionismen vor, wo sie bei Suidas erhal-  
ten sind, wie 26, 1. 92, 8 u. s. f., schreibt dann  
und wann ohne Auctorität  $\eta$ , wie 37, 4  $\chi\acute{\omega}\rho\eta\nu$ ;  
28, 4  $\acute{\omega}\rho\eta\varsigma$ ; 104, 1  $\lambda\acute{\alpha}\theta\theta\eta$  mit Verweisung auf  
107, 13. Auch  $\kappa\rho\epsilon\acute{\iota}\sigma\omega$  ist 73, 3 gegen A gesetzt  
und bei eigenen Vorschlägen neigt Lachmann zu  
ionischen Formen, wie 27, 2  $\sigma\tau\epsilon\nu\nu\gamma\rho\acute{\iota}\eta$ . Eines  
Wortes hätte Lachmann über das beobachtete Ver-  
fahren sich leicht zähmen können.

Auf alle Bedenken des Textes, die auch durch  
so erfolgreiche Bemühungen noch nicht gehoben  
sind, einzugehen ist nicht dieses Orts. Nur mö-  
gen die Stellen verzeichnet werden, deren Verbesse-  
rung mir ziemlich sicher scheint. Prooem. 1, 6  
 $\acute{\epsilon}\pi\lambda\ \tau\eta\varsigma\ \delta\epsilon\ \chi\rho\upsilon\sigma\eta\varsigma$  mit Dübner, da  $\delta'$   $\acute{\epsilon}\pi\acute{\iota}\sigma\eta\varsigma$   
nach Lachmanns unmotivierter Athetese von B. 3.  
4. 5 kaum verständlich ist. — 1, 2  $\acute{\alpha}\nu\epsilon\zeta\eta\tau\epsilon\iota$ .  
Lachmanns  $\pi\omicron\tau'$  steht nicht an rechter Stelle. —  
9, 3  $\acute{\alpha}\xi\epsilon\iota\nu$ , wegen  $\acute{\alpha}\mu\omicron\chi\theta\eta\tau\omega\varsigma$ . — 9, 8  $\tau\omicron\iota$ -  
 $\acute{\alpha}\upsilon\tau'$  mit Sauppe. — 9, 11  $\omicron\upsilon\ \kappa\alpha\mu\acute{\omicron}\nu\tau\alpha$ , da  
 $\omicron\upsilon\ \beta\alpha\lambda\acute{\omicron}\nu\tau\alpha$  für das Epimythium zu eng ist, und  
12  $\kappa\alpha\mu\acute{\omicron}\nu$ . Letzteres auch Ahrens, der 13 gut  
 $\tau\acute{\omicron}\tau\epsilon$  statt  $\tau\acute{\omicron}$  vermuthet. — 13, 2  $\gamma\epsilon\rho\acute{\alpha}\nu\omicron\upsilon\varsigma$   
 $\sigma\pi\omicron\rho\alpha\acute{\iota}\omega\nu\ \pi\omicron\lambda\epsilon\mu\acute{\iota}\alpha\varsigma$ . Vielmehr  $\sigma\pi\acute{\omicron}\rho\omicron\iota\omicron$ ,  
wie B. 5  $\omicron\upsilon\ \sigma\pi\acute{\omicron}\rho\omicron\nu\ \kappa\alpha\tau\alpha\phi\theta\epsilon\acute{\iota}\rho\omega$ . — 15, 3 ist

die Interpunction nach Anz. S. 27 d. F. zu ändern. — 18, 13 αὐτός? Dübner εὐθύς. — 28, 4 Τέθνηκε, μήτεο' ἄοτι προῖης ὄρης mit Dübner. — 29, 2 Ζευθεῖς δ' ὑπὸ μύλην ἦλεσ' ἐσπέρην πᾶσαν. Vielmehr ἡμέρην πᾶσαν: ganz anders 131, 5. Verschieden Ahrens. — 36, 3 ἔδωκε ποταμῶ mit A. — 7 λεπτός τις ὢν. — 45, 12 γέλαστός. — 46, 3 ἐτοῖμον mit Fix. — 51, 10 πάρεοτι und 62, 1 ἀργός mit demselben. — 64, 8. 9 ebenfalls: τῶν πελέκεῶν τε τῶν αἰεί σε κοπιόντων Τῶν προίωνων τε τῶν αἰεί σε τεμνόντων. — 72, 4 ἡμερος mit Dübner. — 75, 7 τό γ' ἄκρον mit Fix. — 85, 10 οἱ δ' ἐκ Μολοσσῶν εἰσίν, οἱ δ' Ἀκαρνανῶν mit demselben. — 94, 3 ἔλεξε statt ἔταξε. — 106, 8 ἄδην mit Boissonade: Alph. Hecker vergleicht Call. Cer. 55 sq. — 106, 10 οὐνεζήκει mit Fix vielleicht auch wohl 29 ἔλεως statt ὡς λέων mit Sauppe. — 107, 7 θέμις σῶν, den Zügen am nächsten und mit seiner Gravitāt hier gerade passend. B. 8 τοῦδε mit Fix, wie 10 φιλαργέταιοι und 17 μηδέ πως. — Prooem. 2, 5. 6 Λιβυστίνοιοι λόγοιοι Κιβύοιοι, gegen welche auch von Andern gemachte Emendation Vachmann sich vergebens gesträubt hat.

Um die Veränderungen des choliambischen Maβes im Verlauf der Zeit leicht überblicken zu können, hat Meineke sämmtliche Ueberreste der Choliambographen anhangsweise zusammengestellt und mit sehr lehrreichen kritischen Erörterungen ausgestattet. Daβ unter den Händen eines so berühmten Fragmentisten jene kostbaren Reliquien wesentlich gewonnen haben, versteht sich und lehrt jede Seite des Buchs: oböchon der verehrte Herausgeber bekennt, in Eile und unter zerstreuenden Geschäften gearbeitet zu haben. Ein kurzes Vorwort faβt die

befolgten strengen Grundsätze der Dichter, deren Verfahren mit dem der alten Sambographen ziemlich Schritt hält, übersichtlich zusammen. Hier nur ein paar Bemerkungen über Einzelheiten. Zu Hippon. fr. 13, 2 ist die in den Nachträgen gegebene Nachweisung eines *Ἀττάλης*, unehelichen Bruders des Alyattes und Bruders des Adramys doppelt dankenswerth, in so fern die Bücher nun Recht behalten und die S. 90 noch gestattete Verbindung aufgelöster Füße wegfällt. Zugleich ist dadurch die gemeine Annahme widerlegt, der Name sei makedonisch. Uebrigens steht ohne Zweifel die Stadt *Ἀττάλεια* in Lydien mit jenem Attales in Verbindung. Inzwischen entsteht nun ein schwer zu lösendes *ἀπόρημα*, wie es kommt, daß Hipponax das weltberühmte Denkmahl des Alyattes übergehe und ein völlig verschollnes des fast verschollnen Attales genannt habe? — Fr. 19 ist sicher nur vom Kallimachos, dem die Worte auch der bisher übersehene schol. Venetus Arist. Rann. 58 zuschreibt. Meineke will den Vers zugleich dem Hipponax vindicieren, weil die Metriker ihn als Muster eines Choliamben namenlos anzuführen pflegen. Sie brauchen aber lediglich diesen Kallimachischen Vers, weil der darin erwähnte Name des Erfinders der Gattung ihn auszeichnete. — Fr. 23, 4 war *βαμβάλυζω* zu schreiben: Bekker. Ann. 30, 25 *Βαμβάλυζειν τὸ ὑπὸ ῥίγους τρέμειν καὶ κρούειν τοὺς γομφίους*.

Unerwartet erscheint hinter Hipponax und Ananios Simonides von Amorgos mit dem Verse: *καὶ σαῦλα βαινῶν ἵππος ὡς κορωνίτης*, wofür die Kritiker *κορωνίης* emendiert hatten, um einen reinen Samben zu gewinnen. Meinekes Annahme, auch Simonides habe Skazonten gedichtet, ist nicht bloß ohne allen historischen Anhalt, sondern stößt



auf eine kaum begreifliche Weise die feste Tradition des ganzen Alterthums über den Haufen, dem Hipponax einstimmig als Erfinder gilt. In dem abgerissenen Stückchen ὄσπερ ἔγγελος κατὰ γλοιῶν wurde ich mich eher dazu verstehen, das letzte Wort iambisch zu messen, als darin einen weiteren Beleg Simonideischer Skazonten zu finden.

Die Choliamben des Kallimachos würde ich etwas anders geordnet haben, da ich noch immer überzeugt bin, daß Babrius seine Proömien nach dem Muster seines Vorgängers in choliambischen Fabeln gedichtet hat. So würde fr. 6. 7. 8 mit 1, 2 eng zu verbinden sein. Meinekes Idee, Kallimachos habe den Hipponax selbst aus der Unterwelt kommen und ihn anreden lassen, finde ich unbegründet, da die Verknüpfung von fr. 1, 2 mit 1, 1 äußerst problematisch ist. Fr. 2 scheint gleichfalls minder glücklich gedeutet und über fr. 17 ist gar nichts zu errathen. — Der p. 174 aufgeführte namenlose Vers scheint nicht zu den Choliamben zu zählen. Sertus schreibt ihn ausdrücklich einem Komiker zu: an Irrthum darf man dabei schwerlich denken, da er einen Euripideischen Vers dem des Komikers gegenüberhält. Der Vers scheint Parodie eines tragischen *Κέρδαιν'*, *Ὀδυσεῦ*, καὶ δίκαια κᾶδικα und ist wohl zu schreiben: *Κέρδαιν'*, *ἑταῖρε*, καὶ θέρους καὶ χεῖματος, worin zugleich durch die epische und tragische Verbindung (*χεῖματος οὐδὲ θέρους* Homer, *χεῖμα καὶ θέρους* Aeschylus) eine scherzhafte Erhabenheit bezweckt scheint. Endlich sei noch kurz erinnert, daß der ionische Dialect nicht durchgängig in seine Rechte eingesetzt ist. So war Hippon. 68 *κως*, 72 *μεν*, 80 *σεν*, 81 *μολοβρίζεω* herzustellen. In τὸ fr. LXXXV wird dem Hipponax ein Dorismus aufgedrängt, der bei Herodes II, 1 doch wenigstens überliefert

ist. Bei Asklepiades p. 152 führt auf das vermuthete "Οκου entschieden der von Meineke übersetzte Tzetzes Lyc. 315, wo die codd. "Ον και oder "Ο και, d. h. "Οκου, bieten. — Beim Herodes und Kallimachos haben sich sogar einige strenge Dorismen der Aufmerksamkeit der Kritiker entzogen oder sind von ihnen gar hineincorrigiert. So Herod. 1, 3 λωβῆται statt λωβεῖται, wie 4, 2 κῆν in κᾶν zu verwandeln ist. Und Call. 9, 3 mußte nicht κῆδίδαξε, sondern κἀδίδαξε geschrieben werden.

Am Hipponax hat sich kürzlich ein gelehrter Rec. meiner Beiträge mehrfach versucht. Einiges ist von ihm gut erinnert worden: es würde mehr sein, wenn nicht ungestüme Leidenschaftlichkeit seine Besonnenheit getrübt hätte. Ich will eine sehr künstliche Combination und die darauf basirte Annahme eines merkwürdigen Hipponaktischen Sambus gelassen prüfen, da sie, auf so gebrechlicher Grundlage sie ruht, doch manchen minder scharf nachprüfenden Leser berücken könnte. Ich hatte fr. 59, ich schmeichelte mir evident, so hergestellt: ἐγὼ δὲ δεξιῶ παρ' Ἀρήτην Κνεφαῖος ἐλθὼν ῥωδιῶ συνηλίσθην. Der Rec. mäkelte die Wortstellung: der Sprachgebrauch δεξιῶ ἐρωδιῶ sei ungewöhnlich. Meineke hingegen hat meine Emendation angenommen, s. fr. L, und den Sprachgebrauch erweist auf's Erwünschteste Meinekes schöne Entdeckung fr. LXII Ἐγὼ μὲν, ὃ Αεύνιππε, δεξιῆ σίττη ... Indem mein Rec. von meiner Erklärung und der Homerischen Musterstelle II. K, 274 eine ganz andere Anwendung macht, glaubt er, daß auch Hipponax eben jene listige Unternehmung der beiden Helden schilderte und entweder Odysseus oder Diomedes die Worte sprach: ἐγὼ δὲ δεξιῶς παρὰ Πῆσον κνεφαῖος ἐλθὼν ῥωδιῶ συνηλίσθην. (Mit dieser Conjectur fällt ja aber der

Homerische δεξιὸς ἔρωδιός weg: und was *συνη-  
λίσθη* ἔρωδιῶ heißen könnte, ist mir unklar).  
Doch solle das, sagt der Rec. selbst, nur ein Ver-  
such sein: die Beziehung auf die Dolonnia glaube  
er festhalten zu müssen: denn daß der Dich-  
ter diesen Stoff und zwar, wie es scheint, aus-  
führlich behandelt, ergebe sich aus den von mir aus  
Licht gezogenen Versen: Ἐπ' ἀρμάτων τε καὶ  
Θρηϊκίων πύλων Λευκῶν εἰοῦς κατ' ἔγγυς  
Ἰλίου πύργων Ἀθηναρίσθη Πῆσος, Αἰνειέων  
πάλλυς. Der erste Vers könne 'in seiner mon-  
strösen metrischen Composition' nimmermehr vom  
Dichter herrühren. Mit dem angeblichen Θρηϊ-  
κίων werde von mir δῆϊος verglichen: das sei ir-  
rig. — Dies ist Unwahrheit: S. 110 sagte ich:  
'In Θρηϊκίων ist ἦ verkürzt, wie in δῆϊος'\*).—

\*) Mein Rec. sollte aufhören, vor aller Welt mir  
baare Dummheiten anzudichten, um sich an würdelosem  
Hohn hinterdrein zu laben. Ein Beispiel. Ich sage S.  
116: 'Man schreibe *Καλησίππο*; derselbe Name kommt  
in kürzerer Form auf Inschriften vor, *Κλήσιππος* statt  
*Καλέσιππος* von *καλέω*, wie *Καλήσιππος* von *κάλημι*.'  
Statt dessen werde ich S. 182 in folgender Art geschul-  
meistert: 'Hier heißt es quot verba tot errores. Welche  
Beweise hat denn S. für das Futurum *καλήσω* (!)? und  
dies soll von *κάλημι* herkommen (!) wie *καλέσω* (!)  
von *καλέω*! und meint denn S. wirklich, daß jene Na-  
men von Futuris herkommen? Das heißt in der That  
von den Gesetzen organischer Wortbildung auch nicht die  
geringste Ahnung haben.' — Ich schrieb für Gelehrte. —  
Wie wenig der Rec. Grund hat auf seine Grammatik zu  
pochen — zu dem erborgten Witz von der Göttinger  
Grammatik kann man nur lächeln — verräth die ein-  
zige Erinnerung zu meiner Bemerkung, *μάνη* sei 'ein  
starkes Wort' — d. h. dem schwachen *μανία* gegenüber,  
wie *ἄσκη* gegen *ἄσκησις* —: 'Allein *μάνη* ist voll-  
kommen richtig gebildet.' Und nun Belehrung  
hinterdrein, wie sie für einen Gymnastasten dienlich sein  
mag. — Selbst auf das Allerharmloseste dehnen sich die

Ich hatte μετ' ἁρμάτων geschrieben, nach Anleitung der Ilias. Der Rec. 'konnte diese so genannte Emendation nicht begreifen, bis er S. 111 auf die Paraphrase stieß 'Mitten unter seinen Wagen und Rossen.' Das müsse aber μετ' ἁρμασιν καὶ ἵπποις heißen, 'wie die erste beste Grammatik zeigen könne.' 'Nach jener Emendation wären ja Rosse und Wagen auch mitermordet worden.' Folgen Witze. — Schon auf S. 110 hätte der Rec. sich unterrichten können, wie ich μετ' ἁρμάτων verstand. Die Ignoranz des Sprachgebrauchs, die sich mitten im Triumph verräth, ist bedenklich. Wer kennt nicht ein *Ἐρχοο νῦν συμφέονδε, μετ' ἄλλων λέξο ἑταίρων, μετὰ θυῶων πῖνε καὶ ἦσθιε, μὰ τὸν μετ' ἄστροων Ζῆνα?* — Weiter heißt es: 'Um es kurz zu sagen, Hipponax schrieb: *Ἐπ' ἁρμάτων καὶ Θρηκίων πῶλων λευκῶν Ἡιονέος κᾶτ' ἐγγυὸς Ἰλίου πύργων Ἀθηναρίσθη Πῆσος Αἰνειῶν πάλμυς.*' So schrieb Hipponax sicher nicht. Denn es ist eine widersinnige Art zu reden, von einem Subjecte etwas auszusagen und dieses selbst erst im folgenden Gliede nachrücken zu lassen. Wer redet so? 'Auf thrakischen Rossen des Cioneus: und nachgehends wurde Rhesos erschlagen.' Nun wird jeder Kenner zugeben, daß Hipponax von Rossen des Cioneus nur dann sprechen könnte, wenn sie im Epos geboten wären. 'Rhesos hatte vom Cioneus die Rosse erhalten' sagt der Rec. Der Beweis? Den findet er in II. K, 92 (soll heißen 435), wo Dolon sagt: *Ἐν δὲ σφιν Πῆσος βασιλεύς, πάϊς Ἡιονῆος τοῦ δὴ καλλίστους*

Unwahrheiten der Recension aus, auf die Citate. Nach S. 187 soll von vier Citaten aus Simonides nur eins richtig sein. Und sie sind es alle!

*ἰππους ἴδον ἡδὲ μεγίστους.* Natürlich hatte Dolon Rhesos Rosse gesehen. Der Rec. hat in seinem Eifer die Construction verfehlt. Mit Cio-neus Rossen verschwindet das monströse *κατα*. Hätte das die Glieder getrennt, so würde Tzetzes nicht über *λευκῶν* hinaus citiert haben, da er lediglich belegen will, daß Rhesos Rosse weiß waren. Denn wenn der Rec. sagt, Tzetzes 'führe aus einer längern *ὁῆσις* (?) nur den Schluß an, nebst dem kleinen Zusatze *καὶ ἐγγύς κτλ.*' so erfindet er das Wunderlichste. Den an sich unstatthafter Gedanken an eine längere *ὁῆσις* widerlegt die Erwähnung des Rhesos erst im letzten Verse: der Kleine, für Tzetzes Zweck völlig nutzlose Zusatz aber wäre ja dann länger als die Hauptsache selbst!

Nach Hipponax ist Rhesos König von Aenea. Nun sagt Tzetzes ad Lycophr. 424 *Καύης ὁ λάρος κατὰ Αἰνιάνας, ὡς φησι καὶ Ἰππῶναξ· Κίκων δ' ὁ παντάλητος ἄμμορος καύης.* Statt *Αἰνιάνας* verbessert der Rec. *Αἰνειέας* — wer *Αἰνειῶν* bei Hipponax schreibt, der sollte doch bei Tzetzes schreiben *Αἰνειῆς* — und er muthmaßt, daß eben jener Kikon mit König Rhesos von Aenea in Verbindung stand. So erkläre sich, wie man *καύης* als äneisches Wort bezeichnen konnte. — Die Schlußfolgerung des Rec. ist also diese: Ein Grammatiker nennt einen Ausdruck äneisch, weil er von einem ephesischen Dichter auf einen Seher angewandt ist, der dem König der Aeneer einmahl etwas gewahrsagt hat. Zu dieser Logik kenne ich nur ein Seitenstück. Mein Rec. vertheidigt in Simonides Danae *γαλαθηνῶ ἡθεῖ* als 'dem Charakter der Simonideischen Poesie am angemessensten, deren Grundzug eben das *ἡθεῖ* ist'!

— Uebrigens will Meineke *Αινιάνας* unangetastet wissen. Möglich. Aber *Μαίονας*, d. h. *Αυδούς*, scheint mir immer noch das Probabelste, vgl. 1, 2 *Μηρονιστὶ Κανδαῦλα*. Konnte nicht in einer den Grammatikern bekannten Stelle *καύης* ähnlich bezeichnet sein oder zu sein scheinen?

Zener Rikon nun, fährt der Rec. fort, 'ist wohl der thrakische Seher, der dem Rhesus sein Unglück verkündet hatte, wie auch Virgil sich auf diese Prophezeiung bezieht, Aen. I, 469.' Niemand berichtet, daß ein thrakischer Seher oder sonst wer dem Rhesus sein Unglück prophezeit habe. Die angezogenen Belegstellen sagen nur, Troja's Geschick habe von Rhesos's Koffen abgehungen: ut, si pabulo Troiano usi essent, vel e Xantho bibissent, Troia perire non posset. Oder: *χορημὸς ἰδόθη αὐτῷ, ὅτι εἰ αὐτὸς γεύσεται τοῦ ὕδατος καὶ οἱ ἵπποι αὐτοῦ τοῦ Σκαμάνδρου πίωσιν καὶ τῆς αὐτόθι νομῆς, ἀκαταμάχητος ἔσται εἰς τὸ παντελές*. Folglich ist es nichts mit dem Unglückspropheten. Dieser soll nach dem Rec. auch wohl mit dem Sponymus der Rikonen identisch sein, den die Alten freilich Sohn Apollon's nennen: 'nach Andern mochte er ein Sohn des Amythaon sein.' Ich habe erwiesen, daß Hipponax den von ihm verhöhnten Propheten Rikon, natürlich einen Zeitgenossen, in scherzhafter Weise Amythaoniden nannte, nämlich *κατ' ἀντίφρασιν*. Auch darin erfreut Meinekes Beistimmung fr. II.

So zeigt sich, daß total heterogene Elemente zu einem phantastischen Misch zusammengerrührt sind. Daß Hipponax nur in obigen drei Versen des jähen Falles des stolzen Thrakerfürsten und zwar in practischer Nuzanwendung gedachte, ist nach der Fassung der Worte wie nach der Art der Poesie

jedem Unbefangenen klar. Wie sollte auch ein ionischer Dichter dazu gekommen sein, die Dolonia in Choliamben zu bringen? Das hätte der Rec. überlegen sollen, anstatt daß er mich so gründlich über den Unterschied zwischen Archilochos und Hipponax Poesie in die Schule genommen hat. Denn der Unterschied ist ja schon aus gangbaren Lehrbüchern auch Denen bekannt, die sich nicht mit Vorliebe mit der Lyrik beschäftigt haben. Aber mein Rec. baut seine thrakischen Lustschlösser noch höher.

Seiner Vers vom Nilon stand *ἐν τῷ κατὰ Βουπάλου ἰάμβῳ*, 'was nach allem Anschein ein höchst ausgeführtes und eigenthümliches Gedicht war. Auf dieselbe Sage könnte sich recht gut auch fr. 1, was demselben Gedicht angehört, beziehen: "*Ἐβωσε Μαιῆς παῖδα, Κυλλήνης πάλμιν, Ἐρμῆ κυνάγχα, Μηονιστὶ Κανδαῦλα, φρωῶν ἑταῖρε, δευρό μοι σκαπαρδεῦσαι*, so daß Dolon bei seinem nächtlichen Streifzuge die Hilfe des Hermes anruft' u. s. w. Dolon fällt weg sammt dem nächtlichen Abenteuer. Die Voraussetzung, der acer hostis Bupalos habe nur einen Tambus gegen seinen Erzfeind geschleudert, liegt den Vorstellungen, die Andere vom Hipponax haben, sehr weit ab. Natürlich gab es eine Reihe von Tamben gegen Bupalos, die zum Theil schon durch das Metrum sich als verschiedene Gedichte ausweisen. Obenein citiert Lzkes fr. 1 *ἐν τῷ κατὰ Βουπάλου πρώτῳ ἰάμβῳ*, und auch in obigem Citat muß vor *ἰάμβῳ* sei es *ἄ* oder *β'* oder eine sonstige Zahl erloschen sein. Ist nun trotz alle dem an des Rec. Combinationen irgend mehr als ein triegerischer Schein, so liegt das jedenfalls 'über dem Gesichtskreis der vulgären Kritik und Gregese hinaus.'

Meineke hat fr. LXVI die drei Verse vom Rhesus

behandelt. Er weist den ersten Vers freilich genau eben so geschrieben (nur steht dort nicht ἀρμάτων, sondern ἀρμάτων) nach bei Ezehes Exeg. II. p. 78. — das dort erwähnte ἐπιβούκων ist wohl καταβούκων fr. LVIII, 1. — bemerkt aber mit Recht, Hipponax habe schwerlich ohne Noth Θρηκίων mit erster kurzer Silbe gebraucht. Daher schreibt er κἀπὶ — nur nicht dorisch κῆπὶ — Θρηκίων. In ὀείους sucht er ουθείς, was ich bis auf Weiteres annehme. Aber κάτεγγυς, das durch die beigebrachten Analogien nicht gehörig begründet scheint, wird er gewiß gern gegen folgende Herstellung aufgeben: Ἐπ' ἀρμάτων τε κἀπὶ Θρηκίων πώλων Λευκῶν ουθείς κοτ' ἐγγύς Ἰλίου πύργων κτλ.

Unter den 'wirklichen' Beiträgen des Rec. für Hipponax ist nur die 'corrupte Glosse des Hesychius Θεῦτιν· σκαράδιν. Ἰππῶναξ —' ein wirklicher oder wenigstens beinahe wirklicher Beitrag. Denn Harpocr. s. v. κύπασσις steht längst bei Welcker p. 40. und Delect. 9, 3 an seiner Stelle. Seine corrupte Glosse hätte aber der Rec. doch berichtigen sollen. Schon Jf. Bossius sagt kurz: 'Id est τεῦθιν'; und Hadr. Junius hat σκαρίδα erkannt. Nämlich τευθίδα wird ionisch θεῦτιν, wie κύθρη, κιδών und viele namentlich von Hesychius erhaltene Glossen, deren eine Menge Lobeck Paralipom. I, p. 47 zusammengestellt hat.

In einer angehängten 'Erklärung' soll dem Vernehmen nach — denn ich lese dergleichen nicht — mein Recensent einen famosus libellus geliefert haben. "Ἐγραψεν ἅσ' ἔγραψ'· ἐγὼ γὰρ οὐκ οἶδα. Auf wissenschaftlichem Boden wird niemals ausweichen

F. W. G.



# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

139. Stück.

Den 30. August 1845.

---

N e w - Y o r k ,

bei Appleton 1842 in Quart. Natural History of New-York. By Authority.

Dieses durch den Staat selbst veranlaßte und auf dessen Kosten gedruckte Werk besteht außer einer allgemeinen Einleitung aus 5 Abtheilungen: Zoologie von James E. De Kay, Botanik von John Torrey, Mineralogie von Lewis G. Beck, Geologie und Paläontologie von William W. Mather, Ebenezer Emmons, Gardner Vanuxem und James Hall. — Vor uns liegt die allgemeine 188 Seiten lange Einleitung von William H. Seward und der erste Theil der Zoologie unter dem besondern Titel: Zoology of New-York, or the New-York Fauna; comprising detailed descriptions of all the animals hitherto observed within the state of New-York, with brief notices of those occasionally found near its borders, and accompanied by appropriate illustrations. By James E. De Kay. Part I. Mam-

malia. Albany 1842. XIII und 146 Seiten nebst 33 Kupfertafeln in Quart.

Die Einleitung enthält eine höchst interessante Staatsgeschichte New-York's: Flächenraum 46,200 engl. □ Meilen mit 2,428,921 Einwohnern, von denen 2,378,890 freie Weiße, 50,027 freie Gefärbte, und 4 gefärbte Slaven; die wenigen Nachkommen der Urbewohner sind weder gezählt, noch genießen sie bürgerliche Rechte. Für den Unterricht sorgen außer der Universität New-York, deren med. Facultät etwa 400 Studierende zählt, 3 Collegien, worin Moral, Philosophie, Hebräisch, Griechisch, Latein, neuere Sprachen und Literatur, Naturgeschichte, Experimentalphysik, Chemie, Mathematik, analytische Mechanik und physikalische Astronomie, Rechtswissenschaft, Civilpolitik, Geschichte und Staatswissenschaft gelehrt wird, und eine Anzahl von Akademien (Gymnasien), deren Zahl im Jahre 1820 auf 30, im J. 1830 auf 55, im J. 1841 auf 127 und gegenwärtig, im J. 1842, auf 131 sich beläuft, und welche von 11,306 Schülern besucht werden. Außer diesen für das männliche Geschlecht bestimmten Lehranstalten, gibt es in den Städten Albany, Canandaigua, Poughkeepsie, Troy, Schenectady, Utica, Batavia, Rochester, New-York, Auburn, Le Roy, Fulton und Albion auch ähnliche Erziehungsanstalten für das weibliche Geschlecht (Female Academy), welche von 1570 Mädchen besucht werden, und deren Unterrichtsgegenstände sind: Arithmetik, Algebra, Botanik, biblische Alterthümer, Kallisthenie (die Kunst durch zweckmäßige Körperübungen die Stärke und Schönheit zu erhöhen), Chemie, Aufsätze, Kegelschnitt, Aesthetik (Criticism), Zeichnen, Sticken, Kirchengeschichte, französische Sprache, Geographie, Geologie, Geschichte, Logik, Musik, Mechanik, Minera-

logie, Naturgeschichte, Physik, Moral und Verstandesphilosophie, Zeichnen, Rhetorik und Technologie. Die Zahl der Gemeindeschulen beläuft sich auf fast 11,000. — Angehängt ist eine Note über das Pönitentiarssystem New-York's, namentlich über die Gefängnisse zu Auburn und Sing-Sing.

Die im Staate New-York lebenden Säugethierarten belaufen sich auf 73: *Didelphis virginiana* (in den gemäßigten Gegenden Nordamerikas, nicht östlich vom Hudsonfluß). *Vespertilio noveboracensis* (die gemeinste dortige Fledermaus); *V. pruinus*, *V. subulatus*, *V. noctivagans* (Weibchen viel größer als Männchen), *V. carolinensis*. *Condylura cristata* (macht sich Höhlen in nassen Gegenden, nahe der Oberfläche und bildet erhabene Aufwürfe wie der Maulwurf). *Scalops aquaticus* (Lebensart wie Maulwurf, kommt nicht bloß in der Nähe des Wassers vor; ob unser Maulwurf in Nordamerika lebt, wird von den meisten dortigen Zoologen verneint, jedoch sollen Exemplare aus Nordamerika in der Sammlung der zoologischen Gesellschaft in London sich befinden). *Sorex Dekayi*, *S. brevicaudus*, *S. parvus*, *S. Forsteri*, *S. carolinensis* (halten sich alle in der Nähe des Wassers auf und schwimmen sehr geschickt; mehrere neuere Zoologen haben geglaubt, echte Spitzmäuse kämen nur in der alten Welt vor). *Otiosorex* (dieses neue Genus unterscheidet sich von den Spitzmäusen durch große aus dem Fell vorstehende Ohren; Schneidezähne  $\frac{2}{2}$ , Backenzähne  $\frac{1}{8}$ ), *O. platyrhinus* (das kleinste Säugethier Nordamerikas, von 47 Gran Gewicht). *Ursus americanus* (der gelbe Bär von Carolina und der zimtbraune der nördlichen Gegenden sind Varietäten dieser Art; verfallen in den nördlichen Staaten 3—4 Monate in Wintererstarrung; in mehr südlichen Breiten ist

diese Erstarrung von kürzerer Dauer und tritt bei milden Wintern, wenn sie Futter finden können, gar nicht ein; wenn die Thiere wegen Nahrungsmangel im Herbst nicht fett sind, verfallen sie nicht in Winterschlaf, sondern wandern vielmehr südlich in wärmere Gegenden, — so hat man zahlreiche Schaaren aus den nördlichen Gegenden in den Staat New-York wandern sehen, welche nur aus abgemagerten Männchen oder Weibchen — ohne Jungen — bestanden; tragen 7 Monate und werfen 2 Junge; früher war das Bärenfleisch ein sehr beliebtes Nahrungsmittel in New-York, weshalb noch einer der Hauptmarktplätze den Namen Bärenmarkt führt). *Procyon Lotor* (in ganz Nordamerika, bis zu 60° N. B. vorkommend; ob unser Dachs in Nordamerika einheimisch ist, ist sehr zweifelhaft, *Meles labradoria* ist ihm aber sehr ähnlich); *Gulo Iuscus*; *Mephitis americana*; *Mustela canadensis*, *M. Martes* (ob dieses Thier mit unserm Baummarder ganz übereinstimmt ist noch zweifelhaft), *M. pusilla*, *M. fusca*. *Putorius noveboracensis*, *P. Vison*. *Lutra canadensis* (früher sehr häufig, jetzt sehr selten). *Canis familiaris*. *Lupus occidentalis* (im Vergleich zum europäischen Wolf ist der Körper stärker, die Extremitäten kürzer, die Schnauze dicker und stumpfer, früher sehr häufig, jetzt selten). *Vulpes fulvus* (wurde früher mit dem europ. Fuchs für identisch gehalten), *V. virginianus*. *Felis concolor* (kommt von New-York bis Süd-Paraguay vor; vielleicht ist der nordamerikanische Cugar vom südamerikanischen specifisch verschieden. Die eigentliche wilde Kaze kommt in Nordamerika nicht vor). *Lyncus borealis* (der canadische Luchs ist auf 66 — 43° N. B. beschränkt, schwimmt sehr gut und oft weite Strecken); *Lyncus rufus*. *Phoca concolor*. Stem-

matopus cristatus. *Sciurus leucotis* (daß virginische Eichhörnchen ist sehr gemein, selten hat man es in großen Truppen Wanderungen antreten sehen, so z. B. im Herbst 1808 in der Nähe von Albany; an verschiedenen Stellen durchschwammen sie zwischen Waterford und Saratoga den Hudson; sie schwammen ungeschickt und tief, Körper u. Schwanz unter Wasser; viele ertranken, und diejenigen, welche das entgegengesetzte Ufer glücklich erreichten, waren so durchnäßt und abgemattet, daß sie leicht mit Knütteln erschlagen werden konnten; die Wanderung erstreckte sich in diesem Falle nicht weiter als bis zu den Gebirgen von Vermont; ein allgemeiner Nahrungsmangel soll Ursache solcher Wanderungen sein); *Sc. vulpinus*, *Sc. niger*, *Sc. hudsonicus*, *Sc. striatus*. *Pteromys volucella*. *Arctomys monax* (hält einen Winterschlaf, verschließt aber zuvor sorgfältig den Eingang zu seiner Höhle von innen). *Meriones americanus* (springt 10—12 Fuß weit). *Castor Tiber* (auch nach des Wfs Untersuchungen unterscheidet sich der amerikanische Biber durchaus nicht vom europäischen). *Fiber zibethicus*. *Hystrix hudsonius* (kommt bis zum 67° N. B. vor). *Mus decumanus* (die Wanderratte ist während der Revolutionskriege nach Nordamerika gekommen); *M. Rattus* (auch aus Europa eingeführt und in Amerika wie bei uns jetzt sehr selten); *M. americanus* (vielleicht von den vorhergehenden nicht verschieden); *M. Musculus* (von Europa eingeführt und jetzt bis in die westlichsten Staaten verbreitet); *M. leucopus* (sehr verwandt mit *M. agrarius*). *Arvicola riparius*, *A. rufescens*, *A. hirsutus*, *A. oneida*, *A. alborufescens*; *A. xanthognatus*. *Lepus nanus* (der amerikanische graue Hase ist dem unsrigen sehr ähnlich, er hält sich fast nur in offenem Felde, nicht in Wäldern auf); *L. americanus* (wohnt nur in

Wäldern). *Sus scrofa* (zahn von Europa eingeführt; der Staat New-York produciert jährlich 1,900,065 Schweine, die vereinigten Staaten aber 21,000,000, also mehr als in ganz Europa gefunden werden). *Equus Caballus* (die jährliche Production der Pferde und Maulesel in New-York ist 474,543). *E. Asinus* (wird hauptsächlich zur Mauleselzucht benutzt). *Bos taurus* (die jährliche Production an Rindvieh in dem Staate New York beläuft sich auf 1,911,244 Stück); *Ovis Aries* (die Schafe sind ursprünglich aus Holland eingeführt; der Staat New-York produciert jährlich 5,118,777). *Cervus virginianus* (erstreckt sich nicht bis Canada). *C. Alces* (das europäische und amerikanische Elenn sind nicht specifisch verschieden). *Elaphus canadensis*. *Rangifer Tarandus* (das gegenwärtige Vorkommen des Rennthiers in New-York ist zweifelhaft, wahrscheinlich kommt es südlicher als Quebeck nicht vor); *Balaena mysticetus*. *Physeter macrocephalus*. *Rorqualus rostratus*. *R. borealis*. *Globicephalus melas*. *Phocaena communis*, *Ph. orca*. *Delphinus Delphis*.

Wir wollen wünschen, daß das Werk bald vollständig sein möge. Berthold.

### S t. P e t e r s b u r g.

1843. Verhandlungen der Russisch-Kaiserlichen Mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg. Jahr 1843. 131 Seiten in Octav. Mit vier lithographierten Tafeln.

I. Uebersicht der Lagerungs-Verhältnisse der Gebirgsformationen des westlichen Theils des Gouvernement Drenburg von Major Wangenheim von Qualen. S. 1—58. Die wichtigste Abhandlung in dem

vorliegenden Bande, und der Vorläufer eines von dem Verfasser beabsichtigten, ausführlichen Werkes über die westuralische Kupfererzhaltige Gebirgsformation. Ueber das Alter derselben sind bekanntlich sehr verschiedene Meinungen geäußert worden. Bald hielt man sie für einen Repräsentanten der Steinkohlenformation; bald glaubte man darin bunten Sandstein oder Keuper zu erkennen; bis aus den Untersuchungen von Schtschurowsky, Murchison und Berneuil hervorzugehen schien, daß jenes weit erstreckte Gebilde, welches auf Bergkalk gelagert, und im Süden und Westen von der Juraformation und der Kreide bedeckt ist, für Todt= liegendes und Zechstein anzusprechen sei. Der Vf. zeigt, daß die scharfe Sonderung dieser Gebilde in petrographischer Hinsicht und in der Vertheilung der Petrefacten, wie sie in anderen Gegenden wahrgenommen zu werden pflegt, in der westuralischen Formation sich nicht findet, und glaubt in den unteren Sandsteinen, vom rothen bis zum grauweißen, leberbraunen Thon= und Lettenmergel, nebst allen untergeordneten Gebirgsarten der unteren Gruppe, so wie auch in den grauen Mergeln der mittleren Gruppe, nur eine einzige, gleichzeitige Ablagerung zu erkennen, die er für ein durch besondere Eigenthümlichkeiten ausgezeichnetes Aequivalent des Zechsteins hält.

II. Zwei neue Orthis=Arten aus dem Silurischen Kalksteine bei Pawlowsk und Pulkowa von Dr S. Kutorga. S. 59—65. Die hier beschriebenen und auf der 3. Tafel abgebildeten neuen Petrefacten=Arten sind: Orthis Strogonowii, nach dem Präsidenten der Gesellschaft, Grafen Alexander Grigoriewitsch Strogonow benannt, und Orthis tumida.

III. Oligoklas aus Finnland von A.

**Chodnew.** S. 66—69. Das Fossil, von welchem hier eine Analyse geliefert worden, ist dasselbe, welches von Nordenfkiöld in dem Bidrag till närmare Kännedom af Finlands Mineralier och Geognosie pag. 4 als rother Albit von Skogböhle,  $\frac{3}{4}$  Meile von Kimitto's Kirche, beschrieben worden. Die gefundene Zusammensetzung entspricht ziemlich genau der von Berzelius für den Oligoklas aufgestellten Formel. Die Angabe des specifischen Gewichtes zu 3,630—3,632 ist vermuthlich ein Druckfehler, statt dessen 2,630—2,632 zu setzen sein dürfte.

**IV.** Ueber das Russische Riesen=Goldgeschiebe von Alexander v. Ofsersky, Berg=Ingenieur=Major. S. 70—84. Das in diesem Aufsatz beschriebene und auf der 4. Tafel abgebildete colossale Goldgeschiebe wurde am 26. October 1842 in den goldhaltigen Alluvionen von Zarewo=Alexandrowsk im Bergbauverwaltungs=Bezirk von Slatoust am Ural gefunden. Es wiegt 2 Pud 7 Pfund 92 Solotnik.

**V.** Chemische Analyse des Bittersalzes vom Kaukasus von A. v. Ofsersky, Berg=Ingenieur=Major. S. 85—97. Das Salz wurde bei dem Baue einer Bergstraße, etwa 90 Werste von der Festung Tjemnoless am Flusse Kuban gefunden, wo es in einem Kalkstein vorkommt. Es ist ziemlich reines Bittersalz, indem außer den wesentlichen Bestandtheilen desselben nur ein geringer Natrongehalt darin vorhanden ist.

**VI.** Bemerkungen über das Otkrelith von Major A. v. Ofsersky. S. 98—101. Die Bemerkungen betreffen nur die Formel, durch welche die chemische Zusammensetzung des Otkreliths nach den Resultaten der von Damour angestellten



Analysen auszudrücken sein dürfte. Die gewählte Formel stimmt mit der von Kammelsberg aufgestellten (1. Supplement zu dem Handwörterb. S. 110) überein.

VII. Bemerkungen über einige farbigen Steine des Altaigebirges und Nachricht über eine neue Lagerstätte von Milchquarz in Rußland. Von A. v. Sferfsky. S. 102—111. Lothrohrversuche ergaben, daß die Färbung des Milchquarzes aus den Steinbrüchen von Bjelorezk von Titan herührt, worin also diese Quarzabänderung mit dem bairischen Rosenquarz übereinstimmt, dessen Tingtangehalt bekanntlich durch Fuchs zuerst nachgewiesen worden.

VIII. Linseit aus Orrijärwi in Finnland. Von A. Komonen. S. 112—114. Die Bestimmung der Krystallisation ist, wie die ganze Beschreibung, unvollkommen. Die Bestandtheile sollen sein: Kieselsäure 47,50 Thonerde 35,29 Eisenorydul 7,03 Talkerde 3,56 Wasser 6,62. Worauf sich der Name Linseit bezieht, ist nicht angegeben.

IX. Bemerkungen zu den Analysen des Uwarowits und des Leuchtenbergits. Von A. Komonen. S. 115—118.

Die drei letzten Mittheilungen in diesem Bande betreffen die mineralogische Gesellschaft zu St. Petersburg.

### Z ü r i c h,

bei Meyer und Zeller 1844. Ueber die Pacinischen Körperchen an den Nerven des Menschen und der Säugethiere von J. Henle u. N. Kölliker.

Den Verfassern verdanken wir die Einführung und weitere Verfolgung einer interessanten und für die Zukunft vielleicht wichtigen Entdeckung des italienischen Arztes Philipp Pacini. Dieser Arzt fand schon in den dreißiger Jahren an den Nerven der Hand kleine, elliptische, weißliche Körperchen, die er damals für verhärtetes Zellgewebe hielt und nicht weiter verfolgte. Später nahm er die Untersuchungen wieder auf, fand den constanten Zusammenhang der Körperchen mit den Nerven, wies sie in der Fußsohle nach und fand sie sehr vereinzelt auch an anderen Stellen des Körpers.

Gleichzeitig und unabhängig von Pacinis Entdeckung fanden auch Andral, Camus und Lacroix im Jahre 1833 diese Körperchen, hielten sie aber für Gebilde, die mit dem Nerven in keinem näheren Zusammenhange stehen, sondern nur durch Zellstoff ihm angeheftet sind.

Die Verff. geben eine ausführliche Uebersicht der bisherigen Leistungen, woraus hervorgeht, daß Pacini einer richtigen Erkenntnis derselben schon recht nahe gekommen ist. Da aber der Zusammenhang mit dem Nervensystem erst durch unsere Verff. vollkommen herausgestellt ist, so gehen wir, mit Hintansetzung des historischen Details, gleich zu ihrer Beschreibung über.

Die Pacinischen Körperchen fanden sich: beim Menschen, Hunde, Kaze, Ochsen, Schafe, Ziege, Schweine, Affen. Sie fehlen bei den Vögeln, Amphibien und Fischen. — Die Körperchen stehen im unmittelbaren Zusammenhange mit den Nerven. Beim Menschen fanden sie sich (vom 1. bis 80. Lebensjahre) ohne Ausnahme an den Hauptnerven der Handfläche und Fußsohle; nicht an den Muskelnerven. An andern Stellen sind sie unbe-

ständig und vereinzelt aufgefunden; am plexus epigastricus und den davon ausstrahlenden Nerven fanden sie Pacini und unsere Verff.; ob beständig ist nicht angegeben. Dagegen finden sie sich beständig im Mesenterium der Kaze. Bei den andern Thieren, die Kaze eingeschlossen, finden sie sich an den Sohlen, doch nicht so beständig wie beim Menschen, da sie z. B. an einer einzelnen Extremität gänzlich fehlen können. Sie sind schon im Embryo vorhanden und bei einer menschlichen Frucht von 22 Wochen von den Verff. nachgewiesen.

Die Zahl und Gruppierung der Körperchen ist ziemlich unregelmäßig, doch stehen hierüber, weil sie schwer zu präparieren sind, die Resultate noch nicht fest. Beim Menschen zählten die Verff. von 150—350 an einer Extremität; im Mesenterium der Kazen von 50—200. Sie liegen entweder einzeln oder zu 2 und mehreren zusammen.

Die Körperchen sind ovale oder mehr oder weniger gebogene, vielfach in einander eingeschachtelte Hüllen, welche, im ausgebildeten Zustande, einander nicht berühren, sondern durch eine Flüssigkeit von einander getrennt sind. Nur am einen Ende, welches man wegen der eintretenden Nerven das centrale nennen kann, sitzen diese Hüllen an einem mittleren, cylindrischen Theile fest, einer Fortsetzung des Stieles, welcher die eintretende Nervenfasern in sich fuhr. Die Anzahl solcher in einander geschachtelten Kapseln ist verschieden, wird aber bei größeren Körperchen bis zu 60 gefunden. Sie laufen an der äußeren Partie des Körperchens der äußeren Oberfläche parallel, während sie, je mehr sie sich der Mitte nähern, einen mehr gestreckten Verlauf annehmen und endlich in der Mitte einer mehr oder weniger cylindrischen, am

peripherischen Pol geschlossenen Raum einschließen. Da die der A<sub>2</sub>e näher liegenden Schichten durch ihren geraderen Verlauf, ihre größere gegenseitige Annäherung und ihr Ansehen sich etwas von den äußeren unterscheiden, theilen die Verff. das Körperchen in ein System der innern und der äußern Kapseln, geben jedoch zu, daß eine Grenze zwischen beiden eigentlich nicht zu ziehen sei. Das Vorhandensein einer Flüssigkeit zwischen den gesonderten Kapseln erweist sich leicht beim theilweisen Durchschneiden der Körperchen, wobei sich auch herausstellt, daß die Kapseln überall frei sind und sich abziehen lassen, den Stielfortsatz ausgenommen, dem sie adhärireren. Dieser Fortsatz rührt von einem Stiele her, durch welchen die Körperchen mit den Nerven in Verbindung stehen. Vom Neurilem des Nerven ausgehend und nur eine einzelne Primitivfaser in sich führend, verläuft dieser Stiel eine kürzere oder längere Strecke bis zu dem Pacinischen Körperchen, an welches er sich, nachdem er meistens unmittelbar vorher eine scharfe Biegung gemacht hat, in der Art anschließt, daß seine Fasern zum Theil in directer Verlängerung in die Kapseln übergehen, der übrige, conisch verzüngte Theil aber mit dem darin eingeschlossenen Nerven als Stielfortsatz bis zu dem centralen Raum des Körperchens vordringt und daselbst entweder sich in das System der innersten Kapseln auflöst oder ringförmig von denselben umfaßt wird. Die Untersuchungen haben noch nicht mit vollkommener Klarheit das Verhältniß des Stieles zu den Kapseln erkennen lassen.

Das Wesentlichste und Bedeutendste dieses ganzen Gebildes scheint aber die Nervenfasern zu sein, welche in dem Stiele zum Körperchen gelangt, in

den Raum der centralen Kapsel eindringt und darin regelmäßig frei endet. Im Stiele und Stielfortsätze ist die Nervenfasern durchaus den gewöhnlichen Spinalnervenfaser ähnlich, beim Menschen  $\frac{1}{166}''$  —  $\frac{1}{125}''$ , bei der Katze  $\frac{2}{27}''$  —  $\frac{1}{129}''$  im Durchmesser, vollkommen cylindrisch, mit dunkeln, nach einiger Zeit oft varikösen Conturen. Beim Eintritt in die centrale Kapsel aber ändert sich das Ansehen der Faser plötzlich, und sie erscheint entweder als ein gleichförmiger blasser Streifen von der früheren Breite, oder als ein schmaler Streif von nur  $\frac{1}{1000}''$  Breite und dunklerem Ansehen. Beim Rollen des Körperchens zeigte sich, daß diese Verschiedenheit von der Abplattung der Faser herrühre. Diese plötzliche Abnahme der Stärke der Faser führte die Verff. auf die Annahme, daß hier nur der s. g. Axencylinder von Purkinje in den centralen Raum eindringe und daselbst endige, eine Annahme, welche sie nicht unbedingt vertheidigen, aber auch nicht für unwahrscheinlich zu halten scheinen.

(Ich muß gestehen, daß mir nach meinen Untersuchungen diese Annahme nicht wahrscheinlich hat werden wollen, da ich den eintretenden Nervenfasern mehrmals schon in ziemlicher Entfernung vom Körperchen in derselben Stärke erkannte, welche er im Centralraum des Körperchens hatte. So einmal bei einem Körperchen aus der Handfläche  $\frac{1}{4}''$  vor dem Eintreten von veränderlicher Breite zwischen  $\frac{1}{450}''$  —  $\frac{1}{280}''$ ; dieser Faden verlief in einem Bündel von Knötchenfibrillen, und es zeigte sich nichts, was auf das Vorhandensein einer Spinalnervenfaser, deren Axencylinder dieser Faden hätte sein können, zu schließen berechtigt hätte. Im Mesenterium neugeborener Katzen liegen zu-

weilen die Körperchen in einiger Entfernung von den Gefäßen so frei in der glashellen Membran, daß eine Beobachtung der dahin verlaufenden Nervenfäden sehr leicht ist; man kann sie zuweilen 1 Linie weit verfolgen. Auch hier sah ich die Nervenfäden meistens nicht viel breiter, als sie sich im centralen Raume des Körperchens zeigen, nämlich an den Stellen, wo nicht variköse Aufstreibung ihre Gestalt verändert hatte, in einer Stärke von  $\frac{1}{500}''$  —  $\frac{1}{800}''$ . Daß nicht bloße Nrencylinder Linien weit für sich verlaufen, glaube ich annehmen zu dürfen, und da uns auch anderweit Nervenprimitivfasern von so geringer Stärke bekannt sind, halte ich es für einfacher, die Faser im centralen Raume als feine, aber vollständige Nervenprimitivfasern anzusprechen. (Ref.)

Sehr regelmäßig sahen die Verff. die Nervenfasern im Innern der centralen Kapsel endigen und zwar entweder einfach, oder gabelig getheilt, immer mit einer mehr oder weniger bemerklichen Knopfförmigen Anschwellung. Das histologische Gewebe, aus welchem die Kapseln bestehen, ist Bindegewebe mit Kernresten und eingestreuten, in Essigsäure unlöslichen Fasern, wie sie in der lamina fusca etc. vorkommen.

(Im System der äußern Kapseln fand ich beim Menschen regelmäßig elastische Fasern. Ref.)

Die Fasern sind in zwei Lagen sehr regelmäßig geordnet, so daß am innern Theile jeder Kapsel die Fasern nach der Richtung der Axa, an der äußern Fläche quer, also kreisförmig, verlaufen. An der Innenfläche der Longitudinalschicht zeigen sich die Kernreste häufig und sehr deutlich.

Die Größe der Pacinischen Körperchen ist verschieden. Bei einem 5monatlichen Fötus  $\frac{1}{10}''$  bis

$\frac{1}{2}$ ''' . Bei Neugeborenen  $\frac{1}{3}$ ''' . Bei Erwachsenen gegen 1''' ; einmahl fand sich eins von 2''' Länge. Zu bemerken ist, daß bei Neugeborenen noch die Kapseln, ohne dazwischenliegende Flüssigkeit aneinander grenzen; erst später erweitern sich die spatia intercapsularia und füllen sich mit Flüssigkeit.

Die bisher beschriebene Form ist im Allgemeinen die vorherrschende, doch finden sich auch manche Abweichungen in der Gestalt, der Anordnung der Kapseln, im Eintreten und Verlaufe der Nervenfibrille, — Abweichungen, die sich schwer in wenigen Worten beschreiben lassen, und für welche wir auf die gründliche und treffliche Arbeit unserer Verfasser selbst verweisen müssen, wo Alles auf das klarste beschrieben und durch Zeichnungen verfinnlicht ist.

Nun noch ein Wort über die Bedeutung der Pacinischen Körperchen. Cruveilhier, Andral und Blandin hielten sie für pathologische Producte. Unsere Verfasser erklären sich gegen diese Annahme, indem sie mit Recht hervorheben, daß keinerlei pathologischem Producte ein so regelmäßiges Vorkommen eigen sei. Da die Körperchen sich schon beim Fötus finden, müßten sie ein Fehler der ersten Bildung sein, und was sollte diesen Fehler grade in den Händen und Füßen oder im Mesenterium veranlassen? Warum sollten regelmäßig die Muskelnerven davon ausgeschlossen sein? — Als Ganglien sind die Körperchen gleichfalls nicht aufzufassen, da wohl Nerven in sie hineintraten, aber keine hinaus, wenigstens in der Regel nicht. — Pacini, welcher viel über die Bedeutung seiner Körperchen gegrübelt zu haben scheint, weiß sie mit nichts besser zu vergleichen, als mit den elektrischen Organen des Bitterrochen,

da beide aus einzelnen, durch Wasser getrennten, Schichten bestehen. Da auch unsere Verf. ihnen keine andere Bedeutung mit einiger Wahrscheinlichkeit zuzuschreiben wissen, so weisen sie diese Hypothese nicht ganz von der Hand. Dabei erinnern sie an die bekannte Elektrizitätsentwicklung der Katzen, zusammentreffend mit der großen Zahl der Pacinischen Körperchen bei diesen Thieren, — aber wohl nur im Scherz, denn was sollten wohl diese Mesenterialkörperchen mit der elektromotorischen Eigenschaft der Katzenhaare zu schaffen haben, die sich nach dem Tode noch erhält? (Katzenhaarelektroskop). Vielleicht so viel als die Seidenraupe mit der Eigenschaft der Seide und coccus ficus mit der des Schellaks. Uebrigens haben die Verf. die obige Hypothese auf experimentellem Wege geprüft, indem sie die Pacinischen Körperchen zweier lebender Katzen auf freie Elektrizität untersuchten, ohne ein Resultat zu erhalten.

Müssen wir uns somit vorläufig begnügen, über die Bedeutung der neuentdeckten Körperchen nichts zu wissen, so müssen wir doch die Arbeit unserer Verfasser als eine vortreffliche anatomische Untersuchung dankbar anerkennen und uns dadurch anleiten lassen, den betretenen Weg sorgfältig zu verfolgen. Die Verbreitung der Körperchen ist gewis größer, als man sie bis jetzt gefunden hat. Wie lange hat es nicht gedauert, bis man die Topographie der Schweißdrüsen vollständig kennen gelernt hat? Auch sie traten zuerst in der Handfläche und Fußsohle auf!

D. Kohlrausch.

---